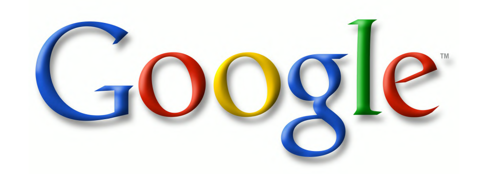
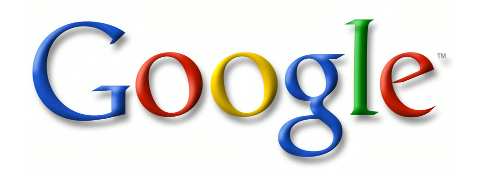
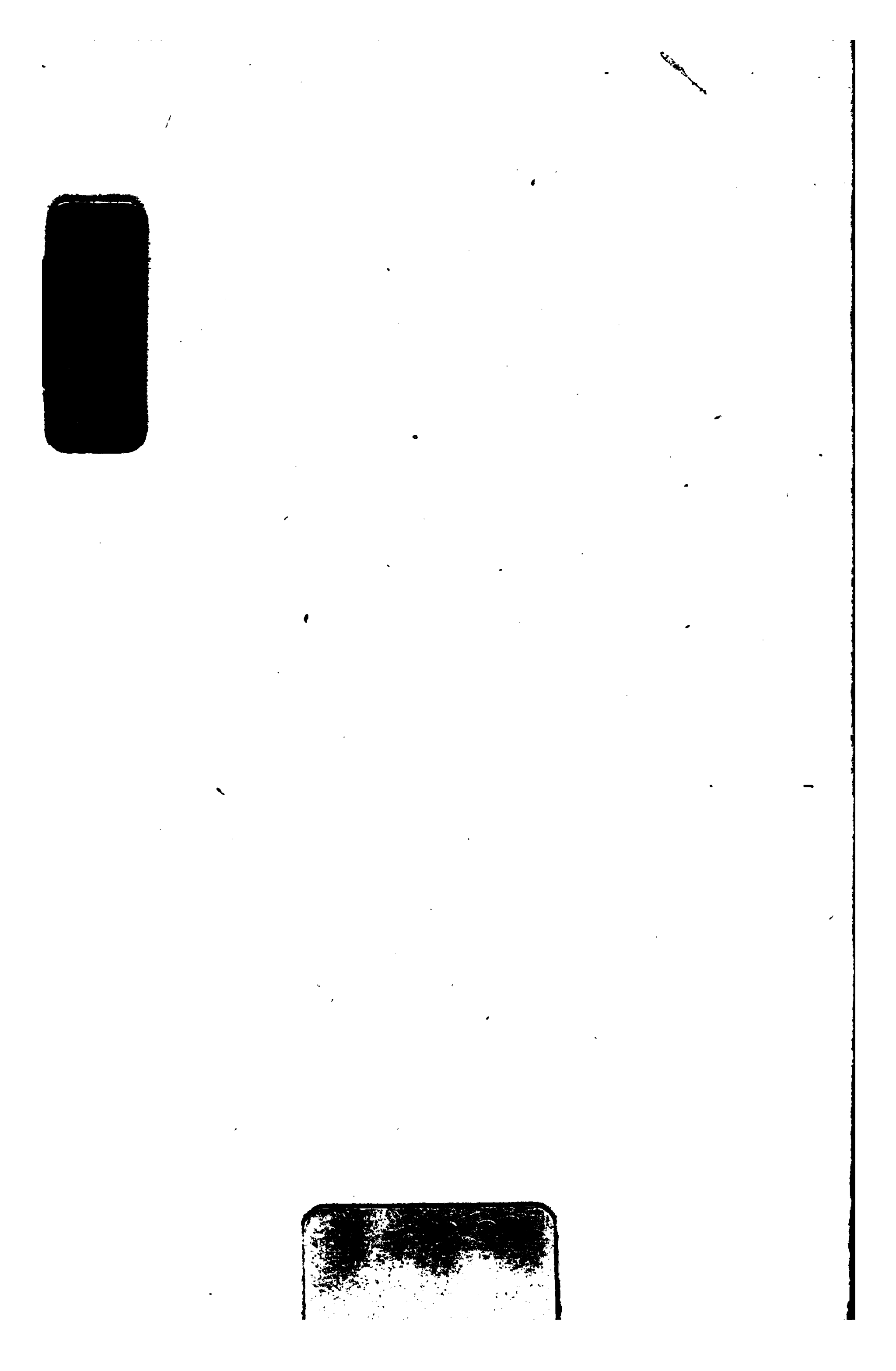






Geschichte

des

Deutschen Zeitungswesens

von den ersten Anfängen
bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches

von

Ludwig Salomon.

Erster Band.
Das 16., 17. und 18. Jahrhundert.



1900.
Oldenburg und Leipzig.
Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.
A. Schwartz.

Vorwort.

Mit der vorliegenden Darstellung wird zum erstenmale eine vollständige Geschichte der Entwicklung des deutschen Zeitungswesens dargeboten.

Auf den ersten Blick wird es wunder nehmen, daß ein solches Buch so lange auf sich hat warten lassen, sind doch die Zeitungen für unser Kulturleben seit mehreren Jahrhunderten schon von großartiger Bedeutung; zudem neigt unsere Zeit zu historischen Forschungen. Welche Unmasse von Litteraturgeschichten giebt es nicht!

Wenn man dann aber dem Thema näher tritt, das ungeheuere, schier endlose Trümmerfeld überblickt, das die Zeitungslitteratur bildet, wenn man bei seinen Nachforschungen erfahren muß, daß zahllose journalistische Unternehmungen, bisweilen sogar die Arbeiten mehrerer Generationen, ganz spurlos versunken sind, wenn man sieht, daß die Zeitungen einer ganzen Epoche, die des dreißigjährigen Krieges, durch einen emsigen Forscher sozusagen erst wieder neu entdeckt werden mußten, und wenn man außerdem noch die ungeheuere Masse von nichtigen und flüchtigen Erscheinungen auf dem Gebiete des Zeitungswesens überschaut, die beständig den Weg des Forschers hemmt, so kann man sich eines gewissen Grauens nicht erwehren. Beklommen hat sich denn auch wohl mancher, der dieses Feld der Litteraturgeschichte einmal betrat, wieder von ihm abgewendet; er ist zurückgeschreckt vor einem Gebiete, auf dem sich der Schutt der Jahrhunderte an vielen Stellen schon undurchdringbar gehäuft hat.

Und dennoch wird sich keiner, der es jemals unternahm, zu dem so mannigfaltigen und so weitverzweigten geistigen Leben, das aus diesen vergilbten und vermoderten Blättern spricht, hinabzusteigen, jemals wieder von dem Zauber der geheimnisvollen Mächte, die hier wirkten und unter den verschiedensten Formen in die Erscheinung traten, ganz los machen können. Denn eine ganz neue Seite unseres Kulturlebens eröffnet sich hier, und die großartige Bedeutung der Presse tritt immer überzeugender hervor. Alles, was seit dem Zeitalter der Reformation das deutsche Volk bewegt hat, spiegelt sich scharf und bis ins einzelne hinein in den Zeitungen wieder. Aus der

schlichten Meldung, die anfangs nur einfach mitteilt, spricht nach und nach der Wunsch, die Befürchtung, dann die Absicht, zu überzeugen, und schließlich der Wille, der verlangt, die öffentliche Meinung, die da zwingt, und in umfassender Weise kommen nun in den Zeitungen alle die geistigen Mächte zum Ausdruck, die auf die Entwicklung der Kultur bestimmend einwirken.

Den ersten Gedanken, das Emporwachsen des Zeitungswesens zu schildern, hatte Johann Samuel Ersch, der verdienstvolle Mitherausgeber der „Allgemeinen Encyklopädie der Künste und Wissenschaften", allein sein Plan gelangte nicht zur Ausführung. Darauf versuchte J. von Schwarzkopf zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in verschiedenen kleinen Bändchen Nachrichten über die deutschen Zeitungen zu sammeln, aber er kam über den Dilettantismus nicht hinaus. Kritiklos nahm er über das ältere Zeitungswesen allerlei Angaben auf, die offenbar falsch sind, und auch bei den Blättern seiner Zeit ist er nicht zuverlässig. Sodann ruhte die Geschichte des deutschen Zeitungswesens wieder vollständig, bis der Litterarhistoriker Robert Prutz an die Aufgabe herantrat. Er brachte den historischen Sinn, ein reiches Wissen und eine frische Begeisterung für seine Arbeit mit; er war auch der erste, der die wirkliche Bedeutung des Zeitungswesens erkannte. „Der Journalismus stellt sich als das Selbstgespräch dar, das die Zeit über sich selber führt", schrieb er. „Er ist die tägliche Selbstkritik, welcher die Zeit ihren eigenen Inhalt unterwirft, das Tagebuch gleichsam, in welches sie ihre laufende Geschichte in unmittelbaren, augenblicklichen Notizen einträgt. Es versteht sich von selbst, daß die Stimmungen wechseln, daß Widersprüche sich häufen und Wahres und Falsches ineinanderläuft; aber immerhin, das Wahre wie das Falsche, hat einmal seine, wenn auch nur teilweise, nur scheinbare Berechtigung gehabt; es ist immerhin ein Erlebtes und, in seiner Irrtümlichkeit selbst, ein Moment unserer Bildung, mithin auch ein Moment unserer Geschichte".

Das Prutzsche Werk gedieh aber nicht über den ersten Teil hinaus, der 1845 in Hannover erschien; es reicht nur bis zu Thomasius und verliert sich dort schon in eine Breite, die ahnen läßt, daß der Verfasser aus dem Geleise geraten ist.

Mittlerweile sind dann verschiedene wertvolle Studien, wie die von Graßhoff (über die geschriebenen Zeitungen), Stieve (über die Relationen), Opel (über die Zeitungen des 30jährigen Krieges), Milberg (über die moralischen Wochenschriften), Zenker (über die Wiener Journalistik) und eine Anzahl Monographieen, z. B. von der „Leipziger Zeitung", der „Allgemeinen Zeitung", der „Magdeburgischen Zeitung", der „Schlesischen Zeitung", der „Kölnischen Zeitung", dem „Hannoverschen Courier", dem „Schwäbischen Merkur", dem „Kladderadatsch", sowie eine große Menge von Abhandlungen über die verschiedensten Seiten des Journalismus erschienen. Dadurch ist besonders über die Anfänge des Zeitungswesens ein ganz neues Licht ver-

breitet worden, und daher hat sich nunmehr auch die Prutzsche Darstellung als außerordentlich lückenhaft erwiesen.

So erachtete ich denn den Zeitpunkt für gekommen, diese mancherlei neuen Bausteine zusammenzufassen und mit den Ergebnissen meiner eigenen Studien zu einem Ganzen zu vereinigen. Inwieweit mir das gelungen ist, mag der Leser selbst entscheiden. Bemerkt sei nur, daß ich von Anfang an bestrebt war, ein lesbares Werk zu schaffen. Vor allem lag es mir daran, den ungeheuern Stoff klar zu gruppieren; es war dies für mich eine der schwersten Aufgaben. Sodann war ich stets bemüht, die Menge der zu betrachtenden Zeitungen möglichst zu beschränken, damit nicht die Übersicht durch Minderwertiges erschwert werde und das Buch nicht zu sehr anwachse. Aus diesem Grunde ging ich auch nicht über die Zeitungen Deutschlands und Österreichs hinaus, so sehr es auch locken konnte, die schweizerische, deutsch-russische und deutsch-amerikanische Presse in den Kreis der Betrachtung zu ziehen.

Auch bei den biographischen Mitteilungen habe ich mich in ganz bestimmter Weise beschränkt. Bei weltbekannten Männern, wie Goethe, Wieland, Schiller, Schlegel etc., glaubte ich von der Anführung von Lebensdaten vollständig absehen zu sollen; bei den weniger Bekannten hielt ich mich in möglichst engen Grenzen.

Der zunächst hier vorliegende Band führt vom Beginn des Zeitungswesens bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, der zweite wird die Periode von der Fremdherrschaft bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zur Darstellung bringen. Möchte es mir vergönnt sein, diesen Schlußband recht bald vorlegen und damit ein Werk zum Abschluß bringen zu können, mit dem ich mich bereits gegen zwanzig Jahre beschäftigt habe.

Elberfeld, im Juli 1899.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Die Anfänge des deutschen Zeitungswesens.

Zweiter Abschnitt.

Die Presse im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges.

Dritter Abschnitt.

Die Presse im Zeitalter Friedrichs des Großen.



Erster Abschnitt.

Die Anfänge des deutschen Zeitungswesens.

Erstes Kapitel.

Der Ursprung des deutschen Zeitungswesens.

1. Einleitung. Die brieflichen Zeitungen des sechzehnten Jahrhunderts. Die gedruckten „Neuen Zeitungen“.

In der üppigen Fülle von neuen Lebenserscheinungen, welche auf dem frisch gelockerten Boden des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts emporsprießt, macht sich auch der erste zarte Keim des deutschen Zeitungswesens bemerkbar, aber die allgemeinen Verhältnisse sind seinem Gedeihen noch wenig günstig; lange Zeit kränkelt er mühselig dahin, erst im achtzehnten Jahrhunderte kann er zu weiterer Entfaltung gelangen, und erst im neunzehnten ist er im stande, kräftig Wurzel zu schlagen und zu einem mächtigen Baume sich auszubreiten.

Ein schwerer Druck hatte im Mittelalter alles geistige Leben danieder gehalten; im festen Kirchenzwang, im engen Zunftkreise und im hohen Ringe der Stadtmauer, der jeden Ausblick verwehrte, war man über ein selbstgenügsames, strenggegliedertes Kleinleben selten hinausgekommen. Jede Stadt bildete eine Welt für sich, die mit ihren Interessen nicht weit über ihre Grenzen hinausging, und jeder Mensch in derselben war ein eng an die Gemeinde, die Zunft, die Familie angeschlossenes Glied, das sich als Einzelwesen nur wenig selbständig bewegen konnte. Da trat in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, veranlaßt durch die Wiederbelebung des Altertums, den Niedergang der beiden Hauptmächte des Mittelalters, des Kaisertums und des Papsttums, die Entdeckung der neuen Welt und die Vermehrung des Wohlstandes, eine großartige Wandelung ein. Weite Perspek-

tiven eröffneten sich, das Individuum drängte hinaus aus dem engen Rahmen, jeder suchte sich auf sich selbst zu stellen, die alten Fesseln wurden gesprengt; eine außerordentliche Regsamkeit begann, so daß Ulrich von Hutten begeistert schrieb: „Die Studien blühen, die Geister sind wach; o Jahrhundert, es ist eine Lust zu leben!“

Der kühnste Mann dieser Zeit, welcher sich am rücksichtslosesten von allen Hemmnissen befreite, war Martin Luther; durch ihn erhielt daher auch die neue Kulturperiode ihre Signatur. Er bildet den Kernpunkt des Zeitalters der Reformation.

Die allgemeine Zersetzung und Umbildung aller sozialen Verhältnisse mußte aber zunächst eine große Unsicherheit im innern und äußern Leben der Menschen hervorrufen, und da war es denn ganz natürlich, daß alle diejenigen, welche die alten Schranken um sich niederrissen, eine gewisse Fühlung unter sich herzustellen bemüht waren. Auch die Notwendigkeit, von der Weiterentwickelung des Kulturprozesses fort und fort Kunde zu erhalten, erheischte einen Austausch von Ideen und Nachrichten, und so griff man zu derjenigen Art der Mitteilung, die am nächsten lag, zum Briefe.

Schon bald, nachdem die neue Weltanschauung sich siegreich Bahn gebrochen, entfaltete sich zwischen den verschiedenen Kulturzentren der damaligen Zeit ein außerordentlich reger Briefwechsel, wie er vordem nie bestanden hatte; jeder Mann von Bildung wurde ein eifriger Korrespondent und setzte zudem einen Ruhm darein, mit allen hervorragenden Geistern seiner Zeit in Verbindung zu stehen. Infolgedessen wuchs die Zahl der Briefe rasch, und in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als das öffentliche Leben am heißesten pulste, war sie Legion. Der größte Teil dieser Briefe fiel natürlich alsbald der Vernichtung anheim, trotzdem sind auch noch viele Tausende erhalten geblieben, später in den großen Bibliotheken von Leipzig, Berlin, Wolfenbüttel, Königsberg, Wien ꝛc. aufgestapelt worden und bieten uns nun heute einen genauen Einblick in ihren Charakter.

Die weitaus größte Zahl dieser Briefe verlor unter diesen Umständen schon in kurzer Zeit ihre Intimität. Um seine Mit-

teilungen gleich größeren Kreisen zukommen zu lassen, richtete der Briefschreiber sein Schreiben gar bald nicht mehr nur an einen Einzelnen, sondern in der Hauptsache gleich an eine größere Anzahl von Gesinnungsgenossen. Zu diesem Zwecke teilte er den Brief in zwei Teile, einen vertraulichen, in welchem er den Adressaten seinen Gruß entbot und ihm diejenigen Mitteilungen machte, welche privater Natur waren, und in einen für die Öffentlichkeit bestimmten, in welchem er über alle Neuigkeiten referierte, die ihm zugegangen waren. Dieser zweite Teil ward meist lose in den ersten hineingelegt und begann alsbald, nachdem er in die Hände des eigentlichen Adressaten gelangt war, in dessen Freundes- und Bekanntenkreise zu zirkuliren, ging von diesem auch oft in einen zweiten, dritten und vierten Leserkreis über, besonders wenn er wichtigere oder ausführlichere Nachrichten enthielt, bis er schließlich abgenutzt bei Seite geworfen, oder auch von einem sorgsamen Archivbeamten in ein Nebenfach zurückgelegt wurde, wo ihn dann die Nachwelt, oft in ganzen Stößen, gefunden hat. Zum Unterschiede von den eigentlichen Briefen nannte man diese Blätter „Avise", „Beylagen", „Pagellen", „Zeddel", „Nova", am liebsten aber Zeitungen, denn mit diesem Worte, das ursprünglich nur einfach Neuigkeit, neue Nachricht, neue Mär bedeutet hatte, bezeichnete man bereits im sechzehnten Jahrhunderte mit Vorliebe politische Neuigkeiten, so daß der Begriff Zeitung schon damals die kollektive Bedeutung einer zusammenfassenden Darstellung verschiedener politischer Einzelnachrichten erhielt, die ihm nun heute in noch weit umfassenderem und prägnanterem Sinne eigen ist.*)

Die Form, in welcher die Schreiber dieser „Zeitungen" ihre Neuigkeiten berichteten, war fast immer nur die rein relatorische; ohne Kunst und auch ohne viel Kritik wurden die einzelnen Nachrichten aneinandergereiht, die historischen Thatsachen in gedrängter Kürze aufgezählt. Von einem politischen Urtheil ist in diesen Mittheilungen nirgends etwas zu finden, nur klingt in den aus den

*) R. Graßhoff, Die briefliche Zeitung des XVI. Jahrhunderts. Leipzig. 1877. S. 51 u. ff. u. G. Steinhausen, Gesch. d. deutschen Briefes. 2 Bde. Berlin 1889—91. Bd. 1, S. 66 u. 125 u. ff.

protestantischen Kreisen stammenden Blättern eine allgemeine protestantische Grundstimmung durch, und dabei entringt sich dann auch hier und da einer bekümmerten Brust der Wunsch nach ruhigem Gedeihen der Kirche, der Wissenschaft und der staatlichen Angelegenheiten. Zum Ausdrucksmittel diente hauptsächlich diejenige Sprache, welche damals jedem Manne von Bildung geläufig sein mußte, die lateinische. Alle Gelehrte, alle Staatsmänner korrespondierten in der lateinischen Sprache, einzelne, wie Melanchthon, auch zuzeiten in griechischer, einige besonders Vorsichtige, wie Johann Crotus, der geniale Verfasser der epistolae obscurorum virorum, Zwingli und Johann v. Lasco, bedienten sich auch einer Art Geheimschrift; daneben schrieb man aber auch sehr viel in deutscher Sprache, besonders in den „Neuen Zeitungen“ an die Fürsten.

Den Inhalt der „Neuen Zeitungen“ bildeten alle Nachrichten und Neuigkeiten, welche die Zeit bewegten und interessierten. Das waren in erster Linie die Berichte über das Vordringen des Erbfeindes der Christenheit, der Türken. Fortwährend befand sich ganz Deutschland in Angst und Sorge über die Gefahr, welche von dort her drohte, und so giebt es denn kaum eine „Neue Zeitung“, in der nicht des Türken Erwähnung gethan wird. Ein zweites wichtiges Thema war lange Zeit das Tridentiner Konzil, auf welchem eine allgemeine Reformation der gesammten christlichen Kirche herbeigeführt werden sollte, und durch das daher die ganze gebildete Welt in die größte Spannung versetzt wurde. Jeder Beschluß wurde sorgfältig gemeldet, jede Personalveränderung genau registriert. Ein weiterer Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war Kaiser Karl V. Schon die fremdartige Erscheinung des Mannes veranlaßte immer und immer wieder zu Berichten über ihn; sodann gaben seine vielen Kriegszüge fortwährend Stoff zu Mitteilungen. Dabei lief sehr viel Falsches mit unter, das dann in den nächsten „Zeitungen“ richtig gestellt oder widerrufen wurde. Nicht selten wußte der Korrespondent über allen Gerüchten garnicht mehr, wo das Oberhaupt des Reiches geblieben, ob es nach Brabant, oder nach Spanien gezogen, oder ob es wohl gar gestorben war. Das Gerücht vom

Tode des Kaisers tauchte wiederholt auf und erhielt sich dann immer längere Zeit. Neben den Feldzügen Karls fanden natürlich auch die Kriege und Fehden der übrigen hohen Herren die gebührende Beachtung, so die Züge des Herzogs Heinrich von Braunschweig und des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, die Packschen und die Grumbachschen Händel, und außerdem die Verfolgungen und Hinrichtungen von Protestanten in England, Belgien und Frankreich. Besonders waren es naturgemäß die protestantischen Korrespondenten, welche über diese Greuel ausführlich Bericht erstatteten.*) Endlich bildeten noch einen sehr beliebten Zeitungsstoff die sogenannten „politischen Weissagungen“, die etwa mit den heutigen Prophezeihungen eines Schäfer Thomas zu vergleichen sind**), und die Berichte über „Naturwunder“, über Mißgeburten, Blutregen, Kometen, Gesichte am Himmel, Erdbeben, welche allgemein, besonders die Kometen, als Vorbedeutungen galten.

Streitfragen wurden in diesen Briefen nicht berührt, auch Belehrungen oder dogmatische Darlegungen fanden in ihnen keinen Raum. Für diese hatte man die Predigt, die öffentliche Disputation und die gedruckte Flugschrift. Von alle dem machte man ausgiebigen Gebrauch, besonders aber von der Flugschrift. In den mittleren Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts erschien eine solche Unmasse von diesen Blättern, daß A. Kuczynski in einem „Verzeichnis einer Sammlung von Flugschriften Luthers und seiner Zeitgenossen“ (Lpzg. 1870) gegen 3000 aufzählen kann. Sie waren meistens betitelt „Unterweisungen“, „Ermahnungen“, „Unterrichtungen“ 2c., oder auch gleich mit einer direkten Adresse versehen, wie „An den Christlichen Adel deutscher Nation“, „An den Bapst Leo den Zehenden“ 2c.

Im großen und ganzen war der Charakter der „Neuen Zeitungen“ bei allen Korrespondenten derselbe, der Abdruck einer einzigen genügt daher, um den allgemeinen Typus erkennen zu

---

*) Bretschneider, Corpus Reformatorum, Halle 1834—48. Tom. VIII: Die Briefe Melanchthons vom 13. u. 23. März 1556.

**) Corp. Ref. Tom. VII, Brief Melanchthons v. 18. Oct. 1552.

lassen. Wir wählen eine solche von Melanchthon an den König Christian III. von Dänemark vom 5. Oct. 1550 (Corp. Reform., Tom. VII). Der eigentliche Brief enthält nur einige wenige höfliche Zeilen, mit denen die „Zeitung“ überreicht wird; diese aber lautet:

Von Brabant.

Die hispanica inquisitio wird grausamlich fürgenommen, sind etlich Personen getödtet. Frater Maria ist zu Augsburg gewesen und hat um Linderung der Edict angesucht, ist nicht lang dablieben. Was ausgericht, weiß ich noch nit.

Vom Reichstag

wird ernstlich geboten, den Bischöfen und Äbten ihre Güter und Jurisdictionen einzuräumen und will K. Majestät, daß das Interim soll in's Werk gesetzt werden.

Von Italia, Gallia und Hispania.

In Italo und Gallo ist Fried; Hispania hat ein groß Armata von sechzig Galeeren wider Aphrica gesandt. Man practicirt den Heirath zwischen des Königs von Frankreich Schwester und dem Herzog von Saphoy.

Von Sachsen.

Von Brunswig ist Herzog Heinrich von Brunswig abgezogen. Gewarten beide Theil kaiserlicher Handlungen. Aber hernach ist Herzog Georg von Meckelburg mit dreihundert Reutern und 2000 Knechten in dem Stift Meideburg gezogen, hat da etlich Flecken, die die Stadt inne gehabt, geplündert, und haben die Bürger von Meideburg und das Landvolk Rettung thun wollen, sind bei 1500 Mann umkommen; damit viel Bürger. Jetzund liegen die Knecht noch im Stift und ist die Rede, man wolle die Belägerung der Stadt fürnehmen.

Und ist Rüstung in allen Landen umher.

Man sagt auch, K. M. habe von dem Rath zu Noriberg begehrt, daß sie die Festung dem Prinzen eingeben wollen und Geschütz.

Von Hungarn.

In Hungarn ist Fried, ohne daß in Siebenbürgen der Münch und Paterwitz eine Unruh angefangen von wegen der tutela, und ist der Münch zum König Ferdinando gezogen; dagegen schreibt man, Paterwitz hab Hülf von den Türken.

Vom König Ferdinando.

Der König Ferdinandus hat auch in Tyrol eine Inquisition vorgenommen, daraus viel Unruh khomet.

Waren diese „Zeitungen“ von ganz besonderem Interesse, enthielten sie die Schilderungen einer großen Schlacht, die Nachricht von dem Tode eines berühmten Mannes, die Beschreibung eines gewaltigen Naturereignisses, so wurden von ihnen, um sie auch größeren Kreisen schnell zugänglich zu machen, durch arme Studenten, welche sich damit einen kleinen Erwerb zu verschaffen wußten, verschiedene Abschriften hergestellt,*) und hielt man die Nachricht für ganz außerordentlich wichtig, so gab man die Briefe auch in Druck. Melanchthon sowohl wie Luther erwähnen wiederholt in ihren Korrespondenzen, daß sie interessante Berichte von Freunden als fliegendes Blatt drucken ließen.**) In den meisten Fällen erhielt dasselbe dann auch die Bezeichnung „Zeitung“ oder „Neue Zeitung“, bisweilen kam aber der Gedanke, daß man hier eine Neuigkeit berichten wolle, auch in anderer Weise zum Ausdruck.

In ihrem Äußern sind diese Wittenberger Blätter sich alle sehr ähnlich; sie bestehen aus grobem Papier, haben sämtlich das Quartformat und sind auf der Titelseite meist mit einer Bordüre oder einem Holzschnitt verziert, sehr oft, wenn die Nachrichten von der „Römischen Kayserlichen Majestät“ handeln, mit einem Reichsadler. Die Titel selbst sind bisweilen kurz und bündig wie der nachstehende:

Newe Zeitung von den Widertauffern zu Münster. Wittenberg, Joseph Klug 1535,

*) Archiv f. Gesch. d. d. Buchh., Bd. VIII, Lpzg. 1883: Kirchhoff, Zur ältesten Gesch. d. Leipz. Zeitungswesens, S. 51, und Graßhoff, S. 55.

**) Corp. Ref., Tom. II: Brief Melanchthons vom 22. Juli 1533 u. Luthers Briefe 2c., herausgeg. v. de Wette, Berl. 1825—28: Bd. 5, S. 209, 435 2c.

weit öfter jedoch von einer großen, umständlichen Ausführlichkeit, wie z. B. die folgenden:

Ware Historia Wie newlich zu Newburg an der Tonaw ein Spanier, genannt Alphonsus Diasius, oder Decius, seinen leiblichen Bruder Johannem allein auß haß wider einige, ewige Christliche lehr, wie Cain den Abel, grausamlich ermördet habe. Geschriben von Herrn Philippo Melanthon. 1546.

Zeittung, Von einem großen vnd schrecklichen Erdbidem, so sich den XIIII. Januarij, dieses gegenwertigen xlvj. jahres, im Jüdischen lande, zugetragen, dadurch zu Jerusalem vnd in vielen vmliegenden Stedten, merklicher schade geschehen, Vnd etliche namhaffte Stedte vntergangen. Auch von großen vngewönlichen Winden, die in der berümpten Insel, Cypro, in einer Stad Famagusta genant, großen schaden gethan. Geschriben an etliche furnemste Personen, zu Venedig, Vnd folgents aus Italienischer sprache verdeudscht, vnd jetzt im Druck ausgangen. Wittemberg. MDXLVI.

Später stellten dann wohl viele Drucker aus eigenem Antriebe solche „Neuen Zeitungen“ her, besonders als die Türkengefahr wuchs und man jeder neuen Nachricht mit Spannung entgegensah. Es erschienen nun solche Blätter in den Offizinen von Nürnberg, Köln, Frankfurt, Straßburg, Basel, und im letzten Drittel des Jahrhunderts ganz außerordentlich zahlreich in den Druckereien Wiens, wo die Buchdrucker Raphael Hofhalter, Michael Zimmermann, Stephan Creutzer, Leonhard Nassinger, Hans Apffel u. a. die günstige Lage der Stadt in Bezug auf den Kriegsschauplatz in Ungarn auszubeuten wußten.*) Alle diese Flugblätter fanden weite Verbreitung und wurden auch sehr viel nachgedruckt. Sie sind ganz nach dem Muster der Wittenberger Blätter eingerichtet und tragen auch dieselben schwerfälligen Titel, wie z. B.:

Newe Zeitunge auß Hungern, Wie abermals die vnsern, durch mithülffe Göttlicher Gnaden, dem Bluthunde

*) Anton Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte. Wien 1883. I. Bd. S. 368 u. 369.

der gantzen Christenheit, in etlichen Scharmützeln obgesieget, vnd auch vier Türkische Fahnen daruon gebracht haben, Welches ist den drey vnd zweyntzigsten tag des Hewmonts, dises Jars, Anno MDLVI. Gedrückt durch Valentin Geißler (in Nürnberg) 1556.

Warhafftige vnd Erschröckenliche Newe Zeitung, Von den grossen und gewaltigen zulauff, des Wasserfluß, der Statt Bern, Im Welschlandt (rc. rc.) gantz erbärmlich zu hören. Geschehen den 30. vnd 31. tag Octobris, diß 1567. Jars. Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg durch Nicolaum Knorrn.

Warhafftige Newe Zeittung von Mastricht, rc. Darinnen fast die fürnehmbsten Ausfall, Schiessen, Scharmützeln, vnd Stürmen, sampt andern verlauffnen sachen, von anfang der Belegerung, bis auff den 11. Junij dieses 1579. Jares, sich begeben vnd zugetragen haben, Aus der Statt Achen, den 12. Junij, an einen guten freundt geschrieben. Gedruckt zu Cöln, Im Jahr 1579.

Endlich druckten mit besonderer Vorliebe solche „Neuen Zeitungen" die wandernden Buchdruckereien jener Zeit, unter denen sich besonders diejenige eines Hans Männel (Janos Manlius) in dieser Beziehung hervorthat.*) Sie zog von 1581 bis 1605 in ganz Ungarn umher und ließ von den verschiedensten Orten, bisweilen auch in Versen, „Neue Zeitungen" ausgehen, wie z. B. in Sutschau die folgende:

Newe Zeittung Vnd Wundergeschiecht, so zu Constantinopel, den 10. Februarij dieses 1593. Jar offentlich am Himmel gesehen worden. In Gesangweiß verfasset durch A. M. Gedruckt zu Schützing in Hungern, bey Hansen Männel a. 1593.

Der weitaus größte Teil dieser gedruckten „Neuen Zeitungen" hat sich nicht bis in unser Jahrhundert hinübergerettet, und so konnte denn Emil Weller**) nur 877 verschiedene Blätter aus der

*) Kertbeny, Ungarische Bibliographie. Budapest 1876.

**) Emil Weller, Die ersten deutschen Zeitungen, herausgegeben mit einer Bibliographie (1505—1599). Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, Band 111. Tübingen, 1872.

Zeit von 1505 (in welchem Jahre zum erstenmale der Titel „Zeitung“ für einen gedruckten Bericht auftaucht) bis 1599 aufspüren, obgleich er mehr denn 20 öffentliche Bibliotheken durchsuchte. Freilich würde er sein Verzeichnis sehr bedeutend vergrößert haben, wenn er auch die „Anzeigen“, „Berichte“, „Historien“, „Nachrichten“ ꝛc. in dasselbe mitaufgenommen hätte, die ihrem Wesen nach ja eben so wohl „Neue Zeitungen“ sind, wie diejenigen, die dieses Schlagwort an der Stirn tragen.

In der Geschichte des deutschen Zeitungswesens können diese gedruckten „Neuen Zeitungen“ des sechzehnten Jahrhunderts aber nur einen untergeordneten Rang einnehmen, denn das Zeitungswesen jener Zeit wird durch sie nicht repräsentiert; sie waren immer nur gelegentliche Veröffentlichungen, nur Nebenschößlinge, obgleich einige Offizinen in Straßburg und Basel es auch bereits hie und da unternahmen, kleine Serien solcher gedruckten Blätter herauszugeben. Der eigentliche und systematische Neuigkeitsverkehr des sechzehnten Jahrhunderts vollzog sich durch die geschriebenen Zeitungen, und in ihnen liegt daher der Keim zu dem modernen Zeitungswesen. Das geht auch aus der Herstellung und dem Versand der geschriebenen Zeitungen hervor.

---

2. Die Zentren der Nachrichtenquellen und ihre Zeitungsschreiber.

Die inhaltsreichsten Briefe gingen naturgemäß von denjenigen Orten aus, wo die meisten und wichtigsten Nachrichten zusammenflossen. Der Hauptsammelpunkt aller Neuigkeiten aus der gesamten gebildeten Welt der damaligen Zeit war Venedig, das beim Beginn des 16. Jahrhunderts auf dem Gipfel seiner Macht und seines Glanzes stand. Hier liefen die Nachrichten über die Kämpfe mit den Türken, besonders über die Seegefechte mit denselben, über die Vorgänge in Rom und Neapel, in Oberitalien, in Frankreich und in Spanien ein; hier bildete sich daher auch sehr bald ein wahrer Weltmarkt für Neuigkeiten, und im Herzen der Stadt, auf dem Rialto, entstand sogar eine Art Nachrichten-

bureau, in welchem man täglich schriftliche Mitteilungen (notizie scritte) gegen eine kleine Scheidemünze, die gazzetta (von welchem Worte sodann die italienische Bezeichnung für Zeitung, gazzetta, hergenommen worden sein soll) kaufen konnte. In der Bibliothek Magliabucchi zu Florenz befindet sich noch eine große Anzahl solcher notizie scritte. Von Venedig gingen daher auch in jener Zeit die meisten wichtigen Nachrichten nach allen Richtungen hin aus, und auch Deutschland bezog seinen reichlichen Theil von dort her, besonders solange, als die eigenen Angelegenheiten noch nicht eine so hervorragende Rolle spielten.

Im deutschen Reiche selbst war anfangs Augsburg vermöge seiner ausgebreiteten Handelsbeziehungen der wichtigste Zentralpunkt für Neuigkeiten, sodann nahm, etwa im zweiten und dritten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts, Nürnberg den ersten Rang ein. Nürnberg war damals die bedeutendste deutsche Stadt, gleich ausgezeichnet durch großartigen Handel, durch Reichtum und Pracht, wie durch eifrige Pflege von Kunst und Wissenschaft. Hans Sachs, Albrecht Dürer und Wilibald Pirckheimer verliehen ihr einen über das ganze Reich hin strahlenden Glanz, und Reichstage, Fürstenkonvente, Religionsgespräche ꝛc. erhielten in ihr fort und fort ein überaus reges politisches Leben. Luther übertrieb daher keineswegs, als er in der dem Nürnberger Syndikus Spengler zugeeigneten Predigt sagte: „Nürnberg leuchtet wahrlich in ganz Deutschland wie eine Sonne unter Mond und Sternen, und gar kräftiglich andere Städte beweget, was da selbst im Schwange gehet“, und als er ferner in einem Briefe an Eoban Heß 1528 schrieb: „Ich habe nichts Neues nach Eurem Emporium zu melden, da Nürnberg gleichsam das Auge und Ohr Deutschlands ist, das Alles siehet und höret, was vielleicht niemals zu uns gelangt.“ Jemehr jedoch die Reformation an Bedeutung gewann, desto mehr wandten sich die Blicke nach Wittenberg, und in den dreißiger und vierziger Jahren, als Luther auf dem Gipfel seiner Popularität stand, da war die kleine sächsische Residenz das Zentrum, von dem alle wichtigen Nachrichten ausgingen, und nach welchem alle Vorgänge von Bedeutung, die ja auch fast immer mit der Reformation in irgend welchem Zusammenhange

standen, am raschesten gemeldet wurden. Nach dem Tode der Reformatoren sank Wittenberg, da es weder günstig für den Handel lag, noch auf die Dauer ein politisch wichtiger Platz bleiben konnte und auch eine wenig intelligente Bevölkerung besaß, schnell wieder zu der unbedeutenden Stadt herab, die sie vordem gewesen, und Frankfurt am Main trat das geistige Erbe an. Frankfurt war der Knotenpunkt großer Routen; hier kreuzten sich die Straßen von Wien, Augsburg, Nürnberg nach Köln und Brüssel mit denjenigen von Leipzig, Hamburg, Bremen nach Straßburg, Basel ꝛc.; außerdem war es die Krönungsstadt der deutschen Kaiser, also sehr oft der Schauplatz historischer Ereignisse und öffentlicher staatlicher Verhandlungen, und endlich auch schon bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels. Es war also nichts natürlicher, als daß sich hier auch alsbald ein großer Markt für Neuigkeiten bildete, der um so mehr an Bedeutung zunahm, je mehr die Wichtigkeit der bisherigen Zentralpunkte schwand.

Neben diesen Hauptbrennpunkten des geistigen Lebens gab es aber im weiten deutschen Reiche auch noch eine große Anzahl kleinerer, von denen hauptsächlich diejenigen Nachrichten ausgingen, welche sie vermöge ihrer geographischen Lage früher erhielten als andere Städte. So waren Wien und Breslau die Hauptquellen der Nachrichten über die Türkenkriege und die Zustände in Ungarn und Polen; über das südwestliche Deutschland, die Schweiz und Frankreich kamen die besten Nachrichten aus Straßburg, das im Zeitalter der Reformation auf einer sehr hohen Stufe der Bildung stand; die Neuigkeiten des Nordwestens, aus den Niederlanden und aus England konzentrierten sich in Köln, wo außerdem auch die Nachrichten aus den katholischen Parteien des Reiches zusammenflossen; die Hansastädte Lübeck und Hamburg waren Sammelpunkte für Berichte aus dem Norden. Endlich lieferte noch Leipzig regelmäßig während seiner großen Messen nach allen Seiten hin eine bunte Fülle von „Neuen Zeitungen“, die freilich nicht immer die zuverlässigsten waren.

Die Verfasser dieser Briefe konnten naturgemäß nur Männer der gebildeten Stände sein, da die Kunst des Schreibens noch

nicht jedermann auszuüben vermochte; sie waren hauptsächlich Gelehrte, Staatsmänner, Beamte, Kaufleute ꝛc., je nach den Verhältnissen.

In Augsburg gingen die inhaltsreichsten „Neuen Zeitungen" aus den Schreibstuben der Fugger hervor, deren Handelsflaggen auf allen Meeren wehten, und die an allen großen Handelsplätzen Agenturen unterhielten.*) Sobald die neuen Nachrichten an den regelmäßigen Posttagen eingelaufen waren, wurden sie zu „Zeitungen" zusammengestellt, die dann die Schreiber, so oft wie nötig war kopierten. Der Schreiber erhielt sodann von jedem, dem eine solche Zeitung zuging, vier Kreuzer Schreibgebühr für den Bogen, auch wenn dieser nicht ganz beschrieben war, oder eine jährliche Vergütung von 24 bis 30 Gulden, wie noch aus den Resten solcher Blätter, die im Germanischen Museum zu Nürnberg aufbewahrt werden, sowie aus den 28 Bänden Fuggerscher „Zeitungen" aus den Jahren 1568 bis 1604, welche sich in der Hofbibliothek zu Wien befinden, ersichtlich ist. Bei den vielen Beziehungen des Hauses zum Auslande war es nötig, daß die „Neuen Zeitungen" in verschiedenen Sprachen abgefaßt wurden, und so erschienen, neben der deutschen, Ausgaben in lateinischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache. In Bezug auf den Inhalt waren die Fugger sehr vorsichtig. Da sie die Kaiser, so wie alle hohen Herren der katholischen Partei zu ihren Kunden zählten und außerdem fortwährend Geldgeschäfte mit den Päpsten machten, so berührten sie die religiöse Bewegung in Deutschland so wenig wie möglich, dagegen waren sie eifrig bemüht, über alles, was sich in Frankreich zutrug, und worüber die Kaiser stets ein wachsames Auge haben mußten, so ausführlich und so schnell es nur anging, zu berichten. Infolgedessen kamen verschiedene Nachrichten über wichtige Vorgänge in Frankreich zuerst durch die Fuggerschen „Zeitungen" nach Deutschland, so z. B. der Bericht über den Prozeß gegen Jean Chatel, der Heinrich IV. zu ermorden versucht hatte. Den Schluß der Fuggerschen Zeitungen" bildeten meist Marktberichte, z. B. Verzeichnisse, zu

*) Vergl. Sickels Aufsatz über die Fuggerschen Zeitungen im Athenäum Français 1852.

welchem Preise alle Sachen zur Zeit in Wien zu kaufen waren. Von den sonstigen „Zeitungsschreibern“ in Augsburg ist nur noch der Rathsherr Hans Merer zu nennen, von dem sich noch 5 Bände geschriebener Zeitungen, von 1583 ab an den Stadtkämmerer Stephan Fugger in Regensburg gerichtet, in der Staatsbibliothek zu München erhalten haben.

Trotz der mancherlei schätzenswerten Eigenschaften der Augsburgischen Zeitungsberichte, zogen denselben Politiker und Gelehrte doch schon bald die Nürnberger „Zeitungen“ vor, gewiß hauptsächlich deswegen, weil dort dem neuen geistigen Leben Deutschlands in weit höherem Maße Rechnung getragen wurde. Die „Zeitungsschreiber“ in Nürnberg waren Staatsmänner und Beamte der Reichsstadt, Männer von reicher Bildung und vieler Erfahrung; verschiedene hatten weite Reisen gemacht, andere sich wiederholt im diplomatischen Dienste ausgezeichnet. Der hervorragendste unter ihnen war der seiner Zeit hochberühmte Rechtsgelehrte Christoph Scheurl, welcher auch zugleich eine besondere Stellung in dem großen Kulturprozesse des 16. Jahrhunderts einnimmt. Scheurl wurde 1481 zu Nürnberg geboren, widmete sich neben seinen rechtswissenschaftlichen auch humanistischen Studien, war eine Zeit lang Syndikus der Deutschen in Bologna, von 1507 ab einige Jahre Rektor der Universität Wittenberg und dann bis zu seinem 1542 erfolgten Tode Rechtskonsulent seiner Vaterstadt und Rat des Kaisers, sowie verschiedener Kurfürsten und Bischöfe, in welcher Eigenschaft er viele Reisen, selbst bis nach Spanien, unternahm. Das Auftreten Luthers begrüßte er mit Freuden; in einem Briefe vom Jahre 1517 bat er denselben, ihm eine Stelle in seiner vertrauten Freundschaft einzuräumen, und in Nürnberg suchte er nach allen Seiten hin für die neue Lehre zu wirken. Als er jedoch gewahrte, wie diese allerwärts die größten Umwälzungen auch in den sozialen Verhältnissen hervorrief, zog er sich besorgt vom Verkehr mit den Reformatoren zurück, ohne jedoch mit ihnen offen zu brechen.*) Bei seinen weitverzweigten Amtsgeschäften hatte er viel Gelegen-

*) Köstlin, Martin Luther. 2. Aufl. Elberfeld 1883. Bd. I, S. 94, 144, 686, Bd. II, S. 322.

heit, sich über alle Vorgänge von Bedeutung alsbald zu informieren, und konnte daher auch den Aufforderungen der Fürsten und geistlichen Herren, sowie den Bitten seiner Freunde, ihnen Mitteilungen über wichtige Ereignisse zu machen, stets in ausführlicher Weise entsprechen. Ein Teil dieser Briefe ist vor einiger Zeit unter dem Titel „Christoph Scheurls Briefbuch, ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit“ von Sooden und Knaake in zwei Theilen 1867 und 1872 zu Potsdam herausgegeben worden. Neben Scheurl war es sodann Lazarus Spengler, der sich die Mitteilung von Neuigkeiten angelegen sein ließ. Spengler wurde 1479 zu Nürnberg geboren, studierte die Rechtswissenschaft und bekleidete sodann von 1506 ab bis zu seinem Tode im Jahre 1534 die einflußreiche Stelle des Ratsschreibers oder Syndikus seiner Vaterstadt. Als solcher nahm er auch an vielen Reichstagen teil, z. B. an dem zu Worms, und versendete von dort aus sehr ausführliche Berichte.

Weiter sind als Verbreiter von Nürnberger Zeitungen der Rathsherr Hieronymus Baumgarten, der Prediger an der Sebalduskirche Veit Dietrich, ein Dr. Gugel, der für seine Berichte an den Fürstbischof von Bamberg von diesem ein jährliches Honorar von 20 Gulden bezog, und endlich eine Persönlichkeit zu nennen, von deren Namen leider nur noch die Anfangsbuchstaben Z. H. bekannt sind. Dieser Z. H. scheint die Zusammenstellung und Verbreitung von Zeitungen bereits ganz vollständig geschäftsmäßig betrieben zu haben, wie aus den zwei Foliobänden, welche sich unter der Signatur 011 (I) und 011 (II) in der Universitätsbibliothek zu Leipzig finden, geschlossen werden darf. Die beiden Bände enthalten Zeitungsberichte, welche von September 1587 bis zum November 1591 regelmäßig und systematisch von Nürnberg nach Leipzig abgesandt wurden. Die meisten dieser Zeitungsnummern bestehen aus mehreren Blättern. Gewöhnlich erscheinen die Nachrichten aus Rom und Venedig auf dem einen Blatte oder Bogen, und die aus Antorf (Antwerpen) und Köln und zuweilen auch aus Frankfurt, Prag, Breslau ꝛc. schließen sich auf einem anderen Blatte oder Bogen an; das Ganze aber wird unter einer Nummer zusammengefaßt.

Eine Zusammenstellung der Korrespondenzen ergiebt, daß wenigstens einige derselben regelmäßige wöchentliche Berichte sind, welche stets ungefähr um dieselbe Zeit abgesandt wurden. Dies gilt vor allem von den Nachrichten aus Rom, Venedig, Köln und Antorf. Man hat es hier also offenbar mit den Zeugen eines bereits ganz gewerbsmäßig betriebenen Zeitungsgeschäftes zu thun, welches sich von fest engagierten Korrespondenten mit bestimmter Regelmäßigkeit aus großen Zentren des politischen Lebens Berichte schicken ließ, hieraus Zeitungsnummern zusammenstellte und diese, durch Kopisten vervielfältigt, an seine Abonnenten verschickte.*)

Von Wittenberg aus wurden naturgemäß die meisten „Neuen Zeitungen" von den Reformatoren versandt, doch war es in erster Linie nicht Luther, sondern Melanchthon, welcher diese Briefe schrieb. Luthers ganzes Denken war viel zu sehr erfüllt von dem gigantischen Kampfe, den er aufgenommen, als daß er sich mit dem Verzeichnen all der kleinen Neuigkeiten des Tages hätte befassen können. Dagegen behandelte er viele Tagesfragen und Tagesereignisse in Streitschriften, Protesten, Aufforderungen, Darlegungen 2c., die als Flugschriften gedruckt wurden und gleichsam die Leitartikel zu den „Neuen Zeitungen" bildeten. Der stille emsige Melanchthon unterhielt eine ganz außerordentlich große Korrespondenz und wurde bis an sein Lebensende nicht müde, die Nachrichten, welche bei ihm einliefen, zu „Zeitungsbriefen" zusammenzustellen und diese dann an Fürsten, hohe Staatsbeamte und Freunde zu verschicken. Seine Quellen waren stets sehr reich und immer die besten, und infolgedessen wurden seine Briefe sehr begehrt und sehr geschätzt. Von den fürstlichen Personen, welche entweder gelegentlich oder mit systematischer Regelmäßigkeit von Melanchthon die Neuigkeiten gemeldet bekamen, stehen der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen, die Herzöge von Mecklenburg, die Fürsten von Anhalt, König Christian III. von Dänemark und

---

*) Ausführliches siehe J. O. Opel, „Die Anfänge d. deutschen Zeitungspresse" (Archiv f. Gesch. d. deutschen Buchhandels, Bd. III. Leipzig 1879) S. 10 u. ff.

Herzog Albrecht von Preußen in erster Linie. Der letztgenannte Herr bat Melanchthon ganz besonders dringend, ihm „oft und viel“ neue Zeitungen zu schreiben, da er „schier am Ende der Welt sitze und bisweilen weniger denn nichts von neuen Zeitungen bekomme“. Von den hohen Staatsbeamten waren es hauptsächlich die Kanzler, Sekretäre und Räte der befreundeten Höfe, der sächsische Kanzler Georg Bruck, der brandenburgische Kanzler Sebastian Heller, der Rat des Herzogs von Jülich-Kleve Wilhelm Reiffenstein, der Quästor des Grafen von Stolberg Wilhelm Knutelius, der Kanzler des Fürsten von Nassau Fabian Kindler ꝛc. ꝛc., welche von Melanchthon Nachrichten erhielten, und von den Freunden in erster Linie Joachim Camerarius in Leipzig, dann Spalatin in Altenburg, Georg Fabricius in Meißen, Justus Jonas in Halle, Baumgartner in Nürnberg, Johann Heß und Crato in Breslau, Johann Sturm in Straßburg, Agricola in Berlin, Osiander in Königsberg ꝛc. Außer Melanchthon versandten von Wittenberg aus dann noch Bugenhagen, Major u. a. solche Neuigkeitsbriefe.

Die Korrespondenten in den übrigen Städten hatten naturgemäß während der Blütezeit Wittenbergs nur eine Bedeutung zweiten und dritten Grades. Von verschiedenen von ihnen ist uns daher nicht einmal der Name aufbewahrt worden. Wer von Wien aus über die Kämpfe mit den Türken nach Wittenberg berichtete, wird von den Wittenbergern in deren Briefen niemals angegeben; in Breslau waren es besonders der Oberpfarrer an der Magdalenenkirche Johann Heß, der Prediger Moibanus und der feingebildete Arzt Crato von Kraftheim, welche die Neuigkeiten meldeten, in Straßburg die Reformatoren Bucer, Marbach, Hedio, der gelehrte Humanist und Gründer des Straßburger Gymnasiums Johannes Sturm und vor allem der hochgeschätzte, welterfahrene Bürgermeister von Straßburg Jakob Sturm, in Köln verschiedene Theologen am Hofe des Erzbischofs, Grafen Hermann von Wied, und außerdem gab es hier noch einen „vielwissenden“ Mann, welcher dem Kaiser Rudolf II. für ein Gehalt von 200 Goldgulden speziell alle französischen und niederländischen Zeitungen „zuschrieb“. Sein Name ist ein

Geheimnis geblieben.*) In Hamburg befaßten sich mit politischen Korrespondenzen der Superintendent Dr. Aepinus und der Senator Joachim Moller, in Lübeck die Stadtsyndici Dr. Joh. Rudel und Calixtus Schein, in Leipzig der hochgelehrte Joachim Camerarius der Ältere und verschiedene „Avisenschreiber“, die das Mitteilen von neuen Nachrichten bereits, wie es scheint, ganz gewerbsmäßig betrieben.

In Frankfurt am Main beschäftigten sich zunächst, solange Wittenberg im geistigen Leben Deutschlands noch den Ton angab, nur Leute untergeordneten Ranges, oder Männer, die sich nur vorübergehend dort aufhielten, wie der Burgunder Hubertus Languetus und der polnische Geistliche Johann von Lasco, mit der Abfassung von brieflichen Zeitungen, und als dann Wittenberg seine Bedeutung verloren hatte, trat das Zeitungswesen bereits in ein neues Stadium und zwar vermittelst der sogenannten Relationen. Die alte Reichsstadt hat somit in der Periode der brieflichen Zeitungen nicht die Rolle gespielt, die man nach dem ersten Blicke von ihr hätte erwarten können, dagegen wurde sie nun der Hauptausgangspunkt für die Relationen, auf die wir jedoch erst weiter unten genauer eingehen können.

---

3. Die Versendung der brieflichen Zeitungen. Das Botenwesen. Die Errichtung der Taxisschen Post.

Mit der Abfassung eines Zeitungsbriefes war nun aber der Zweck, einen fern Wohnenden von den neuesten Geschehnissen zu unterrichten, bei weitem noch nicht erreicht; nach dieser handelte es sich sodann noch sehr ernstlich um die Beförderung des Schreibens. Die hohen Herren, der Hansabund und die Universitäten unterhielten zu diesem Zwecke meist eigene Staffetten, in den bürgerlichen Kreisen bediente man sich dagegen, wenn man seine Briefe nicht mit Gelegenheit, etwa durch einen Kaufmann, Handwerksgesellen, Pilger 2c., befördern konnte, des Ordinari-

*) Hurter, Ferdinand II. Schaffh. 1850—64, Bd. II, S. 308.

Boten, oder, wie man ihn kurzweg nannte, des Ordinari. Der Ordinari war ein Bote, der ursprünglich im Dienste einer Stadtbehörde stand und hier in erster Linie die Aufgabe hatte, die obrigkeitlichen Schreiben an ihre Adresse zu befördern. Dabei war ihm jedoch gestattet, auch Privaten gegen ein Entgelt ähnliche Dienste zu leisten, aber nur mit spezieller Bewilligung seiner Obrigkeit. Mit der Zeit nahm jedoch die Privatkorrespondenz einen derartigen Umfang an, daß die amtliche vor ihr fast verschwand, und infolgedessen traten die Behörden der Städte das Boteninstitut an die Kaufleute ab, die es nun rasch in großartiger Weise erweiterten. Sie legten lange Linien an, setzten an den End- und Knotenpunkten Botenmeister ein, welche die Oberaufsicht führen mußten, ließen sich zudem für die gehörige Ausführung ihrer Aufträge von den Boten Bürgschaft leisten und erwirkten sich in unruhigen Zeiten bei der Obrigkeit sogar die Erlaubnis, einen Mantel mit dem Wappen und den Farben ihrer Stadt tragen lassen zu dürfen. Die bedeutenden Unkosten deckten die Beteiligten durch bestimmte jährliche Beiträge. Schon im fünfzehnten Jahrhundert organisierten die Kaufleute von St. Gallen einen Botenritt über Lindau, Ravensburg und Ulm nach Nürnberg; nicht viel später wurde eine Verbindung zwischen St. Gallen, Zürich, Genf und Lyon ins Leben gerufen; sie hieß kurz „das Lyoner Ordinari". Mehrere Jahrzehnte hindurch waren auch die Handelshäuser von Nürnberg und Augsburg an dieser Linie beteiligt.*) Andere regelmäßige Verbindungen der deutschen Haupthandelsplätze mit den Niederlanden, Frankreich und Italien weist Opel nach.**) Die Zeit, welche ein Bote für die Zurücklegung seines Weges brauchte, ist selten genau zu ermitteln, sie war ja auch nicht bloß durch die Entfernung, sondern auch durch Terrainschwierigkeiten, die Unsicherheit des Weges ꝛc. bedingt; doch kann man berechnen, daß z. B. die Strecke von Venedig nach Nürnberg im allgemeinen 20, die von Antwerpen nach Köln 5 Tage beanspruchte. Die Berufsauffassung dieser Boten spiegelt sich in

*) Bavier, Die Straßen der Schweiz. Zürich 1878.

**) Opel, S. 20—22.

den Versen wieder, die unter die Abbildung eines kölnischen Ordinari-Boten aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts gesetzt wurden. Es heißt dort:

Durch Windt durch Schnee ich armer Held
Bey dag bey nacht lauff durch das Feld
Kein hitz des Sommers mich auffhalt
Des winters schew ich keine kalt'
Nachdem ich einem bottschaft bring
Empfaht man mich wol oder gring
Viel newes und der zeitung vil
Ein jeder von mir wissen wil
Was soll dann thun ich armer knecht
Damit mich nicht halt fur schlecht
Mus ich also fein warm und heis
Smiden auch das so ich nicht weis
Kan mich auch wohl accomodieren
Und sagen was man gern thut hören
Das trinkgelt oft im wirtshaus blei
Des Weib und Kind sich wenig frewt
Wen ich dan schon lang hab gerunnen
So ist nichts dann blosse Kost gewunnen.

Nach der Errichtung der Taxisschen Posten und besonders nach der Ernennung des Freiherrn Leonhard von Taxis im Jahre 1595 zum General-Reichs-Postmeister durch Kaiser Rudolf II. wurde das Institut der Ordinari häufig angefochten und schließlich nach mancherlei Streitigkeiten ganz untersagt. Darauf entließ z. B. die Stadt Nürnberg ihre Boten am 2. April 1685. Die Taxisschen Posten befuhren zu dieser Zeit bereits alle Hauptverkehrsstraßen Deutschlands.

---

4. Zensur und Unterdrückung der geschriebenen Zeitungen.

Zur selben Zeit, als die Boten aus dem Verkehrsleben verdrängt wurden, war es aber auch mit der Blütezeit der handschriftlichen Zeitungen vorbei; doch bildete hier nicht der Konkurrenzneid die Triebfeder, sondern die Besorgnis, es könne in diesen verschlossenen Briefen viel Unwahres, Verläumderisches und be-

sonders viel Ketzerisches verbreitet werden. Hauptsächlich inbetreff dieses letzteren waren viele weltliche und geistliche Behörden in Sorge. Mit Argusaugen wachten sie über allem, was gedruckt wurde, eine jede Zeile war der strengsten Zensur unterworfen, und den geschriebenen Zeitungen sollten sie machtlos gegenüberstehen. Sie versuchten es daher zunächst, auch diese in das Bereich der Zensur zu ziehen. Unter den in den siebziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts bei der österreichischen Regierung fungierenden Zensoren ist auch ein Dr. Johann Maximilian Salla genannt, der die Aufgabe hatte, die geschriebenen Zeitungen zu kontrollieren und gegen Zuwiderhandelnde ohne Schonung und sogar mit „Leibesstraffe“ vorzugehen. Allein bald wird man sich wohl überzeugt haben, daß eine solche Kontrolle trotz aller Strenge dennoch rein unmöglich war, und so entschloß man sich kurzer Hand, jede Abfassung von geschriebenen Zeitungen einfach zu verbieten. In ganz Österreich ging man in dieser Weise am 10. Mai 1672 vor, zugleich mit dem Befehle, daß man sich allein der gedruckten Zeitungen bedienen solle;*) in Brandenburg wurden die geschriebenen Zeitungen am 29. Januar 1698 verboten;**) andere Regierungen erließen ähnliche Vorschriften.

Die brieflichen Zeitungen verschwanden nun; als sich jedoch im achtzehnten Jahrhunderte ein neues politisches Leben entfaltete und trotzdem die Presse in festen Banden gehalten wurde, da tauchten sie, wenn auch in etwas anderer Gestalt, aufs neue auf, und wir werden uns daher später nochmals mit ihnen zu beschäftigen haben.

*) Codex Austriacus, Band II, S. 533.

**) Schriften des Vereins der Stadt Berlin. XI. S. 68.

Zweites Kapitel.

Die Vorläufer der eigentlichen Zeitungen.

1. Die kölnischen Händel und die Entstehung der Meßrelationen. Michael von Aitzing.

Bei dem großen Beifall, den sowohl die geschriebenen Zeitungen, wie auch die gedruckten Flugschriften allerwärts fanden, muß es wunder nehmen, daß nicht alsbald ein spekulativer Kopf auf den Gedanken kam, die mancherlei Briefe und Berichte zu sammeln und zu drucken und die so gewonnenen Hefte zu bestimmten Zeiten regelmäßig in den Handel zu bringen. Allein der größte Teil des sechzehnten Jahrhunderts verging, ohne daß jemand auf dieses litterarische Unternehmen verfiel, bis endlich in den achtziger Jahren große Ereignisse in Köln eintraten, die ganz Deutschland in hohem Grade interessierten. Wie schon einmal in den vierziger Jahren der Erzbischof und Kurfürst Hermann von Wied, so versuchte jetzt der Erzbischof und Kurfürst Gebhard, Truchseß von Waldenburg, das Erzstift Köln zu reformieren, und geriet dadurch, obgleich die Mehrheit der Bürger von Köln der protestantischen Lehre geneigt war, in eine große Menge von Konflikten, die darin gipfelten, daß der Papst den Erzbischof in den Bann that und der also Geächtete nun, da er sich der militärischen Gewalt des neu erwählten Erzbischofs Ernst von Bayern gegenüber nicht behaupten konnte, alles verloren gab und flüchtete. Die große Spannung, mit der man die Entwicklung dieses Dramas in Deutschland verfolgte, hatte darin ihren Grund, daß, wenn der Erzbischof Gebhard die Reform des Erzstiftes

durchsetzte, die Protestanten im Kurfürstenrate die Mehrheit erhielten.

Über diese kölnischen Händel ließ sich aber nicht so kurz und leichter Hand berichten wie etwa über eine Schlacht oder ein Verbrechen, man mußte ausführlicher darlegen und entwickeln; dazu boten aber die landläufigen Zeitungsbriefe keinen Raum, man mußte sie erweitern; auch den Fortsetzungen mußte man einen größeren Raum geben, und da entstanden denn ganz von selbst dicke Hefte, die auch nicht mehr, wollte man sie in einer großen Zahl von Exemplaren ausgeben, in schwerfälliger Weise abgeschrieben werden konnten, sondern gedruckt werden mußten. Die hierbei aufgewandten Druckkosten erheischten aber auch einen größeren kaufmännischen Vertrieb, der nur auf der Frankfurter Messe möglich war, wo alle Buchhändler (oder Buchführer, wie sie damals hießen) alljährlich regelmäßig im Frühjahr und Herbst zusammenkamen und die neuerschienenen Bücher ankauften. Durch diese Geschäftsverhältnisse ergab sich dann wieder für die Hefte die Notwendigkeit eines regelmäßigen Erscheinens zu bestimmten Zeiten, und damit erwachte nun ganz naturgemäß der Keim der modernen Zeitung, deren Hauptmerkmal das Erscheinen in regelmäßiger Frist ist. Ihres größeren Umfangs wegen nannte man diese Berichte Relationen und, da sie am Schlusse eines jeden Semesters zur Messe erschienen, Meßrelationen, oder, dem Geschmacke der Zeit entsprechend, in tönendem Lateinisch Relationes Semestrales. Die Sprache, in der sie geschrieben waren, war jedoch die deutsche.

Es ist lange unbekannt geblieben, wer die ersten Meßrelationen geschrieben hat. Noch Prutz nahm irrtümlich an, daß die Stadt Frankfurt am Main, wo die Hefte auf den Markt gebracht wurden, auch der Ursprungsort derselben sei, und daß Frankfurter Schriftsteller auch schon die ersten Relationen verfaßt hätten*), bis endlich Felix Stieve nachwies, daß in Köln die Wiege des modernen Zeitungswesens zu suchen sei, daß dort am Niederrhein der Ver-

*) Rob. Prutz, Gesch. d. deutschen Journalismus. Hannov. 1845. I. Teil, Seite 188.

fasser der ersten Relationen gesessen habe, und daß derselbe niemand anders als der von jeher bekannte **Michael von Aitzing** sei, der Verfasser des „Leo Belgicus“, eines Buches, das seiner Zeit so viel gelesen wurde und noch heute als Quelle geschätzt wird.*)

Ein mannigfach verschlungener Lebensweg führte Michael von Aitzing erst in reiferen Jahren nach Köln. Er stammte aus einem alten Adelsgeschlechte, welches zu Obereytzing bei Ried im einst bayerischen, jetzt oberösterreichischen Innviertel daheim war und im fünfzehnten Jahrhundert aus Bayern nach Österreich verpflanzt wurde. Sein Geburtsjahr hat sich nicht ermitteln lassen, doch ist festgestellt, daß er seine Knabenjahre in Wien verlebte und auch an der dortigen Hochschule seine Studien begann. Diesen muß er sehr fleißig obgelegen haben, denn, „noch nicht in das Jünglingsalter eingetreten“, wie er selbst angiebt, ließ er bereits im Jahre 1553 ein Buch unter dem Titel „Artis oratoricae Tabulae etc.“, ein Kompendium der Rhetorik in Form von Tabellen, erscheinen. Darauf ging er nach Löwen, um die Rechtswissenschaft zu studieren, widmete sich dort aber auch der Mathematik, Astronomie, Geographie und selbst der Musik; zugleich erlernte er, da er ein bedeutendes Sprachtalent besaß, neben den klassischen Sprachen auch die neueren, und endlich entfaltete er auch noch eine große litterarische Thätigkeit. Diese Vielseitigkeit gewann ihm bald einen großen Kreis von Freunden; viele bedeutende Gelehrte und sonstige berühmte Männer traten mit ihm in Verkehr; dennoch fand sich für ihn keine hervorragende Lebensstellung, vielmehr hatte er wiederholt mit großen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, so daß er sich schließlich im Oktober 1581 nach Köln wandte und nun hier noch im selben Jahre im Verlage von Franz Hogenberg den bereits erwähnten „Leo Belgicus“ herausgab. Wahrscheinlich hatte er das Buch bereits in den Niederlanden geschrieben. Der Inhalt desselben ist eine

*) Felix Stieve, Über die ältesten halbjährigen Zeitungen oder Meßrelationen und insbesondere über deren Begründer Freiherrn Michael von Aitzing. Abhandlungen der k. bayrischen Akademie d. Wissensch. zu München. 16. Bd. Abt. I. München 1881.

Schilderung der niederländischen Unruhen in den Jahren von 1559—1581. Den seltsamen Titel hatte der Verfasser deshalb gewählt, weil es ihm gelungen war, auf der beigegebenen Karte die sämtlichen Gebiete der Niederlande in der Figur eines Löwen unterzubringen. Das Buch fand außerordentlichen Beifall und erlebte viele Auflagen. Da lag denn der Gedanke nahe, auch über die kölnischen Händel in ähnlicher Weise zu berichten, und so entstand denn die erste Relatio Historica, welche den Zeitraum von 1580 bis Herbst 1583 umfaßt und 1583 zu Köln erschien.

Die erste Ausgabe dieser „Relatio Historica", der Stammmutter all der vielen Relationen, welche nun bald nach und nach herausgegeben wurden, scheint nicht mehr zu existieren, dagegen giebt es noch Exemplare vom zweiten Abdruck, der wohl mit der ersten Ausgabe ganz übereinstimmt. Es führt den Titel:

> Relatio Historica // deß, so sich nach dem // Abschied der Cöllnischen zusamenkunft // von wegen Niederlendischer Pacification gehalten, // Erstlich vmb den Röm. Küniglichen Stuel Ach: Volgents // aber auch, vmb das Hochwürdig Erzstifft Cölln, hin vnd // wider verlauffen vnd zugetragen hat. Ordentlich // von anfang continuirt, biß auf gegen- // wertiges Monat Septemb. // 1583. // Allen denen gar nützlich vnd lustig zu lesen, so den vrsprung, progreß, vñ // vortgang, des weitaußsehenden Handels, sonderlich nach der Ni- // derländischen empörung, zu wissen und sich hinfüran, vor- // sorglicher geferlichkeit zu hütten, begern. // MDLXXXIIII.

Seinen Namen nannte also der Verfasser auf dem Titel nicht, doch brachte er auf demselben eine eigenartige, sorgfältig ausgeklügelte Vignette an, die er dann auch auf alle weiteren Bände, die er verfaßte, setzte, auch auf diejenigen, welche er von 1588 an mit seinem Namen, den er „Eyzinger" schrieb, zeichnete.

Gleich der erste Band dieser Relationen fand allgemeinen Beifall und wurde eifrig gekauft, so daß Aitzing schon bald eine weitere „Historische Beschreibung" nachfolgen ließ, welche mit

dem Januar 1583 begann, aber auch noch Nachträge zur Geschichte des Jahres 1582 brachte und bis zum April 1584 reichte. Von den übrigen Bänden muß besonders die Relation vom Frühjahr 1588 hervorgehoben werden, weil der Verfasser in denselben einen neuen und sehr wichtigen Schritt thut. Bisher hatte er in seinen Bänden nur die Kölner Händel, die gleichzeitigen Streitigkeiten in Aachen und einige niederländische Angelegenheiten behandelt, in der Relation von 1588 dagegen dehnte er nun den Kreis seiner Nachrichten auf ganz Europa aus und gab dadurch seinem Buche das Gepräge einer allgemeinen Zeitungssammlung, welches in der Folge für die Meßrelationen wesentlich blieb. Mit Recht macht denn auch Stieve darauf aufmerksam, daß die Aitzingsche Relatio historica vom Frühjahr 1588 als die erste wirkliche Meßrelation zu betrachten ist.

Merkwürdigerweise scheint Aitzing, trotz der vorgenommenen Erweiterung, die Absicht gehabt zu haben, mit diesem Bande vom Frühjahr 1588 die Reihe seiner Relationen abzuschließen, denn er bezeichnete ihn auf dem Titel als den letzten; die große Beliebtheit des Unternehmens wird aber zur Fortsetzung gedrängt haben. Bereits im Herbst 1588 gab Aitzing einen „Appendix“ heraus, und dann veröffentlichte er bis zum Herbste 1593 ununterbrochen jedes halbe Jahr eine Relation. Auf die Frankfurter Messen nahm er dabei in den Titeln zwar nicht Bezug, aber offenbar waren die Meßfristen März und September für die Herausgabe bestimmend, ja in der Relatio Historica 1593 I sagt er sogar geradezu: „Zu meiner vorigen Relation hab ich dem Drucker alle Gelegenheit mit einem Exemplare zugeschickt . . . . , weil aber die Materie dem gemeldeten Drucker zu lang und die Zeit zu kurz, alles zu rechter Zeit gen Frankfurt auf die Herbstmesse zu bringen, hat er's bis auf gegenwertige Fastenmesse aufgeschoben.“

Von 1594 bis 1597 gab Aitzing nur noch jährliche Relationen heraus, und jedesmal im September. Diejenigen Relationen, welche 1596 und 1597 zur Ostermesse unter seinem Namen erschienen, sind zum Teil Nachdrucke, zum Teil von anderen herrührende Fortsetzungen. Nach seinem Tode brachte noch sein Verleger Gerhard

Grevenbruch in Köln einen von ihm unvollendet hinterlassenen Band zum Abschluß, der bis zum 19. Februar 1599 reicht und im März dieses Jahres erschien.

Die Sprache der Relationen Aitzings ist monoton; die Berichte leiden an einer großen Trockenheit; nirgends wird ein Versuch gemacht, ein größeres zusammenhängendes Geschichtsgemälde zu geben. Die einzelnen Mitteilungen über die Vorfälle und Ereignisse sind nur ganz einfach nach der Zeitfolge aneinandergereiht. Trotzdem sind diese Relationen in hohem Grade wertvoll. Stieve betont: sie übertreffen die niederländischen Werke jener Zeit weitaus, denn sie sind vollständig unparteiisch, ausführlicher und bringen mitunter ganze Aktenstücke zum wörtlichen Abdruck. Neben Isselts Werk sind sie bis zur Gegenwart die Hauptquelle für die Geschichte des truchsessischen Krieges gewesen; auch für die folgende Zeit bieten sie besonders für die kölnische und jülicher Geschichte eine Fülle von Beiträgen, welche anderswo nicht zu finden sind. Wir verdanken dieselben den Beziehungen, in welche Aitzing zu dem Kurfürsten Ernst von Köln trat; aus dessen Kanzlei stammen ohne Zweifel viele der wichtigen Aktenstücke und Nachrichten, welche uns Aitzing überliefert hat.

Bei dem großen Absatze, den die Relationen fanden, sollte man nun annehmen, daß Aitzing sich in Köln in guten Verhältnissen befunden habe; allein nach den verschiedenen Andeutungen in seinen Werken, die Stieve ermittelt hat, ergiebt sich, daß er trotz der außerordentlichen Emsigkeit seiner Feder in bitterer Not lebte. Kurfürst Ernst von Köln, ein wohlwollender und den Gelehrten geneigter Herr, bot ihm daher schon 1587 ein Amt oder eine Pfründe an; Aitzing richtete aber nur die Bitte an ihn, dahin zu wirken, daß er von Kaiser Rudolf II., wie von dessen Vater und Großvater, zum Hofdiener ernannt werde. Die Anhänglichkeit an die Heimat, die aus dieser Bitte spricht, äußerte sich auch noch in anderer Weise. Gern wäre er nach Österreich zurückgekehrt; schon 1583 kündigt er einmal seine Heimreise nach Wien als nahe bevorstehend an, allein seine Hoffnungen erfüllten sich nicht. Endlich leistete er auf das ersehnte Glück Verzicht und nahm 1592 von seinem kurfürstlichen Gönner eine Bestallung zu

Bonn an, und dort lebte er bis zu seinem Tode im Anfang des Jahres 1598.

Es war natürlich, daß das Unternehmen Aitzings bald Nachahmung fand. Gleich in Köln selbst suchten sich verschiedene Buchdrucker den neuen Gedanken nutzbar zu machen. Zunächst gab ein früherer Verleger von Aitzing, Gottfried von Kempen, historische Übersichten unter dem Titel „Epitome“ heraus. Der erste Band erschien 1592 ohne Angabe des Verfassers; auf dem Titel des nächsten Bandes nannte sich der Notar Wilhem Riephan als Autor. Dann folgten 1594 anonyme Relationen aus der Buchdruckerei des Wilhelm von Lützenkirchen, daran schloß sich 1598 eine historische Beschreibung von Adolf Salerius, gedruckt bei Hermann Höberg in Köln, und endlich erschien eine „Historica Relatio“, welche von 1599 bis 1601 von Jakob Friedlieb und von 1602 ab von Kaspar Löw geschrieben wurde. Weiterer Publikationen aus der Druckerei des Peter von Brachel nicht zu gedenken.

---

2. Die Frankfurter Meßrelationen. Konrad Lautenbach (Jacobus Francus) und Theodor Meurer.

Die kölnischen Buchdrucker hatten jedoch wenig Glück mit ihren Unternehmungen, ihre Relationen erhielten sich nur kurze Zeit und sind daher von keiner Bedeutung für die Weiterentwickelung des von Aitzing gepflanzten Keimes. Diese knüpfte sich vielmehr an eine Frankfurter Nachahmung, die zur Ostermesse 1591 unter dem Titel „Historicae Relationis Complementum“ erschien und als Verfasser einen Jacobus Francus angab. Dieser Name war jedoch nur ein Pseudonym, hinter dem sich der Prediger Konrad Lautenbach in Frankfurt am Main verbarg. Lautenbach war, wie Aitzing, ein hochgebildeter Mann, der aber unter den Parteikämpfen jener Zeit viel zu leiden gehabt und schließlich nur mit Mühe einen ruhigen Hafen in Frankfurt gefunden hatte.

Er war 1534 in Thüringen geboren, hatte die lateinischen Schulen von Eisenach und Nordhausen besucht und dann 1553 die Hochschule zu Straßburg bezogen. Darauf war er zunächst in mehreren Orten im Elsaß und von 1580 ab in Heidelberg Prediger gewesen, von dort aber 1584, weil er streng lutherisch gesinnt war, von dem calvinistischen Pfalzgrafen Johann Casimir verbannt worden, worauf er 1585 vom Rate der Stadt Frankfurt am Main einen Ruf als Prediger der St. Katharinenkirche erhalten hatte. Aber auch in Frankfurt noch verfolgte ihn der Haß der Calvinisten und griff besonders seine Relationen an, und als er schon längst gestorben war, schmähte ihn noch ein Parteigänger der Kurpfalz, ein gewisser Erich Beringer*), in der häßlichsten Weise. „Er lebte in der Folge zu Frankfurt von Schreiben und Lügen", berichtet er über ihn, und weiterhin sagt er von ihm, nachdem er von der Unzuverlässigkeit der Relationen und der Charakterlosigkeit der Verfasser derselben im allgemeinen gesprochen: „Unter diesen Lügenschmieden nimmt derjenige, welcher sich den erdichteten Namen Jakob Frank gegeben hat, gewiß nicht den letzten Platz ein, bei welchem man keine von den Eigenschaften antrifft, die ein Geschichtsschreiber haben soll. Dieser unersättliche Schmierer gab sich mit Erzählungen von Neuigkeiten mehr ab, als mit seinem Amte, und konnte sich hierin so wenig mäßigen, daß er dergleichen Possen auch häufig in seine Predigten brachte." Infolgedessen hat sich lange ein ungünstiges Urteil über Lautenbach erhalten, in neuerer Zeit ist dasselbe jedoch erheblich umgestaltet worden. Bereits Prutz bezweifelt, daß der harte Vorwurf völlig verdient sei**), und Stieve spricht, indem er zugleich auf Melchior Adam hinweist, der in seinem 1620 erschienenen Buche Vitae Germanorum theologorum Lautenbach großes Lob spendet, die ganz bestimmte Ansicht aus, daß der Begründer der für die Entwicklung des deutschen Zeitungswesens so wichtigen frankfurter Meßrelationen offenbar ein durchaus ehrenwerter Mann gewesen sei.

*) Beringer, Discursus Historico-Politicus, 1614, p. 45 fg.

**) Prutz, Gesch. d. deutschen Journalismus, S. 192.

Die Relationen des Jacobus Francus erschienen von Anfang an in Quartformat und erhielten bereits im zweiten Jahrgange als Beigabe erläuternde Kupfer und Karten, einen Schmuck, der ihnen dann während ihres ganzen langen Lebens geblieben ist. Mit dem Jahre 1594 erhielt das Titelblatt auch eine Vignette, welche Merkur, einen von Flügelpferden gezogenen Wagen leitend, darstellt und die Worte „Spes alit agricolas“ auf einem Spruchbande trägt. Der erste Drucker und Verleger der Relationen war Nicolaus Henricus in Oberursel, später wird Paul Brachfeld in Frankfurt als der Verleger genannt. Nach dem Tode Lautenbachs, der am 28. April 1595 erfolgte, wurde das Unternehmen zunächst noch in derselben Weise fortgesetzt, ohne durch einen 1596 bei Christian Egenolff Erben in Frankfurt erschienenen Band Relationen von einem gewissen Jacob Frey (der auch 1602 noch einmal einen vergeblichen journalistischen Versuch machte) beeinträchtigt zu werden. Brachfeld ließ sogar, da auch die alten Jahrgänge immer wieder verlangt wurden, 1598 von dem kaiserlichen Notar Sebastian Brenner eine Gesamtausgabe aller bisher erschienenen Relationen herstellen und bei Sigismund Latomus drucken; als dann aber auch Brachfeld selbst 1599 starb, erlitt das Erscheinen der Bände eine kleine Unterbrechung. Diese suchten sich sofort zwei Buchdrucker in Mitteldeutschland zu nutze zu machen, Paul Gräber in Halle an der Saale, der von Andreas Harttman, und Johann Bötcher in Magdeburg, der von Jakob Framen (Pseudonym für Jakob Franke) eine Art Fortsetzung der Frankfurter Relationen schreiben ließ. Beide Unternehmungen hatten aber keinen Erfolg, und darauf vereinigte sich der Drucker Sigismund Latomus mit einem Theodor Meurer und gab mit diesem im Herbst 1599 die wirkliche Fortsetzung der Frankfurter Meßrelationen heraus. Später kaufte er auch noch die von Brachfeld hinterlassene Buchhandlung und setzte nun vom Herbst 1603 an viele Jahre hindurch auf die Titel der einen Hälfte der Auflage den altbekannten Namen des Jacobus Francus und auf die andere den des Theodor Meurer. Im Laufe der Zeit gewann dann merkwürdigerweise der Name Meurers ein noch größeres Ansehen, als der des Francus, so daß schließlich

nur noch Meurers Name genannt wurde, und unter diesem sind dann die Frankfurter Meßrelationen ununterbrochen erschienen, zuletzt im Jägerschen Verlage, bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein.

Während dieser langen Zeit tauchte natürlich auch manches Konkurrenzunternehmen auf; keins vermochte aber festen Fuß zu fassen. Das originellste war jedenfalls das des frankfurter Postschreibers Andreas Striegel, welcher erklärte, daß der Unmut, den er über die Fortsetzer des Francus empfunden, ihn getrieben habe, ebenfalls Relationen herauszugeben. In der Vorrede zu seinem ersten Bande, der 1602 erschien, sprach er sehr wegwerfend und von oben herab von Meurer, „welcher nicht allein hin und wieder die Schreiben und Briefe auf den Gassen mit Besen zusammengeraspelt und gekehrt, sondern auch zu solchem seinem Werke Krumme, halb Blinde und Lahme, die ihm allerlei Geschwätz zugetragen, gebraucht habe.“ Auf den Titel seiner Relationen setzte Striegel die Bemerkung, daß alle seine Nachrichten aus dem kaiserlichen Postamt stammten. Meurer erwiderte den Angriff nur dadurch, daß er auf seinen Titeln bemerkte, seine Quellen seien nicht allein die kaiserlichen, sondern auch andere Ordinariposten. Weiterer Verteidigung wurde er dadurch überhoben, daß Striegels dürftige Relationen sehr bald eingingen. Stieve vermutet, daß sie das Jahr 1602 nicht überlebten.

---

3. Charakter und Zuverlässigkeit der Meßrelationen. Zensur.

Die Behandlung des Stoffes in den Relationen des Francus und seiner Nachfolger ist derjenigen in den Bänden des Aitzing ganz ähnlich. Auch hier wird nur einfach eine Nachricht an die andere gereiht, und der Bericht ist trocken und nüchtern gehalten. Dagegen erreichten die Mitteilungen der zu Frankfurt erschienenen Relationen niemals den Wert der Aitzingschen; die Quellen, aus

denen die Lautenbach, Meurer und Genossen schöpften, waren eben viel flachere und trübere. Am meisten wurden die geschriebenen Zeitungen ausgekauft, dann die gedruckten Flugblätter, ferner die Nachrichten, welche bei den Postmeistern und den Kaufleuten einliefen. Hie und da berichtete auch ein guter Freund, der Augenzeuge eines wichtigen Vorganges gewesen war. Aber alle diese Mitteilungen flossen doch nur sehr dürftig zu, so daß Meurer einmal im ersten Bande der Relationen für 1608 in der Vorrede klagt, er sei fast nur auf die Posten angewiesen, und die Nachrichten von diesen liefen „oftmals seltsam wider einander". Mit der Zuverlässigkeit der Nachrichten der Relationen sah es denn auch oft recht schlimm aus; vieles, was gebracht wurde, war falsch oder doch nur zum Teil richtig; nicht selten klagten die Verfasser selbst, daß sie nicht imstande seien, die Wahrheit der ihnen zugegangenen Zeitungen zu prüfen. Die meisten Unrichtigkeiten enthielten die Nachrichten über den Türkenkrieg. Bisweilen wurden auch die falschen Mitteilungen eines Bandes im folgenden berichtigt, ja es liegt sogar aus dem Jahre 1608, wie Stieve ermittelt hat, der Fall vor, daß auf amtliches, durch die Beschwerde des Betroffenen veranlaßtes Einschreiten der Widerruf einer Nachricht erfolgte; in den meisten Fällen ließ man jedoch die Unrichtigkeiten auf sich beruhen. Aber auch noch weitere Umstände wirkten darauf hin, daß es mit den Mitteilungen der Relationen schlimm bestellt war. Schon früh begannen die Regierungen die Relationen dazu zu benutzen, die öffentliche Meinung zu beeinflussen und gleichzeitig eine strenge Zensur bei ihnen auszuüben. Aus dem Jahre 1610 ist ein Gutachten für König Matthias erhalten, in welchem es heißt: „Bei diesem werk aber ist generaliter zu observieren, daß man allenthalben spargier, auch in die casseta [gazzetta] mit gueter manier einbringe, wie J. kogl. Mt. getrungen worden, sich mit einer großen menig Volks gefaßt zu machen. Dieses geschrei und außgeben würde den conventum [den Prager Fürstentag] befürdern". Und hierzu bemerkte der Berater des Königs, der damalige Bischof, spätere Kardinal Khlesl: „Dieses wegs und das aviso ist, [Dieser weg, was das aviso ist?] ist guet, was [wanns?] mit dexteritet

geschieht".*) Über die Zensur klagt schon Jakob Frey in der Vorrede zu seiner Relation von 1602: Vielleicht, schreibt er, wird man mir vorwerfen, daß ich manches nicht mitteile, was sich ereignet hat, und zwar nicht nur im Auslande, sondern auch im Reiche Geschehenes. „Da soll der Leser wissen, daß ich nicht alles (ungeachtet man wohl weiß, [daß es] in der Wahrheit also vorgegangen) ohne große Gefahr schreiben läßt, insonderheit was in Deutschland zwischen Fürsten und Herren und Ständen des Reichs in Streit und Hadersachen vorläuft, sintemalen es den Skribenten schwer fallen würde, auf eines klagenden Teiles Widersprechen Solches genugsam zu beweisen". Ein anderes Zeugnis von der Strenge der Zensur findet sich, wie Stieve Seite 52 angiebt, in einem Vermerk auf der Rückseite des Titels einer Framenschen Relation, welche die Universitätsbibliothek in München besitzt. Es heißt in diesem: „Zensur eines E. Raths der alten Stadt Magdeburgk. Weil diese Avise vom April biß auf den Monat Septembris dieses fortgehenden 1603. Jahres exclusive nichts Verdrießliches noch Widerwärtiges in sich erhalten, so sein sie zum Abdruck verstattet und zugelassen worden. — Leserei daselbsten".

Die Berichte der Relationen sind daher oft lückenhaft; gar manches wird aus Besorgnis, in Verwickelungen zu geraten, freiwillig oder infolge der Zensur verschwiegen, zudem sind viele Mitteilungen falsch; immerhin enthalten die Relationen noch eine Fülle von Nachrichten und kulturhistorischen Notizen der verschiedensten Art und wurden daher auch sofort die Quelle der meisten gleichzeitigen Geschichtsschreiber. So ist zum Beispiel des Osiander Schadaeus Continuatio Sleidani für die betreffenden Jahre nur ein verkürzter Abdruck der fünfjährigen Relationen des Francus und Brenner, und aus Schadäus zog dann wieder Khevenhüller seine meisten Angaben über die Verhältnisse in den nichtösterreichisch-deutschen Landen. Isselts unter dem Namen Jansonius veröffentlichter Mercurius Gallo-Belgicus und Ar-

*) Hammer-Purgstall, Leben des Kardinals Khlesl. Wien 1846—50, Band 2, Beilage 203.

thusius' gleichnamiges Werk beruhen vorzugsweise auf den Relationen des Aitzing und Francus. Trotzalledem sind die Relationen noch immer nicht vollständig ausgenutzt, und wir pflichten daher auch der Ansicht Stieves bei, daß es sich wohl verlohnen dürfte, die langen Reihen der dicken Bände noch einmal eingehend zu untersuchen, es dürfte dabei, besonders in kulturgeschichtlicher Hinsicht, noch eine reiche Ausbeute gemacht werden.



Zweiter Abschnitt.

Die Presse im Zeitalter des dreißig-jährigen Krieges.

Erstes Kapitel.

Die Entwicklung der gedruckten Nachrichten zur Zeitung im modernen Sinne.

1. Die Fülle der Ereignisse drängt zur allwöchentlichen Herausgabe von Nachrichten. Die Trümmer der erhalten gebliebenen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Äußere Form der ersten Zeitungen. Ihre Berichterstatter. Gefährlichkeit des Berichterstattens. Die Drangsale Philipp Hainhofers. Die Versendung der Korrespondenzen.

Die Relationen waren aber bei dem wachsenden politischen Leben sehr bald nicht mehr imstande, alle diejenigen, die der Entwicklung der Verhältnisse lebhafter folgten, vollständig zu befriedigen. Besonders als unter Kaiser Rudolph II. die Gegenreformation begann, eine große Unzufriedenheit unter den Protestanten um sich griff, in vielen Städten, wie in Donauwörth, Köln, Straßburg, Unruhen ausbrachen und schließlich die evangelischen Stände sich zu Schwäbisch-Hall zu einer „Union“ und die katholischen Reichsstände sich zu Würzburg zu einer „Liga“ zusammenschlossen, trat das Bedürfnis, öfter, in rascheren Pulsen über den Stand der Verhältnisse unterrichtet zu werden, immer mehr hervor, und es ergab sich so ziemlich von selbst, daß intelligente Männer es unternahmen, allwöchentlich Berichte über die neuesten Ereignisse zusammenzustellen und herauszugeben. Zum Teil waren diese Herausgeber Buchdrucker, zum Teil Postmeister, da in den Poststuben naturgemäß die neuesten Nachrichten am ehesten bekannt wurden.

Der Übergang von der nur aller halben Jahre erscheinenden Relation zur eigentlichen Zeitung im modernen Sinne scheint aber, so wichtig er auch für das ganze geistige Leben war, kaum in weiteren Kreisen beachtet worden zu sein. Wahrscheinlich fand man diesen Schritt so selbstverständlich, daß man ihn ohne weitere Bemerkung hinnahm. So hat es denn auch niemand der Mühe für wert gehalten, den Namen desjenigen aufzuzeichnen, der die erste regelmäßig erscheinende Zeitung herausgab, und kein einziges Blatt jener ersten Nummer, mit der die gigantische Institution anhub, ohne die wir uns unser heutiges Kulturleben gar nicht denken können, ist aufbewahrt worden. Auch von den weiteren Zeitungen, die nun in allen größeren Städten emporzusprießen begannen, hat sich erstaunlich wenig erhalten; von manchen weiß man nur durch zufällige Aufzeichnungen, daß sie bestanden haben, von einer anderen Zeitung giebt bloß eine einzelne Nummer, die einem Aktenbündel beigeheftet wurde, weil man dem Herausgeber an den Kragen wollte, Zeugnis von ihrer Existenz, und von noch einer anderen hat sich nur ein Teil des Manuskripts erhalten, das irgend jemand in der Druckerei an sich nahm und schließlich in einem dunkeln Winkel liegen ließ. Jahrhundertelang hat es dann dort geschlummert, bis es jetzt endlich eine glückliche Hand hervorzog.

So ist alles, was sich aus dem 17. Jahrhundert an Zeitungen zu uns hinübergerettet hat, klägliches Trümmerwerk, aus dem nur einige wenige vollständige Jahrgänge hervorragen. Verstreut haben sich diese spärlichen Überbleibsel besonders in die Bibliotheken von München, Stuttgart, Frankfurt a. M., Marburg, Heidelberg, Leipzig, Berlin, Wien und Stockholm. In der königlichen Bibliothek zu Stockholm haben sich sogar verhältnismäßig viel deutsche Zeitungsblätter erhalten. Bei dem lebhaften Interesse, das man naturgemäß in Schweden an dem großen Kriege in Deutschland nahm, war es selbstverständlich, daß man alle Blätter, die wichtige Nachrichten enthielten, nach Stockholm hinüberschickte, wo sie, während die Kriegsfackel in Deutschland beständig aufräumte, unversehrt den späteren Jahrhunderten erhalten blieben.

Die äußere Form dieser ersten Zeitungen erinnert noch mannigfach an das Buch. Das Format geht nicht über das Quart hinaus; der Titel nimmt meist die ganze erste Seite ein und ist dann lang und umständlich. Meist ist er auch noch mit einem breiten Zierrande eingefaßt und einem Emblem, etwa einem auf einer Erdkugel dahinfliegenden Merkur oder einer kleinen poetischen Ansprache an den Leser, geschmückt. Doch begegnet man daneben auch bereits Zeitungen mit ganz einfachem Kopf, der dem unserer heutigen Blätter schon sehr nahe kommt.

Als charakteristisches Beispiel sei der folgende Titel einer Frankfurter Zeitung hier wiedergegeben:

Wochentliche Ordinari Zeitung:
Das ist /
Aller denckwürdigen /
namhafften vnnd fürnehmen Geschichten / so in der weiten Welt sich zutragen vnd fürgehen möchten: einfaltige / vnpartheyische vnd kurtze beschreibung vnd verlauff / auß vielen glaubwürdigen Sendbrieffen / vnd anderstwo durch den Truck eröffneten Zeitungen dem begierigen Leser zu gutem mitgetheilt.
Alles nach dem Alten Calender gerichtet.

Zeitungs Post an den Leser.

Durch d' Welt lauff ich / vnd thun eynnemmen
Zeitungen vil / darbey ich d'kennen /
Wie ich sie nem / so gib ichs auß /
Triffts nicht / dir drumb dar ab nicht grauß:
Was nicht gschehen ist / das gschehen kan /
Alles wahr net ein klugen Mann.

Für
das Jahr von der frewdenreichen Geburt
des Heylands 1634.

Der Name des Herausgebers und der Erscheinungsort sind nur selten angegeben, weil man sich vor Angriffen in diesen rechtlosen Zeiten, in denen die Herren oft so schnell wechselten, möglichst sichern wollte.

Der Inhalt der Zeitungen bestand aus Korrespondenzen, die willkürlich aneinandergereiht wurden.

Da die Zeitungen regelmäßig an einem bestimmten Wochentage zur Ausgabe gelangten, so ergab es sich gleich von vornherein von selbst, daß auch die Korrespondenzen von bestimmten Personen in einer gewissen Regelmäßigkeit geliefert werden mußten. Alle größeren Zeitungen versicherten sich mithin alsbald in den Brennpunkten des damaligen politischen Lebens zuverlässiger Berichterstatter, deren Thätigkeit man denn auch genau in den betreffenden Nummern verfolgen kann. Die Namen dieser Männer, die im gesellschaftlichen Leben gewiß oft sehr hoch standen, blieben meist verborgen. Um sich vor Angriffen und Beeinflussungen zu schützen, hielten sie ihre Mitarbeit an Zeitungen geheim. Nur hie und da bei Konflikten taucht der Name eines solchen Korrespondenten auf.

Einer der bedeutendsten und wohl auch geachtetsten Berichterstatter jener Zeit war der hochgebildete Augsburger Kunsthändler Philipp Hainhofer, gestorben 1647. Er betrieb ein regelrechtes Korrespondenzgeschäft mit verschiedenen Sekretären und sonstigen Gehülfen und versorgte nicht nur Zeitungen, sondern auch eine ziemliche Anzahl von Fürsten und sonstigen bevorzugten Sterblichen teils wöchentlich, teils in andern regelmäßigen oder unregelmäßigen Zeiträumen mit Neuigkeiten politischen und anderen Inhalts. Dabei muß er immer mit vieler Klugheit verfahren sein, denn sonst hätte er in den schwierigen Zeiten nicht zugleich bei katholischen und protestantischen Fürsten, zugleich bei dem Herzog und Kurfürsten von Bayern und dem Könige Friedrich von Böhmen, zugleich bei dem Kaiser und mehreren Erzherzögen und dem Könige von Frankreich, den Herzögen von Braunschweig, Pommern und anderen hohen Herren persona grata sein können. Trotzdem geriet auch er einmal im Frühjahr 1632 wegen einer nach Nürnberg gerichteten Korrespondenz, in der er in nicht ganz glücklicher Weise das Einrücken der bayrischen Truppen in Augsburg meldete, und die von den Bayern aufgefangen wurde, in arge Bedrängnis. In seinem Diarium der schwedischen Zeit, das sich in Abschrift, aber leider nicht ganz

vollständig, im Augsburger Stadtarchiv befindet, schildert er den Konflikt ausführlich. Er ist ein sprechendes Zeugnis von der großen Empfindlichkeit der damaligen Heerführer gegenüber nicht ganz angemessen erscheinenden Korrespondenzen und bildet zugleich ein interessantes Beispiel, wie die Soldateska gegen den mißliebigen Zeitungsschreiber vorzugehen beliebte.

Hainhofer hatte in dem betreffenden Briefe u. a. geschrieben: „Die Nacht zuvor sind sechs Kornets Reuter, ziemlich schwach, in die Stadt kommen, und die Reuter haben wie Oelberger uff der Gassen noctiren müssen". In dieser Mitteilung hatte den bayrischen Obersten Hans Rudolf von Bredow zunächst verdrossen, daß die Reiterei als „ziemlich schwach" bezeichnet worden war, weil der Feind hieraus möglicherweise nützliche Information schöpfen könne, dann aber ganz besonders der Ausdruck „die Ölberger", d. i. Schlafmützen. Durch diese geringschätzige Titulatur sei die bayrische, ja die ganze kaiserliche Armee in ihrer Ehre schwer gekränkt. Hainhofer entschuldigte sich, die Mitteilung habe sein Sekretär geschrieben, er habe sie gar nicht einmal überlesen, wider den Herrn Obersten sei ja auch gar nichts geschrieben worden. „Und das Wörtlein ‚Oelberger'", schloß er, „wird bei uns allhie auch nicht übel gedeutet. Ja, Kaiser, Könige und die mächtigsten Potentaten würden sich für glückselig erachten, wenn sie wie die lieben Apostel mit Christo, dem Herrn, auch am Oelberg gehen und bei seinen unschuldigen, allen Christengläubigen zu Nutz bittern Leiden und Sterben ihm uffwarten künnten." Der Oberst ließ sich damit aber nicht beruhigen; er verlangte, daß Hainhofer „pro poena et mulcta" zweitausend Reichsthaler (= 1000 Dukaten) bezahle, und wenn er das nicht wolle, so werde er ihn zum General Tilly transportieren lassen. Er erklärte Hainhofer für arretiert und ließ dessen Kanzlei, Kunstkammer, Bibliothek und sämtliche Kisten und Kasten versiegeln. Zugleich legte er ihm einen Kornet mit Reitern und einundzwanzig Pferden ins Haus. Die ganze Einquartierung mußte reichlich verpflegt werden. Zu den Mahlzeiten brachte der Kornet auch noch Kameraden mit, die besonders dem Weine sehr fleißig zusprachen. Das Verhalten des Obersten nahm mehr und mehr

den Charakter eines Erpressungsversuches an. Aber unter den obwaltenden Umständen vermochte Hainhofer keine andere Macht anzurufen; er verlegte sich daher aufs Handeln und ließ dabei durchblicken, daß er viele hohe Gönner habe, sich sogar freundschaftlicher Beziehungen zum Kaiser und zu vielen Kurfürsten rühmen könne. Schließlich rief er: „Der Krone Frankreich habe ich mit kaiserlicher Majestät, aller Fürsten und meiner löblichen Obrigkeit Wissen, nun schon in die dreißig Jahre und mein avunculus Herr Hieronymus Hörmann von und zu Guetenberg, vor mir gar vierzig Jahre treulich gedienet; und wenn Ihre königliche Majestät in Frankreich wissen sollten, daß Ihrem Agenten allhier solcher affronto beschiehet, so würden sie denselben nit ungerochen lassen und durch Ihren Ambassadeur Monsieur de St. Etienne, so noch bei Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht in München ist, und von dem ich erst vor vier Tägen us München Schreiben empfangen, bei Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht und General Tilly Excellenz als meinem gnädigsten und gnädigen Herren den um so liederlicher Ursach willen gelegten Arrest ohne Zweifel mit Verweis relaxieren machen!" Diese kühne Rede wirkte, und da auch Gustav Adolf mit jedem Tage Augsburg näher kam, so zeigte sich der Herr Oberst Hans Rudolf von Bredow schließlich bereit, zwei goldene Ketten, jede von hundert Dukaten Goldwert, zu nehmen. Und da auch noch dem Kornet, sowie den übrigen Offizieren, nebst Reitern, Dienern und Jungen entsprechende Geschenke, seidene Schärpen mit silbernen Spitzen, güldene Ringe, silberne Löffel, Handschuhe, Stiefel, Sporen, Hüte, Federn, Balsambüchsen, Taschentücher und so weiter, gekauft und hergerichtet wurden, so erklärte der Oberst die Sache für beigelegt und zeigte sich, als ihm Hainhofer die Ketten überbrachte, so guter Laune, daß er ihm ewige Freundschaft schwur. Das war für den armen Mann aber doch nur ein schlechter Trost, da ihn die ganze Affaire über 1100 Reichsthaler (über 5200 Mark) gekostet hatte. Doch entschädigte ihn der Magistrat schon wenige Wochen später, indem er ihm für 6500 Reichsthaler einen prächtigen Schreibtisch abkaufte, um damit dem Könige Gustav Adolf, als dieser

am 24. April 1632 in Augsburg eingezogen war, ein Geschenk zu machen.*)

Die Hauptorte, von denen aus Korrespondenzen an die Zeitungen versandt wurden, waren Rom, Venedig, Wien, Augsburg, Straßburg, Frankfurt a. M., Nürnberg, Prag, Leipzig, Hamburg, Köln, Antwerpen und Paris. Sie liefen auch nicht ganz pünktlich ein; nur in den schlimmsten Zeiten des dreißigjährigen Krieges, in den dreißiger Jahren, stockte der Verkehr bisweilen. Im Mai 1634 sah sich die Postbehörde zu Frankfurt a. M. veranlaßt, in einem Extrablatte der „Ordentlichen Wochentlichen Zeitung“, das die Überschrift „34 Extraordinari 1634“ trägt, bekannt zu machen:

„Die Ordinari Posten von Frankfurt nach Cölln vom 22. vnd. 29. Maij oder ersten vnd 8. Junij seynd abermahlen von den Ligistischen vnd Spanischen zu Andernach vffen Westerwald vffgefangen, die erste gantz hinderhalten, die Letztere aber von dem Postverwalter Johann Coßfeldten (doch eröffnet) distribuirt, doch viel Brief hinderhalten worden, werden also die Herrn Interessenten dieses in acht zu nehmen wissen.“

In der Nr. 58 derselben Zeitung heißt es dann ferner:

„Die Posten auß Italien, Schweitz vnd Francken seynd Dato nicht ankommen.“

Und am Schlusse der Nr. 71 muß vermeldet werden:

„Wegen aller hin: vnd wideranziehenden Kriegs Armeen seynd alle Posten auß Teutschland gesperrt, derwegen mehrers ins künfftig zu hoffen.“

Aber bereits in der ersten Nummer des Jahrganges 1635 kann die erfreuliche Mitteilung gemacht werden:

„Sonsten ist den Ordinari Reichs Posten von allen kriegenden Theilen in Teuschlandt nunmehr der Paß vnd Repass placitirt worden, damit die vnentberliche Commer-

*) Adolf Buff, Bedrängnisse eines Korrespondenzgeschäftsinhabers vor 265 Jahren. Beil. d. Allgem. Zeitung 1897, Nr. 255.

cien befürdert vnd erhalten werden mögen, Gott gebe Gnade vnd Segen." *)

Nicht nur die Inhaber der Posten, also besonders die Grafen von Taxis, sondern auch die zeitweiligen Machthaber selbst, vorab Wallenstein und Gustav Adolf, waren jederzeit bemüht, die Postverbindungen auch mitten im Getümmel des Krieges aufrecht zu erhalten, weil sie deren Wichtigkeit wohl zu schätzen wußten. Die Schweden führten sogar einen eigenen Feld-Postmeister, Andreas Wachel, mit sich, der sich 1632 für längere Zeit in Leipzig festsetzte und dem kurfürstlichen Postmeister Sieber großen Schaden that.

Die Schnelligkeit dieser Posten war schon ziemlich erheblich. Von Frankfurt a. M. ging z. B. die reitende Post zweimal in der Woche nach Hamburg und erreichte ihr Ziel, nachdem sie 20 Poststellen passiert hatte, nach 5½ Tagen. Von Frankfurt bis Leipzig brauchte die Reitpost 2½ Tage, von Frankfurt über Speier nach Straßburg 2 Tage, von Frankfurt über Metz nach Paris 6 Tage. **)

So gelangten denn auch die Korrespondenzartikel schon verhältnismäßig bald in die Redaktionsstuben und infolgedessen die Nachrichten auch ziemlich schnell in die Kreise der Zeitungsleser. Während man im 16. Jahrhundert bisweilen Monate lang über ein wichtiges Ereignis im Unklaren blieb, erfuhr man z. B. in Frankfurt schon nach 3, 4 Tagen zuverlässig, was sich in Leipzig und Straßburg zugetragen.

---

2. Inhalt der Zeitungen und ihre Haltung. Berichte über die bedeutendsten Ereignisse (Zerstörung Magdeburgs, Ermordung Wallensteins) und über die Zustände im Reiche. Durchschimmern der Parteianschauung. Die Zensur.

Die Art und Weise der Berichterstattung bewegte sich leider während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts nur im trockensten Tone, denn die Haltung, die in den Korrespondenzen beobachtet

*) Diese Zeitungsnummern finden sich in dem Zeitungssammelbande Q. 478 der Züricher Bürgerbibliothek.

**) Opel, S. 93.

wurde, war durchaus kläglich. Der Berichterstatter beschränkte sich nur auf die Meldung der einfachen Thatsachen. „Während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts erblickte die deutsche Zeitungspresse", sagt Opel, S. 264, „ihre Aufgabe einzig nur in der Verbreitung von Thatsachen und Nachrichten, und nicht auch zugleich in der Beurteilung und Wertschätzung derselben. Dazu ermangelten ihre Herausgeber nicht allein des Mutes, sondern auch der Einsicht und der resoluten, ihrer selbst gewissen Fassungsgabe, wie sie nur der rege Meinungsaustausch über Staats- und Gemeindeangelegenheiten zu zeitigen vermag. Und gerade das politische und das Gemeindeleben waren durch die verschiedenartigsten Folgen dieser langen Kämpfe sowohl in den katholischen wie in den protestantischen deutschen Staaten in den Todesschlaf versenkt worden . . . . : So hat denn auch nicht einmal die große Aufregung, welche sich des politischen Teils der Nation bei dem gewaltsamen Umsichgreifen Ludwigs XIV. im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts bemächtigte, einen irgendwie bedeutenden Einfluß auf die Zeitungslitteratur ausgeübt. Bei der Verworrenheit der deutschen Staatsverhältnisse glaubte auch der talentvolle und einsichtige Patriot seinem Mahn- und Warnungsrufe größeren Nachdruck durch eine anonyme Flugschrift zu sichern, als wenn er sich in einer Zeitung, deren Ursprung leicht erforscht werden konnte, vernehmen ließ. Und da überdies kaum jemals ein unwürdigerer politischer und konfessioneller Druck auf den Deutschen gelastet hat, als in der letzten Hälfte des 17. und im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, so entbehrten natürlich auch die Zeitungen jenes Lebenselements, welches ihnen allein Frische und Anziehungskraft gewährt."

Doch der Inhalt erfuhr auch noch eine weitere Beschränkung dadurch, daß es den Herausgebern der Zeitung nicht gestattet war, oder nicht geraten erschien, über die Ereignisse am Erscheinungsorte zu berichten. So schweigt die Berliner „Zeitung Auß Deutschlandt, Welschlandt etc." vom Jahre 1620*) vollständig über die Vermählung Gustav Adolfs mit Marie Eleonore, Tochter des Kurfürsten Johann Sigmund von Brandenburg, und di

*) Erhalten in der Bibliothek des Mariengymnasiums zu Stettin.

Münchener „Wochentliche Ordinari Zeitung“ bringt nicht nur nichts über München und den Kurfürsten Maximilian, sondern übergeht auch alle Ereignisse in ganz Bayern mit Stillschweigen.

Dasjenige aber, was nun wirklich gebracht wurde, war nach allen Seiten hin so sorgsam erwogen, daß es schließlich den Charakter eines wahrhaft „greisenhaften, in seiner gemütlosen Teilnahmlosigkeit geradezu abschreckenden Pragmatismus“ trug.

Als Beispiele solcher scheinbar gemütlosen Berichterstattung mögen hier einige Korrespondenz-Artikel wiedergegeben werden, die über hervorragende Ereignisse Mitteilung machten.

Eine ganz außerordentliche Erregung in ganz Deutschland — große Bestürzung in den protestantischen Kreisen, einen ungeheuern Jubel in den katholischen — rief 1631 die Zerstörung von Magdeburg hervor. Darauf veröffentlichte die Münchener „Wochentliche Ordinari Zeitung“ (Der Postbote)*) folgenden Bericht:

> Leypzig, den 23 dito (Mai). Durch aigne Currier, auch durch den Fürsten von Anhalt, so Gößtern allhero kommen, wird confirmiert, daß den 20. diß die Statt Magdenburg mit Sturmb erobert worden, indem den Tag zuvor der Obrist Falckenberg die Burger ab: vnnd die Soldaten auff die Wacht führen lassen, haben sich also die Burger, weil sie die gantze Nacht gefochten, zu Rhue begeben, verhoffendt, es wurde kein Noth haben, darauff Herr Tylli mit etlich hundert Sturmblaittern auff den Wahl setzen lassen, aber offt wider zurucк getrieben worden, endtlich aber das eusserst darauff gesetzt vnd immerzu Fewr hinein geworffen, darauff sich die Burger auch wider auff den Wahl begeben vnd etlich stundt scharmutziert, biß fast Mittags, da der maißte Thayl, darunder der Falckenberg geblieben, und die Tyllischen vberhandt genommen, alles Mannsvolck mit etlich Offiziern nider gehaut, auch von Weib vnd Kind in 30. tausendt Seelen in Rauch auff-

*) Erhalten in der königlichen Bibliothek zu Stockholm.

Erstes Kapitel.

Die Entwicklung der gedruckten Nachrichten zur Zeitung im modernen Sinne.

1. Die Fülle der Ereignisse drängt zur allwöchentlichen Herausgabe von Nachrichten. Die Trümmer der erhalten gebliebenen Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Äußere Form der ersten Zeitungen. Ihre Berichterstatter. Gefährlichkeit des Berichterstattens. Die Drangsale Philipp Hainhofers. Die Versendung der Korrespondenzen.

Die Relationen waren aber bei dem wachsenden politischen Leben sehr bald nicht mehr imstande, alle diejenigen, die der Entwicklung der Verhältnisse lebhafter folgten, vollständig zu befriedigen. Besonders als unter Kaiser Rudolph II. die Gegenreformation begann, eine große Unzufriedenheit unter den Protestanten um sich griff, in vielen Städten, wie in Donauwörth, Köln, Straßburg, Unruhen ausbrachen und schließlich die evangelischen Stände sich zu Schwäbisch-Hall zu einer „Union“ und die katholischen Reichsstände sich zu Würzburg zu einer „Liga“ zusammenschlossen, trat das Bedürfnis, öfter, in rascheren Pulsen über den Stand der Verhältnisse unterrichtet zu werden, immer mehr hervor, und es ergab sich so ziemlich von selbst, daß intelligente Männer es unternahmen, allwöchentlich Berichte über die neuesten Ereignisse zusammenzustellen und herauszugeben. Zum Teil waren diese Herausgeber Buchdrucker, zum Teil Postmeister, da in den Poststuben naturgemäß die neuesten Nachrichten am ehesten bekannt wurden.

Der Übergang von der nur aller halben Jahre erscheinenden Relation zur eigentlichen Zeitung im modernen Sinne scheint aber, so wichtig er auch für das ganze geistige Leben war, kaum in weiteren Kreisen beachtet worden zu sein. Wahrscheinlich fand man diesen Schritt so selbstverständlich, daß man ihn ohne weitere Bemerkung hinnahm. So hat es denn auch niemand der Mühe für wert gehalten, den Namen desjenigen aufzuzeichnen, der die erste regelmäßig erscheinende Zeitung herausgab, und kein einziges Blatt jener ersten Nummer, mit der die gigantische Institution anhub, ohne die wir uns unser heutiges Kulturleben gar nicht denken können, ist aufbewahrt worden. Auch von den weiteren Zeitungen, die nun in allen größeren Städten emporzusprießen begannen, hat sich erstaunlich wenig erhalten; von manchen weiß man nur durch zufällige Aufzeichnungen, daß sie bestanden haben, von einer anderen Zeitung giebt bloß eine einzelne Nummer, die einem Aktenbündel beigeheftet wurde, weil man dem Herausgeber an den Kragen wollte, Zeugnis von ihrer Existenz, und von noch einer anderen hat sich nur ein Teil des Manuskripts erhalten, das irgend jemand in der Druckerei an sich nahm und schließlich in einem dunkeln Winkel liegen ließ. Jahrhundertelang hat es dann dort geschlummert, bis es jetzt endlich eine glückliche Hand hervorzog.

So ist alles, was sich aus dem 17. Jahrhundert an Zeitungen zu uns hinübergerettet hat, klägliches Trümmerwerk, aus dem nur einige wenige vollständige Jahrgänge hervorragen. Verstreut haben sich diese spärlichen Überbleibsel besonders in die Bibliotheken von München, Stuttgart, Frankfurt a. M., Marburg, Heidelberg, Leipzig, Berlin, Wien und Stockholm. In der königlichen Bibliothek zu Stockholm haben sich sogar verhältnismäßig viel deutsche Zeitungsblätter erhalten. Bei dem lebhaften Interesse, das man naturgemäß in Schweden an dem großen Kriege in Deutschland nahm, war es selbstverständlich, daß man alle Blätter, die wichtige Nachrichten enthielten, nach Stockholm hinüberschickte, wo sie, während die Kriegsfackel in Deutschland beständig aufräumte, unversehrt den späteren Jahrhunderten erhalten blieben.

Trotz dieses trocken referierenden Tones kann ein aufmerksames Ohr dennoch aus den verschiedenen Zeitungen heraushören, aus welchem Lager sie hervorgegangen sind, welcher Partei sie im Grunde angehören. Schon das Thema, das behandelt wird, läßt sehr oft den Standpunkt vermuten.

Die Zeitungen von Straßburg, Augsburg, Frankfurt a. M., Leipzig und Berlin tragen entschieden einen protestantischen Charakter. In der Berliner „Zeitung Auß Deutschlandt, Welschlandt ꝛc." wird nach dem am 20. März 1619 erfolgten Hinscheiden des Kaisers Matthias, der durch sein Verhalten die Protestanten immer mehr erbittert hatte, in der Nr. 15 folgender Stoßseufzer laut:

> Gott, der uns eine starke Last von unserm Herzen mit des Kaisers Tod genommen, gebe seine Gnade zu ehister gewünschter Zusammentretung unserer benachbarten Länder, damit seines allerheiligsten Namens Ehr und Wolfahrt der ganzen Christenheit dadurch befördert werden möge, darzu werden alle treue Patrioten in Oestreich ob der Ens mit herzlichem Eifer helfen!

Und in der Frankfurter „Ordentlichen Wochentlichen Zeitung" Jahrg. 1632 Nr. 58*) bringt sogar — allerdings ein seltener Fall — bei dem Berichte über die Schlacht bei Lützen ein protestantischer Korrespondent seine Freude über den Sieg, aber auch seine Trauer über die schwere Verwundung Gustav Adolfs [der Tod des Königs war ihm noch nicht bekannt] in folgender Weise zum Ausdruck:

> Die Victoria ist vberauß groß, General Pappenheim, Holcke vnd viel andere . . mehr vff des Feindes Seiten geblieben, Bennighausen vnd sonst viel Vornehme gefangen, es hat aber Ihre Mayest. das Vnglück auch mit troffen, in deme dieser tapffere Held sein Leib vnd Leben für Gottes heiligen Namens Ehre vnd zu erhaltung der Teütschen Libertät vnd Freyheit so offters vngescheuet gewaget hat, dißmahlen mit 2 Schüssen gefährlich verle

*) Erhalten in der Camerarischen Sammlung in München.

worden, vnd also in der That erwiesen, daß sie ihr Königliches Blut bey Gottes heiligem Evangelio auffzusetzen gewillet .... Bey Abfertigung der Brieff befinden sich Ihre Königl. Mayest. gefährlich matt, der Allmächtige schicke es nach seinem Göttlichen gnädigen Willen .... Dem gütigen Gott seye wegen dieser vberauß herrlichen Victorien ewiges Lob vnd Preiß gesagt.

Die Zeitungen von Wien, München und Köln haben eine katholische Grundstimmung. Die Wiener „Ordentlichen Zeitungen“*) von 1629 bringen wiederholt Nachrichten über die katholische Restauration, melden, daß vom Hofmarschallamte Mandate angeschlagen worden, in welchen allen befreiten Hofhandelsleuten, Künstlern und Handwerkern und überhaupt allen mit Hoffreiheiten versehenen ein letzter Termin der Bekehrung bis Ostern gestellt wurde, und berichten ferner viel über Kirchenfeste, so unter dem 30. August 1631 über eine Prozession der Dominikaner nach Zell. Es zogen in Zell über 4000 Menschen ein, die den Rosenkranz durch alle Gassen öffentlich beteten, „dessen sich auch Fürstl. und Gräfl. Frauenzimmer nicht geschämet, und ist das liebe unser Frauen Bild im Rosenkranz von lauter Diamanten gezieret und mit neuem, goldstuckenem Rock bekleidet gar schön zu sehen gewest“. Die Münchener „Wochentliche Ordinari Zeitung“**) druckt folgenden Bericht aus Prag vom 18. August 1629 ohne irgend eine Äußerung der Mißbilligung ab: Dienstag frühe ist ein Bauer, so sich für einen Propheten ausgeben und durchaus nit zur katholischen Religion bequemen wollen, mit dem Schwert hingerichtet, hernach den todten Körper geviertheilt und auf jede Straßen ein Viertel, der Kopf und Ingewaid aber absonderlich aufgesteckt worden.

In den Jahren 1634 und 1635 stehen verschiedene Frankfurter Zeitungen auf Seiten der Schweden. Nach dem Prager

*) Viele Nummern dieser Zeitung befinden sich im Staatsarchiv zu Dresden in den Depeschen und Zeitungen Lebzelters und im Staatsarchive zu München in den Berichten des bayrischen Gesandten Leuker in Wien.

**) Die Jahrgänge 1628 und 1629 fast ganz vollständig erhalten in der Königl. Bibliothek zu München.

Frieden (1635) richten sich die Hamburger Zeitungen gegen die Schweden. Auch die Leipziger Zeitungen sprechen sich von der Mitte der 30er Jahre ab ungünstig über die Schweden aus und nehmen Partei für die Österreicher. Bei der abermaligen Besetzung Leipzigs durch die Schweden unter Torstensohn zu Ende 1642 bereiten ihnen daher die Sieger ein jähes Ende.

Allem Anscheine nach ist die Zahl der protestantischen Zeitungen in Deutschland eine wesentlich größere gewesen, als die der katholischen.

Daß die Zeitungen sich stets in den gewünschten Grenzen hielten, bewirkte eine sehr peinliche Zensur. In den evangelischen Universitätsstädten übte diese in erster Linie die Universität aus; dort, wo eine solche nicht bestand, der Rat der Stadt. Bisweilen führten auch Universität und Rat gemeinschaftlich die Aufsicht, wie z. B. in Leipzig*). In den katholischen Ländern mußte vor dem Druck alles der geistlichen Zensur unterbreitet werden**). In Frankfurt a. M. zensierte die bereits 1579 eingesetzte Bücherkommission im 17. Jahrhunderte auch die Zeitungen. In Zürich findet sich die erste Zeitungszensur im Jahre 1622; im Jahre 1674 wurden vom Rate verschärfte Vorschriften für die Zensoren festgesetzt***).

Als ein besonders scharfes Vorgehen ist das des Rates von Rostock hervorzuheben, der allen Zeitungsherausgebern 1627 kurzerhand vollständig untersagte, „über schwedische Niederlagen zu drucken“.****)

Dem Argusauge der Zensur scheint aber doch gar manches, was dann später Ärgernis bereitete, entgangen zu sein, oder sie ist wohl auch oft genug nachlässig geübt worden, denn wieder-

*) Albrecht Kirchhoff, Zur ältesten Gesch. d. Leipz. Zeitungswesens (Arch. f. Gesch. d. d. Buchh. VIII, S. 53 und IX, S. 250).

**) Stieve, D. kirchliche Polizeiregiment in Bayern unter Maximilian I. München 1876.

***) Günther, Bilder aus d. Kulturgesch. d. Schweiz. Zürich 1898.

****) W. Stieda, Die Anf. d. period. Presse in Mecklenburg (Arch. f. Gesch. d. d. Buchh., XIX, S. 68).

holt werden Klagen über die Zeitungen laut. Im Jahre 1631 warnte der Rat der Stadt Nürnberg die beiden Zeitungsschreiber Leonhard Rügel und Georg Kartwohl, die Stadt doch ja nicht durch ihre Zeitungen beim Kaiser in Nachteil zu bringen,*) und im Jahre 1635 wurde der Augsburgische katholische Buchhändler Andreas Aperger wegen eines noch vor der Schwedenzeit gedruckten Zeitungsblattes, in welchem er die Bürger der Stadt Nördlingen die allzeit rebellischen Nördlinger genannt hatte, verhaftet und aus der Stadt gewiesen, die beiden Zensoren aber jeder mit einer Strafe von 50 Thalern belegt.**) Ja, es kommt sogar wegen der Haltung der Berliner Zeitungen zwischen Wien und Berlin zu diplomatischen Verhandlungen. Als der Graf Adam von Schwarzenberg 1626 als brandenburgischer Gesandter nach Wien reist, um der Mark Erleichterungen von den Kriegslasten zu erwirken, aber nur Versprechungen erhält, sieht er den Grund der geringen Bereitwilligkeit in den Berliner Zeitungen. „Man hat allhier", berichtet er an den Kurfürsten, „ein ziemliches Mißfallen an den neuen Zeitungen, die allemal aus Berlin geschrieben und gedruckt werden. Man sagt, es sei kein Ort im ganzen Reiche, da man so frei und schlimm schreibe gegen Dero Armee, als in Berlin. Allemal attribuire man der kaiserlichen Macht Verlust und den Feinden Victoria". Das Geheimrats-Kollegium versicherte aber den Kurfürsten, daß die Zeitungskorrespondenzen keineswegs geändert, sondern genau so, wie auch an anderen Orten, gedruckt würden. Immerhin antwortet aber Georg Wilhelm: „Ob es wohl eine Sache, daran die Wiener sich von Billigkeits wegen nicht zu scandalisiren hätten, weil ja leichtlich zu erachten, daß die Zeitungen anders bei uns nicht werden in Druck gegeben werden, als wie man sie unserm Botenmeister aus andern Orten schreibt, so ist es uns doch lieber, damit diesfalls den Leuten aller Prätext genommen werde, daß man dasjenige ungedruckt lasse, was vermuthlich Offension erregen möchte. Doch könnte man denen, welchen die Avisen zugeschickt würden (auch

*) Soden, Kriegs- und Sittengesch. d. Reichsst. Nürnberg, III, S. 195.

**) v. Stetten, Gesch. d. Augsburg, II, S. 206.

der Kurfürst war ein eifriger Leser derselben), das Ausgelassene beischreiben.*)

Diese engherzige Zensur und überhaupt der schwere Druck, der auf dem ganzen geistigen Leben lastete, zudem aber auch die entsetzliche Verarmung und Verödung, die nach und nach in Deutschland um sich gegriffen hatte — war doch die Bevölkerungszahl, die im Jahre 1618 etwa 17 Millionen betragen hatte, im Jahre 1649 bis auf 4 Millionen herabgegangen — hinderten die Weiterentwickelung des Zeitungswesens ganz außerordentlich. Obgleich zu Anfang des Jahrhunderts in allen bedeutenderen Städten wöchentliche Zeitungen ins Leben getreten waren, erhob sich doch keine einzige zu größerer Bedeutung, entwickelte sich auch nicht eine zur Vertreterin einer politischen Idee; alle blieben sie auf dem Niveau des Lokalblattes stehen. Es können daher auch nach der allgemeinen Charakterisierung die einzelnen Unternehmungen ganz kurz behandelt werden.

*) Cosmar, Beiträge zur Untersuchung der gegen .... Schwarzenberg erhobenen Beschuldigungen. Berlin 1828.



Zweites Kapitel.

Die ersten eigentlichen Zeitungen im modernen Sinne.

1. Die älteste noch erhaltene gedruckte Zeitung, die Straßburger Zeitung, und ihr Herausgeber Johann Carolus. Die Frankfurter Blätter. Egenolph Emmel. Johann von den Birghden. Schönwetter. Die Ober-Postamts-Zeitung. Serlin, der Gründer des „Frankfurter Journals".

Die älteste noch erhaltene gedruckte Zeitung ist eine von Dr. Julius Otto Opel im Jahre 1876 in der Universitäts-Bibliothek zu Heidelberg aufgefundene Straßburger Zeitung vom Jahre 1609. Ihr Titel lautet buchstäblich:

Relation:
Aller Fürnem-
men vnd gedenckwürdigen
Historien, so sich hin vnnd wider
in Hoch vnd Nieder Teutschland, auch
in Franckreich, Italien, Schott vnd Engelland
Hisspanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen,
Wallachey, Moldaw, Türckey, etc. Inn
diesem 1609. Jahr verlauffen
vnd zutragen möchte.
Alles auff das trewlichste wie
ich solche bekommen vnd zu wegen
bringen mag, in Truck ver-
fertigen will.

Dieser Titel ist mit einer hübschen Randeinfassung in Holzschnitt umgeben. Der ganze Jahrgang füllt einen Quartband von 115 Blättern und war in allen 52 Nummern erhalten. Erst

nachdem der Jahrgang bereits gebunden war, ist leider das 34. Stück herausgerissen worden.

Aus dem Wortlaute des Titels ergiebt sich, daß dieser schon der ersten Nummer beigefügt war und nicht, wie es jetzt geschieht, erst mit der letzten ausgegeben wurde. Nach dem Generaltitel folgt ein Vorwort, in welchem der Herausgeber sich Johann Carolus unterzeichnet und die Bitte an den Leser richtet, etwaige Versehen zu entschuldigen und zu verbessern. Er rechtfertigt diese Bitte mit der Eile, in welcher die Zusammenstellung erfolgen „und daß bei der Nacht eilend gefertigt werden mußte".

Wichtiger aber als dieses Geständnis ist der Eingang des Vorworts, aus welchem wir erfahren, daß Johann Carolus „in Außfertigung der ordinarii avisa, wie nun etlich Jahr beschehen, zu continuiren vermittelst göttlicher Gnaden bedacht" ist. Der Herausgeber erklärt also mit diesen Worten, daß er schon seit Jahren Zeitungen veröffentlicht hat, und daß dieser Jahrgang nur eine Fortsetzung eines älteren Unternehmens ist.

Auf der Rückseite des Vorworts beginnen sodann die Korrespondenzen; die erste ist aus Köln vom 8. Januar, worauf dann die aus Andorff (Antwerpen) vom 26. Dezember, aus Rom vom 20. Dezember, aus Venedig vom 26. Dezember, aus Wien, ebenfalls vom 26. Dezember, und aus Prag vom 20. Dezember folgt. Mit der Prager Korrespondenz schließt die erste Nummer auf der siebenten Seite. Die achte Seite der Nummer ist unbedruckt geblieben.

Die übrigen Nummern des Jahrganges, die aber meist nur vier Seiten umfassen, bringen auch Korrespondenzen aus Frankfurt a. M., Erfurt, Linz, Preßburg, Krakau, Amsterdam, Brüssel, Lyon &c. Am häufigsten erschienen die Berichte aus Prag (92), Wien (77), Venedig (52), Rom (51) und Köln (51). Von besonderem Interesse ist eine Korrespondenz aus Venedig vom 4. September in der Nummer 37, in der die Erfindung des Fernrohrs durch Galilei gemeldet wird. Es heißt dort:

> „Hiesige Herrschaft hat dem Signor Gallileo von Florentz, Professoren in der Mathematica zu Padua, ein stattliche Verehrung gethan, auch seine Provision umb

100 Cronen jährlich gebessert, weil er durch sein embsigs studiren ein Regel vnd Augenmaß erfunden, durch welche man einerseits auff 30 meil entlegene ortt sehen kan, als were solches in der nehe, anderseits aber erscheinen die anwesende noch so viel grösser, als sie vor Augen sein, welche Kunst er dann zu gemeiner Statt nutzen präsendiert hat".

Der Herausgeber der Zeitung, Johann Carolus, war der Inhaber einer großen Druckerei in Straßburg, die u. a. auch Fischarts Schriften gedruckt hat. Doch ist es nicht gelungen, genauere Lebensdaten dieses Mannes zu erforschen. Dagegen konnte die Zeitung bis zum Jahre 1649 verfolgt werden. Wahrscheinlich ist sie, meint Opel, während des ganzen 17. Jahrhunderts erschienen.*)

Eine größere journalistische Thätigkeit, als in Straßburg, machte sich bald in Frankfurt am Main bemerkbar. Frankfurt war von jeher eine viel bedeutendere Handelsstadt als Straßburg. Äneas Sylvius, der spätere Papst Pius II., nannte sie schon im 15. Jahrhundert „das Herz des Verkehrs zwischen Ober- und Nieder-Deutschland" und Hans Sachs im 16. Jahrhundert „die Mutter aller Handelsgewerbe". Bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurden weit ausgedehnte regelmäßige Botenposten von Frankfurt aus eingerichtet, und als dann die Stadt auch Anschluß an den Taxisschen Postkurs zwischen Wien und Brüssel erhielt (dieser Postkurs berührte anfangs die Stadt Frankfurt nicht, sondern ging in südwestlicher Richtung an ihr vorüber), so konnten die neuen Nachrichten von allen Richtungen her schnell nach Frankfurt gelangen, was zur Herausgabe einer Zeitung ja förmlich auffordern mußte.

Den ersten Versuch mit einem solchen Unternehmen machte der Buchhändler und Buchdrucker Egenolph Emmel im Jahre 1615. Leider lassen sich mit Bestimmtheit irgend welche Blätter dieser Emmelschen Zeitung nicht mehr nachweisen; doch glaubt Opel die Nummern 39, 42, 43 und 48 einer Zeitung des Jahres

*) Ausführliches in dem Opelschen Werke S. 44—64.

1615, die sich im Staatsarchive zu Dresden (Loc. 10 727) befinden, als Emmelsche Erzeugnisse ansehen zu dürfen. Diese Blätter haben keine Titelüberschrift und sind nur mit arabischen Ziffern versehen. Blätter des Jahrganges 1616 und 1617 dieses Zeitungsunternehmens befinden sich in der Marienstiftsbibliothek zu Stettin. Die Nachrichten dieser Nummern betreffen meist das Ausland.

Offenbar hat die Zeitung Beifall gefunden, denn schon im Jahre 1617 erstand ihr eine gefährliche Konkurrenz, die einen langen und hartnäckigen Streit nach sich zog. Der Konkurrent war der Postmeister des Grafen von Taxis, Johann von den Birghden. Dieser Mann hat bei der Entwicklung des Verkehrs und des Zeitungswesens in Frankfurt im siebzehnten Jahrhundert eine große Rolle gespielt. Er wurde 1582 zu Aachen geboren, war anfangs Soldat, dann Postverweser, Kammerrichter, Zollbeamter, bis er 1609 von dem Generalpostmeister Leonhard von Taxis nach Frankfurt geschickt wurde, um dort das Postwesen neu zu organisieren. Er bewährte sich auch, trat jedoch 1613 von dem Dienste zurück, beteiligte sich aber auf besonderen Wunsch des Kurfürsten von Mainz 1615 an der Einrichtung einer Postverbindung zwischen Frankfurt und Köln und wurde nun unter dem 28. Oktober 1615 vom Grafen Lamoral von Taxis zum Postmeister von Frankfurt ernannt. In dieser Stellung entwickelte er eine große Thätigkeit, schuf unter vielen Mühen die Reichspost von Frankfurt nach Hamburg, eine Verbindung mit Leipzig u.s.w.

Infolgedessen gelangten natürlich auch täglich viele neue Nachrichten in das Taxissche Posthaus, und der praktische Postmeister von den Birghden suchte sie in der Art des Emmelschen Unternehmens zu verwerten; er gab mit dem Anfange des Jahres 1617 ebenfalls eine Zeitung heraus. Zugleich suchte er die Emmelsche Zeitung auswärts durch nachlässige Besorgung zu verdrängen. Darauf reichte Emmel beim Schöffenrate eine Klage ein, in welcher er betonte, daß er „die Zeitungen zuerst angefangen“, und bat, daß der Rat ihm behülflich sei, damit ihm dasjenige, „was er bei zwei Jahren gedruckt und vor andern Druckern hergebracht“, nicht entrissen werde. Diese Klage erkannte der Rat

an und verbot dem Postmeister, „seine Zeitung innerhalb Frankfurt zum Nachteil des Klägers abdrucken zu lassen“. Allein Birghden erklärte ganz einfach, daß er „dem Verbot nicht Folge leisten, sondern vielmehr seine Avisen, der Bequemlichkeit wegen, in Frankfurt ferner drucken werde“. Emmel klagte nun aufs neue; da aber der Rat erwägen mochte, daß der Postmeister ein einflußreicher Mann sei, der sehr hohe Herren hinter sich habe, so kam er zu folgendem Beschluß: „Lectum in Senatu 30 Jan. Anno 1617 und decretirt, daß man sowohl ihme, Birghden, als Egenolph Emmel, die Zeitung auf ihr Gefahr zu drucken gestatten, und daneben ermeldetem Birghden, wegen seiner dabey verübten Ungebühr stattlich zu Weg sagen lassen soll.“ Diesem Beschlusse scheint aber Birghden nicht recht getraut zu haben, denn er ging auch noch den Kaiser Ferdinand II. und den Reichspostprotektor, den Kurfürsten von Mainz, um Schutz an, und der Letztere schrieb an den Magistrat, „da die Avisen und Zeitungen jederzeit bey der Post gewesen“ (eine falsche Behauptung, die dann später von den Postmeistern noch sehr oft erhoben worden ist), so möge man doch weit eher dem Postverwalter, als anderen, die aus bloßem Eigennutz Zeitungen oft recht fraglicher Natur inventierten, den Druck von Zeitungen gestatten.

Es erschienen nun beide Zeitungen neben einander, und zwar scheint Emmels Blatt mehr der bürgerlichen und protestantischen, Birghdens mehr der kaiserlichen und katholischen Partei gedient zu haben.

Auch von diesen Birghdenschen Zeitungen lassen sich mit Bestimmtheit keine Blätter mehr nachweisen. Opel (S. 77) vermutet zwar, daß mehrere Zeitungsnummern aus den Jahren 1621 und 1623 im Marburger Archive und im Dresdener Staats-Archive, die den Titel „Vnvergreiffliche Postzeittungen“ und „Wochentliche Zeitungen“ tragen, Birghdensche Erzeugnisse seien, aber ein bestimmter Anhalt zu dieser Vermutung liegt doch nicht vor.

Unterdessen wurde im Jahre 1619 von dem Buchhändler Schönwetter auch noch eine dritte Frankfurter Zeitung gegründet. Dieses Unternehmen hatte jedoch zunächst mit vielen Schwierigkeiten

zu kämpfen, da Kaiser Ferdinand II. das Privilegium, das er erteilt hatte, schon 1621 wieder zurücknahm, angeblich, weil ihm die Haltung der Zeitung nicht gefiel. Schönwetter gab aber das Blatt trotzdem noch ferner heraus, was in den trubulösen Zeiten wohl nicht weiter kontroliert wurde, und zog dann offenbar einen beträchtlichen Nutzen aus den Verwickelungen, in die Birghden von 1623 ab geriet. Birghden wurde nämlich angeklagt, mit den Feinden des Kaisers in Verbindung getreten zu sein, und sogar einige Zeit in Haft genommen. Doch gelang es ihm noch einmal, sich zu rechtfertigen und sich sogar so in Gunst zu bringen, daß sich der Kaiser veranlaßt sah, ihm am 7. Oktober 1625 den Adel mit vier Ahnen zu verleihen. Allein diese Sonne des Glücks lächelte ihm nicht lange; unter dem 3. März 1627 dekretierte der Kaiser, daß Birghden sofort vom Postamte zu entfernen sei, weil er „in seinen wöchentlichen gedruckten und besonders in Frankreich verbreiteten Zeitungen viel ungehörige, dem Kaiser und dem gemeinen Wesen nachteilige Sachen einmische“. Er wurde außerdem beschuldigt, von der Union einen Jahrgehalt bezogen und mit den Gegnern des Kaisers Korrespondenzen unterhalten zu haben. Birghden suchte die Anklagen zwar zu widerlegen, allein alle seine Bemühungen waren vergebens; der Kaiser verfügte unter dem 2. November 1627 nochmals seine Entlassung, und er mußte zurücktreten. Offenbar erreicht damit auch seine Zeitung ihr Ende.

Bald darauf that der Kaiser noch einen weiteren gewaltthätigen Schritt. Mit einer Verordnung vom 9. Mai 1628 fegte er sämtliche Zeitungen Frankfurts hinweg und bestimmte, daß niemand als demjenigen, so der Graf von Taxis hiezu verordnen werde, verstattet sein solle, wöchentliche Zeitungen zu drucken. Dabei behauptet auch er, wie schon der Kurfürst von Mainz, daß die Vergünstigung, Zeitungen herauszugeben, jederzeit ein Annex des Postamts zu Frankfurt gewesen sei.*) In diesem kritischen Momente suchte der Buchhändler Schönwetter eine Annäherung

*) J. v. Schwarzkopf, Über pol. u. gelehrte Zeitungen .... zu Frankfurt a. M. Frkf. 1802.

an den Grafen von Taxis und bestimmte diesen, ihm die Herausgabe einer Zeitung, resp. die Fortsetzung der bisher gedruckten, zu gestatten. Wie weit die Verpflichtungen reichten, die Schönwetter hierbei einging, ist nicht bekannt; jedenfalls aber mußte er in dem Blatte zunächst die Interessen der Grafen von Taxis und weiterhin auch die des Kaisers, also der katholischen Partei, vertreten.

Aus dem Jahre 1628 ist aber von dieser neuen Zeitung kein Blatt erhalten geblieben, dagegen hat sich aus dem Jahre 1629 ein Exemplar der Nummer 49 im Frankfurter Staatsarchive zu uns herübergerettet, und außerdem finden sich noch mehrere Nummern dieses Jahrganges im Dresdener Staatsarchive. Das Blatt führte danach den Titel „Ordentliche Wochentliche Post Zeitung“ und brachte Korrespondenzen aus Rom, Venedig, Wien, Prag, Breslau, Hamburg u. s. w.

Das Geschäft Schönwetters blühte jedoch nicht lange. Als die Schweden sich 1631 Frankfurt näherten, floh der Taxissche Postmeister, ein gewisser Brintz, und der König Gustav Adolf, der immer bemüht war, auch unter den verworrensten Verhältnissen den Postverkehr aufrecht zu erhalten, legte die Oberleitung der Frankfurter Postanstalt wieder in Birghdens Hände. Darauf entwickelte dieser während der Schwedenzeit, bis zum Mai 1635, abermals eine große Thätigkeit, verbesserte nicht nur die etwas in Verfall geratenen bisherigen Postlinien, sondern legte auch noch neue an, sogar eine über den Odenwald nach Schaffhausen, Zürich, Bergamo bis nach Venedig, und zwar ganz auf eigene Kosten.

Es ist natürlich, daß er bei dieser Gelegenheit auch die Herausgabe der Zeitung wieder in seine Hand nahm. Aktenmäßige Nachrichten darüber sind allerdings nicht vorhanden, aber man darf wohl bestimmt annehmen, daß die vielen offenbar aus Frankfurt stammenden Zeitungsblätter aus den Jahren von 1632 bis 1635 mit dem Titel „Ordentliche Wochentliche Zeitungen“, die sich teils in einem Bande (Q. 478) der Züricher Bürgerbibliothek, teils im Dresdener Staatsarchiv befinden, sowie die schon von verschiedenen Historikern angezogene Nr. 58 des Jahres 1632 in der Camerarischen Sammlung in München, welche die Nachricht über die Schlacht bei Lützen enthält, Birghdensche Erzeugnisse sind. Sie

stehen selbstverständlich auf seiten der Schweden, ohne sich jedoch gehässig gegen die Kaiserlichen zu zeigen.

Nach dem Prager Frieden, als das Haus Taxis wieder die Postverwaltung übernahm, mußte dann auch Birghden abermals weichen, doch wurde er durch ein besonderes kaiserliches Schreiben ausdrücklich mit in die Amnestie eingeschlossen.*) Die Zeitung nahm wieder den Titel „Postzeitung“ an und schmückte sich weiterhin mit dem Bilde eines blasenden Postillons. Später erhielt sie den Titel „Ordentliche wöchentliche Kayserliche Reichs-Post-Zeitung“.

Die gelockerte Disziplin während der Schwedenzeit ermöglichte aber neben der Birghdenschen Zeitung auch noch die Herausgabe eines zweiten Frankfurter Blattes. Der Herausgeber und Drucker desselben läßt sich nicht mehr ermitteln; vielleicht ist er in Wolfgang Hofmann zu suchen, der in jener Zeit mancherlei Druckwerke im Interesse der Schweden veröffentlichte. Der Titel des Jahrganges 1633 (vollständig in der Züricher Bürgerbibliothek erhalten) lautet „Zeitung Post“, worauf dann noch eine lange Erweiterung folgt. Bei den späteren Jahrgängen kommen mancherlei Abweichungen im Titel vor, doch ist immer gern das Wort „vnpartheyisch“ mit verwendet, so daß Opel sie „die unparteiische Frankfurter Zeitung“ genannt hat. Doch nahm sie sehr lebhaft für die Protestanten Partei und empfing aus deren Lager viele sehr wertvolle Nachrichten. Ihre Existenz läßt sich sodann bis zum Jahre 1656 nachweisen, allein sie hat wohl (einer Angabe Schwarzkopfs S. 15 zufolge, wenn wir sie mit der dort erwähnten „Pohlnisch-Schwedischen Frankfurter Zeitung“ identifizieren dürfen) erst 1660 zu erscheinen aufgehört.

Eine zweite Zeitung scheint aber doch für Frankfurt Bedürfnis gewesen zu sein, denn schon wenige Jahre nach dem Eingehen der „Unparteiischen“, etwa 1665, wurde abermals eine solche ins Leben gerufen, diesmal von dem Buchhändler Wilhelm Serlin, einem geborenen Nürnberger, der das Blatt auch gleich zweimal wöchentlich, am Dienstag und Samstag, herausgab, natürlich unter

*) Opel, a. a. O. S. 88—93.

dem heftigen Widerstande des Taxisschen Postmeisters. Anfangs hieß die Zeitung, weil sie vorwiegend Nachrichten aus den Niederlanden brachte, „Die holländische Progressen“, bald aber „Journal“. Bei dem großen Interesse, welches der Krieg in den Niederlanden erregte, ferner bei der ausgesprochen protestantischen Tendenz und endlich bei dem mäßigen Preise von 2 Gulden für den Jahrgang, gewann das neue Blatt rasch eine große Verbreitung, was den Verleger veranlaßte, gelegentlich im Laufe der Woche noch ein drittes Blatt erscheinen zu lassen. Nach dem Tode Serlins 1674 setzte die Witwe Maria Margareta Serlin den Verlag fort; doch nun gelang es schließlich dem Postmeister Johann Wetzel von Lauterburg im Jahre 1678, ein kaiserliches Reskript zu erwirken, kraft dessen die Fortsetzung des „Journals“ untersagt wurde, weil das Zeitungsdrucken allein der Post zukomme. Der Rat nahm sich aber der Bedrängten an; er bewies, daß die Prätension des Postamts unbegründet war, und erlangte die Zurückziehung des kaiserlichen Reskriptes. Damit war das Postamt für alle Zeiten in seine Grenzen zurückgewiesen, und das „Journal“ entwickelte sich unter der ausgezeichneten Redaktion des Schwiegersohnes der Witwe Serlin, Dornheck, zu einer solchen Blüte, daß es eines der gelesensten Blätter innerhalb Deutschlands wurde, auch im Auslande Verbreitung fand und den Neid aller Frankfurter Buchhändler wachrief. Allerdings sorgte die Witwe Serlin, eine robuste Korporalstochter von äußerst energischem und unerschrockenem Wesen, auch unablässig, wie sie ihr Unternehmen fördern konnte, und so erreichte denn nach und nach, während die Auflage der Postzeitung von 1000 auf 500 bis 600 Exemplare zurückging, das „Journal“ eine Auflage von über 1500 Exemplaren, etwas für die damalige Zeit ganz Unerhörtes. Infolgedessen wuchs denn auch das Einkommen der Witwe Serlin beträchtlich, was einen ihrer Konkurrenten zu der Äußerung veranlaßte, „daß wohl kein Assessor am kaiserlichen Kammergericht, kein fürstlicher Kanzler in ganz Deutschland, auch kein Syndikus in einer Reichsstadt eine solche Bestallung hat, und würde ein anderer gern 1000 Thaler Kosten anwenden, wenn er ein dergleichen herrliches Privilegium haben könnte, allermaßen

solches jährlich mehr als 20 M. Thaler verinteressire, wie sie (die Serlin) denn anjetzo einem jeglichen Kinde, deren sie sechs hat, in die 500 fl. Heirathsgut giebt, zu geschweigen, wie sie eine kostbare Haushaltung führt, und wie sie erst vor etwa einem Vierteljahr zu männiglichem Verwundern ein kostbares Haus erkauft".

Das kostbare Druckprivilegium, am 27. September 1686 von der Witwe Serlin auf deren Erben übertragen, blieb darauf bis zum Jahre 1802 im Besitze der Serlinschen Familie, und in dieser ganzen Zeit wurde auch das „Journal", oder die Serlinsche Zeitung, wie man meistens sagte, ununterbrochen von den Serlinschen Erben verlegt.*)

---

2. Die Wiener, Augsburger und Nürnberger Blätter des 17. Jahrhunderts. Die Zeitungen von Berlin, Hamburg, Rostock, Braunschweig, Hildesheim, Magdeburg. Das Zeitungswesen in Leipzig. Die „Leipziger Postzeitungen". Die Presse in München, Köln, Jena, Königsberg, Breslau, Hanau, Stettin, Gotha und Lübeck.

Zur selben Zeit, als sich das Frankfurter Zeitungswesen entwickelte, sproß auch eine verheißungsvolle Zeitungslitteratur in Wien empor, aber sie kam nicht viel über die ersten Schößlinge hinaus, weil sich einesteils das Wiener Postwesen beständig in schlechter Verfassung befand, anderenteils die von den Jesuiten ausgeübte Zensur mit bleierner Schwere auf dem geistigen Leben lastete. Die ersten Bewilligungen von der Universität (d. i. von der Zensurbehörde), „die eingelangten wochentlichen ordinari und extra ordinari Zeitungen und was denselben anhängig", zu drucken, erhielten die Buchdrucker Gregor Gelbhaar und Mathias Formica im Jahre 1615, doch müssen deren Erzeugnisse nur sehr dürftig ausgefallen sein. Auch haben sich von diesen ersten Wiener Blättern bloß geringe Trümmer erhalten, die außerdem noch nicht einmal eine bestimmte Datierung er-

*) Dietz, Das Frankfurter Zeitungswesen bis zum Jahre 1810. Didaskalia, Unterhaltungsbl. d. frankf. Journ., 22.—29. Nov. 1888.

lauben. Wenige Jahre später — die bestimmte Jahreszahl läßt sich leider nicht angeben — erstanden aber dann schon drei Zeitungen, die bestimmte Formen zeigten, die „Ordentlichen Postzeittungen auß Wien", die „Ordinari Zeittungen" und die „Ordentlichen Zeittungen auß Wien". Das erstgenannte Blatt wurde vom Hofpostamt herausgegeben und scheint hauptsächlich über die Wiener Verhältnisse berichtet zu haben. Weiteres über seine Existenz ist nicht zu ermitteln, da nur noch wenige Bruchstücke aus den Jahren 1622 und 1624, die obendrein keine Nummern tragen, vorhanden sind. Die „Ordinari Zeittungen" brachten ausschließlich Nachrichten aus dem Auslande, aus Rom, Venedig, Köln, dem Haag, Paris und Lyon. Die erhaltenen Teile gehören den Jahren 1622 und 1623 an, doch bestand die Zeitung, nach der Nummerierung zu schließen, gewiß schon vor 1622. Die „Ordentlichen Zeittungen auß Wien" brachten viele Hof- und Personalnachrichten, weshalb Mayer*) annimmt, sie könnten wohl das „officielle Wiener Hofblatt" gewesen sein. Nach den noch vorhandenen Nummern zu schätzen, sind sie in der Mitte des Jahres 1622 entstanden; die letzte erhaltene Nummer rührt aus dem Jahre 1636 her.

Später, während der zweiten Türkenbelagerung, erhielt noch einmal der Buchdruckereibesitzer Chr. Cosmerovius ein Privilegium auf ordinari und extraordinari Zeitungen (bestätigt am 4. Januar 1673), doch ist von dessen Erzeugnissen auch nicht ein Blättchen übriggeblieben.

Mehr Glück, als die deutschen Zeitungen, hatte im letzten Drittel dieses Jahrhunderts eine italienische Zeitung in Wien, „Il Coriere ordinario," der zunächst von 1671 ab von Giovanni Batt. Hacque, und zwar gleich zweimal wöchentlich, dann von 1679 ab von J. van Ghelen herausgegeben wurde. Er kam der Vorliebe des Hofes für die italienische Sprache entgegen und brachte besonders viele Hof- und Personalnachrichten aus dem Auslande, aber auch Kriegsnachrichten, Parlamentsberichte aus England u. s. w. In der k. k. Hofbibliothek zu Wien befindet

---

*) Mayer, Buchdruckergeschichte I. S. 240 ff.

sich von ihm eine Reihe von Jahrgängen; der letzte Band ist der von 1721, doch ist anzunehmen, daß das Blatt noch einige Jahre länger bestanden hat.*)

Neben Frankfurt und Wien muß auch Augsburg alsbald eine nicht unbedeutende Zeitungslitteratur besessen haben. Es lag ja mitten im großen Handelsverkehr und war ein Knotenpunkt der verschiedensten Postlinien. Zudem pulste hier von jeher ein reges geistiges Leben. Aber leider haben sich irgend welche Nachrichten über die ersten Zeitungsunternehmungen nicht erhalten. Vielleicht stammen die 22 Nummern einer Zeitung aus dem Ende des Jahres 1619 und die Jahrgänge 1624, 25, 26 und 27 derselben Zeitung, die sich in drei Quartbänden in der Königlichen Bibliothek in Stuttgart befinden, aus Augsburg. Der Titel schwankte bei den Blättern von 1619 noch, meist heißt er „Zeittungen auß underschidlichen Orten", dann ist aber folgende Fassung festgehalten: „Zeitungen deß . . . . . . Jahres, darinnen zu finden, was hin vnd wider an vnderschiedlichen Orten . . . . sich gedenckwürdiges zugetragen" ꝛc. Die Tendenz der Zeitung ist offenbar eine protestantische, auch weisen ihre Sprachformen nach Süddeutschland hin; irgend ein ganz bestimmter Anhalt aber, daß Augsburg der Ausgang dieser Blätter ist, kann nicht gefunden werden. Dafür haben diese Stuttgarter Bände für die Zeitungsgeschichte insofern einen ganz besonderen Wert, als sie das Manuskript für eine Stuttgarter Zeitung darstellen, die Johann Jakob Gabelkover, Bibliothekar und Archivar des Herzogs Johann Friedrich von Württemberg, redigierte. Die Nummern sind sorgfältig durchkorrigiert, enthalten auch Zusätze und selbst Bemerkungen für den Drucker. Bei einem ausgestrichenen Berichte schreibt der Redakteur sogar in seiner Aufregung: „Erstunken vnd erlogen, darumb Ichs delirt hab, daß es nitt gedruckt werde". Bedauerlicherweise hat sich von der Stuttgarter Zeitung auch nicht ein einziges Blatt erhalten.**)

*) E. V. Zenker, Gesch. d. Wiener Journalistik. Wien 1892. S. 16—25.

**) Ausführliches giebt Opel in seiner Abhandlung „Über eine bisher unbekannte süddeutsche Zeitung". (Archiv. f. Gesch. d. d. Buchh. Bd. X, S. 207—224.)

Eine andere Augsburger Zeitung, die sich aber bestimmt als solche bezeichnet, befindet sich in zahlreichen Resten in der Königlichen Bibliothek zu Stockholm. Einen Haupttitel scheint sie nicht geführt zu haben, dagegen tragen die einzelnen Nummern die Bezeichnung: „Continuatio der Augspurger Zeitung". Es sind vorhanden Nummern aus den Jahrgängen 1627, 28, 29 (dieser Jahrgang ist ganz vollständig), 30 und 31. Dieser letzte Jahrgang weist nur die ersten 10 Nummern auf. Möglicherweise hat, so meint Opel (Anf. d. d. Zeitungspr. S. 166), in dieser trüben Zeit das Blatt sein Erscheinen eingestellt.

Seltsamerweise erschien mit dieser Augsburger Zeitung ein Nürnberger Schwesterblatt, das fast ganz dasselbe Äußere zeigte. Beide Zeitungen ergänzten sich und wiesen in einzig dastehender Weise auf einander hin. So heißt es z. B. in der Augsburger Zeitung im Jahrgang 1629: „Mit Kitzingen continuiert es, dessen Verlauf hat der günstige Leser in den Nürnbergischen Zeitungen vor 8 Tagen vernommen", und in der Nürnberger Zeitung, Jahrgang 1828, heißt es einmal: „Die Bremer, Hamburger, Wolfenbütteler und Erfurter Zeitung findet der günstige Leser in Augsburger". Es wurde also vorausgesetzt, daß der „günstige Leser" beide Blätter hielt. Da sie beide protestantische Tendenz hatten, so ging das allenfalls. Der Haupt-Titel der Nürnberger Zeitung lautete „Wochentliche Relation, Allerhand denkwürdiger Geschichten, so sich hin vnd wieder . . . . . zugetragen", später „Wochentliche Avisen, das ist: Ordentliche erzehlung, vilerley denck- und leßwürdiger Sachen vnd Händel, welche sich . . . . zugetragen". Die einzelnen Nummern führten dann noch die Überschriften „Continuation der Nürnberger Zeitung", doch wurde das Blatt nicht in Nürnberg gedruckt, sondern in Oetingen durch Lucas Schultes. Unzweifelhaft hat Lucas Schultes auch die Augsburger Zeitung gedruckt und wahrscheinlich ebenfalls in Oetingen, was sich wohl aus den damaligen konfessionellen Verhältnissen in Augsburg erklärt. Auch von dieser Nürnberger Zeitung befinden sich die einzigen Zeugen in der königlichen Bibliothek zu Stockholm, einige Nummern des Jahrganges 1627, fast vollständig die Jahrgänge 1628

und 29, ganz vollständig der Jahrgang 1630 und die ersten 10 Nummern des Jahrganges 1631. Wie schon erwähnt, hat hier wohl die Zeitung ein jähes Ende genommen.

Eine andere Nürnberger Zeitung, die aber bedeutend tiefer steht, sowohl hinsichtlich des Inhalts, wie auch wegen der äußeren Erscheinung, als die eben genannte Schultessche, hat sich noch in der königlichen Bibliothek zu Berlin in ihrem Jahrgang 1620 erhalten. Sie führt den Titel „Aviso. Relation oder Zeitung, Was sich begeben und zugetragen hat in Deuts- vnd Welschland“ &c. und enthält besonders viele Nachrichten aus Süddeutschland. Wie lange sie noch bestanden, ist nicht bekannt. Auch von sonstigen Nürnberger und Augsburger Blättern jener Zeit ist keine Notiz auf uns gekommen, obwohl anzunehmen ist, daß in beiden Städten noch verschiedene Zeitungen erschienen sind. In der Wüstenei des entsetzlichen Krieges ist alles versunken.

In Norddeutschland waren es die Städte Berlin, Hamburg, Rostock, Braunschweig, Hildesheim und Magdeburg, die sich bereits in den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts einer Zeitung zu erfreuen hatten.

Die noch vorhandenen ältesten Berliner Blätter stammen aus den Jahren 1617, 18, 19, 20 (vorhanden in der Bibliothek des Mariengymnasiums zu Stettin), 1626 (in der königlichen Bibliothek zu Berlin) und 1631 (im königlichen Staats-Archiv zu Dresden). Leider kann nicht der unumstößliche Beweis erbracht werden, daß diese Drucke Berliner Erzeugnisse sind, denn es ist weder der Ort des Erscheinens, noch der Name des Druckers bei ihnen angegeben, aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie in Berlin hergestellt wurden, zunächst weil feststeht, daß überhaupt in diesen Jahren bereits Zeitungen in Berlin erschienen, ferner weil die Drucke große Ähnlichkeit mit den sonstigen Erzeugnissen der George Rungenschen Druckerei in Berlin haben, und endlich weil die ganze protestantische Haltung der Blätter auf Berlin hinweist. Von den Jahrgängen 1617 und 1618 ist leider kein Haupttitel erhalten geblieben; der von 1619 lautet einfach: „Zeitung Auß Deutschlandt, Welschlandt, Frankreich, Hungarn, Niederlande vnd andern Orten“. Wahrscheinlich wurde das Blatt

von dem brandenburgischen Botenmeister Christoph Frischmann herausgegeben, der auch mit dem bekannten Augsburger Korrespondenten Philipp Hainhofer in Verbindung stand. Nach dem Tode Christoph Frischmanns 1618 wurde ein Veit Frischmann sein Nachfolger, und dieser erhielt 1632 geradezu eine kurfürstliche Konzession zum Zeitungsdruck, jedoch unter der Bedingung, „daß nicht von Pasquillen, sie seien auch wider wen sie wollen, oder sonst etwas, so einem oder dem andern, zumal Standespersonen, anzüglich, darinnen sein soll". Reste dieser Zeitung haben leider nirgends aufgefunden werden können.*)

Sämtliche Zeitungen sind in einem fließenden Stile und in einem schönen, reinen Deutsch geschrieben; zudem zeichnen sie sich durch große Reichhaltigkeit aus. Sie bringen Nachrichten aus dem Haag, aus Amsterdam, Brüssel, Köln, Frankfurt, Prag, Venedig, Rom (wobei der Papst jedoch nur selten genannt wird), besonders aber aus Wien, da die Aufregung in den österreichischen Staaten seit dem Tode des Kaisers Matthias beständig wuchs. Die Entwickelung der Ereignisse in Wien und auch in Prag wurde offenbar in Berlin sehr aufmerksam verfolgt und darum auch ein ununterbrochener Postverkehr mit den österreichischen Landen sorgfältig unterhalten. Aus der ganzen Art der Berichte ergiebt sich, daß die Korrespondenten in Wien und Prag Protestanten waren.

Als sich dann aber das Elend des Krieges immer drückender fühlbar machte, der allgemeine Verfall immer mehr zunahm, ging auch das Berliner Zeitungswesen in seiner Entwicklung wieder zurück, obgleich der Große Kurfürst alles that, den Verkehr zu heben, 1646 einen Hauptpostkurs von Memel bis Cleve einrichtete und 1649 das ganze Postwesen in seinen Landen der Verwaltung des Staates überwies, wodurch er einem wirren Durcheinander der verschiedenartigsten Verkehrsanstalten ein Ende bereitete. Die Berliner Blätter in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, die „Berlinische einkommende ordinäre Postzeitungen", welche von 1658 ab einige Jahre erschienen, und der „Postillon", sowie die „Fama", die von 1677 ab ausgegeben wurden, sind offenbar

*) Opel, a. a. O. S. 116—152.

ganz dürftige Erzeugnisse gewesen, von denen sich daher auch nur der Name erhalten hat. Erst als zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die „Berlinische privilegirte Zeitung", die spätere „Vossische", gegründet wurde, gewann die Berliner Presse wieder neues Leben.

Der große Handelsplatz Hamburg begnügte sich lange Zeit, fast während des ganzen ersten Drittels des Jahrhunderts, mit nur einer einzigen Zeitung, die auch bloß einmal wöchentlich herauskam. Ihr Begründer war der Frachtbestätter Johann Meyer, dem durch die Korrespondenzen der Handlungshäuser, mit denen er durch seinen Beruf in Verbindung stand, stets viele neue Nachrichten zuflossen. Er erhielt vom Rate der Stadt auf sein Ersuchen im Jahre 1616 die Erlaubnis, eine „Wochentliche Zeitung" herauszugeben; doch wurde das Blatt auch sofort unter Zensur gestellt, „damit", wie es in dem betreffenden Ratsschreiben heißt, „nicht etwa dieser löblichen stadt zum praejuditz etwaß möchte spargiret oder publiciret werden". Darauf erschien das Blatt ungehindert bis 1630; nun aber rief der gräflich taxissche Postmeister Hans Jacob Kleinhans eine „Post-Zeitung" ins Leben, und darauf begann ein langer Kampf zwischen den beiden Herausgebern. Meyer ließ sofort neben der „Wochentlichen Zeitung" auch seinerseits noch eine „Post-Zeitung" erscheinen und ersuchte außerdem den Rat, dem Postmeister das Drucken und Feilhalten einer Zeitung zu verbieten, ihn, den Gesuchsteller, dagegen „bey so lang ruhsamblich genossener libertät und groß-günstig ertheilter freyheit ferner manuteniren und schützen" zu wollen. Kleinhans dagegen rief mit Hülfe der Gräfin Alexandrina von Taxis schließlich sogar den Kaiser Ferdinand II. an, und dieser stellte sich auch in einem Mandate vom 16. Oktober 1636, wie bei dem Falle in Frankfurt, auf die Taxissche Seite. Infolgedessen untersagte der Rat den ferneren Druck der Meyerschen „Post-Zeitung", gestattete jedoch, da Meyer inzwischen gestorben war, der Witwe desselben, die „Wochentliche Zeitung" weiter erscheinen zu lassen. Diese „Wochentliche Zeitung" konnte aber der Kleinhansschen Konkurrenz nicht länger die Spitze bieten und hat wohl alsbald zu erscheinen aufgehört. Das Blatt des Post-

meisters erhielt unterdessen den Titel „Ordentliche Post-Zeitung“ und weiterhin den noch prunkenderen „Kayserliche Privilegirte Postzeitung“. In Hamburg haben sich irgend welche Nummern von diesen ersten drei Hamburgischen Zeitungen nicht erhalten, dagegen bewahrt das königliche Staatsarchiv zu Dresden eine Nummer der Meyerschen „Post-Zeitung“ aus dem Jahre 1636 und verschiedene Nummern des Kleinhansschen Blattes aus den Jahren 1631, 1635 und 1636.

Aus dem Jahre 1640 kann dann noch eine vierte Hamburger Zeitung nachgewiesen werden, die aber 1641 schon wieder einging. Sie führte den Titel „Newe Wöchentliche Hamburger Zeitung“ und wurde ebenfalls von einem Postmeister herausgegeben, doch ist nicht festzustellen von welchem. Eine Nr. 43 des Jahrganges 1640 befindet sich in den Akten des Universitätsarchivs zu Rostock.*)

Ein politisches Wochenblatt, das der im siebzehnten Jahrhundert viel genannte Schriftsteller Georg Greflinger, geboren zu Regensburg um 1600, gestorben zu Hamburg 1677, fünfzehn bis zwanzig Jahre unter dem Titel „Der nordische Mercurius“ in Hamburg herausgab, kann nicht mehr genauer charakterisiert werden, da sich weder irgend welche Reste, noch bestimmtere Nachrichten von ihm erhalten haben.

Einen dauernden Erfolg hatte also keine einzige der politischen Zeitungen Hamburgs im siebzehnten Jahrhundert, dagegen gedieh das Unternehmen eines klugen Geschäftsmannes Namens Thomas von Wieringen, der im Jahre 1673 die französischen und englischen Intelligenzblätter nachahmte, die sich in Paris und London schon sehr entwickelt hatten, und unter dem Titel „Relations-Courier“ das erste deutsche Intelligenzblatt in Hamburg herausgab. Dieses Blatt fand sofort große Verbreitung und erschien dann unter dem später veränderten Titel als „Wieringsche Zeitung“ bis 1813. Es brachte viermal wöchentlich Nachrichten „von Kauffen und Verkauffen“ und nicht nur Inserate aus

*) Hagedorn, Die Anfänge der hamburgischen Zeitungspresse. (Mitt. d. Vereins f. Hamb. Gesch. VI, Heft 1, Nr. 9.)

Hamburg, sondern enthielt auch „von fremden Orten viele Dinge zur Bekanntmachung eingesandt". Oft hatte es so zahlreiche Annoncen, daß „die sogenannten Notifications oder Avertissements die Helffte des Advisen-Blats ausmachten."

Eine Zeitung von Bedeutung erhielt Hamburg jedoch erst im achtzehnten Jahrhundert mit dem „Hamburgischen Unparteiischen Korrespondenten".

In dem nahen Altona erschienen im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts drei Zeitungen. Die erste gab ein Holländer Victor de Löw heraus, der 1658 vom König Friedrich III. von Dänemark ein Privilegium für eine Buchdruckerei erhalten hatte. Doch kann nicht nachgewiesen werden, wann Löw mit der Herausgabe der Zeitung begann. Eine Nummer des Blattes ist erst aus dem Jahre 1673 erhalten geblieben. Sie führt den Titel:

> „Altonaische Ordinaire und Extraordinaire Relation, darin 4mal in jeder Woche fürgetragen wird, was von den merkwürdigen Begebenheiten dieses Jahres ordentliche Posten aus anderen Orten einbringen."

Nach dem Tode Löws 1681 ging das Privilegium an dessen Witwe über, der auch besonders gestattet wurde „Gazetten zu drucken und ihre Nahrung damit zu suchen", doch hatte sie hierbei stets des „Präsidenten und Rats zu Altona Censur und Gutachten" einzuholen. Die zweite Zeitung gab ein Christian Reimers von 1687 ab unter dem Titel „Altonaische Avisen" heraus. Er erlangte sein Privilegium besonders dadurch, daß er die Witwe de Löw bei der dänischen Regierung der „hamburgischen Gesinnung" verdächtigte. Wie es scheint, ist dann das Löwsche Blatt eingegangen oder mit den „Altonaischen Avisen" verschmolzen worden, worauf diese den Titel „Altonaischer Mercurius" erhielten. Dieser „Altonaische Mercur" gewann dann im 17. Jahrhundert nach und nach eine große Verbreitung und einen bedeutenden Einfluß, der auch nicht geschmälert wurde, als von 1696 ab der hamburgische Buchhändler Heinrich Heuß noch einen „Relationscourier" (von 1699 „Reichspostreuter" genannt) erscheinen ließ. Altona hatte sich mittlerweile so vergrößert, daß beide Zeitungen fast während des ganzen 18. Jahrhunderts nebeneinander florieren

konnten. Bis 1720 wurden beide Blätter in der Reimersschen Offizin gedruckt; dann ließ die Familie Heuß ihr Blatt eine Zeitlang in anderen Buchdruckereien herstellen, bis sie 1757 das Privilegium für eine eigene Druckerei erhielt.*) Nun erschien der „Reichspostreuter" aber nur noch bis zum Jahre 1786.

Die Kunde von einem Rostocker Blatte, das bereits in den zwanziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts erschien, ist uns durch ein Protokoll einer Rostocker Ratssitzung vom 17. November 1625 überkommen. In diesem heißt es, daß Moritz Sachs, der Buchdrucker, erschienen sei „und iussu senatus ihm durch Herrn D. Moringium angezeigt, das er hinferner gantz keine newe Zeitungen alhie drucken lassen sol, er habe sie den zuvor H. Bürgermeistern Johan Lutterman gezeigt und dessen vergünstigung erlanget". Es ist wohl anzunehmen, daß es sich hier nicht um fliegende Blätter, sondern um wirkliche Zeitungen handelte, die regelmäßig erschienen. Man darf das um so mehr glauben, als zwei Jahre später der Rat der Stadt Rostock noch einmal beschließt, „daß Moritz Sachs bei den newen Zeitungen zu drucken sol geschützet werden". Da aber Sachs noch im laufenden Jahre als Ratsbuchdrucker nach Stralsund übersiedelte, fand wohl sein Rostocker Zeitungsunternehmen ein frühes Ende. Exemplare seiner Zeitung haben sich nicht erhalten. Einen zweiten Versuch mit der Herausgabe eines Rostocker Blattes unternahm sodann etwa zehn Jahre später der Universitätsbuchdrucker Nikolaus Kil, und von dieser Zeitung, die den Titel „Ordinari wochentliche Postzeitung" führte, ist wenigstens eine Nummer, die Nr. 43 vom Jahre 1640, erhalten geblieben, doch nur durch einen interessanten Zufall. Kil hatte nämlich aus einem Hamburger Blatte ein „vertrawtes Schreiben" in die Nr. 43 seiner „Postzeitung" aufgenommen, in welchem berichtet wurde, daß der schwedische Feldmarschall Graf Banér „an die Herrn Staden gar instendig und ernstlich um Succurs geschrieben" und ferner verraten wurde, „daß unter der schwedischen Armee ein großer

*) Otto Wedekind, Zur Gesch. d. Zeitungswesens bei Begründung der Stadt Altona (Mitt. d. Vereins f. hamb. Gesch. VI, 2.).

Aufstand fürgangen". Das vermerkte der schwedische Gouverneur in Stettin, Johann Lilliehöck, sehr übel und beschwerte sich bei dem Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg. Durch solche Mitteilungen, schrieb er, „werde dem gemeinen evangelischen Wesen nicht wenig geschadet, zumahlen die Gemüter dadurch verwirret". Der Herzog möge daher der Stadt und Universität Rostock dies vorhalten, den Drucker und den Autor „solcher ungegründeten novellen" ermitteln und zur Verantwortung ziehen. Darauf antwortete der Herzog dem Gouverneur, daß er mit „ganz ungnedigem Mißgefallen" von der Angelegenheit erfahren. Er lasse sofort fleißig Inquisition anstellen, „um Authorem und Drucker zu erfahren", und werde beide abstrafen, daß „hernegsten dergleichen zu begehen sich niemand mehr unterstehen noch erkühnen solle". Zugleich wurde zu Rostock Nikolaus Kil vernommen und ihm durch herzoglichen Beschluß verboten, fernerhin Zeitungen zu drucken. Das Konzil der Universität legte jedoch Fürsprache bei dem Herzog ein. In der jetzigen schwierigen und nahrlosen Zeit werde, so schrieb es, der Buchdrucker mit Frau und Kindern Not und Hunger leiden und seinen notdürftigen täglichen Unterhalt verlieren, falls der Herzog das Verbot aufrecht erhalten würde. Dabei entstand unversehens ein ganzes Aktenbündel, dem auch die verhängnisvolle Nr. 43 der „Postzeitung" beigeheftet wurde, und durch diesen Umstand kam diese Nummer in dem Geheimarchiv in Schwerin auf die Nachwelt. Ob der Herzog der Bitte des Konzils entsprach und das Blatt am Leben ließ, ist in den Akten nicht mehr angegeben; wie es scheint, ist es nicht weiter erschienen, und Rostock hat sich dann siebzig Jahre hindurch, bis 1711, ohne eine Zeitung beholfen.*)

Auch die Nachricht von dem Dasein einer braunschweigischen Zeitung in den zwanziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts hat sich nur auf indirektem Wege erhalten. In einem Schreiben vom 12. November 1645 an den Rat der Stadt Braunschweig sagt der Buchdrucker Andreas Dunker d. J., indem

*) W. Stieda, Die Anfänge der periodischen Presse in Mecklenburg. (Archiv f. Gesch. d. d. Buchhandels, XIX, S. 60—72).

er um ein Privileg für Druck und Verlag der „Wöchentlichen Zeitungen“ ersucht, daß schon sein Vater die Avisen oder wöchentlichen Zeitungen gedruckt und bis zu seinem Tode fleißig continuieret, „weil die Relatio Historica nicht vnbillig als eine Schulmeisterin deß Menschlichen Geschlechts“ angesehen werde „vnd ein reiner klarer Spiegel weltlicher Weisheit“ sei. Da nun aber Andreas Dunker d. Ä. bereits 1629 gestorben ist, so darf man annehmen, daß er wenigstens schon zu Anfang der zwanziger Jahre mit der Herausgabe der wöchentlichen Zeitungen (deretwegen er übrigens, wie der Sohn an anderer Stelle bemerkt, viel Ungemach, Widerwärtigkeiten und Verfolgung erdulden mußte) begonnen hat. Nach Andreas Dunker d. Ä. gab dessen Schwager Gruber diese Avisen heraus, später dessen Witwe, und das Begehren des Andreas d. J. geht dahin, daß das Privilegium der Witwe Gruber nun ihm, dem rechtmäßigen Erben, übertragen werde. Die Witwe Gruber wehrt sich jedoch. Sie erklärt dem Rate der Stadt, daß ihr Mann und sie nach dem Tode Andreas Dunkers d. Ä. an die Avisen „viel gewandt hätten, indem sie für Posten, Boten und Botschaften ein Ziemliches spendiren müssen“. Wie es scheint, ist aber doch das Privilegium dem rechtmäßigen Erben zuerkannt worden, denn nach dem Tode des Andreas Dunker d. J. eignet es sich der Vormund der Kinder desselben, Christoph Friedrich Zilliger, an und bittet, als nun ein Sohn des Andreas Dunker d. J. darauf Anspruch erhebt, im Jahre 1659 den Rat der Stadt Braunschweig, ihm ein ausschließliches Privileg auf das Avisendrucken zu geben, und sagt dabei: „Ich bin des erbietens, nicht allein mit allem Fleiße nach den bewährtesten auswärtigen Zeitungen mich umbzuthun und dero behufs keine Unkosten zu sparen, sondern auch zur Dankbarkeit denen Herren des Engen Raths, allen und jeden, meinen Großmüthigen Herrn und Oberen die Avisen das gantze Jahr durch umbsonst abfolgen zu lassen“. Reste sind von ihnen nicht auf uns gekommen.*)

Freundlicher waltete der Zufall über der hildesheimischen Zeitung; er erhielt uns den Jahrgang 1620 und ein Blatt des

*) A. Faber, Die Fabersche Buchdruckerei. Magdeburg 1897. S. 5 u. 21.

Jahres 1621 im städtischen Archive. Der Titel des Jahrganges 1620 lautet: „Relation oder / kurtzer Bericht, was sich im gantzen / Römischen Reich, vnd in vmbliegenden Län- / dern begeben vnd zugetragen hat. / Welche von Nürnberg den 30. Decembris 1619 angelangt, / vnd sonst wöchendtlich anhero avisirt wird. / Gedruckt zu Hildeßheimb, / Im Jahr 1620. /“ 4. Nach der Erwähnung Nürnbergs im Titel muß man aber schließen, daß das Blatt nur ein Nachdruck einer Nürnberger Zeitung gewesen ist. Es trägt auch sonst die Zeichen eines Nachdrucks an sich, ist sehr nachlässig zusammengestellt und auf außerordentlich schlechtem Papier gedruckt. Wie lange die Zeitung bestanden, ist nicht bekannt, wahrscheinlich hat auch sie der entsetzliche, alles vernichtende Krieg alsbald hinweggeweht.

Ueber die Anfänge des magdeburgischen Zeitungswesens ist ein dichter Schleier gebreitet, der wohl niemals ganz gelüftet werden wird. Nur eine Nummer der Magdeburger „Wochentlichen Zeitungen“ hat sich aus dem ganzen siebzehnten Jahrhundert erhalten, die Nr. 28 vom Jahre 1626. Sie befindet sich im Besitze der Faberschen Buchdruckerei zu Magdeburg. Wahrscheinlich ist sie von Emeran Kirchner, dem Mitgliede einer hervorragenden Magdeburger Buchdruckerfamilie des siebzehnten Jahrhunderts, herausgegeben worden. Bei der Zerstörung der Stadt durch Tilly ging aber auch die Kirchnersche Buchdruckerei mit in den Flammen unter und mit ihr das junge Zeitungsunternehmen. Doch darf angenommen werden, daß schon wenige Jahre später ein Buchdrucker Johann Müller, wahrscheinlich ein Verwandter des Emeran Kirchner, die Herausgabe der „Wochentlichen Zeitungen“ aufs neue begann, denn von einem Nachkommen des Johann Müller, Andreas Müller, wird berichtet, daß ihm 1697 der Vater „einige Schriften“ und „die Zeitungen“ abgetreten habe. Allein erst im achtzehnten Jahrhundert, erst im Jahre 1717, ist ein Jahrgang dieses Blattes, aus dem sich dann später die große „Magdeburgische Zeitung“ entwickeln sollte, gesammelt und aufbewahrt worden.*)

In Mitteldeutschland ist es in erster Linie Leipzig, das

*) A. Faber, a. a. O. S. 6, 43, 61 u. 65.

sich an der Entwickelung des Zeitungswesens in bemerkenswerter Weise beteiligt. Leider ist das auf uns gekommene Material für eine Geschichte des älteren Leipziger Zeitungswesens außerordentlich lückenhaft. Wahrscheinlich haben schon in den zwanziger Jahren Zeitungen in Leipzig bestanden, die aber wohl zu erscheinen aufhören mußten, als nach der Schlacht bei Breitenfeld 1631 die Schweden die Stadt besetzten, eine schwedische Postanstalt unter der Leitung ihres Feld-Postmeisters Andreas Wachel gegründet und diesem auch die Herausgabe einer Zeitung gestattet wurde. Eine Nummer dieser Zeitung hat sich in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha erhalten. Sie führt den Titel:

> Ordinar Post vnd Zeitung, Aus / dem Schwedischen Posthause zu Leipzig, / wie es Wochentlich einkömpt ... Gedruckt zu Leipzig, durch Justum Jansonium. Im 1632 Jahre.

Doch bald zogen die Schweden wieder ab, und nun entwickelte sich schnell eine sehr üppige Zeitungsindustrie, strömten doch die aufregenden Nachrichten von allen Seiten ein.

Zunächst begann der Zeitungsschreiber Moritz Pörner 1633 die Herausgabe einer Zeitung, für die er von der kursächsischen Regierung ein Privilegium erhalten hatte; und kurz darauf ließen auch die Buchdrucker Justus Jansonius und Albrecht Mietzel ohne Privileg und ohne Zensur Zeitungen erscheinen. Infolgedessen klagte Pörner, worauf den beiden Übelthätern „kraft kurfürstlichen gnädigen Befehls“ unter dem 15. April 1634 „ernstlich auferlegt“ wurde, „sich des Druckens neuer Zeitungen zu enthalten“. Allein es ist fraglich, ob in den verworrenen, oft ganz rechtlosen Zeiten Jansonius und Mietzel daraufhin wirklich die Herausgabe ihrer Zeitungen einstellten; es trat sogar noch eine weitere Zeitung, herausgegeben von dem Zeitungsschreiber Georg Kormart, ins Leben. Erhalten hat sich von diesen vier Leipziger Zeitungen aber nicht ein einziges Blatt,*) und wie lange sie be-

*) Opel bezeichnet noch (S. 54) eine „Ordentliche Wochentliche Postzeitung“, von der sich mannigfache Reste aus den Jahren 1630, 35, 36, 55—59 in verschiedenen Archiven befinden, als Leipziger Erzeugnis, doch hat Albrecht Kirchhoff (Arch. f. Gesch. d. d. Buchh. VIII, 54) überzeugend nachgewiesen, daß dieses Blatt nicht in Leipzig erschienen sein kann.

standen haben, läßt sich nur bei den Blättern von Pörner und Kormart angeben, da bekannt ist, daß nach der zweiten Besetzung Leipzigs durch die Schweden 1642 den beiden Zeitungsschreibern Pörner und Kormart durch den General Torstenson die weitere Verbreitung der öffentlichen Nachrichten durch den Druck verboten und solche dem schwedischen Postamte ausschließlich vorbehalten wurde. Der schwedische Postmeister Johann Dickpaul, der im Sommer 1642 eingesetzt wurde, kam jedoch nicht zur Herausgabe einer Zeitung, so daß Leipzig von Mitte 1642 bis 1649 ohne jede Zeitung blieb.

Dieser Zustand ist aber gewiß in Leipzig von allen, die über den Stand der Welthändel unterrichtet sein wollten, mehr und mehr schmerzlich empfunden worden, und die kursächsische Regierung verlieh daher, als nach dem Frieden von Osnabrück und Münster das schwedische Regiment nicht mehr so drückend war, im Juli 1649 dem Buchhändler und Buchdrucker Timotheus Ritzsch ein Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung. Allein Ritzsch konnte sich nicht lange dieses Privilegiums in Ruhe erfreuen, denn als nach dem Abzuge der Schweden 1650 der frühere Postpächter Christoph Mühlbach wieder in sein Amt trat, erwirkte er sich bei seiner Bestallung Zusicherungen, die in Widerspruch mit dem Privilegium des Ritzsch standen, und ging dann alsbald mit Beschwerden gegen Ritzsch vor, weil „Zeitungen zu schreiben, zu drucken und auszufertigen einzig und allein dem Postamte zustehe, inmaßen es vorhin jederzeit in dessen Direction gewesen". Darauf wies zwar Ritzsch nach, daß der Vorgänger Mühlbachs, Johann Sieber, der überhaupt der erste kurfürstliche Postmeister Leipzigs gewesen war, niemals Zeitungen gedruckt, sondern nur geschriebene Zeitungen vertrieben habe, und bat um Schutz für sein Privilegium, allein die kursächsische Regierung mochte das dem Postmeister gegebene Versprechen nicht zurücknehmen und verlangte, die Streitenden möchten, „in güten sich zu vergleichen vleiß haben". Ein solcher Vergleich ist aber nie so recht zustandegekommen, dagegen erhielt Timotheus Ritzsch im Jahre 1659 die Konzession in aller Form, „daß er seine von andern Orthen herhabende Correspondentzen mit dem

anfange deß, Gott gebe, Glücklichen vnd gesegneten herranrückenden Neuen Jahres, möge anfangen zu drucken". Außerdem befahl Kurfürst Johann Georg, hierüber „allbereit ein Privilegium auf Zwölff Jahr ihm außzufertigen".

Mit diesem Vorrechte ausgestattet, gab nun Timotheus Ritzsch vom 1. Januar 1660 die erste große politische Zeitung Leipzigs heraus, und zwar sofort, mit Ausnahme des Sonntages, täglich. Der Titel lautete „Neu einlaufende Nachricht von Kriegs- und Welthändeln".

Gleich von vornherein verstand es Ritzsch, seiner Zeitung einen guten Inhalt und Mannigfaltigkeit zu geben, so daß sie alsbald großen Beifall fand und der Kurfürst sich sogar bewogen fühlte zu gestatten, daß das Blatt ohne gewöhnliche Zensur herausgegeben werde. Weiterhin, im Jahre 1664, wurde das Privilegium Ritzschs auch noch erheblich erweitert. Nun aber scheint der Postmeister Mühlbach alle Hebel in Bewegung gesetzt zu haben, Ritzsch zu stürzen; der Streit mit ihm nahm einen höchst bedenklichen Charakter an; es mußten zwei Hof-Justitien- und Appellations-Räte mit der Schlichtung desselben betraut werden, und da auch diese keine Einigung erzielten, so erging schließlich mittels kurfürstlichen Dekrets vom 1. Mai 1665 eine schiedsrichterliche Entscheidung dahin, daß Ritzsch seine Zeitung nur noch so lange herausgeben dürfe, wie sein Privilegium laufe, und daß dem Postmeister, welchem ja sonst die Ausfertigung der Zeitungen vermöge seiner Bestallung eigentlich zustehe (die alte falsche Behauptung!), damit derselbe seiner Befugnis nicht gänzlich entfremdet werde, auch schon jetzt, während das Ritzschische Privilegium annoch stehe, gestattet sein möge, wöchentlich für sich ein paar Blätter absonderliche Postzeitungen zu drucken. Nach Ablauf des Ritzschischen Privilegiums solle sich dieser der Zeitungssachen gänzlich enthalten, und selbige niemand anderem, denn dem Post-Amt, wie es zuvor gewesen, allein wieder zuständig sein. Zugleich wurde aber auch bestimmt, daß der Postmeister künftig für das Privilegium noch 500 Thaler zu zahlen habe. Dadurch wurde zum erstenmale das Zeitungswesen zu einer förmlichen Einnahmequelle des Staates gemacht.

In dieser Zeit hatte, wie aus noch vorhandenen Akten hervorgeht, die Zeitung einen Absatz von 204 Exemplaren, von denen 21 auf Leipzig kamen. Die Druck- und Papierkosten betrugen 379 Thaler 4 gute Groschen, die Korrespondenz-Honorare und Porti rund 300 Thaler; der Bezugspreis stellte sich auf 10 Thaler jährlich. An Freiexemplaren für den Hof u. s. w. mußten 27 Exemplare geliefert werden.

Von der Erlaubnis, bis zum Ablauf des Ritzschischen Privilegiums wöchentlich ein paar Blätter drucken zu dürfen, scheint der Postmeister Mühlbach zwar Gebrauch gemacht zu haben, aber das Blatt, das er zweimal wöchentlich herausgab, blieb weit hinter dem Ritzschischen zurück. Wahrscheinlich wollte er auch gar nicht ernstlich der Ritzischen Zeitung Konkurrenz machen, sondern wartete ruhig ab, bis Ritzsch von seiner Zeitung zurücktreten mußte, und er nun diese zu eigener Verwaltung übernehmen konnte. Das ereignete sich am 1. Januar 1672, und seitdem erschien nun die ehemalige Ritzschische Zeitung unter der Verwaltung des Postmeisters zu Leipzig und wurde als Gegenstand des Staatseigentums angesehen. Die einzelnen Nummern erhielten den Titel „Leipziger Post- und Ordinari-Zeitungen".

Eine besonders günstige Entwickelung scheint dem Blatte dadurch aber zunächst nicht zu teil geworden zu sein. Mühlbach fehlte der weite Blick; er ließ die Zeitung fortan nur viermal wöchentlich erscheinen und that wohl auch sonst wenig für ihre weitere Ausgestaltung. Sie ging daher wahrscheinlich sehr zurück, und als dann noch die Pest in den achtziger Jahren außerordentlich lähmend auf den ganzen Verkehr in Deutschland wirkte, kam ihre Existenz ernstlich in Gefahr. Die kurfürstliche Regierung sah sich deshalb nach dem Tode Mühlbachs 1681 genötigt, dessen Nachfolger, den Accisrat Gottfried Egger, „in Ansehung des iziger Zeit beym Postwesen, der Contagion und anderer Hindernisse halber ereigneten starken Abgangs, und biß zu deßelben verbeßerten Zustand" das Post- und Zeitungspachtgeld von 1500 Thaler auf 1000 Thaler herabzusetzen.

Dieser Niedergang währte jedoch nicht lange, Post- und Zeitungswesen blühten besonders unter den Oberpostmeistern Kees

dem Älteren und Kees dem Jüngeren rasch wieder empor, so daß 1696 bereits ein Pachtgeld von 13000 Thalern bezahlt werden konnte. Infolge eines Prozesses legte jedoch 1712 Kees der Jüngere die Postdirektion nieder, und nun wurde eine Sonderung des Zeitungswesens vom Postwesen vorgenommen. Während das Postwesen in die unmittelbare Verwaltung des kurfürstlich sächsischen Staates überging, wurde das Leipziger Zeitungswesen fernerhin für sich allein verpachtet. Die Zeitung, welche jetzt kurz den Titel „Leipziger Postzeitungen“ führte, hatte mittlerweile eine Auflage von 1500 Exemplaren erreicht.*)

Von den sonstigen Zeitungen des siebzehnten Jahrhunderts sind dann noch die von München, Köln, Jena, Königsberg, Breslau, Hanau, Stettin, Gotha und Lübeck zu nennen. In München scheint es zu Ende der zwanziger und zu Anfang der dreißiger Jahre drei verschiedene Zeitungen gegeben zu haben; Reste von Blättern süddeutschen und streng katholischen Charakters, die sich noch in der königlichen Bibliothek zu München, im königl. Staatsarchiv zu Dresden (Lebzelters Zeitungen) und in der königl. Bibliothek zu Stockholm befinden, lassen darauf schließen. Da sie aber unter der strengen Zensur des Kurfürsten Maximilian erschienen und auf einem ziemlich niedrigen geistigen Niveau standen, so können sie nur wenig Interesse erwecken.**)

Auch die Zeitungen der Reichsstadt Köln mußten eine streng-katholische Richtung einhalten, doch pulste in ihnen ein weit lebhafterer Geist, als in den Münchner Blättern. Leider sind bestimmtere Nachrichten über die ersten Zeitungen nicht auf uns gekommen. In den Kölner Ratsprotokollen von 1609 wird ein Zeitungsschreiber Bilrebeck genannt, der in seiner Wochenzeitung „von den fürstlichen Personen unerfindliche Sachen schreibe“, weßhalb sich „Jülich'sche Kanzler und Räthe“ über ihn beschweren. Sodann erwähnen dieselben Protokolle 1620 einen

*) Kirchhoff, Zur ältesten Gesch. d. Leipziger Zeitungswesens (Arch. f. Gesch. d. d. Buchh. VIII, S. 49—61.), Ders., Weiteres z. Gesch. d. ält. Zeitungsw. in Leipzig (Arch. IX, S. 250—255.) u. C. D. v. Witzleben, Gesch. d. Leipziger Zeitung. Lpzg. 1860, S. 9—27.

**) Opel, a. a. O. S. 204—236.

Paul von der Elst, „der die Zeitungen schreibt". In demselben Jahre erhielt der englische Gesandte im Haag, Dudley Carleton, seine erste Kenntnis von den Bedingungen des Vertrags zwischen Bethlen Gabor und dem Kaiser durch die Kölnische Zeitung. Weiterhin wird 1630 in den Protokollen festgestellt, daß der „Drucker der wöchentlichen Zeitungen" seine Nachrichten Wort für Wort einem Frankfurter Blatte entnahm, und endlich greift 1634 die Frankfurter „Postzeitung" die Kölner „Ordinari Avisen" an, weil sie „unwarhaffte und ungereimbte Sachen wegen Saltzkoten und einem Wunderwerk, so sich mit einem Crucifix zugetragen haben soll, vermeldet". Von dieser ganzen Zeitungslitteratur ist aber nicht ein einziges Blatt übriggeblieben; erst aus dem Jahre 1636 haben sich im königlichen Staatsarchiv zu Dresden einige Nummern der Kölnischen „Wochentlichen Postzeitungen" und „Extraordinari Postzeitungen" erhalten. Einen größeren Aufschwung scheint das Kölner Zeitungswesen dann von etwa 1650 ab durch Arnold Kempens „Ordinarie Wochentliche Dinstags Postzeitungen" genommen zu haben, die „mit Befreiung eines Hochweisen Rathes" erschienen und einen blasenden Postillon zu Pferde als Vignette führten. Der Nachfolger Arnold Kempens, Kaspar Kempen, fügte sodann 1684 dieser Dienstags-Zeitung für den andern Hauptposttag der Woche, den Freitag, noch eine „Freitägige extraordinare Postzeitung" hinzu, die besonders numeriert wurde. Mittlerweile hatte aber auch bereits ein Buchdrucker Georg Friedrich Frankenberg die Herausgabe von Zeitungen unternommen, was natürlich einen Streit zwischen Kempen und dem Konkurrenten hervorrief, der sich lange hinzog. Schließlich entschied der Rat 1686, daß dem Frankenberg der Druck einer mittwöchigen deutschen Gazette und einer samstägigen französischen gestattet sein solle, jedoch unter der Bedingung, „daß er sich in den französischen Rapporten besseren styli und Französisch befleißigen müsse". Es erschien also in den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts in Köln je ein Blatt am Dienstag, Mittwoch, Freitag und Samstag, und es blieb diese Ordnung auch, als um 1685 Kempen starb und zunächst die Witwe, dann deren zweiter Mann Johann Bern-

hard Pfeiffer von 1687 ab das Geschäft weiterführte.*) Für die damalige Kulturperiode war diese Zeitungslitteratur schon ziemlich ansehnlich; doch trug keines dieser Blätter den Keim zu einer höheren Entwickelung in sich. Es mußten im nächsten Jahrhundert erst noch ganz andere Kräfte wirken, um derjenigen Zeitung den Boden zu bereiten, die heute als ein Weltblatt ersten Ranges von Köln ausgeht.

Die jenaische Zeitung trat im Jahre 1674 ins Leben und ist wohl das einzige Blatt in Deutschland, das von seinem Gründungstage an ununterbrochen über 200 Jahre im Besitze ein und derselben Familie geblieben ist. In dem Privilegium, das der Herzog Bernhard zu Sachsen-Jena seinem lieben getreuen Secretario und Bibliothekario Johann Ludwig Neuenhahn am 20. April 1674 „für Ihm, Seine Erben und Nachkommen" ausstellte, heißt es, daß die Zeitung „vermittelst fleißig zu haltender Correspondencen gedruckt", doch auch „von einem hierzu genugsam geschickt befundenen Subjecto censiret" werden solle. Die Zensur ist aber wohl niemals besonders drückend gewesen. Die erste Königsberger Zeitung scheint um 1640, vielleicht auch schon früher (Spezialstudien liegen noch nicht vor), begonnen zu haben; die erste Breslauer Zeitung wurde 1656 von dem Buchhändler Gottfried Jonisch, die erste Hanauer Zeitung 1678 gegründet. Die „Hanauer Zeitung" wurde besonders viel in Böhmen gelesen, da bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das ganze Königreich Böhmen keine einzige eigene Zeitung besaß. In Stettin erschien die erste Zeitung 1684, in Gotha 1691 und in Lübeck 1692.

---

3. Der Einfluß der Zeitungen auf die allgemeine Bildung. „Will wer klug seyen und werden, so muß er die Zeitungen wissen."

So erhielt mehr und mehr jede größere deutsche Stadt ihre Zeitung und dadurch ihren Anschluß an das allgemeine politische

*) Ennen, Die Zeitungspresse in der Reichsstadt Köln (Annalen d. hist. Vereins f. d. Niederrhein, 36. Heft).

Leben. Aber bei der über alle Maßen traurigen wirtschaftlichen Lage, bei dem tief herabgestimmten vaterländischen Sinn und bei dem großen Mangel jeglicher Bildung und darum auch jeglicher Begeisterung konnten sich alle diese Blätter über die trockene Nüchternheit nicht erheben. Am Schlusse des Jahrhunderts zeigt sich noch dieselbe klägliche Dürftigkeit; noch immer herrscht der jedes geistigen Schwunges bare verstandesmäßige Individualismus, nirgends zeigt sich auch nur der geringste Versuch, ein Bild von der Entwickelung der Zustände und Verhältnisse zu geben, oder gar von den treibenden Kräften der Bestrebungen der Zeit zu sprechen. Immer hat der Herausgeber einzig und allein bloß den simplen Wunsch, Neuigkeiten zu bringen.

Trotzdem darf von dieser dürftigen Zeitungslitteratur des siebzehnten Jahrhunderts doch nicht allzu gering gedacht werden. In einer Zeit, in der viele Bildungsanstalten vollständig eingingen, wie die Gymnasien zu Steinfurt, Hanau, Herborn und das Collegium illustre zu Stuttgart, und die Hörsäle der Universitäten fast ganz verödeten — die Universität Heidelberg hatte 1626 nur noch 2 Studenten; in Helmstädt waren bis auf Calixt sämtliche Professoren geflohen —, waren sie das einzige Bildungsmittel, konnte man nur aus ihnen allein einige Kenntnisse über die Vorfälle und Zustände in der Welt schöpfen. Ein Zeitungsleser jener Zeit ist denn auch ihres Lobes voll. Er schrieb ein ganzes Büchlein zu ihrem Preise*) und erklärte in der Vorrede: „Die Zeitungen habe ich allemahl gerne gelesen, lese sie noch gerne, und wolte, daß Du sie auch gerne lesen möchtest, weil sie keine Bossen seyn, und einen redlichen Stads-Mann in Ehren erhalten, wann man ihn fragt: Wie der Keyser, wie der König in Frankreich, in Spanien, Engelland, Polen, Schweden und d. gl. heissen? Kauf- und gemeine Leute bekümmern sich zwar eben so viel darüm nicht; aber Stats-Leuten ists eine Schande, wann sie nicht wissen, wer zu Wien der Nuntius Apostolicus sey: und, ob der Pabst Alexander, Innocentius, Paulus oder Coelestinus heisse. Solche dinge erlernet man aus den Zeitungen, und

*) (Stieler), Zeitungs Lust und Nutz, von dem Spaten. Hamburg 1697.

nicht aus den Büchern, und die Bücher, nebst grosser Gelehrsamkeit, künnen auch einen Politischen Mann nicht schützen, wann er schweigen muß, als man bey Fürstl. Tafeln fraget: wer dieser oder jener sey, dem die Sachen der Welt anvertrauet werden? Ich habe oft über die Pedanten gelacht, die da grosse Politici seyn wollen, und nicht gewußt haben, was der Keyser vor einen Namen gehabt hat. Solche Schul-Füchse gehören nicht in die Welt, und möchten wohl wünschen, daß sie vor ein paar 1000 Jahren wären geboren worden. Wir ehrliche Leute, die wir itzt in der Welt leben, müssen auch die jetzige Welt erkennen; und hülft uns weder Alexander, Cäsar, noch Mahomet nichts, wann wir klug seyn wollen. Will aber wer klug seyn und werden, wo er anders in der Stats-, Handels- und bürgerl. Gesellschaft leben will, so muß er die Zeitungen wissen, er muß sie stets lesen, erwägen, merken, und einen Verstand haben, wie er mit denenselben umgehen soll. Und ich bezeuge hiermit vor Gott und der Welt, daß, wer die Zeitungen nicht weyß (wann er anders ein Politicus seyen will) nicht geschickt sey, noch geschickt werden könne, sich in Welt- und Stats-Sachen einzulassen."





Dritter Abschnitt.

Die Presse im Zeitalter Friedrichs des Großen.

Erstes Kapitel.

Die Wiederaufrichtung der Nation.

1. Die Armseligkeiten des geistigen Lebens. Bemühungen, das geistige Leben zu heben. Die „Acta Eruditorum", ein Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Bestrebungen. Andere ähnliche Zeitschriften. Die Zeitschriften des Thomasius.

Mit dem Frieden von Osnabrück und Münster erhielt der dreißigjährige Krieg zwar äußerlich seinen Abschluß, allein die neuen Verhältnisse, welche geschaffen worden waren, konnten weder die tiefen Wunden, die der lange wüste Kampf geschlagen, alsbald heilen, noch vermochten sie auf den Trümmern des Alten schon in nächster Zeit neues Leben hervorzulocken. Das deutsche Reich war auseinander gefallen; eine Anzahl kleiner selbständiger Territorien hatte sich, besonders im Westen, gebildet, so daß sich aus der Trostlosigkeit, die in der letzten Zeit der vierziger Jahre alle Gemüter beherrscht hatte, jetzt irgend ein politisches Bewußtsein nicht entwickeln konnte. Noch mit entsetzlicher Armut ringend, lebte die große Masse ohne jeden politischen Gemeinsinn, ohne irgend welches politisches Selbstgefühl in dumpfer Gleichgültigkeit dahin. Von der Kraft des stolzen Bürgertums im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert war nichts mehr zu spüren, dagegen beugten sich fast alle urteilslos vor dem diktatorischen Willen des Landesfürsten, dem jeder Unterthan schutzlos unterworfen war. Die als ganz selbstverständlich hingenommene Selbstherrlichkeit Serenissimi verleitete diesen aber, mehr und mehr ein sehr luxuriöses Leben zu führen; er äffte den verschwenderischen Pomp von Versailles

nach und vergeudete, statt Handel und Verkehr wieder zu heben, mit dem großen Heere der Schmarotzer seines Hofes die Einkünfte seines Landes. Bald reichten diese nicht mehr aus, der Steuerdruck mußte verstärkt werden, und obgleich Bauer und Bürger sich anstrengten, die früheren, durch den Krieg so arg verschütteten Nahrungsquellen wieder zu erschließen, war doch kein rechtes Vorwärtskommen möglich.

Einige wenige Männer wußten sich allerdings über dieses niedrige geistige Niveau zu erheben, und sie wagten auch auf das gewissenlose Treiben aufmerksam zu machen und ihre warnende Stimme zu erheben. In einigen wenigen Zeitschriften werden solche Warnungen und Vorwürfe laut; allein schnell folgt in den meisten Fällen die polizeiliche Unterdrückung des unbequemen Blattes, und der unbequeme Warner wandert ins Gefängnis. „Dieweil wir“, heißt es in einem solchen Reskript gegen die politische Tagespresse kurz und bündig, „keine Raisonneurs zu Unterthanen haben wollen“.

Die Geschichte des deutschen Zeitungswesens zeigt daher auch noch lange nach dem Schlusse des westfälischen Friedens dasselbe klägliche Bild wie während des Krieges. Die politischen Zeitungen vegetieren unter einem wahrhaft jämmerlichen Drucke, besonders im Süden und Südosten, in Österreich, wo fast ein vollständiger Stillstand des geistigen Lebens eintritt.

Und dennoch arbeitet im geheimen ein neuer Geist, der einer neuen Kulturepoche den Weg bereitet.

Da alles Selbstgefühl, alle Thatkraft, jeder politische Gemeinsinn fehlen, so beginnt dieser neue Geist seine Arbeit zur Wiederaufrichtung der Nation bei der untersten Stufe, bei der Erziehung des einzelnen Menschen, ja bei der Erziehung des Kindes. Fast das ganze geistige Leben in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ist ausgefüllt mit Erörterungen über die Hebung und Besserung der Erziehung des Menschen, des Kindes sowohl, wie des jungen Mannes und auch der Frau. Während die politischen Zeitungen auf der niedrigen Stufe der bloßen Berichterstattung verharren, entsteht neben ihnen eine neue

Zeitungslitteratur, die der sogenannten moralischen Wochenschriften, in denen in allen Variationen als das nächste zu erstrebende Ziel die Reorganisation der allgemeinen Pädagogik bezeichnet wird. Eine der bedeutendsten jener Wochenschriften „Der Patriot“, sagt es klar, daß sie vor allem den Zweck im Auge habe, ihre Leser zu den „redlichsten, nützlichsten und glücklichsten Menschen“ zu machen und, um dies am besten zu erreichen, ihre Artikel so zu halten, daß sie „deutlich, lebhaft und erbaulich seien, insonderheit aber zu besserer Einrichtung der Kinderzucht, des Haushaltens und täglichen Wandels, auch zu richtigeren Vorstellungen von Gott, der Welt und uns selbst, die Menschen anführen“.

Mit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts tritt dann das politische Leben wieder in seine Rechte. Friedrich der Große, so wenig er auch den deutschen Geist zu schätzen wußte, riß mit seinem Bestreben, seine Lande zu einem unabhängigen Staatswesen empor zu heben, das deutsche Denken aus der Enge der Familie wieder auf die Höhe des vaterländischen Empfindens, und bedeutende Dichter, wie Lessing, Klopstock, Herder und Goethe, führten den Menschen der schlichten Häuslichkeit schließlich hinauf bis zur hohen Warte des den ganzen Erdkreis überschauenden Weltbürgers.

Damit war die bescheidene Mission der „Moralischen Wochenschriften“ erfüllt, aber die politischen Zeitungen, denen es nun obgelegen hätte, die Nation jetzt weiter zu einer politischen heranzubilden, vermochten diese Aufgabe nicht zu lösen. Während die Dichtkunst durch Schiller in kühnem Fluge sich zur Anschauung des harmonisch ausgestalteten freien Staates erhebt, bleibt, da die Menge der kleinen Herren die Entwickelung des nationalen Bewußtseins immer wieder zu hemmen und zu unterdrücken sucht und der souveräne Wille nur das in der Presse behandeln läßt, was die eigenen Interessen fördert, die politische Zeitung im großen und ganzen auf ihrer niedrigen Stufe stehen, bis der Degen Napoleons das ganze jämmerliche Reichsgebäude hinweg fegt, neue politische Formen entstehen und der moderne Staat sich entwickelt, in dem nun auch die Tagesgeschichte sich mehr und

mehr vertieft, bis sie schließlich der Ausdruck der öffentlichen Meinung wird.

Bevor jedoch die moralischen Wochenschriften ins Leben traten, wurde ihnen erst durch mehrere Vorläufer der Weg bereitet, und zwar durch die „Acta Eruditorum" und die Zeitschriften des Christian Thomasius.

Die „Acta Eruditorum", die allmonatlich erschienen, wollten für Deutschland ungefähr das sein, was seit 1665 das „Journal des Sçavans" für Frankreich war, der Mittelpunkt für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Nation. Allein das Zopftum der Gelehrten verleitete zu einem schweren Mißgriff; während das „Journal des Sçavans" in französcher Sprache geschrieben wurde, erschienen die „Acta Eruditorum" in lateinischer Sprache, so daß, je mehr sich das nationale Bewußtsein in Deutschland wieder hob, der nationale Charakter der „Acta" zusammenschrumpfen, die Wirkung der Zeitschrift auf die Nation sich verringern mußte. Immerhin gelang es den „Acta", sich hundert Jahre hindurch, von 1682 bis 1782, zu erhalten.

Der Begründer der „Acta Eruditorum" war Otto Mencken, Professor der Moral und praktischen Philosophie an der Universität Leipzig. Er war ein geschickter, umsichtiger Mann, der, wenn er auch selbst nicht viel für die „Acta" schrieb, durch eine umfassende Korrespondenz sich stets einen großen Kreis bedeutender Mitarbeiter zu erhalten wußte. Jedenfalls der bedeutendste dieser Mitarbeiter war Leibnitz, weiterhin sind zu nennen der Polyhistor Fr. Bened. Carpzov, der Botaniker Michael Ettmüller, die Theologen Valentin Alberti, Johann Olearius und Adam Rechenberg, der Mediciner Joh. Bohn, der Mathematiker Christian Pfautz, der Historiker Heinrich Graf von Bünau, alles hervorragende Gelehrte des achtzehnten Jahrhunderts.

Nach dem Tode Otto Menckens 1707 übernahm dessen Sohn Johann Burchard Mencken die Redaktion der „Acta" und nach dessen Tode 1732 abermals der Sohn, Otto Friedrich Mencken, die Leitung der Zeitschrift. Nach dessen Ableben 1754 blieben die „Acta" zwar auch noch fernerhin Eigenthum der Menckenschen Erben, doch führte jetzt bis 1782 der Leipziger Professor

Karl Andr. Bel die Redaktion. Die vollständige Zeitschrift füllt 93 Quartbände und 24 Supplement- und Registerbände.

Die Zeitschrift sollte einen Überblick über das ganze geistige Leben geben, doch wurden ihr die Grenzen in großer Ängstlichkeit so eng gezogen, daß vieles, was damals unser Volk bewegte, in ihr garnicht zum Ausdruck kam. Zunächst wurde über alles geschwiegen, was die Fürsten betraf; auch über die Zustände im Lande, für die eine Aufklärung, ein Hinweis, eine Zurechtweisung gewiß oft so segensreich und fördernd gewesen wäre, fiel kein Wort. Ebenso blieb die Dichtkunst ganz unberücksichtigt, obgleich die schöne Litteratur mehr und mehr der beherrschende Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland wurde. Den breitesten Raum nahmen die Mathematik, die Physik, die Botanik und die Medicin ein, doch sollte auch hier bei der Besprechung der neu erschienenen Werke in der Hauptsache nur referiert und nicht ein bestimmtes Urteil abgegeben werden.

Es war natürlich, daß sich dadurch in den „Acta“ von vornherein eine gewisse Öde geltend machen mußte, die immer schrecklicher wurde, je mehr das neue Leben, das allmählich Gellert, Klopstock, Gleim und schließlich Lessing weckten, sich zu regen begann. Dennoch ist ihr fördernder Einfluß nicht zu unterschätzen; auch machten sie zum erstenmale weiteren Kreisen klar, wie wichtig ein solcher Zentralpunkt für das geistige Leben war, und regten dadurch zur Gründung noch anderer derartiger Zeitschriften an. So erschienen nach und nach: „Deutsche Acta Eruditorum“ (Leipzig 1712—39), „Leipziger Gelehrte Zeitungen“ (seit 1715), „Acta philosophorum, d. i. gründliche Nachrichten a. d. Historia philosophica“ (Halle 1715—26), „Annales Litterarii Mecklenburgenses“ (Rostock 1722—23), „Fränkische Acta erudita und curiosa“ (Nürnberg 1726—32), „Tübingsche gelehrte Anzeigen“ (Tübingen 1735—40), „Zeitungen Frankfurtischer Gelehrter“ (Frankf. a. M. 1736—51), „Etwas von gelehrten Rostockschen Sachen für gute Freunde“ (Rostock 1737—48), „Göttingsche Zeitungen von gelehrten Sachen“ (Göttingen 1739—46, sodann „Göttingsche Anzeigen von gelehrten Sachen“), „Pommersche Nachrichten von gelehrten Sachen“ (seit 1743),

„Erlangische gelehrte Anzeigen“ (Erlangen 1743—52) u. s. w. Allerdings standen die meisten dieser Zeitschriften auf einem sehr niedrigen geistigen Niveau, so daß der Herausgeber der „Annales Litterarii Mecklenburgenses“ einmal klagt: „Seit einem halben Seculo ist das Journalisiren auffgekommen, und hat diese Mode, Schriften zu ediren, schon allerhandt fata gehabt.“ Sie sei von Frankreich über Holland zu uns gekommen und habe in Deutschland gleich einen großen Umfang angenommen. Doch seien bei uns gleich zu viel Journalisten aufgestanden und darunter leider auch manche, die so geschickt dazu wären, wie „asinus ad lyrum“, und dieser Umstand habe bewirkt, daß die neue Schreibart in Mißkredit gekommen sei. Immerhin sei der Nutzen der Journale nicht in Frage zu ziehen, und diese seien ein Hülfsmittel ersten Ranges, um eine „hereinbrechende Finsternis der Wissenschaften abwenden helfen“ zu können.

Ein viel frischeres geistiges Leben äußerte sich in den Zeitschriften des Thomasius. Mit seinem praktischen Sinn hatte Thomasius von vornherein erkannt, daß, wenn eine Zeitschrift in Deutschland in weiteren Kreisen fruchtbar wirken sollte, sie vor allem in deutscher Sprache geschrieben sein müsse. Die ganze bisherige Gelehrsamkeit, erklärte er kühn, sei nur ein Ballast für den Bürger. Die Professoren möchten ja immerhin Griechisch und Lateinisch treiben, „denen aber, so man im gemeinen Leben gebrauchen will und denen das Studieren, des Lateinischen wegen, sauer und verdrießlich wird, helfe man ohne Verdrießlichkeit mit dem, was sie gelernt haben, fort“. Nicht darauf komme es an, daß man allerlei wüstes gelehrtes Zeug im Kopfe habe, sondern daß man im Leben etwas nütze, und darum solle man sich die Franzosen zum Muster nehmen, die ja doch die geschicktesten Leute seien und allen Sachen ein rechtes Leben zu geben wüßten. Man solle sich also einer honnetten Gelehrsamkeit befleißigen, der beauté d'esprit und galanterie, „denn nur daraus würde „ein vollkommener weiser Mann entstehen“. Der erste Schritt in der Nachahmung der Franzosen bestehe aber darin, daß man sich auch bei gelehrten Sachen der Muttersprache bediene, es würde dann „die Gelehrsamkeit unvermerket mit großem Vortheil fort-

gepflanzet werden", und auch die gesamte Frauenwelt würde fürder nicht mehr von aller tieferen Bildung ausgeschlossen sein.*)

Und nun ging er energisch mit gutem Beispiele voran, ließ in der Leipziger Universität, wo er seit 1679 als Rechtslehrer wirkte, an das schwarze Brett, „welches noch nie durch die deutsche Sprache entweiht worden war", ein deutsches Programm angeschlagen, in welchem er ein deutsches Kollegium „über des Gratians Grundregeln, vernünftig, klug und artig zu leben" ankündigte und rief gleichzeitig auch, da er, wie Hermann Hettner sagt, nicht bloß Lehrer der deutschen Jugend, sondern auch Lehrer des deutschen Volkes sein wollte, die erste deutsche gelehrte Zeitschrift in deutscher Sprache ins Leben. Das erste Heft führte den Titel:

> Schertz- und Ernsthaffter, Vernünftiger und Einfältiger Gedanken, über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen. Erster Monat oder Januarius in einem Gespräch vorgestellet von der Gesellschaft der Müßigen. Frankf. u. Leipz. Verlegts Moritz Georg Weidmann Buchhändler, 1688.

Als die Mitglieder der „Gesellschaft der Müßigen", also die vermeintlichen Herausgeber der Zeitschrift, wurden in der Vorrede ein Cavallier, der sich ehedem im Kriege versuchte, nun aber „seine Zeit mit Lesung artiger Bücher zubringet", ein Licentiatus Juris, „welcher sich mehr auf das Jus Publicum und studium politicum, als auf die Rabulisticam gelegt" und ein Rentner, der einmal zu seinem Vergnügen etwas Philosophie getrieben, „itzo aber in täglicher Conversation seinen Freunden in ihren täglichen Verrichtungen mit gutem Rath und That an die Hand zu gehen bemüht ist", vorgestellt, mithin keine hochgelahrten Professoren berühmter Universitäten, sondern Männer aus dem praktischen Leben.

Das Hauptthema der Zeitschrift bildete natürlich das, was Thomasius am angelegentlichsten beschäftigte, der gelehrte Pedan-

*) Luden, Christian Thomasius, nach seinen Schicksalen und Schriften dargestellt. Berlin 1805.

tismus, die bornierte Mißachtung des frisch quellenden Lebens und die Scheinheiligkeit. Nach dem Geschmacke der damaligen Zeit wählte er für die Darlegung und Entwickelung seiner Ansichten die Gesprächsform, aber nicht die monotone und oft so ungelenke Rede und Gegenrede, wie sie meist üblich war, sondern einen bisweilen bis zur dramatischen Lebendigkeit sich erhebenden Dialog zwischen vier Personen, die in einer Kutsche von Frankfurt a. M. nach Leipzig zur Neujahrsmesse fahren. Dabei tritt zum erstenmale in einer deutschen Zeitschrift die geistige Persönlichkeit des Herausgebers klar hervor; es wird nicht mehr bloß in trockenem Tone referiert, wobei die Persönlichkeit des Herausgebers vollständig im Dunkeln bleibt, sondern der Redakteur entwickelt seine ganz bestimmte Ansicht und möchte sie auch dem Leser beibringen, womöglich dem ganzen Publikum. Es wird hier also der erste Versuch gemacht, die Zeitschrift zum Träger der öffentlichen Meinung zu erheben, wenigstens zum Träger derjenigen Ansichten, die hier dargelegt und verfochten werden.

Die vier Männer, die in dem Reisewagen zusammensitzen, sind ein Herr Augustin, der in Frankreich gewesen, sich eben noch in einigen deutschen Reichsstädten umgesehen und sich in Leipzig nur ein wenig „en passant" aufhalten will, da sein Ziel der kurfürstliche Hof in Dresden ist, ein Herr Benedict, ein gelehrter Mann, der, da es sich gerade machen läßt, einige geistesverwandte Freunde, mit denen er seit lange schon in Briefwechsel stand, in Leipzig besuchen will, ein Herr Christoph, ein Kaufmann von gutem Humor, der mit seinen Waren Geschäfte zu machen beabsichtigt, und ein Herr David, ein Schulmann, der einen Ruf als Rektor nach einer entfernteren Stadt erhalten hatte und seine Reise über Leipzig nehmen mußte. Er ist der Repräsentant des gelehrten Pedantismus.

Das Gespräch der Reisenden knüpft sofort an ein litterarisches Tagesereignis an, an die Bücher Abraham a Santa Claras. „Reim dich oder ich liß dich" und „Gack, gack, gack", die soeben erschienen sind und die Herr Christoph, der Freund des Humors, aus der Tasche zieht, worauf Thomasius zunächst Ge-

legenheit nimmt, seine Ansichten über den Roman und über die Frage, welche Bücher man überhaupt lesen solle, zu entwickeln. Der Pedant Herr David ist der Meinung, daß solche Bücher, wie die von Abraham a Santa Clara, gar nicht verdienten, gelesen zu werden; Herr Christoph dagegen behauptet, schon weil sie belustigten, müßte man sie schätzen. Jedes Buch, das eine geziemende Belustigung erwecke, müsse man hoch halten, weil unter den zeitlichen Gütern der Mensch eine gemäßigte Fröhlichkeit für sein höchstes Gut achten müsse. Darum lese er besonders die kleinen französischen Romane so gern, in denen es stets so lustig hergehe. Darüber ist Herr David entsetzt und läßt sich zu der Bemerkung hinreißen, Herr Christoph läse diese liederlichen Bücher eben, weil er selbst ein liederlicher Mensch sei. Geschwind fragt jetzt aber der schlagfertige Kaufmann: „Hat der Herr jemals den Petronium oder Martialem gelesen?" worauf Herr David unwillkürlich errötet und gestehen muß, daß er allerdings in seinen jungen Jahren diese schlüpfrigen lateinischen Romane in der Hand gehabt, sie seien ihm von seinen Präzeptoren des herrlichen Lateins wegen empfohlen worden, doch habe er stets einen Abscheu vor den darin enthaltenen Scurrilitäten und Saupossen gehabt, auch von denselben jederzeit abstrahieret. Diese Entschuldigung verfängt aber bei dem Herrn Christoph nicht. „O was hätte ich hier für eine schöne Gelegenheit", ruft er aus, „dem Herrn, zumal er mich itzo ziemlich derb angegriffen, den Kopf zu waschen. Wie mancher seinesgleichen weiß in Gesellschaft und öffentlichen Versammlungen von nichts als der Bibel und Postille zu schwatzen, und in seinem Cabinete liest er Petronium, Martialem, Aloysiam Sigaeam, den Beverland und andere dergleichen erbauliche Schriften mit dem größten Vergnügen durch; ertappt man sie darüber, so heißt es, ich admirire nur purissimam impurissimi Scriptoris Latinitatem, ich delectire mich an den netten Phrasen, die in der „Aloysia" stehen, ich erfreue mich, daß Martial die Laster der Römer so offen gestriegelt, ich finde einen heiligen Eifer über der Ehre Gottes bei mir, daß Beverland den ersten Sündenfall so liederlich und gotteslästerlich beschreibt". In diesem Tone geht es weiter.

Mit der ganzen Lauge seines Spottes übergießt dann Thomasius die hochgelehrten Werke, die in grobem Tone geschriebenen theologischen, die sich in wertlosen und lächerlichen Untersuchungen ergehenden historischen, philosophischen und philologischen. Finde man doch ernsthafte Tüfteleien darüber, ob der König David nicht auch schon Kaffee getrunken habe, weil Abigail ihm unter andern Geschenken auch gedörrte Bohnen überbracht, und ob die Dido, wie man aus einigen Stellen des Virgil schließen könne, nach gehaltener Tafel mit dem Äneas ein Pfeifchen Tabak geraucht habe. Auch die deutschen politischen Schriften seien wertlos, denn die hohen Potentaten ließen sich keine unbegehrten Ratschläge gefallen und hätten einen langen Arm. In Holland, wo Jeder thue, was ihm gelüste, ließen sich solche Sachen noch eher schreiben, und deshalb sei auch der dort kürzlich erschienene Mercure Historique ein ausgezeichnetes Buch; bei uns in Deutschland aber könnten die Gelehrten ohne gnädigste Erlaubnis und Zensur solche Bücher zu schreiben sich nicht unterfangen.

Schließlich kommen die Reisenden noch auf die hochgelahrten „Acta Eruditorum", einer fragt, was es denn eigentlich mit dieser Zeitschrift für ein Bewenden habe, und schon will Herr Benedict Antwort geben, bereits hat er den Namen des Herrn Mencken genannt, da — man meint fast das Gelächter des Thomasius hinter der Scene zu hören — giebt es einen Ruck, der Wagen stürzt um, und die vier Reisenden fallen in den Schnee. Die litterarische Unterhaltung (und mit ihr das Januarheft der „Monatsgespräche") hat ein Ende.

Es war natürlich, daß diese kecke Art, über alles, was man bisher mit stummer Ehrfurcht betrachtet, ein rücksichtsloses, durchaus ungünstiges Urteil zu fällen, das größte Aufsehen erregte. Im großen Publikum wurde das mutige Vorgehen mit Beifall begrüßt, in der gelehrten Welt aber rief es tiefen Unwillen hervor. Besonders griffen die Leipziger Professoren erschreckt an ihre prächtigen Allongeperücken; sie fühlten sich am meisten zerzaust. Verschiedene meinten ihr ganz genau getroffenes Bild, aber grausam karikiert, aus dem Hefte herausgrinsen zu sehen.

Diese allgemeine Erbitterung in den gelehrten Kreisen bewog Thomasius, im zweiten (Februar-)Hefte etwas gemäßigter aufzutreten. Er schilderte in ihm, wie die vier Reisenden nach Leipzig weiterfahren und sich dabei über Schriften unterhalten, die von der Besteuerung handelten. Es war dies ein Gegenstand, der damals besonders interessierte, weil die luxuriösen Hofhaltungen der Fürsten enorme Summen verschlangen, die doch auf irgend welche Weise aufgebracht werden mußten. Verschiedene Finanzkünstler hatten die Einführung von indirekten Steuern vorgeschlagen; Thomasius spricht sich gegen solche Steuern aus, weil dann die Familienväter mit vielen Kindern am meisten gedrückt würden, ebenso die armen Leute. Schließlich kommt aber auch hier bei diesem ernsten Thema sein Humor zum Durchbruch, und er meint, einträglicher als alle Accise würde die Steuer sein, die jedesmal erlegt würde, wenn sich eine Dame herzen ließe. Es würde schon genügen, wenn Monsieur und Madame jedesmal nur 2 Pfennige bezahlten.

Im dritten Hefte führte er neue Personen ein, einen klugen Staatsminister, einen Skeptiker und einen bedächtigen Herrn, der an den Anschauungen der Vorfahren festhält. Besprochen wurden historische und philosophische Schriften, zumeist von französischen Autoren, die gar keine Veranlassung zu irgend welchen satirischen Bemerkungen gaben. Dennoch verursachte dieses Heft wieder einen sehr großen Lärm, weil Thomasius in der Vorrede auseinandersetzte, daß er in keiner der vier Fakultäten untergebracht werden könne, was er bei jeder in witziger Weise begründete. Darin erblickten aber die gesamten Professoren eine entsetzliche Verspottung der Universität, und da diese von den Vorfahren Seiner Durchlaucht des Kurfürsten eingerichtet worden, so sei das auch eine Verspottung Seiner Durchlaucht selbst, mithin Majestätsbeleidigung. Diese aber müsse gerochen werden, worauf eine in solchem Sinne gehaltene Anklageschrift nach Dresden abging. Aber dort ließ man sich nicht auf das Ketzergericht ein. Thomasius war jedoch über das Vorgehen der Professoren so entrüstet, daß er im nächsten, dem April-Hefte, nun einmal mit vollen Backen in die Allongen der gelehrten Herren blies. Er

knüpfte an Aristoteles an, an den damaligen akademischen Aristoteles, „den Vater und Urheber aller scholastischen Verdumpfung", wie ihn Prutz nennt, und zog die ganze hohle Scheinheiligkeit und Heuchelei, die ganze Aufgeblasenheit und Selbstsucht der gelehrten Leipziger Kreise ans grelle Tageslicht. Wahre Jammergestalten kamen da zum Vorschein. Der Erfolg wirkte zunächst so verblüffend, daß keiner der Betroffenen ein Wort zu entgegnen wagte. Mittlerweile gab Thomasius noch ein Mai-Heft heraus, in dem er in der Hauptsache nur die Übersetzung eines französischen Romans bot, und faßte dann mit noch einem Juni-Heft, in welchem er gegen den bekannten Physiker Grafen Tschirnhausen und dessen damals viel bewundertes Werk „Medicina mentis et corporis" polemisierte, die sechs Gespräche zu einem Buche zusammen, dem er den Titel „Lustiger und Ernsthaffter Monats-Gespräche Erster Theil" gab. Dieser Band ist somit der Ahnherr aller litterarischen und belletristischen Zeitschriften in deutscher Sprache.

Leider sollte mit ihm auch schon der Höhepunkt der Thomasiusschen journalistischen Thätigkeit erreicht sein, denn die Hefte, welche jetzt noch für die zweite Hälfte des Jahres 1688 und für 1689 erschienen, hielten sich in engeren Grenzen, sie behandelten meist französische Werke, nur das Dezemberheft für 1688 warf noch einmal einen Feuerbrand in die gelehrte Welt und wurde infolgedessen für den Verfasser verhängnisvoll. In diesem Hefte trat er dem Hofprediger Masius in Kopenhagen entgegen, der in einer Schrift ausgeführt hatte, daß nur das Luthertum die einzig richtige Lehre biete, nur die Lutheraner getreue und gehorsame Unterthanen sein könnten, die Reformierten eo ipso zum Unfrieden, zur Aufrührerei und zur Empörung neigten. Thomasius wendete sich (obgleich er selbst Lutheraner war) zunächst gegen die Behauptung, daß die wahre christliche Religion einzig nur in dem lutherischen Bekenntnis gefunden werden könne, und wies dann die Verquickung des politischen Lebens mit dem religiösen als unzulässig zurück. Darauf ließ Masius durch einen gewissen Peter Schipping mit einer Gegenschrift antworten, in der der Verfasser schließlich folgerte, Thomasius habe geleugnet, daß die

königliche Gewalt unmittelbar von Gott komme und sich dadurch eines Hochverrates gegen alle Fürsten der Erde schuldig gemacht. Das veranlaßte Thomasius zu einer noch schärferen Polemik, aber auch die Leipziger Feinde setzten jetzt alle Hebel gegen ihn ein, zudem beschwerte sich der König von Dänemark beim sächsischen Hofe über die Angriffe auf seinen Hofprediger, und da sich Thomasius außerdem beim sächsischen Hofe durch ein Gutachten über die Heirat einer Prinzessin mißliebig gemacht hatte, so gewannen die Gegner die Oberhand, es wurde ihm sowohl untersagt, Vorlesungen zu halten, wie Druckwerke herauszugeben, ja er hatte sogar zu befürchten, in Haft genommen zu werden. Er flüchtete daher im Mai 1689 und wandte sich dabei zunächst nach Berlin. Dort konnte ihm jedoch keine passende Stelle gegeben werden, allein der Kurfürst Friedrich III., der nachmalige König Friedrich I., wußte es dennoch einzurichten, den geistreichen Mann seinen Landen zu erhalten; er beauftragte ihn, nach Halle zu gehen und dort „der studierenden Jugend, welche sich allda vielleicht bei ihm einfinden möchte, mit Lectionibus und Collegiis, wie er bishero zu Leipzigk gethan, an die Hand zu gehen“. Zugleich warf er ihm ein Gehalt von 500 Thalern aus. Damit machte er den Anfang zur Gründung der Universität Halle.

Thomasius legte nun keinen Wert mehr auf die „Monatsgespräche“, doch führte er den Jahrgang 1689 noch zu Ende. Seine ganze Kraft widmete er jetzt seinen Vorträgen und der Schaffung volkstümlicher Lehrbücher, von denen viele, besonders seine Sittenlehre, eine außerordentliche Verbreitung gewannen. Später ist er allerdings noch verschiedene male, aber doch immer nur vorübergehend, zur Journalistik zurückgekehrt. Genannt sei nur das Journal „Historie der Weißheit und Thorheit“, das aber nur ein Jahr lang (1693) erschien. Bei der Aufforderung, ihn mit Beiträgen hierfür zu unterstützen, giebt er die originelle Erklärung ab: Honorieren freilich, oder durch „Beförderung Cour-Renomée oder dergleichen Eitelkeiten“ vergelten, könne er diese Beiträge nicht. „Und wenn ich es auch könnte, würde ich es nicht thun, denn von solchen Leuten, die sich durch dergleichen persuasiones einnehmen lassen, verlange ich nichts, weil sie entweder

Ignoranten, oder Pedanten, oder Heuchler sind und sich also zu meinem Zweck gar nicht schicken".

Die große Wirkung, die die „Monatsgespräche" hervorriefen, mußte natürlich auch allerlei Nachahmungen veranlassen. Die geschickteste war die von Wilhelm Ernst Tentzel:

Monatliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern und andern annehmlichen Geschichten, allen Liebhabern der Curiositäten zur Ergötzlichkeit und Nachsinnen herausgegeben von A. B. Leipzig.

Die Anlehnung an Thomasius ging hier so weit, daß sogar die redenden Personen ähnlich wie in den „Monatsgesprächen" charakterisiert waren. Dagegen verstand Tentzel in einem flotteren Stile zu schreiben, während Thomasius Zeit seines Lebens etwas unbeholfen und schwülstig blieb. Auch wußte der Herausgeber der „Unterredungen", trotz seines flachen Urteils, anmutig zu plänkeln, was der Menge gefiel. Die Zeitschrift erschien dann auch zehn Jahre lang, von 1689 bis 1698 und erhielt dann noch von 1704 bis 1707, in welchem Jahre Tentzel starb, eine Fortsetzung.

---

2. Die moralischen Wochenschriften zur Erziehung des Menschen. „Die Discourse der Mahlern". „Der Patriot". „Die vernünftigen Tadlerinnen". „Der Mann ohne Vorurteil". Die „Berlinische Monatsschrift" etc.

Die „Acta Eruditorum" und die Thomasiusschen „Monatsgespräche" waren aber doch nur ein buntes Sammelsurium dort von allerlei Informationen über Bücher und gelehrtes Leben, hier von Ansichten, Meinungen und Anschauungen über Verschrobenheit, Unnatur und Unwahrheit. Es fehlte der allgemeine Gesichtspunkt, die tiefere Idee, ein bestimmtes großes Ziel. Ein solches ergab sich aber sehr bald aus der allgemeinen Kulturentwickelung. Der Gedanke, zur Herbeiführung besserer Zustände vor allem erst die Erziehung des Menschen zu fördern, erfüllte nach und nach alle gebildeten Kreise, und da lag es denn nahe, nun auch Journale zu gründen, die die Träger dieser neuen Idee sein

sollten. So entstanden die „moralischen Wochenschriften", die ersten deutschen Zeitschriften von ausgesprochener Tendenz.*)

Dieser wichtige Schritt in der Weiterentwickelung des deutschen Journalismus konnte um so leichter gethan werden, als in England schon ähnliche Wochenschriften erschienen, die man sich zum Muster nehmen konnte.

Es waren dies hauptsächlich „The Tatler" (Der Plauderer), 1709 bis 1711, „The Spectator" (Der Zuschauer), 1711 bis 1712 und „The Guardian" (Der Vormund) 1713 von Richard Steele und Addison herausgegeben. Besonders durch die geistreichen und humorvollen Abhandlungen Addisons erlangten die Zeitschriften eine große Beliebtheit und weite Verbreitung (der „Spectator" hatte in kurzer Zeit eine Auflage von 14 000 Exemplaren), kamen deshalb auch bald nach Hamburg und regten hier zur ersten Nachahmung an, die unter dem Titel „Der Vernunftler" 1713 ins Leben trat. Aber freilich, der elegante Vortrag, der souveräne Witz, der weite Blick der Engländer wurde nicht im Entferntesten erreicht, auch nicht in der zweiten Wochenschrift „Die lustige Fama", die von 1718 ab in Hamburg erschien; dagegen gelang es bereits zu Anfang der zwanziger Jahre drei Zeitschriften, sich auf eine höhere Warte zu stellen, den „Discoursen der Maler" (Zürich 1721—1723), dem „Patrioten" (Hamburg 1724—1726) und den „vernünftigen Tadlerinnen" (Halle, später Leipzig 1725—1726).

Die Schweizerische Wochenschrift führte zunächst den Titel „Die Discourse der Mahlern", bis sie mit dem Anfang des Jahres 1723 „Die Mahler, oder Discourse von den Sitten der Menschen" genannt wurde. Wahrscheinlich ist sie im Juli 1721 ins Leben getreten. Die Herausgeber bekennen gleich zu Anfang, daß sie durch den Londoner „Zuschauer" zur Gründung ihrer „Discourse" angeregt worden sind, und daß sie diesem „einen Teil ihrer Methode und vielleicht alles dasjenige, was sie Artiges haben", verdanken.

---

*) Milberg, Die deutschen moralischen Wochenschriften des 18. Jahrhunderts, Meißen (1880) und Kawszynski, Studien zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Moralische Zeitschriften. Leipzig 1880.

Im ersten Hefte wird gesagt, daß die Wochenschrift aus einer Gesellschaft gleichgesinnter Männer hervorgehe, die durch die ganze Schweiz verbreitet sei und sich verpflichtet habe, regelmäßig Beiträge an den Präsidenten zu senden. Dann heißt es weiter über die Organisation: „Der Präsident enthält sich in unsrer Stadt (Zürich), und es kann keiner zu dieser Stelle gelangen, der nicht hier wohnhaft ist; er hält wöchentlich mit den andern Gliedern, die in der Stadt wohnen, seine ordentlichen Sessionen; alsdann giebt er ihnen Part von demjenigen, was die entfernte membra eingeschickt haben. Man discouriert, kritisiert darüber pro und contra. Bald wird ein Periodus abgeschnitten, bald eine niedrige Rede durchgestrichen, bald ein Schluß für ungiltig erklärt oder eine dunkle und unvernehmliche Zeile wird losgewunden, ein hohes Wort wird bei einer hohen Sache angewandt, eine Thesis bekömmt ein stärker Fundament von einem neuen Beweisgrund". Zu dieser Ausgestaltung der Einrichtungen ist es aber wohl nie gekommen; wahrscheinlich war sie, nach der Neigung der damaligen Zeit, in der Hauptsache eine Phantasie. Als die wirklichen Unternehmer sind Bodmer und Breitinger anzusehen, Mitarbeiter waren Zollikofer, Zellweger, Heinrich Meister, Keller von Mauer u. a. Die einzelnen Artikel wurden mit den Namen berühmter Maler, wie Raphael von Urbin, Hans Holbein, Rubeen, Hannibal Laroche, Michael Angelo u. s. w., gezeichnet, so daß man heute die Verfasser nicht mehr bestimmt bezeichnen kann; doch weiß man, daß Bodmer mit Rubeen unterschrieb.

Der Titel „Discourse der Maler" wurde gewählt, weil man sich in den Abhandlungen der Gesprächsform bedienen wollte und in der Hauptsache kleine Sittengemälde zu geben beabsichtigte.

Inbezug auf den Inhalt wurde gleich im ersten „Discours" erklärt: „Gleich wie die Societät zu ihrem Objekte den Menschen genommen hat, so pretendiert sie, von allem demjenigen zu reden, was in sein Kapitel gehört, ohne andere Ordnung, als diejenige, zu welcher ihr ihre Nebenmenschen und ihre eigene Situation von Zeit zu Zeit Anstoß geben werden, ihre Spekulationen walten zu lassen. Ihre Passionen, Capricen, Laster, Fehler, Tugenden, Wissenschaften, Thorheiten, ihr Elend, ihre Glückseligkeit, ihr

Leben und Tod, ihre Relationen, die sie mit andern Entibus haben, endlich alles, was menschlich ist und die Menschen angeht, giebt ihr Materie an die Hand zu gedenken und zu schreiben“.

Darauf erschienen in bunter Abwechselung „Discourse“ über Kindererziehung, Freundschaft, Glückseligkeit, Kartenspiel, Todesfurcht, Sprache und Sprachgebrauch, Tabakrauchen, Freigeisterei, Geschichtsschreibung, Geckenhaftigkeit u. s. w., die, wenn sie auch die Tiefe und Eleganz Addisons bei weitem nicht erreichten, doch gewiß ihren Eindruck auf die Leser nicht verfehlten. Eine allgemeinere Wirkung erzielten sie aber nicht, weil das litterarisch gebildete Publikum in der Schweiz zu gering war, einer Verbreitung der Wochenschrift in Deutschland aber die harte und ungelenke Sprache entgegen stand, mit der die schweizerischen Schriftsteller damals noch zu kämpfen hatten. Trotzdem steht Koberstein in seinem „Grundriß der deutschen Nationallitteratur“ (II, 888) nicht an, die „Discourse“ für eine „der bedeutendsten litterarischen Erscheinungen im dritten Zehntel des achtzehnten Jahrhunderts“ zu erklären.

Einen weit günstigeren Boden, als die „Discourse“, fand von vornherein die Hamburger Wochenschrift „Der Patriot“, zunächst weil Hamburg ein viel größeres geistig angeregtes Publikum bot, und dann wohl hauptsächlich, weil sich sofort ein weiter Kreis bedeutender und angesehener Männer, wie die Senatoren B. H. Brockes, Joh. Jul. Ankelmann, Konrad Widow, der Syndikus der Stadt Hamburg Joh. Jul. Surland, die Professoren Joh. Alb. Fabricius, Michael Richey, der Pfarrer John Thomas, in den Dienst der Wochenschrift stellte. Diese Männer schlossen sich zu einer patriotischen Gesellschaft zusammen, in der zunächst alle Themata, die in der Wochenschrift behandelt werden sollten, durchgesprochen wurden. In einer Widmung zum dritten Jahrgange heißt es darüber: „Alles, was üppig und eitel oder Zeit- und Lustverderblich heißen konnte, ward durch beliebte Gesetze aus dieser Gesellschaft verbannt; hingegen das Gemeine Beste zum hauptsächlichsten Augenmerke aller ihrer Reden und Gedanken gesetzt. Zu diesem Zwecke wurden jedes Mal aus der Quelle des

natürlichen Rechts und der Sittenlehre, ingleichen der Staats- und Haushaltungslehre die erlesensten Betrachtungen hergeleitet und durch gemeinsame Bearbeitung reif gemacht“.

In den Kreis der Betrachtungen wurde aber alles gezogen, was die Bildung des Menschen fördern, seine „Glückseligkeit“, wie man sich damals ausdrückte, herbeiführen konnte. Ähnlich wie in den „Discoursen“ stand auch hier die Erziehungsfrage in der vordersten Linie, aber sie wurde noch viel ausführlicher und nachdrücklicher behandelt. Die Erörterungen, auf welche Weise eine Besserung der Erziehung herbeigeführt werden könne, beginnen bereits beim Säugling. Heftig tadelt der „Patriot“ die im achtzehnten Jahrhundert allgemein verbreitete Sitte, die Kinder schon im zartesten Alter der Pflege anderer zu übergeben, zunächst den Ammen und dann dem Gesinde. Aus dieser schlechten Erziehung in den ersten Lebensjahren entwickele sich dann ein Charakter mit allen möglichen Mängeln. ja man könne sagen, daß in dieser falschen Kinderzucht „die erste und mächtigste Ursache unseres mannigfaltigen Unglücks“ zu suchen sei. „Wer weiß nicht“, heißt es dann weiter, „wie viele Eltern um diese so notwendige und ihnen auf die Seele gebundene Pflicht sich entweder gar nicht kümmern, oder dieselbe andern, ohne Unterschied angenommenen Leuten überlassen, oder auch blos nach ihren unordentlichen Leidenschaften, insonderheit einer lächerlichen Affenliebe und eigensinnigen Strenge, blindlings darin zu Werke gehen. Ich kenne viele Häuser hier in Hamburg, wo die Kinder, sowohl Söhne, als Töchter, bis ins neunte, zehnte Jahr unter dem Gesinde stecken müssen und kaum jede Woche einmal das Glück haben, vor ihre Eltern gelassen zu werden“.

Natürlich war das Hauptaugenmerk auf die Erziehung der Knaben gerichtet, doch auch die der Mädchen, die damals noch vollständig im argen lag, wurde hervorgehoben. „Wir geben uns durchgängig viel weniger Mühe, unsere Töchter wohl auf zu bringen, als unsere Söhne“, wird schon im ersten Jahrgange des „Patrioten“ ausgeführt, „und glauben noch dazu, daß wir Recht darin haben. Wir meinen, die Wissenschaft sei dem Frauenzimmer nichts nütze; es werde dieselbe nach seiner natürlichen

Schwachheit mißbrauchen, und lassen deswegen mit Fleiß unsere Töchter in der dicksten Unwissenheit aufwachsen“.

Ferner wurde der landläufigen französischen Ansicht, „mit den Frauen könne man von nichts anderem, als von Bagatellen reden“, entgegengetreten und betont, daß es für jeden Mann nützlich sei, sich mit Frauenspersonen, „die einen guten natürlichen Verstand haben“, zu unterhalten. Allerdings, so wird an anderer Stelle bemerkt, sei dieser natürliche Verstand nur selten anzutreffen, der Gesindeklatsch beherrsche nur zu oft das ganze Gespräch, und am lebhaftesten werde es, so bald jemand frage: „Madame, wo kumt se mit eerer Amme to racht?“ Deshalb giebt der „Patriot“ auch alsbald Regeln zu einer „vernünftigen Konversation“ und regt sogar die Gründung einer „Frauenzimmer-Akademie“ an. Mit zehn Jahren sollen die Mädchen in diese gebracht, und dann sollen sie dort „in sorgfältigster Pflege und Zucht gehalten und in allen nutzbaren Künsten und Wissenschaften unterwiesen, hauptsächlich aber zu einem richtigen Begriff von Gott und ihren Pflichten angeführt werden; auch die Sprachen und darunter vornehmlich ein reines, zierliches Deutsch, die Zeichnungskunst, die Musik, die Beredsamkeit, die Vernunft-, Natur- und Sittenlehre, die Rechenkunst, die Erd- und Himmelsbeschreibung, samt den vornehmsten Geschichten, insonderheit ihres Vaterlandes, Jahr ein Jahr aus vorgetragen werden“.

Endlich wurden auch die allgemeinen Lebensverhältnisse durchgesprochen, die närrischen Moden, das leichtsinnige Spiel, die unmäßigen Gastereien verurteilt und hieran überall die Ermahnung angeknüpft, zur Einfachheit und Natürlichkeit zurückzukehren, in der Betrachtung der Natur das Rechte und Wahre kennen zu lernen, um schließlich in der „Erkenntnis seiner selbst“ wahrhaft weise und glücklich zu werden. Wenn ein jeder nach diesem Ziele strebe, dann werde unser gesamtes Volk geistig und sittlich gehoben werden.

Alle diese Abhandlungen waren in frischem Tone geschrieben und brachten eine Fülle neuer Gedanken und Anschauungen; der Erfolg der Zeitschrift war denn auch ein für die damaligen Verhältnisse wahrhaft großartiger; bereits im ersten Jahre hatte

sie 5000 Abonnenten, zudem traten hochangesehene Männer, wie der sächsische Hofpoet Johann von Besser und Gottsched, öffentlich für sie auf. Gottsched verstieg sich sogar zu dem Lobe, daß noch nach vielen Jahrhunderten die Nachkommen jene Zeit glücklich achten würden, die in dem Herausgeber des „Patrioten“ einen Mann hervorgebracht habe, der ein Lehrer so vieler Völker gewesen sei.

Die dritte der bedeutenderen moralischen Wochenschriften, „Die vernünftigen Tadlerinnen“, wandte sich einzig und allein an die Frauenwelt. Ihr Herausgeber war kein geringerer als Gottsched, der seine Artikel mit dem Pseudonym Calliste zeichnete. Als Mitarbeiter beteiligten sich in der Hauptsache M. J. F. May und J. G. Hamann, der Verfasser des zweiten Teiles der „Asiatischen Banise“, eines damals viel gelesenen Romans. In der Vorrede erklärt Gottsched ganz bestimmt, daß man mit der Wochenschrift den Zweck verfolge, „dem deutschen Frauenzimmer ein Blatt in die Hände zu bringen, welches ihm zu einer angenehmen Zeitkürzung dienen und doch von nützlicherem und lehrreicherem Inhalte sein soll, als die gewöhnlichen Romane“, und dieses Bestreben tritt auch in allen Artikeln hervor. In erster Linie wird auch hier betont, daß eine bessere Kindererziehung anzustreben sei. Für eine solche sei die Mutter am besten geschickt. Sie eigne sich ganz besonders dazu, den Kindern durch oftmaliges Erzählen, durch äußerliche Bilder und durch gründliches Überzeugen das beizubringen, was durch vieles Auswendiglernen oder durch das „henkermäßige Strafen der Väter“ niemals oder nur schlecht erreicht werde. Dann wird die Stellung der Frau zu ihrem Gatten erörtert und dabei bemerkt, daß „zu dem täglichen Umgange mit einer Person, die man allezeit hochschätzen und niemals vorsätzlich beleidigen muß“, eine größere Klugheit gehöre, als der Mensch mit auf die Welt bringe. Weiterhin wird die Notwendigkeit hervorgehoben, die allgemeine Bildung der Frau zu erweitern. Zu diesem Zwecke wird eine „Frauenzimmer-Bibliothek“ zusammengestellt, die aus drei Teilen besteht, aus Werken über die Religion (unter diesen Scrivers Seelenschatz, Mosheims Sittenlehre, Wagners Betrachtungen über die göttlichen Geheimnisse ꝛc.), über

die Historie und Weltweisheit (unter diesen Zieglers Schauplatz und Labyrinth der Zeit, die Fabeln Äsopi, Wolffs Schriften, Swifts Märchen von der Tonne, die Reisen Gulivers rc.) und Gedichtsammlungen (es werden die Gedichte von Besser, Canitz, Fleming, Günther, Hagedorn, Haller, Opitz u. s. w. genannt). Zugleich wird vor der leidigen Sprachmengerei gewarnt und besonders ans Herz gelegt, auf die „Reinigkeit der Muttersprache“ zu achten. Und endlich wird auch der verderbliche Einfluß Frankreichs bekämpft, dem die Frauenwelt besonders leicht unterliege. „Die unnützen und gezwungenen Höflichkeiten“, heißt es, „die man einander im gemeinen Leben zu bezeigen gewohnt ist, scheinen dem Naturelle unseres Deutschlandes so wenig gemäß zu sein, daß man auch kein rechtes deutsches Wort hat, womit man das französische Kompliment gebührend ausdrücken könnte“. Ein besonders gutes Mittel, sich weiter zu bilden, erblickt der Verfasser im Briefschreiben, eine Ansicht, die dann später besonders auch von Gellert noch nachdrücklich vertreten wird.

Es war natürlich, daß der große Erfolg, den diese drei Unternehmungen erzielten, alsbald zur Nachahmung reizte. Es entstand nach und nach eine wahre Flut von moralischen Wochenschriften, „Der Frankfurter Patriot“, „Der Leipziger Patriot“, „Die Matrone“, „Der getreue Hofmeister“, „Der Biedermann“ (ein zweites Unternehmen Gottscheds), „Der Nordische Aufseher“, begründet von Klopstock, Cramer und Basedow, „Der poetische Tadler“, „Der Bürger“, „Der Schmäuchler“, „Der Menschenfreund“, „Der Pilgrim“ u. s. w. Jeder junge Mensch, klagt Lessing, der nur ungefähr der deutschen Sprache gewachsen ist und hier und da etwas gelesen hat, giebt jetzt eine Wochenschrift heraus.

Dabei trat natürlich eine allgemeine Verflachung ein. Die Abhandlungen verloren sich in spießbürgerliches Moralisieren oder ergingen sich in unerquicklichen Streitereien, wie sie sich vor allem zwischen Gottsched und den Schweizern entwickelten. Doch erhoben sich noch zwei Erscheinungen über die allgemeine Plattheit, Sonnenfels „Mann ohne Vorurtheil“ und die von Gedike und Biester herausgegebene „Berlinische Monatsschrift“, mit der die lange Reihe der moralischen Wochenschriften würdig abschließt.

„Der Mann ohne Vorurtheil“ ist die einzige moralische Wochenschrift von Bedeutung, die in Österreich herausgegeben wurde; zudem erschien sie erst, als die Blüte dieser Zeitschriften längst vorüber war. Der große Druck, der seit dem sechzehnten Jahrhundert ununterbrochen auf dem geistigen Leben in Österreich lastete, hatte alle Keime einer geistigen Entwicklung darnieder gehalten; auch unter Maria Theresia hatten sich die Zustände nicht gebessert, da die Zensur nach wie vor in den Händen der Jesuiten blieb. Alle Bücher von „draußen aus dem Reich“ wurden von der Zensurbehörde sorgfältig geprüft und zum großen Teil nicht zugelassen. So konfiscierte man beispielsweise den neunten Band der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ wegen einer Besprechung des Lessingschen Berengarius Turonensis und belegte auch zugleich ohne weiteres noch die früheren acht Bände mit Beschlag, die man bisher als unanstößig befunden hatte. Die Schriften von Bodmer, Bürger, Jacobi standen fast sämtlich im Index librorum prohibitorum, selbst Mendelssohns frommer „Phaëdon“.*) Da hatte sich denn der Mut, eine Wochenschrift zu gründen, lange nicht zeigen wollen, und auch ein Bedürfnis war in der in der geistigen Dumpfheit dahingehaltenen Bevölkerung wohl nicht vorhanden gewesen. Erst 1762 wagte ein eingewanderter Sachse, Christian Gottlob Klemm, eine Zeitschrift nach dem Muster des „Spectator“, „Die Welt“, ins Leben zu rufen. Er hielt sich darin sehr vorsichtig, verbreitete sich nur über Themata, die nirgends verletzten, gewann aber keinen breiteren Boden, so daß das Blatt bereits 1763 wieder einging. Doch machte Klemm noch einen zweiten Versuch, vom Oktober 1764 ab gab er die Wochenschrift „Der österreichische Patriot“ heraus, in der er neben Buch- und Theaterbesprechungen und Abhandlungen über litterarische Angelegenheiten auch Erzählungen und selbst Lustspiele brachte. Aber auch hier blieb der Erfolg aus; das Blatt erschien nur bis Juni 1766.

Die Unternehmungen Klemms hatten aber doch die große Wirkung, daß sie Joseph von Sonnenfels, den bedeutendsten

---

*) Zenker, Gesch. d. Wiener Journalistik. Wien 1892, S. 33.

Schriftsteller Österreichs im 18. Jahrhundert (geb. 1733, gest. 1817) anregten, ebenfalls den Versuch zu machen, durch eine Wochenschrift zu einem größeren Publikum zu reden. Er gedachte eine Art „Geschichte des Tages“ zu geben, aber dabei doch den „Charakter des Vertrauten“ zu wahren, indem er die handelnden Personen unter entlehnten Namen zu verbergen suchte. Darum gab er auch zunächst seiner Wochenschrift den Namen „Der Vertraute“. Aber er mußte doch bald erkennen, daß er unter den herrschenden Verhältnissen zu weit ging, wenn er die Schäden der Gesellschaft, kaum mit einem leichten Schleier verhüllt, aller Augen zeigte. Gleich das erste Heft, das am 2. Februar 1765 zur Ausgabe gelangte, wurde konfisciert, und als Sonnenfels fortfuhr, besonders die schlimmen sittlichen Verhältnisse des Hofes zu beleuchten, da legte sich die Hand der Zensur so hart auf die Zeitschrift, daß der Herausgeber mit dem 7. Hefte eine Pause bis zum Herbst eintreten lassen und dann einen wesentlich herabgestimmten Ton anschlagen mußte. Dabei wechselte er auch den Titel und nannte sein Blatt jetzt „Der Mann ohne Vorurtheil“. Unter dieser Bezeichnung erschien nun die Zeitschrift fast zwei Jahre, bis zum Mai 1767, und zwar wöchentlich zweimal. Sonnenfels verbreitete sich zunächst über das Harmloseste, das er finden konnte, die Eitelkeit und Putzsucht der Frauen, die Geschraubtheiten und die lächerlichen Formen des gesellschaftlichen Umganges; dann aber drang er wieder tiefer in die sozialen Schäden ein, besprach die vielen Vorrechte des hohen Adels, deren Unrechtmäßigkeit er darlegte, schilderte den schweren Druck, der auf dem Bauernvolke lastete, und forderte besonders die Aufhebung des Frondienstes. Diese Kühnheit erregte natürlich gewaltiges Aufsehen und einen Sturm in den Adelskreisen; man wies in diesen darauf hin, daß Unruhen, die in gewissen ländlichen Bezirken ausgebrochen waren, durch die Sonnenfelsschen Ausführungen verursacht worden seien, worauf dann die Zensur das Weitererscheinen der Zeitschrift verbot. Doch gelang es Sonnenfels noch einmal, eine Zurücknahme des Verbotes zu erwirken, wahrscheinlich mit dem Versprechen, die Angelegenheiten des Adels künftig unberührt zu lassen. Denn er wandte sich jetzt

den Rousseauschen Ideen über die Erziehung des Menschen zu, kam dann auf das Lehrlingswesen des Handwerks, den Zwang der Zünfte, die Herstellung eines Gleichgewichtes zwischen Arbeit und Lohn u. s. w. Daneben entwickelte er seine Ansichten über Geschmack und Geschmacklosigkeit, besonders in der Dichtkunst und auf der Bühne. Aber der Erfolg war doch im großen und ganzen so gering, daß Sonnenfels schließlich im Mai 1767 auf die Weiterführung der Zeitschrift verzichtete und sich rein litterarischen und rechtswissenschaftlichen Studien zuwandte. Der Schwerpunkt seines Seins liegt denn auch, wie Hettner hervorhebt, in dem tiefen Einfluß, den er sowohl durch seine Vorlesungen als Professor der Staats-, Finanz- und Polizeiwissenschaft an der Universität zu Wien, wie durch seine zahlreichen und wichtigen staatswissenschaftlichen Schriften auf die politischen Meinungen und Gesinnungen der Österreicher ausübte. Er war es vornehmlich, der die Gemüter für die großen Josephinischen Reformen vorbereitete. Trotzdem bewegte er sich in sehr engen Grenzen, so daß er in seinen „Grundsätzen der Polizeiwissenschaft“ über die Zensur sagen konnte: „In Ansehung der Sitten sowohl, als der Religion und der politischen Meinungen der Bürger ist nichts fähiger, dem Laster zu wehren, als wenn die Freiheit, alles, was der Religion, dem Staate, den Sitten und einer guten Denkungsart zuwider ist, zu schreiben und Schriften dieser Art zu lesen begrenzt wird. Die Bestimmung der Zensur ist, die Verbreitung irriger, ärgerlicher und gefährlicher Meinungen zu verhindern.*)

Die Unternehmungen Sonnenfels' hatten naturgemäß eine große Menge von Nachahmungen zur Folge; es erschienen ein „Verbesserer“, ein „Schwätzer“, ein „Aufseher“, ein „Ankündiger“, ein „Till Eulenspiegel“ u. s. w. Alle diese Blätter, sagt Zenker (S. 53), kamen aber und gingen wieder nach einem kurzen Ephemeriden-Dasein. Der Inhalt bei den meisten verflachte ganz zu Unterhaltungsblättern oft banalster Art mit kurzen Geschichten, Anekdoten, elenden Gedichten u. dgl. Einen Fortschritt in der

*) Wilib. Müller, Josef von Sonnenfels, biogr. Studie aus dem Zeitalter der Aufklärung in Österreich. Wien 1883.

Entwickelung des österreichischen Geisteslebens bewirken sie infolgedessen nicht; es blieb nach wie vor trüb und dumpf an der Donau.

Eines viel längeren Lebens, als „der Mann ohne Vorurtheil“, erfreute sich die letzte moralische Wochenschrift, die „Berlinische Monatsschrift“ von Gedike und Biester. Sie wurde 1783 von dem Direktor des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums in Berlin Friedrich Gedike (geb. 1755, gest. 1803) und dem königlichen Bibliothekar Johann Erich Biester (geb. 1749, gest. 1816) gegründet und von beiden gemeinschaftlich bis 1791 herausgegeben. Weiterhin redigierte sie Biester allein, und zwar bis 1796 unter dem bisherigen Titel, worauf er sie in den Jahren 1797 und 1798 „Berlinische Blätter“ und von 1799 bis 1811 „Neue Berlinische Monatsschrift“ nannte. Der erste Band erschien bei F. Unger, die übrigen kamen bei Haude und Spener, C. A. Nicolai Sohn und schließlich bei F. Nicolai in Berlin und Stettin heraus. Im ganzen füllt die Zeitschrift 58 Bände. Bei C. A. Nicolai Sohn erschien sie wochen- und monatweise, bei den übrigen Verlegern nur monatlich.*)

Die allgemeine Beliebtheit, deren sich die Zeitschrift so viele Jahre erfreute, lag besonders in der großen Umsicht, mit der sie Biester leitete. Er erweiterte die Grenzen der alten moralischen Wochenschriften, schloß sich an die Aufklärer und Rationalisten an, die damals das allgemeine geistige Leben beherrschten, und unternahm selbst Streifzüge in das Gebiet der Politik. Dadurch gewann er nach und nach einen großen und bedeutenden Mitarbeiterstab. Neben Ramler, Justus Möser, Gleim, Heyne, Semler, Moses Mendelssohn, Georg Forster waren auch F. A. Wolf, die Brüder Humboldt, Fichte und selbst Kant für ihn thätig. Der Königsberger Philosoph lieferte ihm eine ganze Reihe kleiner Abhandlungen, die dann später den größten Teil der drei Bände seiner vermischten Schriften bildeten; auch ließ er verschiedene Abschnitte seiner „Religion innerhalb der Grenzen

*) J. Meyen, Die Berliner Monatsschrift von Gedike und Biester. (Prutz' Lit.-hist. Taschenb. 1847.)

der menschlichen Vernunft" in der Biesterschen Zeitschrift erscheinen.

Seine Hauptaufgabe erblickte der Herausgeber in der Bekämpfung des mystischen Dunstes, der damals alle Kreise umnebelte und am Hofe Friedrich Wilhelms II. ganz besonders gepflegt wurde, der Schwärmer und Schwindler, die überall ihr Unwesen trieben, und der Verdüsterung und Unterdrückung aller freieren Regungen, die in dem berüchtigten Wöllner'schen Religionsedikte alsbald so rücksichtslos zu Tage trat. Sein Hauptlehrsatz lautete: „Intoleranz heißt die Furie, welche alles Glück vom Erdboden vertilgt, sie ist das empörendste Verbrechen gegen den Staat, gegen die Menschheit, gegen die Vernunft, gegen die Religion". Doch war Biester auch klug genug, sich nicht einzig und allein auf diesen Kampf gegen die Finsternis zu beschränken; er wußte auch den weiten Leserkreis zu befriedigen, der sich in engem Horizont bewegte, brachte Artikel über kleine Arabesken des Aberglaubens, die „weiße Frau", „das Läuten der Glocken beim Gewitter", „den unheilvollen Montag", ferner „über den Vorteil gewerblicher Genossenschaften", „die Nothwendigkeit der Volksvertretung und selbst „begeisterte Schilderungen des amerikanischen Befreiungskrieges". Dabei lief natürlich auch manche Plattheit mit unter, so daß es die Romantiker leicht hatten, an Verschiedenem ihren Spott zu üben und von den „verbiesterten Genies" zu reden, die in der Monatsschrift ihr Unwesen trieben. Das Hauptverdienst, dem krankhaften Mysticismus und der ungesunden Überschwänglichkeit jener Zeit kräftig entgegen getreten zu sein, den tüchtigen Bürgersinn gepflegt und überhaupt — wenn auch oft genug bei allzugroßer Nüchternheit und Schwunglosigkeit — das geistige Leben gefördert zu haben, kann der Berliner Monatsschrift aber nicht genommen werden.

Allerdings die tiefe und nachhaltige Wirkung der ersten moralischen Wochenschriften, der „Discourse der Maler", des „Patrioten" und der „Vernünftigen Tadlerinnen", hat sie nie erreicht, denn eine solche konnte überhaupt nicht mehr mit den bisherigen Gedankenkreisen erzielt werden; aus der Familie war man mittlerweile ins öffentliche Leben getreten; Friedrich II. hatte eine

große politische Bewegung hervorgerufen, und die ganze junge Generation schwärmte nun für vaterländische, ja für weltbürgerliche Ideen. Es giebt noch ein bequemeres Mittel, schrieb Justus Möser, als die ewige Sittenlehre und Ökonomie, um den Menschen zu unterrichten und zu bessern, das ist die große Thätigkeit fürs Vaterland. Das hohe Interesse für die Staatsgeschäfte spannt alle menschlichen Kräfte weit mehr an und läßt uns ein weit höheres Ziel erreichen, als das trockene Moralisiren mit kaltem Blute.



Zweites Kapitel.

Die bedrückte Lage der politischen Zeitungen.

1. Geringes Ansehen der deutschen Zeitungen. Die holländischen Zeitungen werden die Verbreiterinnen der wichtigen politischen Nachrichten. Friedrich II. und die Presse. Die Zeitungen Berlins (die Rüdigersche, später Vossische, die Haudische, später Spenersche Zeitung und das „Journal de Berlin“). Friedrichs II. journalistische Thätigkeit. Die Zensur. Die Presse in der Provinz (die Schlesische und die Magdeburgische Zeitung). Gründung von Intelligenzblättern in Preußen.

In der großen allgemeinen politischen Bewegung, die mit Friedrich II. in Fluß kam, hätte nun den politischen Zeitungen die Führung im geistigen Leben zufallen müssen, allein der Despotismus, der in allen den vielen deutschen Territorien uneingeschränkt herrschte, „das heillose Gemenge widerstreitender dynastischer, politischer und konfessioneller Interessen“ ließ keine nennenswerte Entwickelung des Zeitungswesens zu. Man gelangte in der deutschen Presse zu keinen allgemeinen Anschauungen und Grundsätzen; es bildeten sich keine bestimmten Ziele heraus; überall blieb es bei der simpeln Berichterstattung. Und selbst in dieser sahen sich die Zeitungen fort und fort durch eine harte Zensur sehr empfindlich gehemmt, besonders in den beiden großen Staaten Österreich und Preußen, wo alle öffentlichen politischen Nachrichten stets der Politik der Regierung genau angepaßt sein mußten.

Die deutschen Zeitungen und ihre Verfasser standen denn auch in nur sehr geringer Achtung, besonders in der ersten Hälfte

des Jahrhunderts, so daß sich der fürstlich sächsische gemeinschaftliche Rat und Amtmann zu Coburg Dr. jur. Georg Paul Hönn in seinem 1721 herausgegebenen „Betrugslexikon“ nicht scheute, der Presse folgenden „Artikul“ zu widmen:

„Zeitungsschreiber betriegen, 1, wenn sie zu denen von anderen Orten her erhaltenen Relationibus aus eigenem Gehirn noch mehreres ohne Grund darzu thun, 2, wenn sie zur Ausfüllung der Blätter selbst Dinge, die zwar möglich, aber zu der Zeit nicht geschehen seyn, fingiren und es hernach als eine wahrhafftig jetzt passirte Geschichte in die Welt schreiben, 3, wenn sie gegen ein Recompentz dieses oder jenes Mannes Thaten, wie er sie ihnen angiebt, um sich der Welt bekannt und groß damit zu machen, in ihre Advisen setzen, 4, wenn sie vom Autore oder Verleger eines Buches Geld nehmen und dasselbe, ohnerachtet denen Gelehrten und dem Publico nichts daran gelegen, mit unverdienten Lobsprüchen recommendiren und kund machen, 5, wenn sie bey Ermangelung der Materie, die Blätter voll zu machen, alte Historgen in die Zeitungen mit eindrucken lassen und solche vor neue, und als ob sie erst kürzlich passirt wären, ausgeben, 6, wenn sie aus Mangel dessen, was sie schreiben sollen, Dinge berichten, an deren Wissenschaft der Welt doch nichts gelegen, und z. Exempel, daß dieser oder jener vornehme Herr sich mit der Jagd, Comödien, Opern, Schlittenfahrt und Comödiantinnen divertiret, oder an den Fuß Ader gelassen, dergleichen Zeug mehr in einem Thor-Zettel als in die Zeitung gehört, und was dergleichen unnöthige Dinge mehr sind, berichten“.

Bei dieser Kläglichkeit der deutschen Zeitungen war es ganz natürlich, daß sich das angeregte und neuigkeitshungrige Publikum in anderer Weise zu helfen suchte; es griff nach dem Auslande hinüber, und zwar dorthin, wo augenblicklich die größte frei geistige Bewegung möglich war, nach Holland. Dort kam man auch in betriebsamer Weise rasch dem deutschen Bedürfnisse entgegen, und so ereignete sich das seltsame Schauspiel, daß die deutsche politische Presse für viele Jahre so zu sagen nach Holland verlegt wurde. Damit wurde „die Republik der Niederlande, in

früheren Tagen allerdings der Herd und Schwerpunkt der großen europäischen Politik, nunmehr mit ihrer aus den Fugen gehenden Ordnung, ihrem schlaffen Regiment und ihren ‚tausend Regenten‘ die große Börse der politischen Nachrichten, Gerüchte und Tendenzlügen, aber freilich auch die Stelle, von wo aus die öffentliche Meinung Europas ihre Nahrung und zum nicht geringen Teile ihre Richtung empfing.“ *)

Bald benutzte die ganze diplomatische Welt die holländischen Zeitungen, um Thatsachen, auch halb wahre und ganz entstellte, in das Publikum zu bringen und damit Politik zu machen. So erschien, als Ende Juli 1745 zwischen England und Preußen die höchst geheimen Verhandlungen ernstlich wieder begannen, die vier Wochen später zur Konvention von Hannover führten, in der „Gazette d'Utrecht“ vom 30. Juli in dem Artikel Berlin der vollständige Antrag, den Friedrich II. im Januar dem englischen Ministerium vorgelegt hatte. So ward an dieselbe Zeitung von sächsischer Seite ein Artikel über das Herzogtum Curland gesandt, der durch falsche Angaben die in der Stille eingeleitete Wahl eines braunschweigischen Prinzen stören sollte.**)

Diese Indiscretionen und Fälschungen zogen selbstverständlich eine Menge von Reklamationen und Beschwerden nach sich, und die „Regenten“ der Niederlande durften diesen auch nicht immer — was auch ihre Gefühle dabei gewesen sein mögen — ihr Ohr verschließen. Es wurde dann gegen den verbrecherischen Redakteur oder die Presse im allgemeinen ein Edikt erlassen, das aber bald wieder in Vergessenheit geriet, bis neue Klagen zu neuer Strenge, wenn auch nur pro Forma, zwangen. Im diplomatischen Verkehr jener Jahrzehnte finden sich daher zahlreiche Spuren von endlosen Klagen über die holländischen Preßzustände.***)

Am günstigsten stand sich dabei Frankreich, das immer mit

---

*) Droysen, Die Zeitungen im ersten Jahrzehnt Friedrichs des Großen. (Zeitschr. f. pr. Geschichte u. Landesk. 13. Jahrg. Nr. 1 u. 2).

**) Droysen, ebenda.

***) Ausführliches bei Hatin, Les Gazettes de Hollande. Paris 1865.

großer Vorsicht behandelt wurde, am ungünstigsten Preußen, für das nicht die geringste Sympathie vorhanden war, denn die ganze holländische Presse stand auf Seiten Österreichs, und dies entfaltete, wie Droysen in der schon wiederholt angezogenen Abhandlung darlegt, auch viel Geschick und Eifer, die öffentliche Meinung zu dirigieren. Zudem hatte der Wiener Hof mit seinen alten Verbindungen in allen Domkapiteln, in den Reichskreisen, den Reichsstädten, den kleinen Höfen, sowie durch die Thurn und Taxisschen Reichspostämter Kanäle in Masse, um seine Einflüsse bis nach Holland wirken zu lassen. Doch nicht nur das; Österreich zahlte auch an die meisten holländischen Zeitungen Subventionen, so daß es dem Könige von Preußen sehr schwer wurde, auch nur einer Berichtigung eine Aufnahme in der holländischen Presse zu verschaffen.

Natürlich erschienen diese für das Ausland, in erster Linie für Deutschland, bestimmten holländischen Zeitungen nicht in holländischer, auch nicht in deutscher, sondern in französischer Sprache, die damals die allgemeine Umgangssprache aller Gebildeten war.

Als das bedeutendste Blatt sind die „Nouvelles extraordinaires de divers endroits“, im gewöhnlichen Verkehr kurzweg „Gazette de Leyde“ genannt, zu bezeichnen. Die Zeitung wurde 1680 von dem Franzosen Jean-Alexandre de la Font gegründet und von 1738 ab von Etienne Luzac geleitet, der ihr bald einen europäischen Ruf verschaffte. Dabei geriet Luzac natürlich in die mannigfachsten Differenzen mit England, dem Malteserorden, Frankreich, Preußen, Polen u. s. w. Der Konflikt mit Polen scheint von besonderer Heftigkeit gewesen zu sein, denn der polnische Reichstag verbot schließlich 1774 die Einführung des Blattes in Polen bei einer Strafe von 2000 Gulden. Die Zeitung erschien bis 1798, in welchem Jahre sie durch ein Dekret der ausübenden Gewalt der batavischen Republik unterdrückt wurde. Ebenfalls sehr weit verbreitet waren das Amsterdamer „Nouveau Journal Universel“ (1688 bis 1792), die „Gazette de Amsterdam“ (1690—1792) und die schon genannte „Gazette d'Utrecht“ (1710—1787).

Im Haag erschien die Monatsschrift „Mercure historique et politique“, die 1686 von dem berüchtigten Memoirenfälscher Courtilz de Sandras gegründet, aber erst durch Jean Rousset, der die Redaktion 1724 übernahm, zu allgemeinem Ansehen gebracht wurde. Großes Geschick entfaltete Rousset in der Entwicklung der Réflexions, die er in einem besonderen Abschnitte seiner Erzählung der Thatsachen folgen ließ. Beim ersten Auftreten Friedrichs II., als die Seemächte noch hoffen konnten, den jungen König auf ihre Seite zu ziehen, erklärte sich Rousset noch sehr warm für die preußischen Forderungen und gegen die Unnachgiebigkeit des Wiener Hofes, als aber die Verbindung Preußens mit Frankreich erkennbar wurde, verwandelte er sich in einen heftigen Feind Friedrichs.*) Das letzte Heft (das 187ste) dieses lange Zeit außerordentlich einflußreichen Journals wurde im April 1782 ausgegeben.

Die höchst mißliche Situation, welche die holländischen Zeitungen für die deutschen Regierungen geschaffen hatte, belehrte die Fürsten aber nicht, das Übel bei der Wurzel zu fassen und der Presse im eigenen Lande eine größere Freiheit zu gewähren; der schwere Druck, der auf allen deutschen Zeitungen lastete, dauerte ungemindert fort.

Bei dem Regierungsantritt Friedrichs II. hatte es allerdings den Anschein, als sollte in Preußen für die Presse eine neue Ära beginnen. Ein Schreiben des Kabinetsministers Grafen Podewils vom 5. Juni 1740 an den Kriegsminister von Thulemeyer eröffnete diesem im Namen des Königs, daß dem „Berlinischen Zeitungsschreiber“ eine „unbeschränkte Freiheit“ gelassen werden solle, in dem Artikel von Berlin von allem, was daselbst vorgehe, zu schreiben, was er wolle, ohne vorherige Zensur. Auch wurde ebendaselbst die Äußerung des Königs veröffentlicht, „daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten“.

Diese Kundgebung hatte freilich zunächst nur Bedeutung für eine einzige Zeitung, weil 1740 nur eine einzige in Berlin er-

*) Koser, Pr. Staatsschr. I. S. XLV.

schien, die Rüdigersche, die den Titel „Berlinische Privilegierte Zeitung“ führte und dreimal in der Woche — am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend — auf elendem Papier in klein Oktav ausgegeben wurde.

Das Rüdigersche Blatt hatte jedoch bereits einen Vorläufer gehabt. Von den Zeitungen des 17. Jahrhunderts, den „Berlinischen einkommenden ordinären Postzeitungen“, dem „Postillon“ und der „Fama“, hatte sich keine in das 18. Jahrhundert hinübergerettet, doch war dem Buchdrucker Johann Lorenz im Jahre 1706 vom König Friedrich I. ein Privilegium für eine Zeitung bewilligt worden, die sodann den Titel „Berlinischer Relations-Postilion“ erhielt und dreimal wöchentlich in Octav erschien. Sie vermochte sich aber nicht weiter zu entwickeln, wie die noch erhaltenen Jahrgänge von 1709, 10 und 11 sehr überzeugend darthun.*) Außer umständlichen Mitteilungen über Exekutionen an Deserteuren und Mördern in Berlin, Geister-Erscheinungen, Spukgeschichten und Festlichkeiten brachte sie nur äußerst dürftige Nachrichten aus dem Auslande und diese auch immer erst sehr spät. So gelangte beispielsweise die Meldung, daß am 14. September 1710 in Moskau 6000 Häuser durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt seien, erst durch die „Sonnabendsche“ (Nummer) vom 3. Januar 1711 zur Kenntnis der Berliner. Von 1713 ab mußte das Blatt sogar sein Erscheinen zwei Jahre lang einstellen, weil König Friedrich Wilhelm I. bei seiner Thronbesteigung die Zeitungen ganz verbot, da nach seiner Auffassung die Leute nicht „räsonnieren“ sollten. Dieses Verbot scheint der Zeitung den letzten Rest von Lebenskraft genommen zu haben, denn als sie von 1715 ab, nachdem der pommersche Feldzug des Königs einen günstigen Verlauf genommen hatte, wieder ausgegeben werden durfte, vegetierte sie nur noch wenige Jahre, ohne den Ansprüchen, die die Residenzler an ihre Zeitung stellen konnten, auch nur im entferntesten zu entsprechen. So fiel es denn dem Buchhändler Johann Andreas Rüdiger

---

*) Ferd. Meyer, Der „Berlinische Relations-Postilion“. („Der Bär“ 1885, Nr. 32.)

nicht schwer, 1721 ein Privilegium für eine neue Zeitung zu erlangen, die Anzeigen vermischten Inhalts und zugleich politische Nachrichten des In- und Auslandes enthielte. In dem Privilegium war zugleich bestimmt, daß Rüdiger gegen die Erlegung eines jährlichen Canonis von 200 Thalern in die Recruten-Casse „von nun an einzig und allein und nach ihm seine Erben die Berlinischen Zeitungen und was dazu gehörig, auch dessen allen was bei Feldschlachten, Kriegs- und Friedens-Läuften vorgehen und passiren möchte; auch was sonst denen Zeitungen anhängig, wann es zuvor gehörigen Orthes revidiret und censuriret ist, wöchentlich dreymahl mit guten zierlichen Littern drukken und verkaufen möge, allen andern aber und sonderlich denen hiesigen Buchdruckern, dergleichen Zeitungen und Schriften allhier zu drukken und Ihm hierinnen Eintrag zu thun, bei Vermeidung Dreyhundert Thaler Strafe, halb Unserm Fisco und die andere Helfte der hiesigen Armen-Casse sofort zu erlegen, hiermit verbothen und nicht zugelassen seyn solle".*) Damit war das Lorenzsche Blatt endgiltig abgethan.

Doch auch das neue Unternehmen wollte nicht recht gedeihen. Die Nummern enthielten meist nur vier Blätter in klein Oktav, und der Text beschränkte sich auf die dürftigsten Nachrichten. Wie schwer der Druck der Zensur auf dem Blatte lastete, bezeugt besonders der Artikel Berlin, der nur dann und wann durch eine kurze bedeutungslose Mitteilung vertreten ist, vielleicht, oder wahrscheinlich, meint Kletke, weil man den Anschauungen des Königs, der ja das „Räsonieren" der Unterthanen nicht liebte, behutsam Rechnung trug. Die vorsichtige Ausdrucksweise, mit der man des Monarchen selbst erwähnte, ist gleichfalls bezeichnend. So wird aus London berichtet, daß der von einem „gewissen König" wegen der strengen im Jahre 1724 durch die Jesuiten herbeigeführten Exekution zu Thorn an Se. Großbritanische Majestät geschriebene Brief in's Englische übersetzt und gedruckt worden sei. Und eben da heißt es in einer Danziger Nachricht: „Weil ein gewisser König sich die Angelegenheiten der Protestanten insgemein

*) Hermann Kletke, Die Vossische Zeitung. (Voss. Ztg. 1872, Nr. 45).

und derer von Polnisch-Preußen insbesondere sehr zu Herzen nimmt, so hat man Ursache zu hoffen, daß man daselbst aufhören werde, selbige zu unterdrücken." Dagegen hält bereits 1727 die berühmte Seeschlange ihren Einzug in die Zeitung. Eine Korrespondenz aus Belgrad vom 2. November 1726 schildert den „erschrecklichen Meerfisch" in den grellsten Farben. Er wurde an der Küste von Griechenland gefangen, war groß wie ein Kameltier, hatte „zwey Gesichter, bey dem rechten Auge ein geharnischtes Angesicht, auf dem Gehirn ein bloßes Schwert und Todten-Kopff" u. s. w. Die amtlichen und Privatanzeigen beschränkten sich auf den Raum von höchstens zwei Seiten, häufig war eine halbe ausreichend. Trotz des zunehmenden Verkehrs und des Wachstums der Bevölkerung erhielt sich diese Spärlichkeit der Inserate eine Reihe von Jahren hindurch; ein anderes Blatt, das ausschließlich diesem Zwecke bestimmt war, und auf das wir weiter unten noch zu sprechen kommen werden, leitete sie ab.

Die Erklärung des Königs Friedrich II. bei seiner Thronbesteigung, daß die Gazetten künftig nicht geniert werden sollten, hatte natürlich sofort zur Folge, daß die Zeitung etwas reichhaltiger wurde und sich auch mehr herauswagte. Sie berichtet ausführlich über die Feierlichkeiten bei der Beerdigung des verstorbenen Königs und dann weiterhin auch über die Festlichkeiten der Königsberger Huldigung. Aber man bedient sich der neuen und ungewohnten Freiheit doch nur erst sehr zaghaft, und der Königsberger Berichterstatter glaubt sich in einer Nachschrift wegen seines etwas frischeren Tones besonders entschuldigen zu müssen. „Sollte in meinem Bericht ein etwas freierer Ausdruck eingeflossen sein", sagt er, „so bitte mir es zu verzeihen; denn da ich bei dem Festin einen Quasi-Marschall und Oberkellermeister vorgestellt, so hat es seinen zureichenden Grund, indem man durch keine Enthaltsamkeit dem herumschwermenden Wein-Geiste alle Wirkung erwehren kann."

Der Wunsch des jungen Königs, das Zeitungswesen zu heben, hatte aber auch noch zur Folge, daß noch zwei neue Zeitungen im Jahre 1740 in Berlin entstanden, die Haudesche (von 1748

ab Spenersche) Zeitung und ein französisches Blatt, das „Journal de Berlin“.

Das Privilegium für die erstgenannte Zeitung, die den Titel „Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen“ führte, verlieh der König dem Buchhändler Ambrosius Haude für den geringen „Canonem“ von 20 Reichsthalern an die Rekrutenkasse, weil Haude ihm seiner Zeit heimlich die verbotenen französischen Bücher nach Rheinsberg geliefert hatte. Da aber Rüdiger kraft feierlichen Privilegs „einzig und allein“ befugt war, die Berlinischen Zeitungen zu drucken, so lautete für Haude die Erlaubnis dahin, daß es ihm nur gestattet sei, den „Potsdammischen Merkurius“, ein kleines Blättchen, das er einmal vor drei Jahren kurze Zeit herausgegeben hatte, in Berlin unter anderem Titel fortzusetzen.

Bei dem „Journal de Berlin“, als etwas ganz außergewöhnlichem, scheint das Rüdigersche Privileg gar nicht in Betracht gezogen worden zu sein. Es hielt sich übrigens, obgleich es auf direkten Wunsch des Königs gegründet worden war und den tüchtigen Professor und Prediger Formey zum Redakteur hatte, nur ein Jahr. Auch weitere Versuche mit französischen Blättern hatten nicht den geringsten Erfolg.

Die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen“ traten mit dem 30. Juni 1740 ins Leben, kosteten gleichfalls, wie die „Berlinische Zeitung“, jährlich 2 Thaler und zeigten ungefähr dieselbe Einrichtung wie das Rüdigersche Blatt; auch hielten sie sich im Laufe der nächsten Jahrzehnte so ungefähr in denselben Grenzen. Beide Zeitungen gingen neben einander her, ohne sich besonders charakteristisch von einander zu unterscheiden. Da die schwere Hand des Königs die Gazetten schon sehr bald nachdrücklich zu genieren begann — am 11. Mai 1749 wurde auch die Zensur wieder eingeführt und der Geheime Rat Johann Gotthilf Vockerodt zum Zensor bestellt —, so war eine freiere Richtung und ein reicherer Inhalt gar nicht möglich. „Ich würde Ihnen“, schreibt Lessing 1751 bei Gelegenheit einer litterarischen Sendung an seinen Vater, „ohne die geringsten Unkosten auf Seiten meiner auch die hiesigen politischen Zeitungen

schicken können, wenn ich glaubte, daß Ihnen damit gedient wäre. Sie sind wegen der scharfen Zensur größtenteils so unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinnen finden kann.“

Schon wenige Jahre nach der Gründung der „Berlinischen Nachrichten“ verband sich Haude mit dem Buchhänder Johann Carl Spener, worauf dann nach dem Ableben Haudes 1748 die Zeitung in den Alleinbesitz Speners überging und nun allgemein kurzweg die „Spenersche Zeitung“ genannt wurde. Nach dem Tode Speners 1787 wurde der Witwe das der Zeitung erteilte Privilegium von Friedrich Wilhem II. erneuert.

Auch bei der „Berlinischen Privilegirten Zeitung“ traten alsbald Besitzwechsel ein. Johann Andreas Rüdiger starb 1751, nachdem er noch kurz vorher das kleine Oktav-Format „um der Bequemlichkeit der Leser und um der Vermehrung des Raumes willen“ in Quart erweitert hatte. Das Privilegium ging darauf mit königlicher Bestätigung auf Rüdigers Schwiegersohn, den Buchhändler Christian Friedrich Voß sen., über, worauf die Zeitung nun allgemein die „Vossische Zeitung“ genannt wurde. Der bisherige Titel am Kopfe der Zeitung blieb jedoch bestehen, nur wurde ihm im Jahre 1785 die Fassung „Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ gegeben, die er noch jetzt hat.

Mit dem Voßschen Regime erhielt die Zeitung einige Jahre lang dadurch ein besonderes Relief, daß Voß den ihm befreundeten Lessing für die Redaktion des gelehrten Artikels zu gewinnen wußte. Gern hätte er ihn auch bewogen, die Leitung des politischen Teils zu übernehmen, die bisher (von November 1748 bis dahin 1750) der Vetter Lessings, Christlob Mylius, besorgt hatte, allein der Dichter war nicht gewillt, „mit solchen politischen Kleinigkeiten seine Zeit zu verderben“. Bei dem Redigieren des „gelehrten Artikels“ dagegen konnte der junge Aar ungehemmt seine Flügel ausbreiten und sollte auch sehr bald gewahren, daß er Einfluß ausübte. „Es ist hier ein neuer Kritikus aufgestanden“, schrieb — halb in Verwunderung, halb in Schreck — nach Lessings erster „Messias“-Anzeige Professor Sulzer an seinen Landsmann

Bodmer in Zürich, während ein anderer von den kleinen Poeten jener Tage, den Lessings unbarmherzige Streiche getroffen hatten, ihn gar den „Pritschmeister auf dem Parnaß" nennt. „Noch heute erstaunt man", schreibt Rodenberg,*) „wenn man Lessings erste Kritiken liest, über so viel Gründlichkeit bei so viel Kürze, so viel Munterkeit bei so viel strenger Fach- und Schulbildung, so viel feinen Witz bei so viel philologischem und antiquarischem, historischem und theologischem Wissen, über so viel Schärfe bei so viel Grazie in der Behandlung der Sprache". Lessing war in dieser Weise an der „Vossischen Zeitung" thätig vom 18. Februar 1751 bis zum Dezember dieses Jahres und dann vom Dezember 1752 bis zum 18. Oktober 1755. Er wurde dadurch der erste Wortführer der Berliner Kritik, der souverainen Kritik, gegenüber dem gelehrten Pedantismus, wie dem kritischen Getändel, und durch seine Stimme erwachte, wie Rodenberg hervorhebt, zum erstenmale die öffentliche Meinung Berlins.

Einen grellen Gegensatz zu der geistreichen und scharfsinnigen Kritik Lessings bildeten einige Jahrzehnte später, zu Anfang der achtziger Jahre, die litterarischen Aufsätze und Theaterbesprechungen von Karl Philipp Moritz, der damals Konrektor am Grauen Kloster in Berlin war und dabei die Redaktion der „Vossischen Zeitung" versah. Er verurteilte besonders die Jugenddramen Schillers mit maßloser Heftigkeit und leitete z. B. eine Besprechung von „Kabale und Liebe" mit den Sätzen ein: „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unseren Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen!" Den politischen Teil der Zeitung verkürzte er so bedeutend, daß eine allgemeine Unzufriedenheit der Abonnenten entstand und der Besitzer der Zeitung ihm kündigte. Später haben sich bekanntlich die ästhetischen Ansichten von Moritz im Umgang mit Goethe wesentlich abgeklärt.

Nach dem Tode von Voß sen. 1791 ging die „Vossische Zeitung" auf dessen Sohn Christian Friedrich Voß jun. über, und als auch dieser 1795 starb, erfolgte eine Auseinandersetzung

*) J. Rodenberg, Lessing in Berlin. Berlin (1886).

der Vossischen Erben. Durch einen vom königlichen Stadtgerichte zu Berlin ausgefertigten Adjudikationsbescheid vom 18. Dezember 1801 wurde der Ehefrau des Münzdirektors Lessing zu Breslau (der Tochter des verstorbenen Buchhändlers Voß und Frau von Gotthold Ephraim Lessings jüngerem Bruder Karl), geb. Marie Friederike Voß, das Zeitungsprivilegium zugeschlagen. Eine Kabinets-Ordre vom 28. August 1802 bestätigte den Adjudikationsbescheid und das auf Frau Lessing übergegangene Privilegium, doch mit Ausnahme des früher bereits erloschenen Rechts auf den alleinigen Druck und Debit einer derartigen Zeitung.

Die Betonung von dem Erlöschen dieses Rechtes war nicht ohne Wichtigkeit, da in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wiederholt Versuche gemacht worden waren, besonders von dem thatkräftigen Gründer der Berliner Realschule Johann Julius Hecker, noch eine dritte politische Zeitung ins Leben zu rufen, wogegen die Vossische und die Spenersche Zeitung jedesmal lebhaft protestiert hatten.*)

Mit diesen allgemeinen Strichen ist das Bild des Berliner Zeitungswesens im achtzehnten Jahrhundert aber doch noch nicht vollständig gezeichnet, es fehlt noch eine sehr wichtige Figur, die des Königs. Friedrich der Große erkannte sehr bald die Macht der Presse und suchte sie sich in umfassender Weise dienstbar zu machen. Besonders ließ er es sich angelegen sein, sein Verfahren im Gebiete der auswärtigen Politik in der Presse zu rechtfertigen und damit für sich Stimmung zu machen und die öffentliche Meinung zu gewinnen. Eine ganze Menge von Zeitungsartikeln, welche sein Verhalten und seine Unternehmungen ins rechte Licht zu stellen bestimmt waren, stammten, wie namentlich Reinhold Koser ermittelt hat,**) aus des Königs eigener Feder, viele andere sind aus seiner persönlichen Anregung hervorgegangen und auch nicht wenige nach seinen bis ins einzelne

*) Ausführlicheres bei Ludwig Geiger, Berlin 1688—1840. Geschichte des geistigen Lebens der preußischen Hauptstadt. Berl. 1892—95, I. S. 401 bis 408.

**) Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II. Bd. I, bearb. v. Dr. Reinhold Koser. Berl. 1877.

gehenden Weisungen, zum Teil unter seiner Korrektur, geschrieben worden.

Doch griff der König auch schon bei kleinen Vorfällen in Berlin, oder bei Angelegenheiten ganz allgemeiner Art, ein. Als 1743 der Balletmeister Poitier fortgejagt wurde, schickte der König eine Erklärung an die „Berlinische Zeitung“, daß der Entlassene „sich einer übermäßigen Botmäßigkeit über die Tänzer“ angemaßt habe und sein Hochmut so weit gegangen sei, daß er gegen seine Direktoren „tausend Insolentien“ verübt. Dieses wenig schmeichelhafte Attest wurde dem Balletmeister jedoch nur nachgesandt, weil mit ihm auch die beliebteste Tänzerin Demoiselle Roland verschwunden war, was das Publikum sehr bedauerte. Ein andermal schrieb der König einen Artikel für den Roggenkaffee, um nicht das Geld für den Kolonialkaffee aus dem Lande gehen zu lassen.

Von weit größerer Bedeutung sind natürlich die politischen Artikel des Königs. Beim Beginn seines großen Kampfes mit Österreich suchte er nach außen hin seinem Vorgehen möglichst die Schärfe zu nehmen und sandte daher, als das „Journal de Berlin“ die Ansprache, die er im Dezember 1740 an die Schlesier gerichtet, ein Manifest genannt hatte, folgende Berichtigung an die „Berlinische Zeitung“: „Auf hohen Befehl wird hiemit dem Publiko bekannt gemacht, daß der in der hiesigen französischen Zeitung vom 31. Dezember 1740 gleich anfangs befindlichen und falsch übersetzten Pieçe unvorsichtiger Weise der Titul eines Manifests vorgesetzt worden. Das deutsche Patent, so Se. Königl. Maj., Unser allergnädigster Herr, wegen des Ein-Marches Ihrer Truppen in die Schlesie, daselbst publiciren lassen, führet gar nicht den Nahmen eines Manifests, sondern dienet nur dazu, denen Schlesischen Eingesessenen alle etwa geschöpfte ungegründete Furcht und Beysorge eines feindlichen Einfalls zu benehmen. Man hat dannenhero auch nicht entübriget seyn können, erst angezogene sehr übel gerathene und der Gazette sonder Befehl und Erlaubniß aus blossem Versehen einverleibte Pieçe und Übersetzung hierdurch gänzlich zu revociren und zu widerrufen.“

Des Österen konnte aber das, was der König in das Pub-

likum bringen wollte, nicht so einfach als Bekanntmachung oder Berichtigung in die Zeitungen geschickt werden; mit großer Vorsicht wurden dann Nebenwege eingeschlagen. Um vor dem Beginn des siebenjährigen Krieges die öffentliche Meinung so zu dirigieren, daß man wenigstens in Preußen annehmen mußte, der König sei nur durch die ihn schwer bedrohenden österreichischen Rüstungen in Böhmen und Mähren zum abermaligen Kampfe gedrängt worden, erhielt der Kabinetsminister Graf Podewils am 24. Juli 1756 von Friedrich II. den Befehl, in den Berliner Zeitungen, „jedoch von einem fremden Ort her“, eine kurze Nachricht „von denen großen Kriegspräparatorien, so in den kaiserlichen Landen gemacht würden“, zu veröffentlichen. Man spräche schon, so sollte es darin heißen, von der Errichtung zweier Lager in Mähren und Böhmen und von dem Vorrücken feldmarschmäßig gerüsteter Regimenter sogar aus Ungarn. Darauf hin beauftragte denn Podewils den Geheimrat Warendorf mit dem Entwurfe zu einer derartigen Korrespondenz und verfügte, nachdem er den Artikel durchgesehen, ihn „so, wie er verfaßt ist, den hiesigen Zeitungsschreibern insinuiren und ihnen aufgeben zu lassen, sich gegen Niemand in der Welt etwas merken zu lassen, daß solcher mit Fleiß inspirirt, sondern sich auf ihre Hamburgische Korrespondenten, wenn sie darüber befragt werden, zu berufen“. Der offiziöse kleine Aufsatz erschien dann auch am 27. Juli in der „Spenerschen Zeitung“. Das Eintreffen weiterer Nachrichten über den Fortgang der österreichischen Rüstungen veranlaßte schon wenige Tage später eine zweite offiziöse Preßäußerung gleicher Natur, wobei wohlerwogene genaue Anweisungen über die Reihenfolge gegeben wurden, in der die Artikel, um jeden Verdacht abzuwenden und ihren Ursprung vollends zu verstecken, zum Druck gebracht werden sollten, an einer nicht weiter auffälligen Stelle und ja nicht in unmittelbarer Nachbarschaft mit einem seiner Herkunft nach unverkennbaren Berliner Artikel. Der Konzipient der Zeitung sei dabei anzuweisen, „daß, falls ja ein oder ander auswärtiger Minister directement oder indirectement bei ihm sich erkundigen lassen sollte, woher dergleichen Artikul gekommen, er sich nicht weiter deshalb äußern, als daß er verschiedene aus den

Reiche und den Orten hergekommene Briefe und Passagiers gesehen und gesprochen und von solchen den Article colligiret habe". Auch in diesem Falle unterzog der Minister persönlich den Warendorfschen Entwurf einer Korrektur und sorgte dafür, daß das Datum des angeblich in Nürnberg geschriebenen Briefes zu dem durch den damaligen Postenlauf gegebenen Zeitpunkte des Abgangs und der Ankunft paßte, damit nicht infolge eines chronologischen Fehlers das Geheimniß gleich durchschaut würde.

Unter Umständen war es dem Könige aber auch fatal, wenn die Berliner über neue Kriegsoperationen schwatzten, die er etwa demnächst wieder unternehmen werde, und dann griff er bisweilen zu den seltsamsten Mitteln, dem unbequemen Gerede ein Ende zu machen. Als im Frühjahr 1767 ein Gerücht auftauchte, der König plane wieder einen neuen Feldzug, erschien am 5. März in der Spenerschen sowohl, wie in der Vossischen Zeitung ein langer Bericht über ein furchtbares Hagelwetter, das in der Umgegend von Potsdam niedergegangen sei. Alle Einzelheiten des entsetzlichen Naturereignisses wurden genau beschrieben und das Elend und der Jammer ausführlich geschildert, unter dem die weite Landschaft nun zu leiden habe. Die Berliner wurden von dieser Schreckensnachricht tief gerührt, seit Urväter Zeit war ein solches Unwetter in der Mark Brandenburg nicht vorgekommen. Schon am nächsten Tage aber neues Erstaunen — wie Reisende aus Potsdam erzählten, war an der ganzen Geschichte kein wahres Wort! Der Einsiedler von Sanssouci amüsierte sich jedoch köstlich — er hatte den Berlinern für ihr überflüssiges Geschwätz von einer drohenden Kriegsgefahr einen Streich gespielt und zugleich seinen Zweck erreicht; über das Gerücht fiel kein Wort mehr. Schließlich hatte das kleine Preß-Manöver auch noch ein drolliges Nachspiel. In einem der nächsten Hefte der „Gemeinnützigen Abhandlungen zur Beförderung der Erkenntniß und des Gebrauchs natürlicher Dinge", die von dem Professor Johann Daniel Titius zu Leipzig herausgegeben wurden, erschien eine hoch-wissenschaftliche „Erörterung und muthmaßliche Erklärung des seltsamen Phänomens zu Potsdam".

Bisweilen trat der König auch gegen die gedrückte Stimmung

auf, von der in den ernsten Zeiten die Bevölkerung ergriffen wurde. Natürlich verfuhr er auch hier in seiner Weise. Mitten aus seiner überaus mißlichen Lage in Schlesien im Sommer 1761 erließ er unter dem 30. Juli ein Edikt, in dem es heißt: „Es finden sich im Publico müßige Leute, die mit Erdichtung und Debitirung falscher und finistrer Zeitungen sich amüsiren. Jeder wird wohlmeinend gewarnt, sich dergleichen Erdicht- und Verbreitung wohlbedächtig zu enthalten, indem man von Mund zu Mund den Thäter dadurch herausbringen wird, da ein Jeder seinen Aussager anzugeben wissen muß, und an dem dergleichen stehen bleibt, solcher wird ohnnachbleiblich nach Maßgabe seines Standes mit Einsperrung in die Festung Spandau, Hausvogtei, Kalandshof und Arbeitshaus ohne lange Formalität gestrafet werden“.

Zum Abdruck in den Berliner Zeitungen durften nur solche Berichte über die Kriegsoperationen gelangen, für die der König die Erlaubnis erteilt hatte. So kam es, daß einzelne bedeutende Ereignisse von den Zeitungen erst sehr spät gemeldet werden konnten, nachdem sie durch Briefe und Reisende längst bekannt geworden waren. „5000 Cosacken sind von unsern gelben und schwarzen Husaren in Preußen niedergesäbelt und zum Theil in den Fluß gejagt worden“, schreibt Ramler am 12. August 1757 an Gleim. „Wir haben es in unserer Zeitung nicht ausposaunt. Nunmehr aber hat man die Erlaubniß von unserm Könige erhalten, die Nachrichten aus Preußen, die unzweifelhaft wahr sind, dem Zeitungsschreiber zu übergeben.“

Über die Feldzüge der beiden ersten schlesischen Kriege schrieb der König selbst Berichte, die in der „Spenerschen Zeitung“ unter dem Titel „Briefe eines Augenzeugen“ zum Abdruck kamen. Es wurde natürlich geheim gehalten, wer der Verfasser war; auch sprach der König naturgemäß von sich immer in der dritten Person. Es hat über hundert Jahre gedauert, bis diese Thatsache unzweifelhaft festgestellt werden konnte, und zwar gebührt dieses Verdienst hauptsächlich J. G. Droysen, der diese Briefe gesammelt und im 9. Beiheft zum „Militär-Wochenblatt“ von 1876 herausgegeben hat. Während des siebenjährigen Krieges

verfaßte Friedrich eine Anzahl „Relationen," die zum großen Teil den Berliner Zeitungen zum Abdruck eingesandt wurden. Nicht selten versah der König diese Schriftstücke mit dem Vermerk: „Die Relation drucken zu lassen. Friedrich."

Bei der Bekanntgebung hochwichtiger Nachrichten wählte aber Friedrich nicht den langwierigen Weg durch die Presse, hier ging er viel resoluter vor: er ließ sie in Berlin unter großem Pomp in Begleitung blasender Postillone ausrufen. Die Nachricht vom Siege bei Kesselsdorf (15. Dez. 1745) wurde von dem Kurier in Begleitung von 40 Postillonen verkündet. Die glänzende Kavalkade durchzog unter schmetternden Fanfaren die Stadt. Nach dem Abschluß des Teschener Friedens (13. Mai 1779) ritt der festlich gekleidete Herold, der den Bewohnern der Hauptstadt die bedeutsame Meldung hiervon zu machen hatte, mit 20 blasenden Postillonen und vier Hofpostsekretären im Galaanzuge durch die Straßen Berlins.

Nach dem Tode des großen Königs sank die Berliner Presse noch wesentlich tiefer, denn am 19. Dezember 1788 erließ der vielberufene Minister Wöllner ein Zensuredikt, das jede freie Bewegung vollständig hemmte; dabei wurde diese schmachvolle Zensur nicht nur auf die politische, sondern auch auf die wissenschaftliche Litteratur ausgedehnt. Der ganze litterarische Verkehr wurde dadurch aufs schwerste geschädigt, auch kam es zu den lästigsten Chikanen und lächerlichsten Albernheiten. „Neulich zur Vermählung der Gräfin Lottum," schreibt Alexander von Humboldt an einen Freund, „wollte man mir nicht zwei der unschuldigsten Zeilen ein einziges Mal auf ein Paar Strumpfbänder drucken, wenn die Strumpfbänder nicht dem Kammergericht zur Zensur vorgelegt würden." *)

Auch der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III., so manche segensreiche Reform er auch brachte, besserte die Lage der Presse nicht. Der jugendliche Gentz richtete zwar ein Sendschreiben an den König, in welchem er die Freiheit des Gedankens

---

*) Jugendbriefe Alexander von Humboldts an Wilhelm Gabriel Wegener, herausgeg. v. Albert Leitzmann. Lpzg. 1896.

und der Presse verlangte, allein der bedächtige Sinn Friedrich Wilhelms, dem das Treiben der geistreichen Berliner Epikuräer überhaupt unsympathisch war, konnte sich nicht entschließen, die Zügel hier etwas nachzulassen. Der König ignorierte den kecken Appell, und es blieb beim Hergebrachten.

Wie die Presse der Hauptstadt, so war natürlich auch die der Provinzen während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts durchweg unbedeutend. Das wichtigste Ereignis in der Geschichte dieser Blätter war wohl die Gründung einer Zeitung in der Hauptstadt der neu erworbenen Provinz Schlesien. Zwar hatte es auch schon in österreichischer Zeit eine Zeitung in Breslau gegeben, die zweimal wöchentlich erschienen war, sie hatte aber bei der scharfen Zensur der katholischen Geistlichkeit nur „mit vieler Beschwerlichkeit“ existieren können, und bei der Flucht der kaiserlichen Behörden im Herbst 1741 war auch ihr damaliger Herausgeber, der Amtsadvokat Johann Franz Adametz, mit auf und davon gegangen. Friedrich II. fand also bei seiner Besitzergreifung Breslaus dort kein öffentliches Organ vor, und da er wohl wußte, von welcher Wichtigkeit für die Beherrschung der neuen Provinz die Einwirkung einer Zeitung auf die Gesinnung und Stimmung der Bewohner sein mußte, so verlieh er, noch ehe er die Huldigung der schlesischen Stände entgegengenommen hatte, am 22. Oktober 1741 dem umsichtigen und geschäftsgewandten in Breslau ansässigen Buchhändler Johann Jacob Korn, einem geborenen Kurbrandenburger, ein Privilegium für die Herausgabe einer Zeitung und für die Veröffentlichung amtlicher Verordnungen auf zwanzig Jahre. Darauf erschien die Kornsche Zeitung von Beginn des Jahres 1742 an dreimal wöchentlich unter dem Titel „Schlesische Privilegirte Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung“. Neben den öffentlichen Bekanntmachungen der in Schlesien eingesetzten Militär- und Zivilbehörden und kurzen Nachrichten aus den Hauptstädten Europas brachte die neue Zeitung besonders ausführliche Mitteilungen über die Thaten des preußischen Heeres und die Regierungshandlungen Friedrichs. Unter den Kriegsnachrichten zeichneten sich besonders die „Relationen eines vornehmben preußischen Offiziers“ aus, die zum

großen Teil vom Könige selbst herrührten. Das Privilegium der Zeitung wurde sodann noch dreimal, bis zur gesetzlichen Aufhebung aller Exclusiv-Privilegien, zuletzt durch Friedrich Wilhelm III. „renovirt und prolongirt," so daß das Blatt, das seit 1766 den Titel „Schlesische Privilegirte Zeitung" führte, bis zum Jahre 1810 das einzige war, welches in Schlesien bestehen durfte. Heute ist es die große „Schlesische Zeitung", auf die wir bei der Geschichte des Zeitungswesens im 19. Jahrhunderte noch ausführlich zurückkommen werden.

Die Zeitungen in Stettin, Königsberg, Halle, Magdeburg u. s. w. verdienen für diesen Zeitraum kaum angemerkt zu werden, doch sei erwähnt, daß die „Magdeburgische Zeitung" im Jahre 1730 an den Buchdrucker G. G. Faber, den Schwiegersohn des bisherigen Inhabers Andreas Müller, überging, worauf sie ununterbrochen bis heute im Besitze der Faberschen Familie geblieben ist.

Zu diesen politischen Zeitungen in Preußen gesellte sich noch, und zwar bereits im ersten Drittel des Jahrhunderts, eine Art Appendix, der allerdings von den Zeitungsbesitzern als sehr unangenehm empfunden wurde: Das Intelligenzblatt. Wahrscheinlich durch das rasche Aufblühen des Wieringschen Intelligenzblattes in Hamburg war die preußische Regierung auf den Gedanken gekommen, das verheißungsvolle Inseratengeschäft sich selbst nutzbar zu machen. Es erschien daher im September 1727 eine Kabinets-Ordre, der im Juli 1728 noch eine zweite folgte, durch welche die Gründung eines „Intelligenzblattes" in Berlin, Magdeburg, Halle, Königsberg, Stettin, Minden, Duisburg und in noch einigen anderen Städten dekretiert wurde, gleichzeitig wurde den Zeitungsbesitzern bekannt gegeben, daß sie sich für die Folge, bei Verlust ihrer Privilegien, ja unter Umständen noch härterer Strafe, der Veröffentlichung aller Inserate, die sich auf Kauf oder Verkauf, Auktionen, Subhastationen u. s. w. bezögen, zu enthalten hätten. Hiergegen erhoben die Zeitungsbesitzer als gegen eine Beeinträchtigung ihrer Privilegien lebhaften Einspruch, es kam zu langen Verhandlungen, doch blieben die „Intelligenzblätter" bestehen, dagegen erreichten die Zeitungsverleger, daß

ihnen wenigstens gestattet wurde, solche Inserate zu bringen, die bereits im „Intelligenzblatte“ gestanden hatten. Das erste dieser „Intelligenzblätter“ erschien bereits 1727 in Berlin unter dem Titel „Wöchentliche Berlinische Frag- und Anzeigungsnachrichten. Unter Sr. Königl. Majestät in Preußen etc. etc., Unsers allergnädigsten Königs und Herrn, allerhöchsten Approbation und auf Dero specialen Befehl“. Von 1768 ab hieß es dann einfach „Intelligenz-Blatt“. Es bestand bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts und warf dem Staate eine nicht unbeträchliche Einnahme ab. Bereits zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts zahlte der damalige Pächter, Kriegsrat Krapp, jährlich 20 000 Thaler an das Potsdamer Militärwaisenhaus. Der Insertionspreis betrug für die 90—94 Buchstaben enthaltende Zeile 2 gute Groschen; doch mußte auch noch ein kleiner Betrag für den Zensor erlegt werden, da jedes Inserat der Zensur unterlag und vom Zensor abgestempelt werden mußte. Besonders gefürchtet wegen seiner vielen Ausstellungen und Grobheiten war der im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts im Berliner Intelligenz-Kontor angestellte Zensor John.

In Halle unternahm kein geringerer als der berühmte Kanzler der Universität Johann Peter von Ludewig die Einrichtung der „Wöchentlichen Hallischen Frage- und Anzeigungs-Nachrichten“ und führte dann auch viele Jahre die Redaktion. Der gelehrte Historiograph Preußens war kein Freund der politischen Zeitungen und hatte seinem Mißbehagen über die die staatsrechtlichen und politischen Fragen popularisierende Presse auch schon einmal in einem Traktat „Vom Gebrauch und Mißbrauch der Zeitungen“ beredten Ausdruck gegeben; die „Intelligenz-Zettel“ hatten dagegen ganz seinen Beifall, und er setzte in der ersten Nummer, die am 1. August 1729 erschien, ihre Nützlichkeit in einem langathmigen Vorwort umständlich auseinander. Staatsgeschichten in den Zeitungen seien, so führte er aus, dem gemeinen Manne nur schädlich. Was brauche sich, beispielsweise, ein Kaufmann oder Handwerksmann darüber den Kopf zu zerbrechen, ob die österreichischen Niederlande befugt seien, in Ost- und Westindien einen neuen Seehandel anzufangen? Daran könne sich wohl „ein

kützelndes Ohr vergnügen", ein arbeitsamer Bürger aber würde dazu sagen, diese Sachen wären ihm gleichviel und nicht der Zeit wert, die das Lesen ihm koste. Daher müsse man der Verbreitung solcher politischen Zeitungen mehr steuern, als dieselbe befördern. Dagegen seien Intelligenz-Zettel von außerordentlichem Nutzen: hieraus erfahre der brave Bürger, was in der Stadt zu kaufen und zu verkaufen sei, könne durch die Familien-Nachrichten an Freud und Leid seiner Nachbarn Anteil nehmen, befriedige durch Lektüre der Thorzettel seine Neugier über zugereiste Fremde, erfahre die Marktpreise, könne an den Steckbriefen sich ein warnend' Exempel nehmen und kriege gar noch Wetter-Prophezeiungen mit in den Kauf, welche namentlich dem Landmann von Wert seien u. s. w. Trotz dieser eindringlichen Anpreisung scheint das Blatt aber doch in Halle und Umgegend nicht viel Beifall gefunden zu haben. Der Adel im Saalkreise sperrte sich lange, es zu halten, worauf dann die Regierung zu Halle in einem sehr energischen königlichen Reskripte angewiesen wurde, „die Renitenten zu Beobachtung ihrer Schuldigkeit durch zulängliche Mittel mit Nachdruck anzuhalten." Die Lage des Blattes hat sich dann wohl gebessert; es behauptete sich während des ganzen Jahrhunderts und ging erst im Strudel der westfälischen Zeit 1811 zu Grunde.

---

2. Die Frankfurter Zeitungen (Die „Oberpostamtszeitung", das „Journal", das „Intelligenzblatt", die Varrentrappschen Unternehmungen, die Blätter von Schröckh, Schiller, Conder u. s. w.) und die Presse in Hamburg (der „Hamburgische Unparteiische Correspondent", die „Kaiserlich-privilegirte Hamburgische neue Zeitung", die „Hamburgischen Adreß-Comtoir-Nachrichten u. s. w.).

Günstiger als in Preußen konnte sich das Zeitungswesen im achtzehnten Jahrhundert in Frankfurt am Main entwickeln, wo nach wie vor ein großer Weltverkehr gewaltig pulste. Natürlich standen die Zeitungen, wie sich aus den Verhältnissen von selbst ergab, sämtlich auf Seiten Österreichs und neigten, als sich die Franzosen als die Verbündeten Maria Theresias 1759 in

Frankfurt eingenistet hatten und bis Dezember 1762 die Stadt besetzt hielten, auch nach Frankreich, so daß sich Friedrich der Große 1750 veranlaßt sah, die Frankfurter Blätter in Preußen zu verbieten. Nach dem definitiven Friedensschlusse zwischen Preußen und Österreich trat eine ruhigere und abgeklärtere Beurteilung der politischen Verhältnisse ein, was Kaiser Joseph II. zu dem Ausspruche veranlaßte: „Die Frankfurter Zeitungen vereinen Freimut mit Würde“.

Die beiden alten Zeitungen, die „Postamtszeitung“ und das „Journal“, blieben auch während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts die bedeutendsten publizistischen Unternehmungen der Reichsstadt. Die „Postamtszeitung“, jetzt im Verlage von Johann Bernhard Eichenberg dem Älteren, erschien bereits von 1720 ab viermal wöchentlich, am Montag und Freitag als ordentliche wöchentliche Kaiserliche Reichs-Post-Zeitungen, am Dienstag und Samstag als extraordinäre Kaiserliche Reichs-Post-Zeitungen. Seit dem 1. Januar 1748 führte sie den Titel „Oberpostamtszeitung“. An ihrer Spitze stand gewöhnlich ein Korrespondenz-Artikel aus Wien. In den Jahren 1775—87 war der durch seine topographische Schilderung Frankfurts bekannte Johann Heinrich Faber, sodann bis 1796 Hofrat Rühl und von da ab der Legationsrat und Resident Johann Carl Philipp Riese der Leiter der Zeitung. Der Preis des Blattes war sehr gering, er betrug nur 4 Gulden jährlich.

Das „Journal“, das schon in den letzten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts sehr oft dreimal wöchentlich (am Dienstag und Samstag in kompleten Nummern und an einem anderen Tage, je nach Bedürfnis, als Extrablatt) erschienen war, kam im achtzehnten Jahrhundert mit noch einem zweiten Extrablatte heraus, bis es vom 1. Juli 1796 ab wöchentlich regelmäßig in vier Blättern und mit einem fünften Blatte als außerordentlicher Beilage in Quartform herausgegeben wurde. Bis zum Jahre 1796 waren die Serlinschen Erben die einzigen Besitzer des Blattes; mit dem 1. Juli 1796 trat der Advokat Dr. Johann Nikolaus Hektor Dietz als Miteigentümer in das Zeitungsgeschäft ein und 1799 ging der Verlag von den Serlinschen Erben auf ein durch Dr. Dietz

als den Hauptbeteiligten vertretenes Konsortium über. Zu diesem zählten von 1802—1810 die beiden Ärzte Dr. Hofmann und Dr. Melber, der Advokat Dr. Katzner und der Archivar Hohlbein. Die Serlinschen Erben wurden noch formell bis zum Jahre 1802 auf dem Titelblatte als Verleger weitergeführt. Leiter des Blattes war in den sechziger Jahren der Gymnasiallehrer Benedikt Schiller und dessen Substitut der Gymnasiallehrer Brefel, von 1775 ab ein gewisser Wegner, 1778 Dr. Röder und in den Jahren 1782—84 Hofrat Rühl. Alsdann übernahm der Advokat und kaiserliche Hofpfalzgraf Dr. Johann Anselm Feuerbach (Vater des berühmten Juristen) die Redaktion, und vom Juli 1796 wieder Hofrat Rühl. Vom Herbst 1797 bis Ende 1810 leitete der Miteigentümer Dr. Dietz die Redaktion. Der Abonnementspreis war noch geringer, als der der „Oberpostamtszeitung“; er betrug nur 3 Gulden 30 Kreuzer jährlich.

Die erste Erweiterung erfuhr die Frankfurter Zeitungslitteratur im achtzehnten Jahrhunderte durch die Gründung eines Intelligenzblattes im Jahre 1722. Das Wieringsche Blatt in Hamburg hatte wohl zum Muster gedient. Das Bedürfnis für ein solches Blatt war in der großen Stadt seit lange schon vorhanden gewesen. Alle Nachrichten von verlorenen und gefundenen Sachen, von Kauf- und Mietanträgen, waren bisher zum Verdruß der Geistlichen von der Kanzel herab verlesen worden. Ein Prediger zu Sachsenhausen, der diese Bekanntmachungsart besonders unschicklich fand, machte, wie Schwarzkopf erzählt,*) seinem Unmut darüber öfters dadurch Luft, daß er sich sarkastische Zusätze erlaubte. Als er von der Kanzel berichten mußte, daß eine Magd von der Fahrgasse bis zur Brücke ein Tuch verloren habe, fügte er hinzu: „Wer es findet, behalte es nur, warum hat die Schlampe nicht Acht gegeben.“ Der Senat der Stadt suchte daher dem Mangel eines Anzeigeblattes abzuhelfen und bot verschiedenen Buchdruckern das entsprechende Privilegium an, aber keiner von diesen glaubte an eine Zukunft des Unter-

*) J. v. Schwarzkopf, Über pol. u. gelehrte Zeitungen . . . zu Frankfurt a. M. Frkf. 1802.

nehmens, bis endlich der Buchdrucker Anton Heinscheidt es wagte und das Blatt 1722 unter einem unendlich langen pomphaften Titel, aus dem nur die Hauptbezeichnung „Frankfurter Frag- und Anzeigungsnachrichten“ herausgehoben sei, ins Leben treten ließ. Aber die Buchdrucker, die das Privilegium abgelehnt hatten, waren dabei von einem ganz richtigen Urteil geleitet worden; die Gemeinnützlichkeit des neuen Anzeigeblattes wurde vom Publikum zunächst nicht erkannt, und der Verleger hatte mit vielen Schwierigkeiten und auch mancherlei Possenstreichen zu kämpfen. Sehr oft neckte man ihn mit falschen Einsendungen, worauf er schließlich folgende geharnischte Erklärung erließ: „Und weilen es in großen Städten auch Schnacken-Hansen und Possenreißer giebt, welche sich aus Trieb ihres niederträchtigen Gemüths und umb ihre und anderer Narrheit zu vergnügen, unterstehen möchten, Sachen zu communicieren, welche entweder nicht in rerum natura sind, oder die doch bei ihres Gleichen ein Gelächter verursachen können, so versichert man dieselben hiermit zum voraus, daß sie sich ferner vergebliche Mühe machen würden, wann sie von ihren Schnackereyen diesen auf die allgemeine Bequemlichkeit angesehenen Nachrichten etwas einverleiben lassen wollten, weil man dergleichen Thorheiten nicht annehmen wird.“ Die größte Gefahr drohte aber dem neuen Blatte, als in der Nr. 40 des ersten Jahrganges auf obrigkeitliche Veranstaltung die Namen der Getauften, Proklamierten, Kopulierten und Beerdigten eingerückt wurden. Die Genannten fühlten sich in ihren wichtigsten Familien-Angelegenheiten der Öffentlichkeit preisgegeben, und es liefen daher von seiten der Eltern und Verwandten die heftigsten Proteste ein. Nur allmählich erst machte man sich mit der Unverfänglichkeit und dem großen Nutzen dieser Veröffentlichungen bekannt und gab sich zufrieden. Neben den Anzeigen brachte das Blatt auch Artikel gemeinnützigen, besonders litterarischen Inhalts, und von 1802 ab auch politische Nachrichten. Sein Verbreitungsfeld besaß es fast nur in der Stadt. Nach Heinscheidt war es Eigentum des Buchdruckers Jung und dessen Erben.

Eine weit größere Bedeutung, als die Einrichtung eines Intelligenzblattes, hatte die Gründung einer dritten politischen

Zeitung durch den kenntnisreichen und geschäftsgewandten Buchhändler **Franz Varrentrapp**. Das Blatt erschien in französischer Sprache, weil ihm dadurch die größte Verbreitung ermöglicht wurde, und erhielt den Titel „L'Avant-Coureur“. Es zeichnete sich gleich anfangs durch eine ansprechende Darstellung, einen gewissen Freimut und große Reichhaltigkeit aus und wurde auch von geschickten Redakteuren, von denen besonders Antoine de la Barre de Beaumarchais, der später päpstlicher Bibliothekar wurde, und der geistreiche Schriftsteller de Minutoli zu nennen sind, stets auf der Höhe erhalten. Dadurch gewann es nach und nach einen außerordentlich weiten Leserkreis, ging nach Frankreich, England, Rußland und wurde sogar in Venedig regelmäßig nachgedruckt.

Dieser Erfolg bestimmte Varrentrapp, von 1741 ab auch noch eine Zeitung in deutscher Sprache unter dem Titel „**Frankfurter Berichte von den Staats-, Kriegs- und Friedensangelegenheiten in- und außerhalb Europa**“ herauszugeben. Auch hier war er wieder sehr glücklich in der Wahl ausgezeichneter Redakteure. Zunächst leitete Christian August von Beck aus Langensalza, später kaiserlicher Hofrat und Reichsreferendar, dann Dr. Lohenschild, nachmals Professor in Tübingen und weiterhin der spätere Syndikus der Reichsstadt Wimpfen Bender das Blatt. Alle wußten den Inhalt interessant zu gestalten und die Leser auch durch eine große Fülle von Nachrichten zu befriedigen, so daß auch diese Zeitung sich rasch aufs günstigste entwickelte. Allein mitten in diesem hoffnungsfreudigen Gedeihen wurde plötzlich beiden Zeitungen der Garaus gemacht. Am 10. April 1752 brachten die „Frankfurtischen Berichte“ eine Korrespondenz aus Hamburg, in der die Entdeckung einer Verschwörung gegen die russische Regierung gemeldet wurde, und an die dann noch die Bemerkung geknüpft war: „Weil nun diese Nachricht völlig zuverlässig ist, so ist leicht zu schließen, daß die Regierung in Petersburg mit ihren innerlichen Reichs-Angelegenheiten alle Hände voll zu thun haben müsse, sich also um die auswärtigen Geschäfte nicht viel werde bekümmern und folglich die Ruhe und den Frieden im Norden nicht werde stöhren

können“. Wohl hauptsächlich diese letzte Bemerkung erregte aber am Wiener Hofe großes Mißbehagen; man wünschte dort sehr, daß das mit Österreich verbundene Rußland auch weiterhin „die Ruhe und den Frieden im Norden“ recht lebhaft „stöhren“, d. h. Friedrich II. in Schach halten möge, und wollte darum eine andere Vermutung gar nicht ausgesprochen sehen. Es wurde daher auch dem sich damals gerade in Wien aufhaltenden russischen Großkanzler Bestuschef, einem heftigen Gegner Friedrichs II., nicht schwer, beim Kaiser Franz I. ein Mandat zu erwirken, das die sofortige Unterdrückung beider Varrentrappschen Zeitungen befahl. Und der ganz unerwartet so schwer geschädigte Buchhändler mußte sich ohne Widerrede fügen und beide Zeitungen eingehen lassen.*)

Die „Oberpostamtszeitung“ und das „Journal“ waren nun wieder zwanzig Jahre hindurch die beiden einzigen Blätter von Bedeutung in Frankfurt, bis 1771 ein Versuch mit einer „Handlungs-Avis-Comtoir-Zeitung“ gemacht und 1772 wieder eine dritte politische Zeitung ins Leben gerufen wurde, die den Titel „Das Ristretto“ erhielt.

Die „Handlungs-Avis-Comtoir-Zeitung“, von dem Buchdrucker und Kaufmann Samuel Jacob Schröckh, einem Bruder des berühmten Kirchenhistorikers, gegründet, hätte eigentlich von der Kaufmannschaft lebhaft begrüßt werden müssen; allein es zeigte sich hier dieselbe Erscheinung wie bei dem Intelligenzblatte; die Kaufleute fürchteten, daß durch die Handels-Zeitung ihre Geschäftsgeheimnisse verraten werden möchten, außerdem führte der Besitzer des Intelligenzblattes Beschwerde wegen Verletzung seines Privilegiums, worauf dem Herausgeber verboten wurde, Nachrichten über Waren, Effekten-Lotterien und Lotterie-Ausspielungen zu bringen. Da nun auch Schröckh zwar ein geistvoller und witziger, aber wenig gewissenhafter Mann war, so kam sein Blatt nicht in die Höhe und konnte sich nur kümmerlich bis zum 10. Jahrgange erhalten. Später, von 1789

*) Eine ausführlichere Darstellung der Maßregelung im „Archiv für Post und Telegraphie“ 1896.

bis 1791, gab dann Schröckh noch ein politisch-satirisches Wochenblatt „Der rothe Wagen“ heraus, das sich durch seinen beißenden Witz bald viele Leser erwarb, aber auch dem Verfasser so viele Unannehmlichkeiten zuzog, daß er Frankfurt verlassen mußte. Er ging nach Wien, wo er dann bald gestorben ist.

Der Begründer des „Ristretto“ war der schon als Redakteur des „Journals“ genannte Gymnasiallehrer Benedict Schiller, ein vielseitig gebildeter Mann, der das immer lebhafter sich gestaltende politische Leben mit dem regesten Interesse verfolgte. So hegte er denn auch schon seit Jahren den Wunsch, eine eigene politische Zeitung herauszugeben und wußte sich endlich 1771 ein kaiserliches Privilegium für eine solche zu erwirken. Allein sein Konsistorium mißbilligte diese geschäftliche Unternehmung, und deshalb erschien das Blatt von vornherein im Verlage der „Schillerschen Erben“. Konsistorium und Rat wollten diese Umgehung der Wahrheit jedoch lange nicht gelten lassen, Schiller wurde wiederholt bestraft, wußte aber doch schließlich durchzusetzen, daß man ihm den Betrieb des Geschäftes stillschweigend gestattete. Das Blatt wendete sich besonders an protestantische Leser und fand, da es sich auch durch große Mannigfaltigkeit auszeichnete, hauptsächlich einen bedeutenden Absatz in den beiden Hessen, ging aber auch noch weiter hinauf bis nach Kopenhagen und Stockholm. Zu Anfang der siebziger Jahre war der Sprachlehrer Beyer der Redakteur, von 1787 ab der Sohn des Begründers, der fürstl. hess.-darmst. Rat und Doktor der Rechte Georg Ludwig Schiller, der der Zeitung eine solche Bedeutung zu geben wußte, daß sie geradezu als eine authentische Quelle galt.

Gegen Ende des Jahrhunderts siedelte dann noch ein höchst merkwürdiges Blatt, „Der Neuwieder“, nach Frankfurt über. Es war 1785 von dem Rat von Tonder, einem vielgereisten Manne von großer Menschenkenntnis, in Neuwied gegründet worden und wurde in volkstümlicher Sprache, zum Teil in Versen, geschrieben, auch bot es allerlei Kupferstiche, Vignetten und emblematische Figuren. Der französischen Revolution stellte es sich abwehrend gegenüber. Seit 1801 nannte es sich „Reich der Todten“. In den breiten Schichten des Volkes gewann es nach

und nach eine sehr große Verbreitung, war für den kleinen Mann das maßgebende Organ und in kleinen geistlichen Staaten, wie z. B. in Ellwangen, oft die einzig gelesene Zeitung. Infolgedessen hatte es eine außerordentlich starke Auflage, wurde aber trotzdem an vier Orten, zu Prag, Brünn, Preßburg und Pest, fortwährend nachgedruckt.

Endlich wurden seit dem Ausbruch der französischen Revolution auch wieder verschiedene Versuche mit französischen Zeitungen gemacht, es hielt sich aber bis in die Zeiten des Großherzogtums hinein nur das „Journal de Frankfort“, das täglich erschien. Hauptinteressent desselben war der Chevalier de Cologne, der in Ansbach lebte, Redakteur zunächst der feingebildete Jean Baptiste François Lemaire aus Nancy, dann der Abbé Alexis Hemmcart aus Laon. Da die Redakteure sich einer vornehmen und ruhigen Schreibweise befleißigten, auch die bequeme große Quartform des Blattes und der schöne Druck sehr ansprachen, fand das Blatt besonders nach Süden hin eine weite Verbreitung, sogar bis nach Egypten.

Die übrigen französischen Journale, das „Journal français politique historique“, das „Nouveau Journal de Francfort“ und der „Courier du Bas-Mein“, fristeten nur ein ephemeres Dasein.

Die allgemeine Entwickelung der Frankfurter politischen Zeitungen im achtzehnten Jahrhundert war somit eine mannigfaltige und auch vorwärts strebende, immerhin entsprach sie nicht dem geistigen Leben, das sich mehr und mehr in der ganzen Nation entfaltete. Denn die Oberaufsicht in Wien griff oft mit brutaler Faust ein, und auch die reichsstädtische Behörde legte den Blättern viele Fesseln auf. Nach mannigfachen Maßregelungen wurde schließlich 1784 für das „Journal“, das „Ristretto“ und das „Intelligenzblatt“ die förmliche Zensur eingerichtet und jedes dieser drei Blätter zur Bestreitung der Kosten zu einem jährlichen Beitrag von 100 Gulden herangezogen. Das Amt eines Zeitungszensors bekleidete zuerst der Rektor Purmann, dann der Kanzleirat Böhmer, der Senator Dr. Diehl und seit 1807 der Polizeidirektor Itzstein. Die Kaiserliche Reichsoberpostamtszeitung blieb von der

Zensur befreit und hatte es daher leicht, besonders auch durch schnellere Übermittelung der neuesten Nachrichten, die andern Blätter zu überflügeln.*)

Trotzdem erhob sich die Oberpostamtszeitung nicht zur ersten Zeitung Deutschlands, weil sie die beschränkte Weltanschauung an der Donau vertrat. Durch Friedrich war das neue geistige Leben in Deutschland geweckt worden. Mochte er in seinen eigenen Landen noch so tyrannisch jede Äußerung niederdrücken, die zu seinen Plänen und augenblicklichen Situationen nicht paßte; für das gesamte Deutschland eröffnete er neue weite Gedankenkreise, rief er ein bis dahin ganz ungeahntes Selbstvertrauen, bei vielen sogar eine überschwängliche Hoffnungsfreudigkeit hervor. „So viel Fehler der König von Preußen auch begehen mag", schrieb Haller 1758 an Zimmermann, „er ist mehr als je der Held des Tages, und in der That, er kämpft für die Freiheit der Welt!" Und diejenigen, die sich gegen diese neue Gedankenflut stemmten, wurden in stagnierendes Fahrwasser getrieben, aus dem sie sich nur schwer wieder flott machen konnten. Das mußte auch die Oberpostamtszeitung erfahren. Der Einfluß, den sie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland ausgeübt hatte, schwand in der zweiten schnell dahin, und das einflußreichste Blatt im Reiche wurde der „Hamburgische Unpartheyische Korrespondent", obgleich die geographische Lage Hamburgs für das Einströmen von Neuigkeiten bei weitem nicht so günstig war, wie die Frankfurts, die Abhängigkeit von vielen innerhalb der Mauern Hamburgs angelegten fremden Postanstalten oft sehr hemmend wirkte und die in Hamburg residierenden kaiserlichen und königlichen Gesandtschaften die mannigfachsten und nicht selten übertriebensten Rücksichten verlangten. Dennoch konnte sich der „Hamburgische Korrespondent" zur bedeutendsten Zeitung Deutschlands erheben, weil er sich unbefangen dem großen politischen Gärungsprozesse gegenüber stellte und die historischen Vorgänge

*) Creizenach, Über die Frankf. Zeitungen (Mitth. d. Vereins f. Gesch. u. Altertumsk. in Frkf. a. M., III. Bd. S. 61) und die schon genannte sehr verdienstvolle Monographie von Dr. A. Dietz, die besonders viel benutzt werden konnte.

nach ihrer wirklichen Bedeutung abzuschätzen verstand. Eine kluge Ausnutzung der Verbindungen, die sich ihm besonders durch die Schiffahrt boten, ging natürlich mit diesem klaren Verständnis für die politische Entwickelung Deutschlands Hand in Hand.

Sonderbarerweise ist der „Hamburgische Korrespondent" nicht in Hamburg selbst, sondern in dem benachbarten holsteinschen Dorfe Schiffbeck gegründet worden. Der dortige Buchdrucker Holle kam im Jahre 1710 auf den Gedanken, seine freie Zeit durch die Herausgabe eines Wochenblättchens zu verwerten, dem er den Namen „Schiffbecker Posthorn" gab. Die Haltung der kleinen Zeitung sprach an; der Leserkreis erweiterte sich nach und nach und das ermutigte den Herausgeber, das Blatt vom 22. Juni 1712 ab wöchentlich zweimal (Mittwochs und Sonnabends) erscheinen zu lassen, zugleich mit dem dänischen Wappenschilde und unter dem neuen Titel „Aviso. Der Holsteinische unpartheyische Correspondente Durch Europa und andere Theile der Welt". Am Schluß jeder Nummer befand sich die Notiz: „Schiffbeck bey Hamburg. Gedruckt und zu bekommen in der Hollischen privilegirten Buchdruckerey, wie auff der Börse in Hamburg. Die Woche 2 Stück." *) Jedoch schon nach 1714 stellte die Zeitung aus unbekannten Gründen ihr Erscheinen wieder ein, trat dann aber 1721 aufs neue ins Leben, diesmal unter dem sehr anmaßenden Titel „Staats- und gelehrte Zeitungen des Holsteinischen unpartheyischen Correspondenten, Schiffbeck bei Hamburg, gedruckt in der hochfürstlichen Schleswig-Holsteinschen privilegirten Buchdruckerei". Und nun gewann das Blatt rasch einen breiten Boden, bürgerte sich besonders in Hamburg ein und wurde schließlich 1731 nach dort verlegt. Es erschien jetzt viermal in der Woche und bekam den Titel „Mit allergnädigster kaiserlicher Freiheit Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten", den es nun während des ganzen Jahrhunderts behielt. Von dem Buchdrucker Holle gelangte es mittlerweile in den Besitz der Familie Grund.

*) Von diesem ersten Jahrgange des „Correspondenten" hat sich ein vollständiges Exemplar nur in der Königlichen Bibliothek zu Kopenhagen erhalten.

Die Übersiedelung nach Hamburg war gerade zur rechten Zeit erfolgt, denn schon bald, nachdem sich das Blatt in die neuen Verhältnisse hineingelebt hatte, brach die Fridericianische Epoche an, die der Zeitung die großen Schwingen verleihen sollte. Natürlich besaß die Redaktion des Blattes auch alsbald die richtige Witterung von der neuen Zeit; das geht unter anderem aus der Art und Weise hervor, wie sie im Sommer 1745 das Kriegsmanifest des Königs von Preußen gegen den sächsischen Hof veröffentlichte. Sie brachte es in dem Teil „Von gelehrten Sachen" und erklärte dabei, daß sie künftig auch diese Stelle sehr oft der Politik einräumen werde, weil „den Zeitungslesern anjetzo mehr daran gelegen ist, wenn wir ihnen das Neueste, so in der politischen Welt vorgehet, kund machen, als wenn wir ihnen ansagen, daß ein Schriftsteller in Gnaden entbunden worden ist und die gelehrte Welt mit einer neuen Schrift erfreut hat". Von den Leitern des „Correspondenten" in jener Zeit verdienen besonders vier genannt zu werden: der braunschweigische Legations-Rat Georg Heinrich Zinke, der sich auch als Schriftsteller bekannt machte, indem er in dem Gottschedschen Streite mit den Schweizern für die Anschauungen Bodmers eintrat, der Magister C. E. G. Rudolphi, ein Verwandter von Karoline Rudolphi, einer seiner Zeit viel geschätzten Dichterin warm empfundener geistlicher Lieder, der Licentiat Albrecht Wittenberg, ein geistreicher aber sehr reizbarer Mann, der mit dem Zensor Klefeker fortwährend in Streit geriet und daher 1769 seine Stelle aufgeben mußte, und der Redakteur Leister, ein Mann von außerordentlichen Fähigkeiten und von unermüdlicher Thätigkeit. Seine Begeisterung für seine Zeitung war so groß, daß er selbst in Krankheitsfällen die Redaktion nicht abgab, und noch nach seinem Rücktritt, den ein schweres Leiden 1794 gebieterisch forderte, es sich noch angelegen sein ließ, seinen Nachfolger, den auch als statistisch-historischen Schriftsteller bekannten Magister Philipp Dietrich Heinrich Stöver, mit Rat und That zu unterstützen.

Bei dieser umsichtigen und geschickten Leitung geriet der „Correspondent" denn auch selten in Unannehmlichkeiten und Konflikte mit den Regierungen. Nur Kaiser Paul I., der Feind

Englands, fühlte sich bewogen, das Blatt in ganz Rußland zu verbieten; sein Nachfolger Alexander hob das Verbot aber bald wieder auf.

Doch nicht nur der Geist, von dem der „Correspondent“ getragen wurde, auch die vielen Nachrichten an sich, die er brachte, und schließlich auch die Fülle von Inseraten, die für die ganze Handelswelt wichtig waren, machten die Zeitung zu der bedeutendsten Deutschlands. Die Eigentümer sorgten dafür, daß sie nach und nach eigene Berichterstatter in allen größeren Residenzen, Handels- und Seeplätzen hatten. Viel früher als die Besitzer aller anderen deutschen Zeitungen stellten sie einen Korrespondenten in London an; es war ein deutscher Sprachlehrer Bachmeyer. Auch für die Ausführlichkeit der Nachrichten aus Paris sorgten sie in umfassendem Maße. Dagegen war der litterarische Teil lange Zeit kümmerlich; dann und wann diente er, wie in den Jahren 1753 und 54, zum Kampfplatz gelehrter Streitigkeiten, namentlich zwischen Lessing und Lange. Die Inserate strömten wegen der weiten Verbreitung der Zeitung aus vielen Staaten in solcher Menge herbei, daß sie nicht selten erdrückend auf den redaktionellen Teil wirkten. Unter ihnen befanden sich nicht nur kaufmännische Anzeigen, sondern auch solche von Gerichtshöfen, sofern die Bekanntmachungen in ganz Deutschland gelesen werden sollten. Die Auflage war für die damaligen Verhältnisse sehr groß; sie wurde im Jahre 1800, als die „Times“ nur erst in 8000 Exemplaren aufgelegt wurde, auf 28 bis 30000 Exemplare geschätzt. Für die abgehenden Schiffe wurden allein 4000 Exemplare ohne besondere Bestellung gedruckt und abgesetzt. 12 Pressen waren mit dem Druck beschäftigt. Diese schwerfällige Herstellungsweise brachte es denn auch mit sich, daß der Reingewinn verhältnismäßig gering war; ein Hamburger Schriftsteller giebt ihn im Jahre 1794 auf 12000 Mark-Banko (1 M.-B. = 1 Mark 52 Pf.) an.

Bei der großen Zuverlässigkeit der Nachrichten des Korrespondenten wurden diese von der ganzen europäischen Presse außerordentlich viel nachgedruckt, und in Warschau erschien von 1788 ab mehrere Jahre hindurch sogar eine französische Übersetzung

von dem ganzen Blatte unter dem Titel „Gazette de Hambourg“. Von 1798 ab kam auch in Hamburg selbst eine „Gazette de Hambourg“ heraus, die fast nur aus Übersetzungen aus dem „Correspondenten“ bestand.

Im Jahre 1766 erwuchs dem „Correspondenten“ eine Konkurrenz durch die „Kaiserlich-privilegirte Hamburgische neue Zeitung“, gegründet von Johann Wolfgang Hoeck. Das kaiserliche Privileg datierte vom 23. März 1766. Die Mittel zu dieser Gründung erhielt Hoeck wahrscheinlich von dem begüterten Legationsrate Polycarp August Leisching, der, als Hoeck bereits nach wenigen Monaten starb, den ihm befreundeten Johann Wilhelm Dumpf nach Hamburg berief und diesem am 9. Sept. 1766 von der Witwe Hoeck das Privilegium cedieren ließ. Dumpf leitete sodann die Zeitung bis 1771, in welchem Jahre er als Pagenhofmeister nach Gotha ging. Von 1771 bis 1789 gab sodann Johann Heinrich Dimpfel das Blatt heraus und von 1789 bis 1811, in welchem Jahre es einging, Victor Ludwig Klopstock, der Bruder des Dichters der „Messiade“.

Der Ton dieser Zeitung war etwas flotter und kecker, als der des „Correspondenten“; es kam daher bei ihr zu mehr Konflikten. 1788 zeigte sich der preußische Hof sehr erzürnt, weil die „Neue Zeitung“ das Wöllnersche Religions-Edikt unter dem Titel „Pour le retablissement de l'insipidité“ zum Abdruck gebracht hatte; 1798 fühlte sich die Reichsfriedens-Deputation zu Rastatt durch einen Artikel über mehrere Mitglieder des Kongresses beleidigt und ließ durch den Abgeordneten der Reichsstadt beim Hamburger Senat förmliche Beschwerde führen. Einen großen Leserkreis erwarb sich die Zeitung gleich zu Anfang der siebziger Jahre durch ihre umfangreichen und von gründlicher Kenntnis der Verhältnisse zeugenden Korrespondenzen aus Kopenhagen während der Vorfälle bei und nach der Verhaftung des Grafen Struensee. Später zeichneten sich die Artikel aus Berlin, Paris und Nord-Amerika aus. Über die Hamburger Angelegenheiten schwieg auch die „Neue Zeitung“, wie der „Correspondent“, fast vollständig. Die obrigkeitliche Zensur ließ eine Besprechung der Vorfälle in der eigenen Stadt nur in den seltensten Fällen und

dann auch nur in gedrängter Kürze zu. Selbst Ereignisse wie die preußische Occupation von Ritzebüttel und Cuxhaven wurden nur leise berührt. Dagegen bot der litterarische Teil eine große Mannigfaltigkeit. Hier waren der Historiker J. G. Büsch, der sich durch ein „Lehrbuch der allgemeinen Geschichte“ und verschiedene Schriften über Handelswissenschaft einen geachteten Namen machte, und der Liederdichter und Dramatiker H. W. von Gerstenberg eifrige Mitarbeiter. Von den Leitern der Zeitung ist besonders der berühmte Encyklopädist Johann Samuel Ersch, der das Blatt von 1795 bis 1800 redigierte, zu nennen.

Im selben Jahre, in welchem Hoeck die „Neue Zeitung“ gründete, rief er auch noch (wahrscheinlich ebenfalls mit Leischings Gelde) eine Handelszeitung, „Hamburgische Adreß-Comtoir-Nachrichten,“ ins Leben. Das Blatt erschien zweimal wöchentlich in Quart und brachte neben den Handelsnachrichten auch einen gedrängten Abriß der wichtigsten politischen Neuigkeiten. Nach Hoecks frühem Tode besorgten auch hier nacheinander Dumpf, Dimpfel und Victor Ludwig Klopstock die Herausgabe des Blattes. Sehr lebhaft unterstützt wurde das Unternehmen durch den vielbewanderten J. G. Büsch, der eine große Menge von Aufsätzen lieferte. Vom Herbst 1768 bis Ende 1769 war auch der Dichter Matthias Claudius in der Redaktion beschäftigt und schrieb für das Blatt sowohl poetische, wie auch prosaische Beiträge. Trotz des mancherlei Interessanten, das geliefert wurde, soll sich die Auflage um 1800 aber doch nur zwischen 2500 und 3000 Exemplaren bewegt haben, und als dann die schwere Franzosenzeit kam, mußten auch die „Adreß-Comtoir-Nachrichten“ 1811 ihr Erscheinen einstellen. Allein nach dem Schlusse des Krieges lebten sie wieder auf. Das Privilegium dazu wurde vom Senate Johann Christian Leisching ertheilt; das Wiedererscheinen der „Neuen Zeitung“ ward jedoch nicht gestattet, aber es wurde wenigstens der Name erhalten, denn vom 2. Februar 1826 ab erschienen die „Adreß-Comtoir-Nachrichten“ unter dem Titel „Hamburgische Neue Zeitung und Adreß-Comtoir-Nachrichten,“ zugleich geschmückt mit dem großen Hamburger Wappen. Nach dem Tode J. Ch. Leischings 1825 ging der Verlag des

Blattes an J. H. F. Donner über und erschien nun noch bis zum Schlusse des Jahres 1846.

Ein zweites Intelligenzblatt endlich, eine Konkurrenz der „Wieringschen Zeitung,“ erstand in den „Privilegirten wöchentlichen gemeinnützigen Nachrichten von und für Hamburg“ bei Hermann am Fischmarkt 1724. Nach einiger Zeit kam es zweimal in der Woche heraus und erzielte nach und nach eine Auflage von fast 5000 Exemplaren; Bedeutung erlangte es jedoch erst im neunzehnten Jahrhundert, als es sich zu einer politischen Zeitung erweiterte.*)

---

3. Die anti-preußische Presse. Roderiques „Gazette de Cologne“, die „Gazette d'Erlangen“ von J. G. Groß und die „Gazette de Gotha“.

Die Hamburger Zeitungen erreichten somit die höchste Entwicklung im deutschen Zeitungswesen des achtzehnten Jahrhunderts, weil sie, vorab der „Correspondent“, redlich bemüht waren, ihren Lesern ein möglichst gleichmäßig ausgeführtes Weltbild zu geben. Dennoch drangen sie in Deutschland nur in ganz bestimmte Kreise, vornehmlich in die protestantischen. Im katholischen deutschen Nordwesten faßten sie nicht Fuß, und daher gewann hier in den bewegten vierziger und fünfziger Jahren ein anderes Blatt, das mit Leidenschaft die österreichischen und katholischen Interessen vertrat, ergiebigen Boden, die in französischer Sprache geschriebene „Gazette de Cologne“. Sie wurde mit großer Aufmerksamkeit nicht nur in Wien, Paris und im Haag, sondern auch in London, Petersburg, Rom und nicht zuletzt in Berlin gelesen. In vielen

*) J. v. Schwarzkopf, Politische Zeitungen und Intelligenzblätter in der freyen Reichsstadt Hamburg. (Hanseat. Magazin, herausgeg. v. J. Smidt. Bd. 6, S. 314—337); G. Kowalewski, Zur Gesch. d. hamburgischen Zeitungswesens. (Mitt. d. Vereins f. Hamb. Gesch. Bd. VII, Heft 1. Nr. 5) und gütige Mitteilungen des Herrn Senatssekretärs Dr. Hagedorn in Hamburg, nach denen die Angaben Schwarzkopfs an verschiedenen Stellen berichtigt werden konnten.

diplomatischen Schriftstücken und Briefen wird sie erwähnt, und Friedrich II. macht seinem Zorn gegen ihren Herausgeber sogar einmal in einer poetischen Epistel Luft. Er schreibt an den General Bredow:

> A Cologne vivait un fripier de nouvelles,
> Singe de l'Aretin, grand faiseur de libelles,
> Sa plume était vendue et ses écrits mordants
> Lançaient contre Louis leurs traits impertinents u. s. w.

Dieser „Neuigkeitskrämer“ war der 1697 zu Malmedy geborene Wallone Johann Ignaz Roderique, ein in der Dialektik vorzüglich geübter, sehr sprachgewandter und vielseitig gebildeter Mann, der eine Zeitlang dem Jesuitenorden angehört, dann mannichfache Reisen durch Deutschland und Frankreich gemacht und sich schließlich 1731 in Köln niedergelassen hatte, um an der dortigen Universität historische Vorlesungen zu halten. Diese brachten ihm aber nur wenig ein, und da er sich mittlerweile auch verheiratet hatte und auf eine bessere Einnahmequelle bedacht sein mußte, so kam er auf den Gedanken, eine Zeitung zu gründen. „Die in Holland gedruckten französchen Zeitungen“, schrieb er in seinem Gesuch um Erteilung eines Privilegiums an den Rat, „womit Deutschland gleichsam überschwemmt wird, thun niemals die geringste Meldung von ihren eigenen, noch auch von engländischen Sachen, sind also in zwei Hauptstücken mangelhaft. Am allermeisten aber ist in denselben mit dem größten Fug und höchsten Unwillen zu mißbilligen, daß die heilige katholische Religion bei jeder Gelegenheit auf das empfindlichste mitgenommen wird. Da nun bei einer in dieser freien Reichsstadt gedruckten französischen Zeitung diese und dergleichen Fehler nicht mehr anzutreffen, hingegen all' die Vortheile zu finden sein würden, die aus der unvergleichlichen Lage dieser Stadt mitten in dem centro aller europäischen Staaten können geschöpft werden, ist im Geringsten nicht zu zweifeln, daß eine mit Euer Gnaden hohen privilegio an das Licht tretende französische Zeitung wohl aufgenommen, dieser freien Reichsstadt zum Ruhm und splendeur und mehr denn einem Bürger zum Nutzen gereichen, wie auch der katholischen Religion zum Besten gedeihen würde.“ Diesem Gesuche

entsprach der Rat sehr gerne, und auch der Kaiser gewährte ein Privilegium, wodurch Roderique das „Vorrecht" erlangte, sein Blatt vor der Ausgabe in Köln nicht erst der dortigen Zensur unterwerfen zu müssen. Darauf erschien die „Gazette de Cologne" gegen Ende 1734 zu dem jährlichen Abonnementspreise von 4 Rthlrn. Sehr bald verschaffte sich das Blatt durch gute Verbindungen Verbreitung und Geltung; besonders eifrig wurde es in den diplomatischen Kreisen gelesen; der König von Preußen bezog es durch den Clevischen Postmeister in Wesel. Seine intensivste Wirkung übte es natürlich während des großen Kampfes zwischen Preußen und Oesterreich aus. Gleich beim Ausbruch des ersten schlesischen Krieges trat Roderique für Österreich ein und wandte sich mit Heftigkeit gegen Preußen, über dessen Kriegsoperation er nur ungünstige Nachrichten brachte. Der beim rheinisch-westfälischen Kreistage accreditierte, in Köln wohnende preußische Resident von Rohde meldete nach Berlin, daß diese falschen Nachrichten dem Roderique durch den österreichischen Residenten von Bossart zugetragen würden, und erhielt darauf den Auftrag, Roderique zu bestimmen, auch die in preußischem Sinne sprechenden Mitteilungen zum Abdruck zu bringen. Allein Roderique weigerte sich, und da auch eine Beschwerde beim Rate der Stadt nicht zum Ziele führte, so griff Friedrich in seiner derben Art zur Selbsthülfe und wies den Residenten von Rohde an, 100 Dukaten zu verwenden, um den Zeitungsschreiber „mit einer Tracht Prügel" (so ist der aktenmäßige Ausdruck) zur Handhabung der Parität in seiner gazette zu bringen. Der Resident fand denn auch alsbald einen handfesten Kölner, der sogar schon für 50 Dukaten dem widerwilligen gazettier in der von Friedrich gewünschten Weise „Raison" beibrachte; und nunmehr bequemte sich Roderique, die Kriegsberichte aus den Berliner Zeitungen neben den österreichischen zu geben und zugleich um Verzeihung zu bitten. Doch kamen bald neue Klagen von Berlin, und der Resident von Rohde mußte Roderique erklären, entweder würde man auch noch die übrigen 50 Dukaten verwenden, oder ihm womöglich das Zeitungsschreiben ganz legen. Darauf bat Roderique wieder um Verzeihung; er habe geglaubt, daß er mit der Auf-

nahme der Berliner Berichte alles gut gemacht habe, werde sich aber in Zukunft noch mehr hüten, anzustoßen. Herr von Rohde hatte aber wenig Vertrauen zu diesen Versicherungen. Roderique werde, so meldete er nach Berlin, schwerlich Wort halten; mit den Erfolgen Österreichs wachse die Malice und der Einfluß der „Gazette de Cologne“.*) Die Zukunft gab auch dem Herrn von Rhode recht; es kam noch zu vielen Differenzen zwischen Roderique und der preußischen Regierung, ohne daß diese mit ihren Beschwerden etwas Namhaftes erreichen konnte, dagegen wuchs der Einfluß Roderiques an den katholischen Höfen beständig, auch wurde der gewiegte Kenner der politischen Verhältnisse wiederholt aus diesen Kreisen um seinen Rat und sein Gutachten angegangen, namentlich vor Beginn der Aachener Friedensunterhandlungen. Für seine Dienste erhielt er den Titel eines österreichischen und bayrischen Hofrats und eines apostolischen Syndikus. Doch auch klingende Münze brachte ihm sein Zeitungsgeschäft reichlich ein, so daß er sich bereits 1743 ein stattliches Haus kaufen und rege Geselligkeit pflegen konnte.

Als Roderique 1756 starb, ging seine Zeitung auf seinen Neffen Caspar Anton Jacquemotte über, der auf Wunsch seines Oheims seinem Namen den Zusatz de Roderique gab. Allein Jacquemotte leitete das Blatt nur neun Jahre, bereits 1765 ging auch er mit Tode ab, und nun gab es seine Witwe Maria Theresia, geborene de Laid, heraus. 1770 war eine Maria Barbara de Laid directrice de la gazette; ihr zur Seite stand der Stabloer Hof- und Regierungsrat Heinrich Joseph de Laid als Vormund der minorennen Maria Theresia Jacquemotte de Roderique. Im Jahre 1776 wurde die Zeitung vom Abbé Jeaurinvilliers und 1785 von N. Madigné redigiert. Ihre Bedeutung hatte sie längst verloren, und spurlos ist sie dann untergegangen.**)

Die sonstigen Zeitungen, welche im achtzehnten Jahrhundert in Köln erschienen, blieben durchweg unbedeutend. Die Pfeiffersche

*) Droysen, S. 10 u. 11.

**) Ennen, S. 34—65.

Postzeitung (Vergl. S. 80) wurde nach Pfeiffers im Jahre 1717 erfolgten Tode von dessen Witwe fortgesetzt, die Frankenbergschen Blätter kamen, so scheint es, in den Besitz der Witwe Kramer, denn diese gab in der Mitte des Jahrhunderts wöchentlich zwei Blätter heraus, die, da die Verlegerin vor St. Paulus in dem Hause „Zum Bäumchen" wohnte, allgemein die „Bäumchens-Zeitungen" genannt wurden. Daneben ließ noch ein Friedrich Albert Herckenrath ein „Historisches Journal" erscheinen, das aber trotz seines vornehmen Titels auch nur ein Blatt „des gewöhnlichen Post-Zeitungs-Stils" war. Ferner kamen noch ein „Mercurius", ein „Eilfertiger Welt- und Staatsbote", zwei Intelligenzblätter (von etwa 1760 ab), verschiedene lateinische Zeitungen für den Klerus ꝛc. heraus, und selbst das kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amt rief am 1. Januar 1763 eine Zeitung ins Leben. Aber alle diese Blätter blieben unbedentend; selbst die „Kayserliche Reichs-Ober-Post-Amts-Zeitung", welche viermal wöchentlich, am Montag, Diestag, Freitag und Sonnabend, erschien und natürlich mit besonderer Betonung die Interessen Österreichs vertrat, „welches", wie es in der Abonnementseinladung hieß, „bis zu der Welt Ende dauern werde", erhob sich nicht über das Niveau der andern Zeitungen. Doch ist sie insofern von Bedeutung, als aus ihr sich die heutige „Kölnische Zeitung" entwickelte. Denn als im Jahre 1794 die Franzosen Köln besetzten und jede Verbindung mit dem Reichspostmeister aufhörte, setzte der bisherige langjährige Redakteur und Postbeamte Johann Arnold Otten die Zeitung unter dem Titel „Post-Amts-Zeitung" fort und ließ sie auch, wie es bisher der Fall gewesen, bei Schauberg-Erben drucken. Einige Jahre später — das linke Rheinufer und mit ihm Köln war inzwischen der französischen Republik einverleibt worden — ging das Blatt an den Kölner Bürger Franz Köntgen über, der es jetzt einfach „Kölner Zeitung" nannte. Der Abonnementspreis blieb wie bisher 12 Franken jährlich. Redakteur wurde der ehemalige Professor am Laurenzianer Gymnasium Lugino. Der erhoffte Aufschwung der Zeitung blieb aber aus, so lebhaft auch Lugino versicherte, „nur mit der Aegide oder dem heiligen Schilde der Wahrheit aufzutreten", so daß Köntgen schließlich ganz gern

am 9. Mai 1802 das Blatt an die Erben Schauberg und den Präfekturrat J. M. Nicolaus du Mont für ein Billiges verkaufte. Er machte sich auf Lebenszeit eine monatliche Rente von 2 Kronenthalern aus, denen noch ein halber Kronenthaler hinzugefügt werden sollte, falls die Zahl der Abonnenten auf 400 stiege. Die neuen Eigentümer konnten aber die Auflage nicht über 250 Exemplare bringen, weshalb sich der Präfekturrat du Mont noch in demselben Jahre aus dem Geschäfte zurückzog. Die Erben Schauberg mühten sich darauf noch einige Jahre erfolglos ab und würden dann gewiß das Blatt haben eingehen lassen, wenn nicht ein junger, rühriger Rechtsgelehrter Marcus du Mont, der eine der Schaubergschen Erben, die Maria Katharina Jacobine Schauberg, heiratete, am 10. Juni 1805 die Druckerei und die Zeitung für 1400 Thaler erworben und auch die Redaktion des Blattes übernommen hätte. Mit seinem scharfen Blick für das Zeitgemäße, seiner Energie und Umsicht rettete er das Blatt vor dem Untergange und brachte die Zahl der Abnehmer bereits im ersten Jahre auf 400. Die weitere Entwickelung des Blattes wird im nächsten Kapitel, das sich mit dem Schicksale der deutschen Presse unter der Fremdherrschaft zu beschäftigen hat, zu schildern sein.

Die „Gazette de Cologne" war jedoch nicht das einzige in französischer Sprache geschriebene Blatt, das Friedrich II. bekämpfte, auch in Erlangen erschien seit 1741 ein solches, und diese „Gazette d'Erlangen" gebährdete sich noch viel gehässiger, als ihre Kölner Kollegin. Aber in der diplomatischen Welt besaß sie weder die ausgezeichneten Quellen, noch den großen Einfluß der „Gazette de Cologne". Immerhin hat auch sie dem Könige manche bittere Stunde bereitet. Ihr Herausgeber war der Professor Johann Gottfried Groß, ein früherer preußischer Gymnasiallehrer, der außerdem auch noch ein kleines deutsches Blatt, „Auszug aus der neusten Weltgeschichte" redigierte. Als hervorragender Mitarbeiter an der Gazette wurde der Erlanger Universitätskanzler Superville betrachtet, „der mit S. M. sehr malcontent zu sein sich verlauten lassen, weil S. M. ihm nicht genug Distinction erwiesen habe." Es war dies derselbe Super-

ville, dem die Markgräfin von Bayreuth, die Schwester Friedrichs II., ihre Memoiren zum Zwecke der Herausgabe vermachte. Die Angriffe der „Gazette d'Erlangen“ auf Preußen waren so boshaft und so unablässig, daß Friedrich II. sich wiederholt beim Markgrafen von Bayreuth, zu dessen Markgrafschaft Erlangen gehörte, und ebenso bei seiner Schwester, beschwerte. „Vous avez souffert“, schrieb er am 16. April 1746 an diese, „qu'un faquin de gazetier d'Erlangen me déchirât publiquement deux fois par semaine; au lieu de le punir on le laissa évader“. Allein die markgräfliche Regierung beeilte sich nicht sonderlich, dem Wunsche des Königs zu entsprechen, und machte sie wirklich einmal Miene dazu, so zog sich Groß rechtzeitig in die Mauern der benachbarten Reichsstadt Nürnberg zurück, oder er entwich auch wohl nach Wien. Unter diesen Umständen konnte er seine Verlästerungen des Königs bis zu seinem Tode fortsetzen, der 1768 erfolgte.

Auch die „Gazette de Gotha“ ist noch zu den französisch geschriebenen preußenfeindlichen Blättern zu zählen. Sie spiegelte die Anschauungen des Hofes von Gotha, vorab die der philosophischen Herzogin, wider. Der preußische Resident bei den ernestinischen Häusern, Kriegsrat Backhoff Freiherr von Echt, bemühte sich im Dezember 1744 vergeblich, einen wahrheitsgetreuen Bericht über den Rückzug der Preußen aus Böhmen in die „Gazette de Gotha“ zu bringen. Einen größeren Einfluß gewann jedoch das Blatt nicht.*)

---

4. Die übrige Zeitungslitteratur Deutschlands. Die „Leipziger Post-Zeitung“, die Blätter in Dresden, Bautzen, Plauen, Schnepfenthal, Erfurt. Die Unternehmungen des Rud. Zacharias Becker. Die Zeitungen von Kassel, Hanau, Hildesheim, Braunschweig, Hannover, Osnabrück, Bremen, Lübeck, Rostock, Schwerin und Altona. Die Blätter im Flußgebiete des Rheins und in Süddeutschland. Die Kläglichkeit der österreichischen Zeitungen.

Das Bild von der sonstigen Zeitungslitteratur Deutschlands im achtzehnten Jahrhunderte braucht nur in kurzen Strichen gezeichnet

*) Droysen, S. 9.

zu werden. So ziemlich alles, was sich zeigt, ist unbedeutend. Die meiste journalistische Regsamkeit findet sich noch in Leipzig. Dort genoß nach wie vor die „Leipziger Post-Zeitung“ das Privilegium, daß nur sie allein in ganz Sachsen „einige historisch-politische Zeitungen oder wöchentliche Blätter, welche Zeitungsartikel enthalten“, drucken und ausgeben durfte. Wie bisher wurde sie vom Staate verpachtet. Nach Kees d. J. (Vergl. S. 79) waren während des achtzehnten Jahrhunderts Pächter der Kammerkommissarius Sebastian Evert, der das Blatt gegen eine jährliche Pachtsumme von 2400 Thalern bis 1732 inne hatte, der Accisrat und Geheime Kämmerer Moritz Georg Weidemann und später dessen Witwe gegen eine Pacht von 2600, später 2750 Thalern bis zum Jahre 1764, der Kammerkommissarius und Botenmeister Johann Andreas May gegen 2404, später 2500 Thlr. bis 1778, der Notarius Ch. L. Boxberg gegen 7070, später nur 6900 Thlr. bis 1797 und der Advokat F. W. Scharf gegen 7810, später 9050 Thlr. bis 1810. Unter Evert wurde auch eine lateinische Ausgabe eingerichtet, die jedoch nur wenig Absatz fand und daher 1766, als ihre Auflage bloß noch 100 Exemplare betrug, wieder in Wegfall kam. Der innere Gehalt der Zeitung besserte sich in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts wenig. Eine ausgiebige Besprechung fand der Lawsche Aktienschwindel in Frankreich, ferner die Zurücksendung der dem Könige von Frankreich zur Gemahlin bestimmten Infantin von Spanien, welche eine „Affaire“ genannt wurde, die, „sie sei wie sie wolle, von einer solchen Beschaffenheit ist, daß sie zu einer general Veränderung nicht nur in gantz Europa, sondern auch in den entlegendsten Königreichen und Ländern Anlaß gegeben und noch geben kann, dergestalt, daß, wo Gott nicht die Herzen der Könige regieret, zu befürchten stehet, es werde diese unvermuthete Prozedur noch viele Unruhe verursachen“. Die befürchtete „Generalveränderung“ trat indessen bekanntlich nicht ein. Auch der bekannte Besuch des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Dresden 1728 wurde eingehend geschildert. Der Pächter Weidemann mußte eine sehr scharfe Zensur des vielberufenen Ministers Brühl erdulden; er durfte über sächsische Angelegenheiten nur noch ganz kurz refe-

rieren und von 1750 überhaupt gar keine Nachrichten aus Sachsen mehr bringen. Noch schlimmer erging es der Witwe Weidemann während des siebenjährigen Krieges. Kaum war Leipzig in preußischen Händen, berichtet C. D. von Witzleben, so ward die Zeitung unter preußische Zensur gestellt. Diese verfuhr mit äußerster Strenge. Einer Menge Artikel, die in fremden Blättern ohne Anstand abgedruckt worden waren, wurde, wenn sie sich im Entferntesten gegen Preußen richteten, die Aufnahme verweigert; aus Polen, dem zeitweiligen Sitze des Königs Friedrich August und seiner Regierung, durfte nicht eine Silbe gebracht werden. Dagegen wurde die Zeitung von den preußischen Machthabern zu heftigen Angriffen gegen Österreich benutzt, worauf dies den Vertrieb der Zeitung allen Reichs- und kaiserlichen Postämtern untersagte. Damit hörte aber der ganze Absatz der Zeitung nach Süd- und Westdeutschland, sowie nach Österreich auf. Hierzu kam das Auftauchen einer Menge neuer Zeitungen und Intelligenzblätter im Kurfürstentume, da die preußischen Behörden sich um das Weidemannsche Privilegium nicht kümmerten und ihm keinen Schutz gewährten. Endlich gingen während des Krieges auch die Abonnementsgelder unregelmäßig und unsicher ein, oder sie wurden in den von den Preußen ins Land gebrachten minderwertigen Münzsorten bezahlt, während die Zeitungspächterin ihre Zahlungen außerhalb Sachsens in vollwichtigem Gelde bewerkstelligen mußte; ja, es geschah sogar wiederholt, daß die Zeitungsgelder von den preußischen Behörden mit Beschlag belegt, oder die Zeitungskasse zwangsweise zu Vorschüssen genötigt wurde. Infolgedessen ging das ganze Geschäft der Witwe Weidemann mit Riesenschritten zurück. Die Auflage sank von 1150 Exemplaren im Jahre 1756 schon im folgenden auf 825 herab, und von Gewinn war bald keine Rede mehr. Im Jahre 1758 mußte ein Verlust von 1048 Thalern konstatiert werden. Es wurde daher ein Arrangement mit der sächsischen Regierung angebahnt. Der Inhalt der Zeitung war während dieser Zeit der Kläglichkeit der äußeren Situation entsprechend. Die einzige Verbesserung ist die Umänderung des Titels im Juli 1734 in „Leipziger Zeitung“, welche Bezeichnung bis heute beibehalten worden ist. Unter der Mayschen

Verwaltung hob sich dann die Zeitung wieder; die Stürme des Krieges waren vorüber, und zwei ausgezeichnete Redakteure, zunächst der unermüdlich thätige und durch umfassende historische Kenntnisse unterstützte Magister Gottlieb Schumann, der das Blatt bis 1769 leitete, dann der ausgezeichnete Sprachforscher Adelung, der es bis 1787 redigierte, wußten ihm einen wertvolleren Inhalt zu geben, was vom Publikum auch sehr bald anerkannt wurde. Unter der Voxbergschen und Scharfschen Pachtperiode entwickelte sich das Blatt rasch noch weiter. Die Ereignisse der französischen Revolution machten alle Welt auf die Meldungen der Zeitungen gespannt, und die „Leipziger Zeitung“ zeigte sich besonders zuverlässig unterrichtet und beobachtete auch eine besonnen-ruhige Haltung. Mit der Schnelligkeit der Übermittelung der Nachrichten sah es freilich noch schlimm aus. So konnte z. B. die Nachricht von Robespierres am 27. Juli 1794 erfolgtem Sturze, ungeachtet sie der Zeitung auf außerordentlichem Wege zuging, erst am 11. August 1794 veröffentlicht werden; die Pariser Nachrichten bedurften mithin noch am Ende des vorigen Jahrhunderts auch bei äußerster Schnelligkeit der Beförderung eines mehr als vierzehntägigen Zeitraums, um nach Leipzig zu gelangen. Die pekuniären Verhältnisse nahmen einen besonderen Aufschwung durch das immer häufigere Auftreten der Inserate. Die Sitte, Familiennachrichten in der Zeitung zu veröffentlichen, beginnt mit dem Jahre 1790. Es sind Todesanzeigen, die zuerst erscheinen; dann tauchen 1794 die Vermählungsanzeigen auf, denen 1797 die Geburtsanzeigen folgen. Die Verlobungsanzeigen wagen sich erst von 1816 ab hervor; hier war die Scheu vor der Öffentlichkeit am schwersten zu überwinden. Für die gerichtlichen Bekanntmachungen des Kurfürstentums wurde mit dem Jahre 1797 der Zwang, in der „Leipziger Zeitung“ zu inserieren, eingeführt und dem Blatte überdies die Priorität gesichert.*)

Mit diesen lukrativen Vorrechten ausgestattet, und überhaupt nach jeder Seite hin in kräftiger Entwickelung begriffen, ging das

*) v. Witzleben, S. 29—64.

Blatt in das neunzehnte Jahrhundert hinein, wo aber nur zu bald aufs neue wilde Stürme es umtosten.

Neben der „Leipziger Zeitung“ blieben die anderen Blätter Leipzigs naturgemäß durchaus unbedeutend. Zu nennen ist nur das vom Vice-Ober-Konsistorial-Präsidenten von Hohenthal 1763 gegründete „Leipziger Intelligenzblatt“, aus dem das heutige „Leipziger Tageblatt“ hervorging, und „Der gemeinnützige Leipziger Zeitungsmann“, ein Lokalblatt, das der Advokat Scharf und der Kollegiat des Frauenkollegiums K. S. Ouvrier in den achtziger Jahren ins Leben gerufen hatten, und in welchem sich die Herausgeber in einem biderben Ton an die unteren Stände wendeten. Als Scharf die „Leipziger Zeitung“ übernahm, brachte er das Blatt in eine gewisse Verbindung mit der Zeitung. Später erhielt es die Bezeichnung „Leipziger Fama“ und erschien unter diesem Titel bis 1849.

In Dresden erschien nur seit 1730 ein Intelligenzblatt, aus dem sich später der „Dresdner Anzeiger“ entwickelte. Vor 1730, von 1718 ab, hatte man sich mit einem geschriebenen „Diarium Dresdense“ beholfen, das aber ebenfalls, wie ein Chronist versichert, „von vielen nützlichen Dingen am Orte“ berichtete. In Bautzen wurden 1782 die „Budissinischen wöchentlichen Nachrichten“ (die heutigen „Bautzener Nachrichten“) gegründet. In Plauen entstand 1776 ein „Anzeige-Blatt“, das sich aber nicht entwickelte, worauf der Buchdrucker Haller 1789 ein „Intelligenzblatt“ gründete, das noch heute unter dem Titel „Vogtländischer Anzeiger“ besteht. Für Thüringen gab der bekannte Pädagoge Ch. G. Salzmann und nach dessen 1811 erfolgten Tode J. W. Ausfeld in Schnepfenthal von 1788—1817 einen im volkstümlichen Tone gehaltenen „Boten aus Thüringen“ heraus. In Erfurt kamen verschiedene kleine Blätter, der „Geschichtscourier“, der „Staatsbote“, die „Erfurter Zeitung“ u. s. w., sowie die „Neue Weltbühne“ heraus, die nur aller drei Wochen zur Ausgabe gelangte, dafür aber mit Kupferstichen geziert war. Während seines Aufenthaltes in Erfurt 1769—1779 redigierte sie der bekannte Historiker Meusel. In Gotha erschien neben der schon erwähnten „Gazette de Gotha“ nur eine unbedeutende „Privi-

legirte Gothaische Zeitung" und ein Intelligenzblatt, doch nahm das dortige Zeitungswesen im letzten Jahrzehnt noch einen lebhaften Aufschwung durch Rudolf Zacharias Becker. Dieser intelligente Mann, geb. 1752, gest. 1822, hatte sich ursprünglich dem Lehrfach gewidmet und war Lehrer von Philanthropin in Dessau gewesen, dann aber 1783 nach Gotha übergesiedelt, um sich ganz der Schriftstellerei und der Journalistik zu widmen. Als Schriftsteller machte er sich einen Namen durch sein von gesunder Lebensanschauung getragenes „Noth- und Hülfsbüchlein" und sein „Mildheimisches Liederbuch", als Journalist durch seine „Deutsche Zeitung für die Jugend", die er 1784 gründete und 1796 in die „National-Zeitung der Deutschen" umwandelte, sowie durch seinen 1791 ins Leben gerufenen „Anzeiger", dem er vom September 1792 an den Titel „Kaiserlich Privilegirter Reichs-Anzeiger" gab. Beide Zeitungen entwickelten sich, da ihr frischer Geist allgemein ansprach, rasch zu schöner Blüte, die aber sehr bald nachher in der napoleonischen Zeit schwer geschädigt werden sollte. Kassel besaß während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts nur ein Intelligenzblatt (seit 1731) und eine sehr unbedeutende „Hessische Zeitung" (seit 1756), Hanau dagegen bereits, wie schon erwähnt, seit 1678 eine weit verbreitete „Hanauer Zeitung", die in der Mitte des Jahrhunderts außer in Hessen auch viel in Österreich, besonders Böhmen, gelesen wurde, bis in den sechziger Jahren die von Schönfeldsche Familie die „Prager Ober-Postamts-Zeitung" gründete und die meisten Leser in Böhmen an sich zog. Doch gewann jetzt das Blatt, das sich 1774 den Titel „Hanauer neue Europäische Zeitung" beigelegt hatte, mehr Boden am linken Rheinufer, besonders als die Revolution in Frankreich begann. Hildesheim, das bereits zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts eine Zeitung besessen, sie aber beim Beginn des dreißigjährigen Krieges wieder eingebüßt hatte (vergl. S. 74), erhielt 1705 einen „Hildesheimer Relations-Courier", aus dem sich die „Privilegirte Hildesheimische Zeitung", heute „Hildesheimer Allgemeine Zeitung", entwickelte, seit 1792 Eigentum der Verlagsfirma Gebr. Gerstenberg. Zu dieser sozusagen bürgerlichen Zeitung trat 1756 auf Veranlassung der

fürstbischöflichen Regierung ein von geistlicher Seite redigiertes Blatt, die „Hochfürstlich Hildesheimische gnädigst privilegirte Zeitung". Ganz besonders dürftig sah es inbezug auf das Zeitungswesen während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts in Braunschweig aus. Hier bestanden von 1745 ab nur die „Braunschweigischen Anzeigen", ein Intelligenzblatt, dem allerdings J. J. Eschenburg, der bekannte Freund Lessings und Übersetzer Shakespeares, im letzten Drittel des Jahrhunderts durch ein „Braunschweigisches Magazin", das des Sonnabends beigegeben wurde, einige geistige Würze zu verleihen suchte, und die 1786 vom Prediger H. W. D. Bräß gegründete kleine Zeitung im Volkston „Für Städte, Flecken und Dörfer, insonderheit für die lieben Landleute", die sich in Niedersachsen wegen ihres behaglichen Tons und ihrer geschickt zusammengefaßten Schilderungen viele Leser gewann. Nach dem Tode von Bräß 1798 setzte sie der Buchdrucker Bindseil in Wolfenbüttel mit dem schriftstellerisch gewandten Hof-Postsekretär August Raabe fort. Zwei Versuche, eine größere politische Zeitung ins Leben zu rufen, schlugen fehl. Auch Hannover begnügte sich mit einem kleinen Blättchen, den „Hannoverischen Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung nöthig und nützlich", die zudem erst seit 1750 erschienen. Ein ganz besonderer Wert wurde den in Osnabrück herausgegebenen an sich höchst unbedeutenden Intelligenzblättern durch Justus Möser verliehen. Dieser ausgezeichnete Mann von edelster Gesinnung und außerordentlich scharfem Blick schrieb von 1766 bis 1782 für die Beilagen dieser Blätter eine lange Reihe von belehrenden Abhandlungen, Gesprächen, Briefen, kleinen Erzählungen und dergl., in denen er alle Verhältnisse des Lebens besprach. Oft eilte er dabei seiner Zeit weit voraus und trat z. B. bereits für die allgemeine Wehrpflicht, die Schwurgerichte u. a. ein, als man in Regierungskreisen an solche Einrichtungen noch nicht im entferntesten dachte. Goethe sagte denn auch in „Wahrheit und Dichtung": „Man müßte Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriciren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die Möser behandelt". Die Tochter Mösers, J. W. J. von Voigt, sammelte später diese Aufsätze und gab sie

unter dem Titel „Patriotische Phantasieen“ in vier Teilen heraus.*) Die große Handelsstadt Bremen besaß bis zum Schluß des Jahrhunderts nur die 1743 gegründeten „Bremer Wöchentlichen Nachrichten“ (heute „Bremer Nachrichten“). Die freie Reichsstadt Lübeck soll schon 1695 eine Zeitung im Römhildschen Verlage besessen haben, sie ist aber nicht weiter nachzuweisen und hat jedenfalls keinen langen Bestand gehabt. Im Jahre 1751 erhielt dann Lübeck ein Intelligenzblatt und 1753 auch eine politische Zeitung, „Die Lübeckische Fama“, doch hörte das Blatt 1792 aus Mangel an Absatz wieder auf zu erscheinen. Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse in Rostock. Dort begann der Universitätsbuchdrucker Johann Weppling 1711 unter dem Titel „Curieuser Extract derer neuesten Zeitungen“ in klein Octav eine politische Zeitung herauszugeben, die sich dauernd halten konnte, so dürftig sie auch anfangs war. Im Jahre 1758 wurde sodann der Titel in „Extract der neuesten Zeitungen“ umgewandelt und schließlich 1762 auch das Fremdwort „Ectract“ mit „Auszug“ verdeutscht. Mit dem Jahre 1847 erschien der heutige Titel „Rostocker Zeitung“. Das Format hat sich vom klein Oktav zum groß Folio ausgewachsen, und statt der zweimaligen Ausgabe in der Woche, die bis 1839 beibehalten wurde, erfolgt seit 1877 eine zweimalige Ausgabe am Tage. Ein Intelligenzblatt trat in Rostock 1752 ins Leben und erschien mit einer kurzen Unterbrechung bis 1850. Erst wesentlich später als in Rostock wurde in Schwerin ein politisches Blatt gegründet. Es wurde als „Schwerinsche Zeitungen von den merkwürdigsten Staatsgeschichten“ von dem Hofbuchdrucker Wilhelm Bärensprung 1757 ins Leben gerufen und erschien sofort in Quart zweimal wöchentlich. Im Laufe des Jahrhunderts wuchs es sich dann weiter aus, nahm in den neunziger Jahren den Titel „Neue Schwerinsche Politische Zeitung“ an und erhielt schließlich 1848 die Benennung „Mecklenburgische Zeitung“. Dabei wurde auch das tägliche Erscheinen eingeführt. Seit 1881 wird es zweimal

*) Kreyssig, Justus Möser. Ein Lebensbild. Berl. 1856. — L. Rupprecht, Justus Mösers soziale und volkswirtsch. Anschauungen in ihrem Verhältnis zur Theorie und Praxis seines Zeitalters. Stuttg. 1892.

am Tage ausgegeben. Ein Intelligenzblatt wurde in Schwerin bereits 1749 eingerichtet, erfreute sich bald großer Popularität und hat beinahe hundert Jahre bestanden.*)

Eine ziemlich üppige deutsche Zeitungslitteratur entwickelte sich ganz in der Nähe von Mecklenburg und Hamburg auf dänischem Gebiete, in und um Altona. Die landesfürstlichen Behörden kümmerten sich wenig um diese Blätter, besonders wenig um das, was darin über das Ausland, über Deutschland, gesagt wurde. Das benutzten diese Zeitungen und brachten nun mit Vorliebe alle die Nachrichten, die die Zensur jenseits der Grenze unterdrückte, hauptsächlich Artikel, die sich gegen Preußen richteten. Infolgedessen wurden sie in Hamburg und Mecklenburg viel gelesen. Am meisten florierten natürlich die beiden schon erwähnten Zeitungen Altonas, der „Altonaische Mercur“ und der „Reichspostreuter“ (Vergl. S. 70). Am weitesten verbreitet war der „Mercur“, der sich besonders preußenfeindlich gebärdete. In dem Dorfe Schiffbeck erschienen Avisen, die ein Christoph Gottlieb Wendt redigierte, der, wie der preußische Resident Destinon in Hamburg nach Berlin berichtete, „sehr skeptisch und anzüglich“ gegen Preußen schrieb, und in Wandsbeck kam die „Wandsbecker Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ heraus, die fast nur Ungünstiges über Preußen zu berichten wußte. Brachte sie aber doch einmal eine Mitteilung über ein Preußen günstiges Gefecht aus einer Berliner Zeitung, so fügte sie wohl hinzu: „Viele von unsern Lesern werden vielleicht sagen: fix, dat is nicks, kum, de Kerl lügt! Wie können wir aber die Nachricht anders mittheilen, als wir sie gedruckt von Berlin erhalten?“ Ferner erschien noch von Neujahr 1771 bis Oktober 1775 im Verlage von J. Ch. Bode der „Wandsbecker Bote“, seit 1773 „deutsche Bote“, der dadurch allgemein bekannt wurde, daß der Dichter Matthias Claudius an ihm beschäftigt war und für ihn jene kleinen volkstümlichen Aufsätze und Aphorismen schrieb, die dann als „Werke des Wandsbecker Boten“ erschienen und sehr lange eine beliebte Lektüre waren.

---

*) Stieda, S. 73 u. ff.

Das Flußgebiet der Rheins wies außer den beiden Zentren des geistigen Lebens, Frankfurt und Köln, nur wenige Städte auf, die sich einer Zeitung von auch nur einiger Bedeutung erfreuen konnten. In den vielen geistlichen Territorien kam ein regeres geistiges Leben nicht auf, und Straßburg, die Wiege des deutschen Zeitungswesens, sah sich schwer durch die ungünstigen politischen Verhältnisse in seiner Weiterentwickelung gehemmt. Das auf Befehl des Königs Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1727 in Duisburg gegründete Intelligenzblatt, das den hochtrabenden Titel „Duisburgische wöchentliche, auf das Interesse der Kommerzien der Klevischen, Geldrischen, Mörs- und Märkischen eingerichteten Adressen- und Intelligenz-Zettel“ führte, wurde 1736 etwas erweitert. Auf Veranlassung des Königs lieferten die Professoren dem Blatte „Sachen, die kuriös zu lesen“, aber auch diese Beiträge waren doch so dürftig, daß die Duisburger sich lieber die Kölner Zeitungen hielten. Krefeld blieb bis zur französischen Zeit vollständig ohne Zeitung. Elberfeld, das doch schon in der Mitte des Jahrhunderts eine recht bedeutende Industriestadt war, erhielt erst 1789 eine „Churfürstlich privilegierte Elberfelder Zeitung“, der noch ein Intelligenzblatt als eine Art Beilage beigegeben war. Gründer des Blattes war der Buchdrucker J. A. Mannes, der ein sehr betriebsamer Geschäftsmann gewesen zu sein scheint, denn er verkaufte in seinem Zeitungs-Kontor auch Brillen, Harlemer Balsam und selbst Cichorien-Kaffee. Seiner Zeitung widmete er aber wohl sein Hauptinteresse, und darum entwickelte sich diese auch mehr und mehr. 1799 erhielt sie den Titel „Churfürstlich privilegirte Herzoglich Bergische Provinzialzeitung“ und wurde das Organ für das ganze Bergische Land. Weiterhin erwuchs sie zur „Elberfelder Zeitung“, auf die bei der Behandlung des neunzehnten Jahrhunderts zurückzukommen sein wird. In Aachen erschienen die „Ordinaire Kayserlicher Freyer Reichs-Stadt Aachische Zeitung“, deren älteste bekannte Nummer von 1752 im Aachener Zeitungsmuseum aufbewahrt wird, und der „Aachener Zuschauer“, beides ganz unbedeutende Blätter. Darmstadt erfreute sich erst von 1777 ab einer politischen Zeitung, die den Titel „Hessen-darmstädtische privile-

girte Landzeitung" erhielt. Das Blatt sollte in engem Zusammenhange mit der von der Landesbehörde ins Leben gerufenen Land-Kommission stehen als deren amtliches Organ und deshalb neben den wichtigsten allgemeinen Weltbegebenheiten ebenso die Wünsche, Bestrebungen und Schritte jener Behörde in populärem Gewande vor das Publikum bringen, wie die Wünsche und Bedürfnisse der einzelnen Landesteile laut werden lassen. Nach einem landesherrlichen Dekrete ging die Absicht dahin, das „so sehr zerstreute hessische Land mit sich selbst bekannter zu machen, Fleiß, Verdienste, edle und gute Handlungen aufzumuntern und dem jetzt Lebenden sowohl zur Kenntniß, als der Nachwelt zum Andenken zu bringen, den Weg der Communikation des Landes unter sich zu erleichtern, und auch Auswärtigen in all' diesen Stücken auf eine anständige Weise bekannter zu werden." Zur Mitarbeit wurden sämtliche Geistliche, Beamte und jeder „vor das gemeine besondere Beste des Landes empfindsame gute Bürger" aufgefordert, zum Redakteur aber wurde der 1776 als Oberlandkomissarius von Wandsbeck nach Darmstadt berufene Matthias Claudius bestellt. Die Zeitung sprach sofort an und fand Verbreitung, Claudius redigierte sie jedoch nur bis März 1777, da er um diese Zeit nach Wandsbeck zurückkehrte. An seine Stelle trat der Kriegsrat Hoffmann. Später entwickelte sich das Blatt zu der noch heute bestehenden offiziellen „Darmstädter Zeitung".*) Das sehr zurückgekommene Straßburg blieb nach dem Untergange des Johann Carolusschen Zeitungsunternehmens viele Jahrzehnte ohne jede eigene Zeitung. Erst 1732 wurde ein „Straßburger Wochenblatt" gegründet, das aber nur ein einfaches Intelligenzblatt war. Anfangs erschien es nur in deutscher Sprache, später setzte man eine französische Übersetzung unter jede Anzeige, dann, der bequemeren Übersicht halber, beide getrennt in zwei Spalten nebeneinander. 1788 wurde auch der Versuch gemacht, zwei Ausgaben, eine deutsche und eine französische, zu veranstalten, doch kehrte man 1791 zu der doppelsprachigen zurück. Ein politisches Blatt erstand erst wieder 1782 als „Straßbur-

*) Herbst, Matthias Claudius, 3. Aufl. Gotha 1863, S. 175—204.

gische Privilegirte Zeitung", und als dann die Ereignisse in der französischen Hauptstadt ein immer lebhafteres Interesse für die Politik wach riefen, kamen noch ein „Patriotisches Wochenblatt" und „Wöchentliche Nachrichten für die deutschsprechenden Einwohner Frankreichs, besonders für Handwerker und Bauern" heraus; beide Blätter gingen aber alsbald im Strudel der Revolution wieder unter.*)

Die Presse in Süddeutschland war noch unbedeutender, als die in Westdeutschland. In Stuttgart erschienen zwar während des ganzen Jahrhunderts allerlei Blättchen, aber sie waren äußerst dürftig. Von 1709 bis 1711 kam zweimal in der Woche das „Stuttgartische Ordinari Diens Tags (resp. Frey Tags) Journal" heraus, gedruckt bei Müller am Bebenhäuser Hofe. Aus dem Jahre 1717 ist ein mit einem blasenden Postillon geziertes Blättchen „Der schnell anhero eilende Friedens- und Kriegs-Courier" bekannt, das bei Christian Gottlieb Rößlins seel. Wittib hergestellt wurde. 1729 taucht „Der über See und Land daher eilende Mercurius" auf, der als Titelbild einen Merkur zeigt. Diese kleine Zeitung hielt sich mehrere Jahrzehnte, auch als von 1754 ab bei Johann Georg Cotta dem Jüngeren „Das Merkwürdigste von Politischen Neuigkeiten", später (z. B. 1757, 60, 62 ff.) als „Stuttgarter privilegirte Zeitung", herausgegeben wurde. In der Mitte des Jahrhunderts wurde der „Mercurius" bei Johann Nicolaus Stoll in der Hirschgasse, von 1764 bei Christoph Gottfried Mäntler gedruckt. Ein weiteres Emporkommen des Blattes konnte aber nicht ermöglicht werden, und so schwand es Ende 1783 aus Mangel an Abonnenten dahin. Doch wurde es 1785 aus seinem Todesschlummer wieder aufgeweckt, um sich nun als „Schwäbischer Merkur", allerdings erst im neunzehnten Jahrhunderte, in großartiger Weise zu entwickeln. Der Mann, der diese Wiederauferstehung bewerkstelligte, war Christian Gottfried Elben, geboren am 4. Mai 1754 in Zuffenhausen bei Stuttgart. Er hatte in Tübingen Theologie studiert,

*) Hermann Ludwig, Straßburger Zeitungswesen, Buchhandel und Zensur vor hundert Jahren. (Nat.-Ztg. 1888.)

war dann aber auf einer Wanderung in der Nähe von Heilbronn von preußischen Werbern ergriffen und in das preußische Heer gesteckt worden, wo er vier Jahre hatte dienen müssen. Darauf war es ihm zwar im Herbst 1778 gelungen zu entkommen, seine theologische Laufbahn vermochte er aber nun nicht mehr fortzusetzen. Er suchte sich daher durch Schriftstellerei eine Lebensstellung zu schaffen und kam dabei schließlich auf den Gedanken, den entschlafenen „Mercurius" wieder aufzuwecken. Es ließ sich das um so leichter bewerkstelligen, als das Privilegium für das Blatt noch bis Georgii 1787 reichte. Die bisherigen Drucker, Gebrüder Mäntler, waren jedoch nicht geneigt, den Verlag des Blattes wieder zu übernehmen, der „Schwäbische Merkur" erschien daher von Anfang an im Verlag von Ch. G. Elben. Die erste Nummer kam am 3. Oktober 1785 zur Ausgabe. Schon im nächsten Jahre wurde dem „Merkur" die „Schwäbische Chronik" beigefügt.*) Die lebendige Darstellung, die freimütige Beurteilung besonders der französischen Verhältnisse, der Zoll der Bewunderung, der bei allen Gelegenheiten Friedrich dem Großen dargebracht wurde, eroberten dem Blatte bald einen größeren Leserkreis; doch blieb der Umfang noch lange sehr beschränkt. Oft konnte der eifrige Redakteur zu seinem Bedauern auch bei wichtigeren Aktenstücken nur einen Auszug geben; aber er bemerkte dann für die enragierten Politiker: „Diejenigen, welche solche Schriften ganz lesen wollen, mögen das Exemplar des Zeitungs Schreibers entlehnen." Leider wurde unter Herzog Friedrich II. im Juli 1791 wieder in Württemberg die allgemeine Zensur eingeführt und dadurch die freiere Äußerung sehr gehemmt. Über den Verfassungsstreit, der in diesen Jahren im Lande tobte, konnte fast nichts gebracht werden. Noch kläglicher gestalteten sich aber die Verhältnisse in der napoleonischen Zeit, die wir im nächsten Kapitel betrachten werden. Kurz vor Schluß des Jahrhunderts, mit dem 1. Januar 1798, trat noch in Tübingen ein Unternehmen ins Leben, das der berühmte Buchhändler J. F. Cotta schon seit Jahren geplant hatte, die „Allgemeine Zeitung", zuerst

*) Otto Elben, Gesch. des Schwäbischen Merkurs. Stuttg. 1885.

„Neueste Weltkunde“ genannt. Der eminente Einfluß dieses Blattes auf unser Geistesleben machte sich aber natürlich erst im neunzehnten Jahrhundert geltend, weshalb hier nur die Gründung desselben registriert sei. Die bayrische Hauptstadt behalf sich mit der äußerst kümmerlichen „Münchner Ordinari Postzeitung“, in Nürnberg befriedigte eine bescheidene „Reichspostzeitung“ das Bedürfnis nach Neuigkeiten. In Augsburg erschienen während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts zwei Zeitungen, eine protestantische und eine katholische, die aber beide bereits zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts ins Leben getreten waren. Die protestantische Zeitung erhielt ihr kaiserliches Privilegium 1690 und war während des achtzehnten Jahrhunderts im Besitze des Druckers Andreas Maschenbauer und dessen Erben. Sie führte den Titel „Augsburgische Ordin. Post-Zeitung“, weiterhin „Augsburgische Ordinari-Zeitung“, dann „Augsburgische Ordinäre Zeitung“ und entwickelte sich schließlich zu der noch heute bestehenden liberalen „Augsburger Abendzeitung.“ Das katholische Blatt, das sich ebenfalls „Augsburgische Ordinari-Post-Zeitung“ nannte, erlangte das kaiserliche Privileg 1695. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts war die Zeitung im Besitz des Druckers Matthias Metta, in der zweiten gehörte sie Joh. Ant. Moy und wurde daher auch oft die Moysche Zeitung genannt; jetzt heißt sie „Augsburger Postzeitung“. Etwas mehr Wert, als die eben genannten Blätter, hatten die beiden Regensburger Zeitungen, die „Privilegirten historischen Nachrichten“ und der „Kaiserlich Priv. Unpartheyische Cabinets-Courier“. Die ersteren erschienen wöchentlich einmal, ohne sich an einen bestimmten Tag zu binden, bei Chr. G. Seiffart, der letztere ebenfalls nur einmal wöchentlich, doch stets am Sonntag, anfangs bei Joh. Casp. Memmels seel. Wittib, später, von 1742 ab, bei Heinr. Gottfr. Zunkel. Die Bedeutung dieser beiden Blätter hatte ihren Grund in dem Umstande, daß der Reichstag von 1663 bis 1806 seine Sitzungen in Regensburg abhielt und die beiden Zeitungen daher Mitteilungen über die Verhandlungen des Reichstages brachten.

Das kläglichste Bild geistiger Armut boten aber die österreichischen politischen Zeitungen des achtzehnten Jahrhunderts.

Nachdem Wien, das hier fast nur in Frage kommt, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts mehrere Jahrzehnte ganz ohne eine Zeitung geblieben war, erschien anfangs 1703 dort ein „Posttäglicher Mercurius, eine ganz besondere posttägliche Relation von den wichtigsten in Europa vorangegangenen Novellen mit kuriosen Raisonnements und politischen Reflexionen untermenget, und den geneigten Neubegierigen zur beliebigen Vergnügung zusamben getragen". Herausgegeben wurde das Blatt von der bekannten Buchdruckerei der Familie van Ghelen, und zwar an jedem Posttage, also jedem dritten bis vierten Tage. Wie es scheint, hat es sofort Beifall und Boden gefunden, denn schon ein halbes Jahr später gab der Reichs-Hof-Buchdrucker Joh. Bapt. Schönewetter ein Konkurrenzblatt heraus unter dem Titel: „Wienerisches Diarium, Enthaltend Alles Denkwürdige, so von Tag zu Tag sowohl in dieser Kayserlichen Residentz-Stadt Wien selbsten sich zugetragen, als auch an andern Orten auß der gantzen Welt allda nachrichtiglich eingetroffen u. s. w." Auch diese Zeitung gewann sich einen Leserkreis, worauf beide Blätter bis 1721 nebeneinander erschienen, und gewiß würde dies auch noch weiterhin der Fall gewesen sein, wenn nicht im Jahre 1721 die Hofkommission auf den Gedanken gekommen wäre, die Mittel zum Bau einer neuen Hofbibliothek durch ein „leydentlich impost auf Calender und Zeitungen" zu beschaffen. Diese ganz unerwartete Steuer weigerte sich der Buchdrucker Schönewetter zu zahlen, worauf sein Privilegium nach „fruchtloser Verwarnung" an den Meistbietenden versteigert wurde. Dieser war Johann Peter van Ghelen, der nun gegen einen jährlichen Pachtschilling von 3000 Gulden das „Diarium" neben seinem „Mercur" erscheinen ließ, dann aber 1724 den „Merkur" mit dem „Diarium" verschmolz und zu veranlassen wußte, daß das „Diarium" zum offiziellen Organ, zur Staatszeitung erhoben wurde. Als solche erscheint das Blatt noch heute, nur führt es seit 1780 den Titel „Wiener Zeitung". Viele Jahrzehnte war das „Diarium" das einzige Blatt Wiens und noch dazu eine äußerst dürftige Quelle. Auch die Darstellung war ungemein steif und ungelenk; dabei rühmte sich die Redaktion noch, „ohne einigen oratorischen auch

poetischen Schmink auch Vorurtheil" zu schreiben. Dagegen begann die Zeitung schon früh mit der Einführung der Inserate. Eine Beilage „Gelehrte Nachrichten" erschien nur von 1766 bis 1768, wohl weil sie zu wenig Interesse erregte. Ein zweimaliges Erscheinen genügte während des ganzen Jahrhunderts. Erst im Oktober 1812 wurde eine dreimalige Ausgabe in der Woche eingeführt, und vom 1. Januar 1814 die tägliche. Eine weitere Ausgestaltung des Textes hinderte besonders die über alle Maßen strenge Zensur. Bis zur Zeit der Maria Theresia wurde sie von den Jesuiten ausgeübt; während der Regierung der Kaiserin fand zwar eine teilweise Einschränkung des jesuitischen Einflusses dadurch statt, daß die Zensur einer staatlichen Behörde unter van Swintens Oberleitung, der Bücherzensur-Hofkommission, übertragen wurde, im übrigen kam es aber womöglich zu noch strengerer Aufsicht. Der Geschäftsgang der Zensur war dabei ein Leidensweg mit vierzehn Stationen, da der referierende Rat den Auftrag hatte, Stellen, „die von der Beurteilung des kaiserlichen, auch kaiserlich-königlichen Oberhofmeisteramtes, der geheimen Hof- und Staatskanzlei, der niederländischen und welschen Departements, der Reichshofkanzlei oder des Hofkriegsrates insonderheit abhängen, einer jeden dieser Behörden extraktlich vorzulegen, mithin erst nach dem von dort eingeholten Befunde die Approbation zur Kundmachung zu erteilen". Kaiser Joseph II. gewährte dem Zeitungswesen eine wesentlich freiere Bewegung. Er erließ das Zensurgesetz vom 11. Juni 1781, durch das die bisherigen Zensurkommissionen in den einzelnen Ländern aufgehoben und nur die Bücherrevisionsämter als untergeordnete Behörden belassen wurden. Die Leitung der Zensurgeschäfte wurde dafür den Landesstellen zugewiesen und diese einer Bücherzensurhauptkommission in Wien untergeordnet. In den Weisungen, die diese Behörden erhielten, war vor allem die Duldsamkeit betont. Wirklich Unsittliches sollte unterdrückt werden, aber Alles, was eine wissenschaftliche Unterlage habe, solle mit Nachsicht behandelt werden. Periodische Schriften solle man nicht sogleich wegen einzelner anstößiger Stellen verbieten. Kritiken, wenn es nur keine Schmähungen wären, sie möchten nun treffen wen sie wollten,

vom Landesfürsten bis zum Untersten, dürften, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken ließe und sich also für die Wahrheit der Sache dadurch als Bürge darstellte, nicht verboten werden. Allein mit dieser plötzlich so großmütig gewährten Freiheit wußte man in Wien nichts rechtes anzufangen, zudem empfand das so lange in geistiger Gefangenschaft gehaltene Volk gar kein besonderes Bedürfnis nach einer reicheren geistigen Nahrung, und so entstanden nur allerlei kleine unbedeutende Zeitungen, die weiter nichts als Auszüge aus fremden Journalen brachten, wie das „Tagebuch aller Neuigkeiten“, die „Zeitung aller Welttheile“, das „Wiener Früh- und Abendblatt“ u. s. w., und kleine Blättchen, die bloß den Klatsch der Stadt zusammentrugen, das „Wienerblättchen“, die „Brieftasche“, der „aufrichtige Postkläpperbote“ u. a. m. Eine längere Zeit, um sich nach und nach zu erheben und sich auszuwachsen, war aber dieser Presse nicht vergönnt. Die josephinische Zeit dauerte nur neun Jahre, und nach ihr brach die geistige Finsternis nur um so nachdrücklicher wieder über sie herein. Ein Hofdekret vom 1. September 1790 erklärte, daß „nach den Regeln der Klugheit“ alle Schriften, welche Uneinigkeit, Lauigkeit in Beobachtung der bürgerlichen oder Religionspflichten, Zweifelsucht u. s. w., nach sich ziehen könnten, eher verboten als zugelassen werden sollten. „Nach diesem Grundsatze sind“, hieß es dann weiter, „künftig alle Schriften, welche öffentliche landesfürstliche Gesetze und Anordnungen kritisiren und tadeln, ganz dem Verbote zu unterziehen, weil durch Verbreitung solcher Schriften die Folgsamkeit des Unterthans und die Vollziehung der landesfürstlichen Verordnungen geschwächt wird“. Diesen Zensurvorschriften folgten in den nächsten Jahren noch verschiedene Verschärfungen. Es wurde verboten, aus den fremden Zeitungen solche Artikel zu nehmen, „welche auf Verbreitung ärgerlicher Erdichtungen und unverschämter Verdrehungen, auf Verwirrung und Erhitzung der Gemüther durch unsinnige Ideen ... abzielen“, und den Censoren aufgegeben, „daß sie in allen jenen Fällen, wo inländische Thatsachen, künftige Verordnungen und Unternehmungen in das Publikum gebracht werden, solche nicht eher zulassen, als bis sie überzeugt sind, daß

jenes, was man vorbringt, mit der Wahrheit übereinstimme". Eine „erneuerte Censurordnung" von 1795 verbot in §. 4 summa summarum „irgend etwas, es sei was es wolle", ohne Bewilligung der Behörde in Druck zu legen und ein Dekret vom 16. April 1803 endlich untersagte den Zeitungen rundum, ohne Auftrag der Landesstelle von inländischen Einrichtungen und überhaupt von österreichischen Regierungsgeschäften eine Erwähnung zu machen. Da nun auch außerdem durch Hofkanzleidekret vom 13. September 1798 den Kaffeehäusern das Abonnieren auf litterarische Journale untersagt worden war, „weil dadurch die von der Zensur verbotenen Bücher in Auszügen zur öffentlichen Kenntnis gelangten" und eine Art von „Lesekabinetten" entstehen könnte, ferner nur solchen politischen Zeitungen der Eintritt in die österreichischen Lande gestattet wurde, die im Sinne des österreichischen Regimes geschrieben waren, so sank das gesamte Zeitungswesen zu vollständiger Bedeutungslosigkeit hinab. „Erbarmungslos war die Wiener Journalistik einer Allgewalt ausgeliefert, welche ihr die Daumenschrauben stets enger und enger anzog, die blos ‚nach den Regeln der Klugheit' richtete, auf Bagatellen Strafen setzte, die aller Vernunft spotteten, gegen die es keine Berufung, keinen Schutz, keinen Rechtsweg gab".*)

---

5. Wiederauftauchen der geschriebenen Zeitungen. Die Berliner geschriebenen Zeitungen des Rathes Ortgies; die Hamburger Bulletins von J. G. Griesch; die Kölnischen geschriebenen Zeitungen des Roderique. Regensburger und Wiener „Zettel". Einfluß und Glaubwürdigkeit der geschriebenen Zeitungen.

Allerwärts also, in Preußen ebensowohl, wie in den vielen kleinen Territorien und Reichsstädten, ganz besonders aber in Österreich, lag im achtzehnten Jahrhundert die Presse in schweren Banden, und durchaus berechtigt war die melancholische Klage, „daß es in Deutschland nicht ein einziges politisches Blatt gebe,

*) Zenker, S. 25—93.

in welchem ein unparteiischer, durch das Studium der Geschichte geläuterter Geist das wechselvolle Spiel unserer Zeiten begleite"*).

Das geistige Leben des achtzehnten Jahrhunderts war aber doch in so energischer Entwicklung begriffen, und zugleich kam es in der politischen Welt fort und fort zu so großen und folgenschweren Umgestaltungen, daß sich die angeregteren Geister mit der Unzulänglichkeit und Kärglichkeit der Zeitungen nicht zufrieden geben konnten. Es wurde nach einem Aushülfsmittel gesucht und dies schließlich in geschriebenen Zeitungen gefunden. Die alte Einrichtung des sechzehnten Jahrhunderts lebte wieder auf, doch nannte man diese Blätter, die bald in der ausführlichsten Weise über alles berichteten, was interessierte und oft genug den niedrigsten Leidenschaften die weitesten Konzessionen machten, jetzt nicht Zeitungen, sondern Bulletins. Nach und nach etablierten sich solche Bulletins-Schreiber in Berlin, Hamburg, Köln, Dresden, Regensburg, Wien, Warschau, London, Paris und versandten ihre Korrespondenzen in regelmäßiger Folge, meist zweimal in der Woche. Abonnenten waren nicht nur Privatpersonen und Zeitungsredaktionen, sondern auch die Kabinete, die durch diese verschwiegenen Mitteilungen oft hinter die geheimsten Machenschaften kamen. Natürlich waren die Regierungen immer eifrig bemüht, im eigenen Lande das Bulletin-Schreiben möglichst zu unterdrücken. So bald ein solcher Korrespondent entdeckt wurde, versicherte man sich seiner und belegte ihn mit harten Strafen.

In Berlin stellte im ersten Drittel des Jahrhunderts besonders der schwarzburg-sondershausensche Rat und Agent Franz Hermann Ortgies reichhaltige und wohl auch ziemlich zuverlässige Bulletins zusammen, die große Verbreitung gewannen und höhere Beamte, Offiziere, Präsidenten und sogar den Herzog von Württemberg zu ihren Abonnenten hatten. Vermöge seiner halbamtlichen Stellung hatte er vielfach Gelegenheit, politische und gesellschaftliche Verbindungen anzuknüpfen, und war so imstande, selbst über die kleinsten und intimsten Vorgänge am Hofe zu

*) J. v. Schwarzkopf, Über pol. Zeitungen in Sachsen 2c. Gotha, 1802. S. VI.

berichten. Aber zu Anfang des Jahres 1735 kam die preußische Regierung der Korrespondenz auf die Spur, ließ durch die Postmeister Nachforschungen anstellen und acht verschiedene Exemplare auffangen. Darauf wurde Ortgies festgenommen und fünf Monate hindurch in einem kalten Gefängnis bei schlechter Nahrung und unter roher Umgebung in Haft gehalten. Erst der Bitte einer Prinzessin gelang es, ihn zu befreien, worauf er Landes verwiesen wurde. Während der Regierungszeit Friedrichs des Großen scheint man zu sehr den Zorn des Königs gefürchtet zu haben; wenigstens sind aus diesen Jahrzehnten keine Bulletins aus Berlin bekannt geworden. Um so üppiger wucherte dann diese Berichterstattung unter Friedrich Wilhelm II. auf. Das „Berliner Bulletin", das ein Steuerbeamter Kunze herausgab, drang bis in die entlegenste Provinzialstadt; selbst Frauen lasen es, da es viele Mitteilungen von dem lustigen Treiben des Hofes in Potsdam brachte und alle die Gerüchte verzeichnete, die damals über die wunderlichsten politischen Unternehmungen umliefen. Der König war über diese Korrespondenz sehr aufgebracht und erließ am 21. Februar 1792 eine Kabinetsordre an das gesamte Staatsministerium, worin er diesem anempfahl, die Bulletins ohne Unterschied bei Festungsstrafe zu verbieten, sowie „die Unterbedienten in allen Dicasteriis, hauptsächlich im Kammergericht, bei Kassation zu verwarnen und anzuhalten, sich allen instruktionswidrigen Correspondirens zu enthalten und namentlich der Mittheilung und Verbreitung solcher Landes- und Dienstgeschäfte, welche nicht publici juris werden sollen." Das Staatsministerium entsprach dem Befehle und machte bekannt, daß es bei der Bestrafung ohne Nachsicht verfahren werde. Trotzdem waren diese Bulletins nicht auszurotten und verschwanden erst 1806 mit dem Zusammenbruch des preußischen Staates.*)

Von den Hamburger Bulletins waren besonders die von Joh. Gottfr. Griesch beliebt, die u. a. auch der Bremer Rat hielt. Die Korrespondenz wurde wöchentlich zweimal, stets drei

---

*) Friedrich Kapp, Berliner geschriebene Zeitungen aus dem vorigen Jahrhundert. (Deutsche Rundschau, Oktoberheft 1879).

Blätter Folio stark, verschickt. Jede beginnt mit einem Artikel Hamburg, dann folgen andere von der Elbe, von Stockholm, Petersburg, Hannover, Dresden, Paris, aus dem Haag, Frankfurt, Berlin. Mehrfach wird erwähnt, daß diese und jene Nachricht von dem österreichischen Residenten in Hamburg, Baron von Kurtzrock, komme. Häufig sind die Nachrichten aus Petersburg, aus dem Haag u. a. als Extrakt aus Partikularschreiben bezeichnet. Man hat da ungefähr die Summe von Nachrichten, namentlich von den falschen, bei einander, die in der Zeit von 1731 bis 1756 in Hamburg zusammenflossen. Die Stimmung, die durch das Ganze hindurchgeht, ist sehr günstig für England, Hannover, Sachsen und den Wiener Hof, recht ungünstig und geringschätzig gegen Preußen und Kaiser Karl VII., reichspatriotisch gegen Frankreich.*) Später, von 1760 bis 1770 gab der Sekretär Dreyer eine geschriebene Zeitung in Hamburg heraus, an der auch der s. Z. sehr beliebte Schauspieler J. C. Brandes mit arbeitete.**)

Aus Köln versandte Roderique, der bekannte Herausgeber der „Gazette de Cologne“, handschriftliche „nouvelles“, und zwar diejenigen Nachrichten, „die er aus Diskretion dem gemeinen Volke eben nicht wollte durch den Druck bekannt machen“. „Diesen geschriebenen Nachrichten“, sagt er in einem Briefe, „müsse er, wenn er dieselben auch etlichen vornehmen Herren für Geld zukommen lasse, da es ja einem Jeden nicht anstehe, das Seinige unentgeltlich zu verschenken, den Charakter der Geheimheit wahren, denn er lasse dieselben wissentlich Niemanden zugehen, der mit Nouvellen Handel treibe; dann würden sie auch Niemandem mitgetheilt, von dessen Redlichkeit und Discretion er nicht alle mögliche Versicherung vermeine erhalten zu haben“. Zu den Abonnenten zählte auch Frierich II.; er bezahlte jährlich 12 Dukaten für das Blatt, allerdings ohne daß es Roderique erfuhr, denn er bezog die Korrespondenz durch den Postmeister in Wesel.***)

*) Droysen, S. 15.

**) Schwarzkopf, Pol. Zeitungen in Hamburg. (Hans. Mag., Bd. 6) u. J. C. Brandes, Lebensgesch. 1799. 3. Bd.

***) Ennen, S. 38.

Die kümmerlich besoldeten Vertreter der kleinen Fürsten und Herren in Regensburg gaben, um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, eine „Regensburger Comitial-Correspondenz“ heraus. Aus Wien ging der weit verbreitete „ordinäre wiener Zettel“ hervor; daneben existierten noch verschiedene andere kleinere Korrespondenzen. Kaiser Leopold I. und Kaiser Franz II. suchten diese Blätter durch verschiedene Verordnungen zu unterdrücken, vermochten sie aber nicht zu beseitigen. Das letzte Verbot gegen sie erging am 4. März 1794, aber noch 1846 fand sich in einem Wiener Kaffeehaus eine geschriebene Zeitung ausgelegt.*)

Für die Nachwelt hat sich von dieser Flut von geschriebenen Zeitungen nur wenig erhalten. Eine wirklich bedeutende Sammlung besitzt nur die Bremer Stadtbibliothek; sie enthält die Jahrgänge 1731 bis 1756 der Grieschschen Zeitung; sonst finden sich immer nur einzelne Reste in den verschiedenen Staatsarchiven, jene Nummern, die aufgefangen wurden und dann die Unterlage zu Prozessen bildeten.

Der Einfluß der geschriebenen Zeitungen auf die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des achtzehnten Jahrhunderts und dann später auf die Geschichtsschreibung ist noch nicht genügend beachtet worden; er ist vielleicht größer und verderblicher gewesen, als man bisher angenommen hat. Verächtlich sagt Friedrich Nicolai im fünften Hefte seiner „Anekdoten von König Friedrich II. von Preußen“ von den Bulletinsschreibern: „Sie fangen die Stadtgespräche der politischen Kannengießer in den Residenzstädten auf und fügen allenfalls gangbare Stadthistörchen und chronique scandaleuse hinzu, wahr oder falsch, und wenn sie nichts erfahren, so erfinden sie etwas“. Diesen Klatsch, der nicht kontroliert und nicht richtig gestellt werden konnte, trugen die geschriebenen Zeitungen in weite Kreise, aus denen er dann in die Memoirenlitteratur und nur zu oft auch in geschichtliche Darstellungen überging. Es vollzog sich dabei allerdings ein gewisser Akt der Gerechtigkeit denjenigen Machthabern gegenüber, die eine offene und freie Presse nicht duldeten; der Historiker

*) A. Wiesner, Denkwürdigk. d. österr. Zensur. S. 329.

sieht sich aber oft vor die schwere Aufgabe gestellt, das viele Falsche und parteiisch Gefärbte von dem wirklich Wahren zu trennen. Bisher ist diesen Bulletins wohl oft zu viel Glaubwürdigkeit beigemessen worden. Mit Recht hat daher Droysen diesem Auswuchse des Zeitungswesens gegenüber die vorsichtigste Quellenkritik empfohlen.

---

6. Die politischen Zeitschriften. Die Leipziger „Europäische Fama", der „Europäische Staatssecretarius", das „Neueröffnete Kriegs- und Friedensarchiv." Die Faßmannschen „Gespräche aus dem Reiche derer Todten."

Viele Fesseln hatten also die politischen Zeitungen verhindert, sich wesentlich zu entwickeln; kaum etwas günstiger gestalteten sich die Verhältnisse bei den politischen Zeitschriften, die teils wöchentlich, teils monatlich erschienen und meist kurzweg als „Journale" bezeichnet wurden. Da sie nicht, wie die Zeitungen, die ja in allen Kaffeehäusern und Weinstuben auslagen, so ohne weiteres in jedermanns Hände kamen, auch ihre Artikel nicht so direkt in den Gang der Ereignisse eingreifen konnten, so wurden ihnen zwar etwas mehr Freiheiten gestattet; immerhin machte sich auch bei ihnen oft genug der allgemeine Druck auf das geistige Leben recht empfindlich bemerkbar.

Als die ältesten und auch angesehensten politischen Journale sind die Leipziger „Europäische Fama", die Danziger „Beiträge zur neuen Staats- und Kriegsgeschichte", der „Europäische Staatssecretarius" und Joh. Gottfr. Haymanns „Neueröffnetes Kriegs- und Friedensarchiv" anzuführen.

Die „Europäische Fama, welche den gegenwärtigen Zustand der europäischen Höfe entdecket", war wohl die verbreitetste deutsche politische Zeitschrift in der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Sie erschien von 1702 ab im Verlage von J. F. Gleditsch in Leipzig und erlangte gleich beim Beginn ihrer Laufbahn durch ein geschicktes Manöver eine gewisse Popularität. Denn als die Nachricht von dem großen Siege Marlboraughs und des Prinzen

Eugen am 13. August 1704 bei Hochstädt in Leipzig eintraf, wurde das Heft der „Fama", das den Siegesbericht enthielt, öffentlich unter das Volk verteilt. Ihre Blüte erreichte die „Fama" unter der Redaktion des „wegen seiner witzigen und angenehmen Schreibart sehr beliebten"*) Sinold von Schütz, der später gräflich Salmscher Geheimer Rat wurde und 1742 zu Laubach starb. Eine Charakteristik der allbeliebten Wochenschrift giebt Chr. Gottfr. Hofmann in seinen 1714 erschienenen „Aufrichtigen und unparteiischen Gedanken über die Journale" u. s. w. „Gegenwärtige ‚Fama'", heißt es dort, hat allzeit eine gute Famam in der gelehrten und politischen Welt gehabt. Die Vorsorge des berühmten Herrn Verlegers hat hierzu nicht wenig beigetragen. Die Accuratesse und Nettigkeit derer vor jedem Theile sich befindenden Portraits hat viele Liebhaber gefunden . . . Über dieses ist die Einrichtung von diesem Journal billig zu loben. Die Herren Autores bedienen sich einer freien und ungezwungenen Schreibart, welche auch geringe Sachen und unnöthige Umstände mit einer Anmuth vorträgt. Sie eröffnen ihre Gedanken und verfallen bisweilen auf lustige und satirische Expressionen, welche dem unordentlichen Appetit derer Leser gemeiniglich gar wohl anstehen. Sie lassen auch Acta Publica, Friedensschlüsse, Briefe, Reden u. w. d. m. von großen Herren in ihr Journal einrücken, damit auch diejenigen ihre Satisfaction finden mögen, welche dergleichen curieuse Piecen conserviret wissen wollen. Ferner muß man auch mit Danke annehmen, daß von großen Herren und anderen bekannten Personen particularia communiciren, welche theils aus einer guten Correspondence, theils particulierten Observation genommen sind, wie denn auch sonsten nichts unterlassen wird, was nur einigermaßen unter die Novitäten und Curiositäten kann gerechnet werden, daß man davon Nachricht zu geben sich nicht bemühen sollte." Doch besaß die „Fama" auch noch unter der Redaktion des eben zitierten Hofmann, der der Nachfolger von Sinold von Schütz wurde, sowie unter der von Karl Wilhelm Gärtner, dem Herausgeber des Sachsenspiegels, und

*) J. J. Mosers Selbstbiogr. 3. Aufl. IV, 146.

unter der des Magisters Gottlob Schumann, der sie von 1730 an als „Neue Fama“ erscheinen ließ, einen großen Leserkreis. Schumann verstand es besonders, der Zeitschrift durch vorsichtige Zurückhaltung über die mißlichen Situationen hinwegzuhelfen, in denen sie sich in den vierziger Jahren, als Friedrich II. Sachsen besetzt hielt, so oft befand. In den fünfziger Jahren, als die Verarmung in Mitteldeutschland mehr und mehr zunahm, ging auch die „Fama“ unaufhaltsam zurück, worauf sie 1756 ihr Erscheinen einstellte. Sie hatte es auf sechsundvierzig Bände mit fast sechshundert Teilen gebracht.

Der „Europäische Staatssecretarius“ war ein heftiger Feind des Franzosentums. Er erschien in Leipzig seit 1734, jedoch mit manchen Unterbrechungen, bis 1755. Das Haymannsche „Neueröffnete Kriegs- und Friedensarchiv“, das von 1744 bis 1754 in Leipzig und Görlitz in 70 Heften herauskam und in der letzten Zeit von Joh. Heinr. Spindler redigiert wurde, vertrat den sächsischen Standpunkt.

Eine „Zerrgestalt historischer Journalistik“ waren die „Gespräche in dem Reiche derer Todten, Nebst dem Kern der neuesten Merkwürdigkeiten und sehr wichtig darüber gemachten Reflectionen“, die von 1718 ab von Daniel Faßmann in Leipzig herausgegeben und von einem großen Leserkreise eifrig gelesen wurden. Sie sind in gewandter Gesprächsform geschrieben, bieten aber einzig und allein nur pikanten Klatsch aus aller Herren Ländern, den Niederschlag der Frivolität des achtzehnten Jahrhunderts. Der 1683 zu Wiesenthal im Erzgebirge geborene Verfasser war ein viel umhergeworfener Gelehrter, der in seiner Jugend verschiedene abenteuerliche Reisen gemacht hatte, dann von 1726 bis 1732 am Hofe des Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen lebte, hierauf sich dauernd in Leipzig niederließ und 1744 auf einer Reise nach Karlsbad starb.

Einen tieferen Wert besaß keins dieser Journale; das meiste, was sie brachten, schöpften sie kritiklos aus dem Haager „Mercure historique et politique“, den sie aber nur selten als Quelle angaben.

Drittes Kapitel.

Das geistige Leben sucht seinen Ausdruck in der schönen Litteratur zu gewinnen.

1. Die große Fehde zwischen Gottsched und den Schweizern. Die „Belustigungen des Verstandes und Witzes". Die Zeitschrift der Schweizer. Die „Bremer Beiträge".

Weit wichtiger, als die politischen Zeitungen und Journale wurden für das geistige Leben der Nation um die Mitte des Jahrhunderts die litterarischen Zeitschriften. Die Epoche dieser Journale des achtzehnten Jahrhunderts hob mit der großen litterarischen Fehde zwischen Gottsched und den Schweizern Bodmer und Breitinger an, die 1740 begann und nach und nach das ganze gebildete Deutschland in seine Kreise zog. Es handelte sich in dieser zunächst darum, daß die Schweizer die immer mehr hervortretende Neigung Gottscheds für die Franzosen verurteilten, während Gottsched die Vorliebe Bodmers und Breitingers für Milton als eine maßlose Überschätzung lächerlich machte. Weiterhin warf Gottsched den Schweizern Überspanntheit und ausschweifende Phantasie vor, während diese den bisherigen Beherrscher des litterarischen Lebens als einen nüchternen Pedanten bezeichneten, der nicht imstande sei, poetisch zu empfinden. Schließlich bildeten sich in diesem litterarischen Streite zwei scharf abgegrenzte feindliche Heerlager heraus, die sich mit größter Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit bekämpften und dabei weit über die ersten strittigen Punkte hinausgingen.

Zur Führung des Kampfes wurden von beiden Parteien litterarische Zeitschriften ins Leben gerufen. In Leipzig gründete ein Anhänger Gottscheds, Johann Joachim Schwabe, 1741 die „Belustigungen des Verstandes und Witzes“, die gleich mit einem komischen Heldengedichte „Der deutsche Dichterkrieg“ begannen, in dem Bodmer unter dem Namen Merbod lächerlich gemacht wurde. Die Schweizer gaben in Zürich die Zeitschrift „Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes“ heraus. Bodmer veröffentlichte hier unter dem Pseudonym Heinrich Effinger eine beißende Satire gegen die Leipziger und ihren „Dichterkrieg“.

Noch verschiedene andere Zeitschriften erstanden, aber nur noch eine, die unter dem Titel „Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ von 1744 bis 1748 von Karl Christian Gärtner herausgegeben wurde, erlangte eine besondere Bedeutung. Der Standpunkt Gottscheds war mehr und mehr ein so einseitiger, er selbst so schroff und störrisch geworden, daß ein Kreis junger sächsischer Schriftsteller nicht mehr den Anschauungen und dem Tone der Schwabeschen Zeitschrift zustimmen konnte und sich daher unter der Leitung Gärtners mit den „Neuen Beiträgen“, oder, wie man sie nach dem Druckorte hauptsächlich nannte, den „Bremer Beiträgen“ ein neues Organ schuf. Dem Kreise gehörten Fr. W. Zachariä, der sich bereits durch sein komisches Heldengedicht „Der Renommist“ einen Namen gemacht, J. A. Ebert, ein gediegener Kenner der englischen Litteratur, Christlob Mylius, der geniale, aber nur zu flüchtige Freund Lessings, Konrad Arnold Schmid, ein Lyriker von feiner Empfindung, der geniale Elias Schlegel, J. Andr. Cramer, Giseke u. a. an. Auch Gellert und der Satiriker Rabener traten bisweilen hinzu, und später erschien auch Klopstock, der im 4. Bande, im Frühjahr 1748, die drei ersten Gesänge seines „Messias“ abdrucken ließ. Die „Bremer Beiträge“ suchten zunächst zwischen den Schweizern und Gottsched und seinem Anhange zu vermitteln, bald aber zeigte es sich, daß sich bei jedem Vermittelungsversuche die Kluft nur noch mehr erweiterte, und

nun sagten sie sich mit aller Entschiedenheit von Gottsched los. Scharf verurteilten sie die geschraubte, hohle Kunstdichtung Gottscheds, und mit jugendlichem Enthusiasmus hoben sie die volkstümliche Dichtung auf den Schild. Mit dem Erscheinen der drei ersten Gesänge des „Messias" siegten sie auf der ganzen Linie. Bodmer brach in Entzücken über die Klopstocksche Dichtung aus, während Gottscheds Einfluß für immer dahin schwand und Spott und Hohn sich über ihn ergoß, weit mehr als er verdient hatte.

Die Gärtner, Zachariä, Ebert, Schmid — Elias Schlegel starb vor der Zeit, und Klopstock beteiligte sich nicht weiter — waren aber doch nicht bedeutend genug, um längere Zeit hindurch eine leitende Zeitschrift erhalten zu können, sie blieben auch nicht lange genug in Leipzig zusammen, um den mündlichen Austausch ihrer Ideen und Anschauungen weiter zu pflegen — Gärtner wurde schon 1745 Hofmeister in Braunschweig und dann 1747 dort Professor der Moral und Beredsamkeit am Karolinum —, und sie entwickelten auch nicht das nötige Geschick, um solchen journalistischen Unternehmen eine weite Verbreitung zu verschaffen. Die weitere Entwicklung der litterarischen Zeitschriften wurde daher von einem ganz anders gearteten Manne herbeigeführt, dem Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai.

---

2. Auftreten Nicolais. Seine „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste". Die Zeitschrift unter Christian Felix Weiße. Nicolais „Briefe, die Neueste Litteratur betreffend". Die „Allgemeine deutsche Bibliothek". Verspottung Nicolais.

Mit Friedrich Nicolai beginnt die Blütezeit der litterarischen Journalistik des achtzehnten Jahrhunderts. Neben einer nie rastenden kaufmännischen Betriebsamkeit und einer großen geschäftlichen Umsicht, besaß Nicolai auch einen feinen Spürsinn für litterarische Talente, mit Hülfe dessen es ihm gelang, sich alsbald einen großen Stab ganz ausgezeichneter Mitarbeiter zusammenzustellen, der die gesammte litterarische Bildung des

damaligen Deutschlands repräsentierte. Dadurch gewann er schnell eine dominierende Stellung im litterarischen Leben, und seine Zeitschriften galten drei Jahrzehnte hindurch als die gewichtigsten kritischen Stimmen.

Nicolai wurde am 18. März 1733 zu Berlin als der Sohn eines Buchhändlers geboren, besuchte das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin und die Schule des Waisenhauses in Halle, eignete sich jedoch den größten Teil seiner Kenntnisse durch unermüdliches Selbststudium an. Eine harmonische Bildung erreichte er aber damit nicht. „Mit dem Eigensinn und der Dünkelhaftigkeit des Autodidakten erzielte er nicht auch die Selbständigkeit des self made-Mannes: zeitlebens fühlte er sich dort am wohlsten, wo er den ganzen Chor aller sogenannten vernünftigen Leute auf seiner Seite hatte".*) Er wurde dadurch zum „konsequentesten Vertreter des Utilitäts- und Aufklärungsjahrhunderts".

Nach seiner Schulzeit widmete auch er sich dem Buchhandel, trat aber auch sofort in das litterarische Leben ein und knüpfte direkt bei dem Mitarbeiterkreise der „Bremer Beiträge" an. Demgemäß war er von Anfang an ein Gegner Gottscheds und bezeugte dies auch gleich bei seiner ersten schriftstellerischen Arbeit „Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe", die er 1753 herausgab, und in der er die Anschauungen Gottscheds bekämpfte, während er Milton in Schutz nahm. In umfassender Weise entwickelte er dann seine Ansichten über die litterarischen Verhältnisse zwei Jahre später in der Schrift „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland". Er wendete sich hier nicht nur gegen Gottsched, sondern auch gegen die Schweizer, die ebensowohl, wie der ehemalige Gewaltige in Leipzig, in Einseitigkeit befangen seien, und wies dann auf das Drama hin, dem man sich vor allem zuwenden müsse, wenn man eine bessere Zukunft der deutschen Dichtung herbeiführen wolle. Doch dies nicht allein, man müsse auch eine strengere Handhabung der

*) Minor, Lessings Jugendfreunde (Kürschners D. Nat.-Litt. Bd. 72) S. 279.

Kritik einführen, denn so lange man das Mittelmäßige für erträglich halte, werde man den verderbten Geschmack nicht bessern. Mit diesen Grundanschauungen erwarb er sich die Freundschaft Lessings und Moses Mendelssohns, und unter der Ägide dieser wagte er nun sein erstes großes journalistisches Unternehmen, die Gründung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste“, der ersten deutschen Zeitschrift großen Stils. Lessing hatte in Gottfried Dyk in Leipzig den Verleger beschafft. Das erste Stück der Zeitschrift erschien zur Ostermesse 1757. Nicolai erklärte darin, daß die Bemühungen der Verfasser zwar hauptsächlich dahin gingen, die Beredsamkeit und die Dichtkunst zu fördern, doch würden sie auch, davon überzeugt, daß die schönen Künste durch die genauesten Bande mit einander verknüpft seien, Malerei, Kupferstecher-, Bildhauer- und Baukunst, wie auch Musik- und Tanzkunst mit in den Kreis ihrer Betrachtung ziehen, mit der besonderen Absicht, zu zeigen, „daß, des Eigenen ohnerachtet, das jede Kunst für sich habe, dennoch alle Künste in ihren Grundregeln übereinstimmen“. Das Hauptgewicht legte er aber auf die Förderung des Dramas, dessen Bedeutung für die Entwickelung der Litteratur er ja schon in seinen „Briefen“ betont hatte. „Sowie der Verbesserung, als auch der Geschichte des deutschen Theaters“, sagte er, „werden wir uns besonders befleißigen ... Doch werden wir auch von Zeit zu Zeit einige Nachrichten von auswärtigen Schaubühnen einfließen lassen, und wir hoffen besonders, von den neuesten Begebenheiten des französischen Theaters ordentliche Nachrichten geben zu können, wie auch das engländische Theater aus einem solchen Augenpunkte zu zeigen, daß man sehen wird, wie schätzbar es ist, und wie elend die Urtheile einiger seichten Köpfe sind, die es verachten, ohne es anders zu kennen, als aus den Machtsprüchen eingebildeter Kunstrichter, die weder das Theater überhaupt, noch die Sprache und das Genie der engländischen Nation zu beurtheilen wissen“. Dieses Programm hielt Nicolai auch fest; er selbst bot gleich im ersten Hefte eine Abhandlung über das Trauerspiel und veröffentlichte weiterhin die verschiedenartigsten Artikel über das deutsche und ausländische Theater, u. a.

eine Besprechung von Lillos berühmtem Drama „Der Kaufmann von London", das einen so großen Einfluß auf die Entwickelung des deutschen Dramas ausgeübt hatte, und von Goldonis Lustspielen, die damals einen Siegeszug durch Europa machten. Zudem setzte er jährlich einen Preis von fünfzig Thalern für das beste Trauerspiel aus, was in jener Zeit des frischen Emporblühens unserer dramatischen Litteratur entschieden befruchtend wirkte. Den ersten Preis gewann J. F. v. Cronegk mit seinem Trauerspiel „Codrus".

Die hauptsächlichsten Mitarbeiter waren Mendelssohn, Hagedorn, Lippert u. a.; Lessing, der 1755 von Berlin nach Leipzig übergesiedelt und mit anderen litterarischen Arbeiten beschäftigt war, steuerte nur wenige und auch nur unbedeutende Beiträge bei, dagegen besorgte er eine Zeit lang die Korrektur und hie und da eine Redaktionsarbeit.

Trotz dieses freieren Schwunges, dieses erweiterten Gesichtskreises, konnte sich die „Bibliothek" aber doch nicht zu einer Führerrolle emporschwingen. Die Redaktion hatte zwar gesagt, daß sie der Gewohnheit der deutschen witzigen Köpfe, einander nur immer zu streicheln und über alle Maßen zu loben, nicht folgen wolle, aber sie wagte doch niemals einen entscheidenden Schlag, entfaltete auch nicht genug eignen künstlerischen Sinn, sondern beharrte, wie Hettner hervorhebt, in der altväterischen und zopfigen Anschauung, daß nur das Moralisierende und Lehrhafte als der einzige und höchste Endzweck der Dichtung und Kunst hinzustellen sei. Diesen Mangel an einem tieferen Einfluß mochte Nicolai auch bald selbst empfinden; es war ihm daher ganz erwünscht, daß sich ihm im Herbst 1759 Gelegenheit bot, in geschickter Weise die „Bibliothek" auf andere Schultern zu legen. Durch das Ableben seines älteren Bruders, der bisher die väterliche, mittlerweile wesentlich vergrößerte Buchhandlung weiter geführt hatte, sah er sich genötigt, das Geschäft, in dem auch sein Vermögen steckte, fortan selbst zu leiten, und übertrug nun, da er jetzt auf die Messen von Danzig und Leipzig gehen müsse, die Redaktion der „Bibliothek" dem Leipziger Schriftsteller Christian Felix Weiße.

Mit Christian Felix Weiße trat ein Mann von vollständig anderen Grundsätzen und Anschauungen an die Spitze des Unternehmens. Weiße stand in dem Litteraturkreise Leipzigs. Geboren am 28. Januar 1726 zu Annaberg in Sachsen, kam er schon als neunzehnjähriger Student nach Leipzig und lebte dann dort, einige Reisen abgerechnet, ununterbrochen in glücklichen Verhältnissen bis zu seinem am 16. December 1804 erfolgten Tode. In seinen zahlreichen poetischen Schöpfungen suchte er vor allem der großen Menge zu gefallen. Durch seine „Scherzhaften Lieder" im Tone Hagedorns und Gleims, die allgemein ansprachen, von denen aber Lessing sagte, daß zwei Drittel von ihnen hätten ungedruckt bleiben können, seinen vielen Lustspielen und Trauerspielen, die auf allen deutschen Bühnen gegeben wurden, seinen Singspielen und komischen Opern, deren Lieder man auf allen Gassen sang, und schließlich auch durch einen „Kinderfreund", den er von 1775 bis 1784 herausgab, war er nächst Gellert der populärste deutsche Dichter des achtzehnten Jahrhunderts. Einen höheren Gesichtspunkt nahm er aber in keinem einzigen dieser Werke ein, und zu einem solchen schwang er sich auch nicht bei der Leitung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" empor. Über den Gesichtskreis eines Rabener, Gleim, Uz u. a., wie über die veralteten ästhetischen Lehrsätze eines Batteux, ging er nie hinaus; dagegen suchte er möglichst vielseitig zu sein; Garve, Engel, Gerstenberg, Kästner, Clodius, Thümmel und selbst Winckelmann waren seine Mitarbeiter, die alle neu erschienenen Werke über Philosophie, Philologie, Kunst, Ästhetik und Geographie — von Geschichte, Naturwissenschaften und Theater wurde abgesehen — eingehend besprachen. Doch wachte der Herausgeber der „Bibliothek" sorgfältig darüber, daß alles vermieden wurde, was zu Streitigkeiten führen konnte. Den Zwist mit den Schweizern hatte er von Nicolai mit übernehmen müssen, aber er suchte ihm bald die Spitze abzubrechen und führte auch schließlich wieder eine Annäherung an Bodmer herbei.

Bei dieser Farblosigkeit und dieser Pedanterie konnte die „Bibliothek" kein richtiges Abbild ihrer Zeit geben. Alles, was

in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in unserer Litteratur durch Gärung ans Licht strebt, schreibt Minor, der Biograph Weißes*), wird in dieser Zeitschrift rücksichtslos totgeschwiegen oder mit einem bedächtigen Räsonnement abgefertigt. Weiße setzte eine wahre Ehre darein, keiner Partei anzugehören, um es mit den andern nicht zu verderben. Alle Aufforderungen, sich in den Kampf der Geister zu mischen, wies er ab, und zu den Angriffen schwieg er still. Weder die Bodmer, noch die Klotze, noch die Riedel, noch die Lessinge, noch die Herder, gleichviel ob sie lobten oder schimpften, vermochten ihn seinem Stillschweigen zu entreißen. Dieses Verhalten Weißes war in seinem letzten Grunde aber doch nicht Friedensliebe, sondern hochmütige Verachtung fremder Interessen und Mangel an Verständnis für die große Litteraturperiode, die sich vor seinen Augen entwickelte.

Die „Bibliothek“ übte daher auch nur in den ersten Jahren ihres Bestehens einen gewissen Einfluß aus, weiterhin galt sie zwar als eine gewisse litterarische Zentrale, durch deren Mitteilungen man sich gern unterrichtete, auf deren Urteil man aber wenig gab; am Ende des Jahrhunderts war sie bis zur Bedeutungslosigkeit hinabgesunken. Weiße leitete sie unter dem bisherigen Titel bis 1765 und dann als „Neue Bibliothek“ bis zu seinem Tode 1804, doch erst 1806 ging sie endlich ein.

Die Hoffnungen, denen sich Nicolai bei der Gründung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ hingegeben hatte, waren also nicht in Erfüllung gegangen. Lessing, der seit 1758 wieder in Berlin lebte, unterbreitete daher dem Freunde bereits im Sommer 1758 ein neues Projekt. Die Form dieses neuen Journales sollte zwangloser sein; im bequemen Briefton sollte man sich freier gehen lassen, dabei aber über das litterarische Gebiet nicht hinausschweifen. Um den Briefen einen bestimmten allgemeinen Charakter zu geben, schlug Lessing vor, sie an einen im Felde

*) J. Minor, Ch. F. Weiße und seine Beziehungen zur deutschen Litt. des 18. Jahrh. Innsbr. 1880 und J. Minor, Lessings Jugendfreunde (Kürschners Deutsche National-Litteratur, Bd. 72).

verwundeten befreundeten Offizier zu richten. Er selbst dachte hierbei an seinen Freund Ewald von Kleist.

Nicolai ging sofort auf das Projekt ein, und so erschien bereits am 4. Januar 1759 das erste Heft der „Briefe, die Neueste Litteratur betreffend", mit denen Deutschland sein erstes kritisches Journal von wirklicher Bedeutung erhielt, „das", wie Gödeke in seinem „Grundriß" hervorhebt, „der werdenden Litteratur eine freie Bahn brach, auf das Altertum zurückging und den Engländern, besonders auch Shakespeare, gerecht zu werden suchte".

Außer Lessing arbeiteten zunächst nur Nicolai und Mendelssohn mit. Lessing entwickelte sofort die großen allgemeinen Gesichtspunkte, von denen eine wirklich wertvolle Kritik ausgehen müsse. „Die Güte eines Werkes", sagte er, „beruht nicht auf einzelnen Schönheiten; diese einzelnen Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachteiligen Zergliederung abstehen und das Werk so wie der Philosoph die Welt betrachten." Weiterhin entwickelte er, daß unsere Dichtkunst vor allem dahin streben müsse, national zu sein, eine wirklich deutsche, die aus dem innersten Wesen und Leben des Volkes hervorgehe, in der sich daher das geistige Wesen und der Lebensgehalt der Gegenwart rein und unbefangen abspiegeln würde. Dann fegte er mit energischer Hand mitten in die vielen Dichterlein hinein, die mit ihren Reimspielereien und ihrem anakreontischen Getändel wunder was für liebliche Poesie zu zeitigen vermeinten. Nur weniges bestand vor seiner Kritik, Ewald von Kleists und Gerstenbergs Gedichte und Gleims Kriegslieder. Dagegen mußte sich schon Klopstock manches gefallen lassen. Das Empfindungspathos leide nicht selten an Gedankenleere, und die prächtigen Tiraden der geistlichen Lieder seien „so voller Empfindung des Dichters, daß der Leser oft gar nichts dabei empfinde". Dem jungen Wieland aber, der sich in jener Zeit in seraphischer Überschwänglichkeit gefiel, las er sehr nachdrücklich den Text und machte ihm klar, daß er ganz falsche Wege wandele.

Natürlich erregte dieses energische und rücksichtslose Auftreten Lessings in weiten Kreisen Angst und Schrecken und rief viele heftige Erwiderungen hervor, besonders von seiten der Anhänger Klopstocks; aber Lessing nahm davon nur wenig Notiz. Leider stellte er bereits 1760 bei seinem abermaligen Weggange von Berlin, als das Unternehmen erst bis zum 7. Teile fortgeschritten war, seine regelmäßige Mitarbeit ein und lieferte später nur noch zwei Beiträge. Die hauptsächlichsten Verfasser der „Briefe“ wurden jetzt Nicolai, Mendelssohn und der geniale Thomas Abbt, der aber noch in zu jugendlichem Alter stand, um mit der hoheitsvollen Gemessenheit eines Lessing die Spreu vom Weizen zu sondern. Nicolai wendete sich in dieser Zeit besonders gegen die Nachahmer Youngs und die sentimentale Frömmelei der Jünger Klopstocks. Weiterhin wurden Resewitz, Grillo und Sulzer Mitarbeiter der „Briefe“, vermochten aber dem Unternehmen kein neues Leben einzuhauchen, so daß es mit dem 24. Teile im Jahre 1765 einging.

Nicolai hatte mittlerweile bereits den Plan zu einem neuen Journale entworfen, das, auf die breiteste Grundlage gestellt, alle bisher dagewesenen übertreffen sollte. Das ganze litterarische Leben der Nation beabsichtigte er hier widerzuspiegeln; alle Erscheinungen desselben sollten hier besprochen und auf ihren wahren Wert und ihre wirkliche Bedeutung geprüft werden. Als Titel wählte er die Bezeichnung „Allgemeine deutsche Bibliothek“.

Mit außerordentlicher Umsicht und Energie ging er ans Werk. Bald hatte er einen großen Kreis von bedeutenden Mitarbeitern, Philosophen, Historiker, Politiker, Archäologen, Philologen, Juristen, Mediziner, Physiker, wie Herder, Merck, Schlözer, Heyne, Eschenburg, Knigge, Musäus, Engel, Ersch, Böttiger, Biester, Griesbach, Sprengel und viele andere, um sich versammelt, deren Einsendungen er mit nie ermüdender Sorgfalt genau durchkorrigierte und zurechtstutzte, damit das ganze Journal nie den Charakter der Einheitlichkeit verlor und stets den Eindruck machte, als sei es von Anfang bis zu Ende von ein und derselben universellen Feder verfaßt worden. Daß es bei diesem Verfahren des Redakteurs nicht ohne Eigenmächtigkeiten und Gewaltthätigkeiten

abging, ist selbstverständlich; aber Nicolai wußte sich immer mit vielem Geschick durch alle diese Klippen hindurchzuwinden, so daß er sein System vierzig Jahre lang aufrecht erhalten konnte und mit ihm der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ wenigstens in den beiden ersten Dezennien eine dominierende Stellung verschaffte.

Der erste Band erschien bereits 1765 im Nicolaischen Verlage, und darauf gehörte die Zeitschrift über fünfundzwanzig Jahre zur Hauptstütze der Nicolaischen Buchhandlung. Als jedoch das Wöllnersche Regiment durch seine harte Zensur der „Bibliothek“ viele Schwierigkeiten bereitete, gab sie Nicolai 1792 an Bohn in Hamburg ab, wo sie die trübe Wöllnersche Zeit auch glücklich überstand; dagegen erfuhr sie einige Jahre später noch einen harten Schlag. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution wurde die Zeitschrift von orthodoxer Seite beschuldigt, die frevelhaften französischen Grundsätze auch in Deutschland verbreitet zu haben, worauf sie von 1799 bis 1801 in Preußen verboten wurde. Sie wurde in dieser Zeit in Kiel verlegt. Nach Wiederaufhebung des Verbotes nahm sie Nicolai aufs neue in Verlag und leitete sie noch bis 1806. Mit den Anhängen und Registern hatte sie es bis auf dritthalbhundert Bände gebracht, zu der 154 Mitarbeiter beigesteuert hatten.

Der breite Boden, auf dem die „Allgemeine deutsche Bibliothek“ stand, war der der deutschen Aufklärung. Sie focht unablässig für die Rechte des gesunden Menschenverstandes, unaufhörlich gegen Schwärmerei, Kryptokatholizismus, Pfaffenherrschaft und Unduldsamkeit, „die sie“, wie Geiger sagt, „bis in ihre äußersten Schlupfwinkel verfolgte und selbst da aufsuchte, wo sie sich gar nicht befand.“ Sie ging also zwar hie und da zu weit, allein sie erwarb sich trotz alledem das große Verdienst, daß sie überall für die einfachen Wahrheiten eintrat und die vielen theologischen Zänkereien und Silbenstechereien jener Zeit als unreligiös verurteilte. Später jedoch, als Goethe neue Ideale auf den Thron hob, vermochte Nicolai diese Gedankenflüge nicht mitzumachen; die „Bibliothek“ stellte sich dem jungen Heros mehr und mehr feindlich gegenüber und wurde schließlich das Organ des Rückschritts.

Dafür überschütteten nun Goethe und die Seinen den alten Kämpen mit Spott und Hohn. Verächtlich auf ihn herabblickend, rief der junge Titan:

„Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen:
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schürt mich der Berliner Bann,
Geschmacklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen."

Und als Nicolai nun gar in Folge heftiger Kopfkongestionen eines Tages — allerdings eine seltsame Ironie des Schicksals bei einem Manne, der Zeit seines Lebens gegen Aberglauben und Gespensterfurcht gekämpft hatte — bei hellem Sonnenlicht Geister zu sehen vermeinte, benutzte Goethe diesen pathologischen Zufall und machte ihn im zweiten Teile des „Faust" als „Proktophantasmist" mit den Versen lächerlich:

„Ei, der ist eben überall.
Was andre tragen, muß er schätzen,
So ist der Schritt so gut als nicht geschehn.
Am meisten ärgert ihn, sobald wir vorwärts gehn.
Wenn ihr euch so im Kreise drehen wolltet,
Wie er's in seiner alten Mühle thut,
Das hieß' er allenfalls noch gut,
Besonders, wenn ihr ihn darum begrüßen solltet."

Auch Ludwig Tieck und A. W. Schlegel fielen über ihn her; der erstere karikierte ihn in seinem „Zerbino" und ließ ihn beim jüngsten Gericht, als man ihn weder im Himmel, noch in der Hölle haben wollte, in die leere Nichtigkeit verweisen, und Schlegel höhnte, da Nicolai jetzt plötzlich Geister gesehen habe, so wünsche er nun auch einmal den seinigen zu sehen und verspreche dem, der ihm die Mittel angebe, das schwierige Unternehmen auszuführen, eine entsprechende Belohnung.

Da war es denn ganz natürlich, daß er in den Augen des neuen Geschlechtes mehr und mehr zum Vertreter der kläglichsten Plattheit hinabsank, zum Hauptträger des alten Zopfes, und als dieser, als der Repräsentant der Philisterwelt des achtzehnten

Jahrhunderts, gilt er im großen und ganzen noch heute. Seine Verdienste, die er sich in der ersten Hälfte seines Lebens erwarb, bleiben dabei unbeachtet. Dabei thut man ihm aber bitter Unrecht, und darum hat auch schon Biester gleich nach seinem am 6. Januar 1811 erfolgten Tode auf seine große und erfolgreiche Lebensarbeit hingewiesen. „Die Allgemeine Deutsche Bibliothek war ein Werk von solchem Umfange über unser gemeinschaftliches deutsches Vaterland“, schrieb er, „und von solchem Einfluß auf alle Provinzen desselben, wie keine Nation ein ähnliches aufzuweisen hatte. Nun erst erfuhr Deutschland, was überall litterarisch in ihm vorging; es lernte sich selbst kennen und kam eben dadurch in nähere Verbindung mit sich selbst .... Daher hat dieses Werk eine Wirksamkeit geäußert, die eine wahre Revolution von der heilsamsten Art in allen Teilen der Wissenschaft und Kultur, ja in der ganzen Denkungsweise des deutschen Volkes hervorbrachte. Wer drei kritische Werke begründet und herausgegeben hat, wie die Leipziger Bibliothek, die Litteraturbriefe und die Allgemeine Bibliothek, und zwar zu einer Zeit, wo nichts Ähnliches vorhanden war, der kann ruhig zusehen, wenn nachher mit frischer Kraft jüngere Kämpfer in die Laufbahn eintreten, die von ihm schon durchmessen worden ist“.

---

3. Weitere litterarische Zeitschriften. Klotz und seine „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften“. Gerstenbergs „Schleswigsche Merkwürdigkeiten“. Die „Frankfurter gelehrten Anzeigen“. Das „Göttingische Magazin“ von Lichtenberg und Forster. Die in das Litteraturleben des 19. Jahrhunderts hinüberleitenden Litteraturzeitungen von Jena und Halle.

Neben den Zeitschriften Nicolais sproß aber sehr bald noch eine Fülle von andern litterarischen Blättern empor, von denen zwar kein einziges auch nur annähernd den Einfluß der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ zu gewinnen vermochte, die aber doch trotz alledem — jedes in seiner Art — eine gewisse Wirkung auf das damalige geistige Leben ausübten. Zuerst sind da zu nennen die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften“, die direkt

als Konkurrenzunternehmen der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" auftrat, die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur" und die „Frankfurter gelehrten Anzeigen", in denen ein neuer Geist, der der Stürmer und Dränger, sich geltend machte, sodann das „Göttingische Magazin der Wissenschaften und Litteratur", das den Überschwang der Stürmer zu mäßigen suchte, und endlich die Litteraturzeitungen von Jena und Halle, die die Verbindungsglieder zwischen dem Litteraturleben des achtzehnten und dem des neunzehnten Jahrhunderts darstellen.

Der Begründer der „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften" war der vielberufene Geheimrat Professor Christian Adolf Klotz in Halle. Die Zeitschrift erschien von Herbst 1767 bis dahin 1771. Klotz (geb. 1738, gest. 1771) war ein reich begabter, aber leichtfertiger und charakterloser Mann, der ohne strenge Arbeit eine große Rolle in der litterarischen Welt spielen wollte und sich daher, als er sich in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" nicht genug gelobt sah, sein eigenes kritisches Organ gründete. Hier schlug er aber einen so hochfahrenden und groben Ton an, daß er sehr bald mit aller Welt in Fehde geriet und Lessing bereits im Februar 1768 an Nicolai schrieb: „Das ist doch unleidlich, was die Kerle in Halle sudeln!" Und als sich dann Klotz in pöbelhafter Weise auch an Lessing selber vergriff, da erhob sich dieser zornsprühend, und es spielten sich nun jene berühmten „Klotzischen Händel" ab, in denen Lessing in glänzender Dialektik die litterarische Bedeutung des eitlen Klotz für alle Zeiten vernichtete.

Die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur", nach dem Druckorte Schleswig meist „die Schleswigschen Merkwürdigkeiten" genannt, wurden von 1766 bis 1767 von Heinrich Wilhelm von Gerstenberg herausgegeben, der sich später hauptsächlich durch seine Tragödie „Ugolino", das erste dramatische Denkmal der Sturm- und Drangperiode, bekannt machte. In den „Briefen" wendet er sich gegen die trockene Lehrhaftigkeit der Dichtungen, er verlangt die Äußerungen wirklicher dichterischer Begeisterung, den Schwung und das Feuer des Genius. Darum wies er auf die sonnige Heiterkeit des Ariost und den geist-

sprühenden Witz des „Don Quixote" hin, machte auf die Gefühlsinnigkeit der volkstümlichen Dichtungen aufmerksam und pries das tiefe Gemüt, das aus den nordischen Göttersagen, der Edda und den altdänischen Volksliedern spreche. Klopstock empfing aus diesen Darlegungen die Anregung zu seinen Bardengesängen. Vor allem aber trat Gerstenberg für die hohe Bedeutung Shakespeares ein, die damals noch nicht genügend erkannt wurde. „Er hat Alles", ruft er aus, „den bilderreichen Geist der Natur in Ruhe und der Natur in Bewegung, den lyrischen Geist der Oper, den Geist der komischen Situation, sogar den Geist der Groteske; und das Sonderbarste ist, daß Niemand sagen kann, diesen hat er mehr und jenen weniger." Aber Gerstenberg erklärt sich in seiner Begeisterung auch für die Shakespearesche „Regellosigkeit", er will nicht mehr das nach den althergebrachten Regeln gezimmerte Drama, das sich nur steif bewegen könne, sondern ein tiefergreifendes Seelengemälde ohne einschnürende Fesseln. Lessing warnte zwar sofort in seiner Dramaturgie, mit der Verwerfung der Gesetze der französischen Tragik nicht zugleich alle Gesetze der Tragik zu verwerfen, und hob energisch hervor, daß sich die Tragödie von der Richtschnur der Aristotelischen Dichtlehre keinen Schritt entfernen könne, allein das emporstürmende junge Dichtergeschlecht kümmerte sich nicht um diese Warnung; Gerstenberg selbst schrieb den schon genannten ungeheuerlichen „Ugolino", in dem alle Qualen des Hungertodes geschildert werden, und Lenz, Klinger, Wagner u. a. folgten seinem Beispiele.

In noch mannigfaltigerer Weise, als in den „Schleswigschen Merkwürdigkeiten", kamen die Ansichten der Stürmer und Dränger in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" zum Ausdruck, allerdings nur in dem Jahrgange von 1772. Unter dem Titel „Frankfurter Gelehrte Zeitung" hatte das Blatt schon seit 1736 bestanden, aber es war bisher nur ein trockenes und recht unbedeutendes Gelehrtenblatt gewesen; mit dem Jahre 1772 dagegen, nachdem der fürstlich Waldeckische Hofrat Deinet es durch Kauf an sich gebracht und zur Mitarbeit „eine Gesellschaft Männer" gewonnen hatte, „die", wie es in der Ankündigung hieß, „ohne

alle Autorfesseln und Waffenträgerverbindungen im Stillen bisher dem Zustande der Litteratur und des Geschmacks hiesiger Gegend als Beobachter zugesehen", errang es sich schnell ein großes Ansehen und bedeutenden Einfluß. Die „Gesellschaft freier Männer" bestand allerdings auch aus Merck, Herder, Schlosser und vor allem aus dem jungen Goethe, der soeben seine Schwingen zu regen begann. Wie in der kurzen Nachricht an das Publikum gesagt wurde, sollte das Blatt, das nunmehr den Titel „Frankfurter gelehrte Anzeigen" führte, kein Repertorium aller gelehrten Bücher sein, sondern vielmehr nur die gemeinnützigen Artikel in der Theologie, Jurisprudenz und Medizin, hingegen das Feld der Philosophie, der Geschichte, der schönen Wissenschaften und Künste in seinem ganzen Umfange umfassen. Besonders werde man auch auf die englische Litteratur sein Augenmerk richten. Wie Goethe in „Wahrheit und Dichtung" berichtet, war Merck zunächst der geistige Lenker des Unternehmens, bald aber bildete sich unter den Mitarbeitern ein engeres freundschaftliches Verhältnis heraus, das einen ganz ungezwungenen Verkehr zur Folge hatte. „Wer das (zu besprechende) Buch zuerst gelesen hatte", so erzählt Goethe weiter in seinen Lebenserinnerungen, „der referirte, manchmal fand sich ein Correferent; die Angelegenheit ward besprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte sich zuletzt ein gewisses Resultat ergeben, so übernahm Einer die Redaction . . Mir fiel sehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu scherzen und sodann bei Gegenständen, denen ich mich gewachsen fühlte, die mir besonders am Herzen lagen, selbständig aufzutreten". Dadurch wurden diese Besprechungen zu einem ganz rückhaltlosen ästhetischen Glaubensbekenntnisse der Sturm- und Drangperiode. Besonders der junge Goethe ließ seinem Genius frisch, frei und froh die Zügel schießen, so daß nach Jahrzehnten noch der gealterte Goethe sich dieser übermütigen journalistischen Thätigkeit mit Vergnügen erinnerte. Die Abhandlungen seien Ergießungen seines jugendlichen Gemütes gewesen, sagt er in „Wahrheit und Dichtung", wild, aufgeregt und flüchtig hingeworfen, rückhaltslos leidenschaftliche Bekenntnisse seiner jugendlichen Gesinnungsweise. Aber sie

bedeuteten für ihn auch noch mehr, sie brachten Klarheit in seine ästhetischen Anschauungen und förderten in ihm früher, als dies z. B. bei Schiller der Fall war, die „Besonnenheit des Künstlers“. Sie sind daher für die Kenntnis des jungen Goethe sehr wichtig, und es ist infolgedessen, da die Exemplare der Zeitschrift mittlerweile sehr selten geworden sind, ein Neudruck des Jahrganges von 1772 mit einer umfangreichen Einleitung von Wilhelm Scherer hergestellt worden.*) Leider kann nicht mehr vollständig festgestellt werden, welche Artikel, die sämtlich anonym erschienen, vollständig von Goethe verfaßt wurden. Goethe selbst hat 37 Kritiken als von ihm herrührende in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen, dabei aber gleich vorsichtig bemerkt, es habe ihm bei dieser Auswahl doch die bestimmte Erinnerung gefehlt, daß er wirklich der Verfasser jeder einzelnen Kritik gewesen; er habe die gewählt, „an denen er sich wiedererkannte“. In der That hat er denn auch verschiedene Rezensionen sich zugeschrieben, die neuerdings für andere Autoren bezeugt worden sind, dagegen hat Scherer eine ganze Anzahl von Besprechungen, die Goethe nicht in Anspruch nahm, für Goethesche Erzeugnisse erklärt. Im 37. Bande der „Sophien-Ausgabe“ von Goethes Werken hat dann Wilkowski die von Scherer dem jungen Goethe zugewiesenen Artikel auf ein viel bescheideneres Maß zurückgebracht und dabei zugleich festgestellt, daß den größten Teil der Arbeit Merck und Schlosser lieferten. Zugleich erklärt Wilkowski, daß das, was Goethe in „Wahrheit und Dichtung“ über die Art, wie die „Anzeigen“ zustande gekommen, geäußert habe, durchaus unglaubhaft sei. Der Forschung steht also hier noch ein interessantes Feld offen.

Beim Schlusse des Jahres 1772 löste sich die „Gesellschaft freier Männer“ auf, besonders weil die Geistlichkeit Frankfurts auf Betreiben des bekannten Hamburgischen Hauptpastors Johann Melchior Göze in korpore die Abstellung des heterodoxen ärgerlichen Tones in den „Anzeigen“ verlangt und den Verleger wiederholt wegen „Unfug und Mißstand“ hatte verurteilen lassen.

*) Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Nr. 7 u. 8: Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. Heilbronn, 1883.

Goethe schrieb in der letzten Nummer des Jahrganges das Abschiedswort, die „Nachrede", und ließ sich dabei vom Schalk die Feder führen, indem er versicherte, daß es im neuen Jahre das eifrigste Bestreben der Herausgeber sein werde, allen Beschwerden, die im Laufe des verflossenen Jahres erhoben worden seien, so viel wie möglich abzuhelfen. Diejenigen Rezensenten, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen, seien gewillt, ihrem kritischen Leben ein Ende zu machen.

Die Leitung der „Gelehrten Anzeigen" kam nun in die Hände untergeordneter Geister, worauf das Blatt alle Bedeutung verlor und 1790 einging.

Als ein Nachklang aus der „Gesellschaft freier Männer" sind die „Blätter von deutscher Art und Kunst" zu betrachten, die Möser mit Herder und Goethe 1773 herausgab. Herder veröffentlichte in ihnen seine Abhandlung „Über Ossian und die Lieder alter Völker", sowie einen Aufsatz über Shakespeare.

Mit dem „Göttingischen Magazin der Wissenschaften und Litteratur", das von 1780 bis 1782 von G. Ch. Lichtenberg und Georg Forster herausgegeben wurde, erhob sich eine den Stürmern und Drängern abgeneigte Stimme. Die beiden Redakteure waren gereifte Männer, denen die sentimentalen Überschwänglichkeiten und die genialischen Ungeheuerlichkeiten der emporstürmenden Jugend durchaus zuwider waren. Beide hatten sie ihren Geschmack in England gebildet und verlangten daher vor allem Maß und echte Natürlichkeit. Gegen die sogenannten Originalgenies, „die fluchen und schimpfen wie Shakespeare, leiern wie Sterne, sengen und brennen wie Swift und posaunen wie Pindar, und die doch nur zum Namen Genie kommen, wie die Kellerasseln zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viel Füße haben, sondern weil die Meisten sich nicht die Mühe nehmen, bis auf vierzehn zählen zu wollen", bot Lichtenberg seinen ganzen beißenden Witz auf, und bei seinem Widerwillen gegen alles Formlose übersah er denn auch das wirklich Geniale in Goethes „Götz von Berlichingen". Einen tieferen Einfluß gewann die Zeitschrift nicht, die neue Zeit ging über sie hinweg, ohne sich viel um sie zu kümmern; doch hat Goethe Zeit seines Lebens eine Ab-

neigung gegen Lichtenberg gehegt und auch dessen witzige Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche nie recht gelten lassen.

Die jenaische „Allgemeine Litteraturzeitung“ wollte sich über den Streit der Parteien erheben und stellte auch in der That im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens das vornehmste kritische Journal dar, eine wirkliche „Trägerin des lebendigen Geistes der Gegenwart“; doch wurde auch sie schließlich in einen großen Kampf hineingezogen, und der litterarische Hader, der sich nun entspann, blieb mit seiner Heftigkeit nicht hinter dem Gottsched-Bodmerschen zurück. Das Blatt wurde unter Beihülfe von Bertuch und Wieland 1785 von Christian Gottfried Schütz gegründet. Dieser (geboren 1747 zu Derstädt, seit 1779 Professor in Jena und von 1804 bis zu seinem Tode 1832 Professor in Halle) war ein hochgebildeter Philologe, ein fein empfindender Ästhetiker und ein gewandter Stilist. Es gelang ihm, mit Unterstützung des Juristen Gottlieb Hufeland das Blatt rasch zu hohem Ansehen zu bringen, wobei ihm allerdings auch die Sympathien Goethes für das Unternehmen sehr förderlich waren. Als die hervorragendsten Mitarbeiter sind Schiller, Kant, L. F. Huber, W. v. Humboldt, Körner, A. W. Rehberg, A. W. Schlegel, J. B. v. Alxinger und Joseph Schreyvogel zu nennen. Entscheidend für die Entwicklung der „Litteraturzeitung“ war es, daß sie sich gleich von anfang an auf die Grundanschauungen der neuen Kantschen Philosophie stellte, die soeben alle bedeutenden Geister zu beschäftigen begann. Doch brachte diese Richtung das Journal auch in große Gefahr. Die Verdüsterung, die seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. in Preußen eingetreten war und sich auch Kant gegenüber empfindlich bemerkbar gemacht hatte, übte ihre Wirkung bis Jena aus. Die preußische Regierung machte Miene, das freimütige Blatt in ihren Landen zu verbieten, was so ziemlich einer vollständigen Unterdrückung gleichgekommen wäre; doch gelang es den Vorstellungen der herzoglichen Regierung, diese Gewaltmaßregel noch rechtzeitig abzuwenden. Es mußte aber in Berlin die Versicherung abgegeben werden, man werde künftig in Weimar dafür Sorge tragen, daß nichts „Unzulässiges“ mehr in dem Blatte gedruckt werde.

Im übrigen wurde die „Litteraturzeitung" sehr energisch den litterarischen Bestrebungen in Weimar und Jena dienstbar gemacht, sogar in einer Weise, die wir heute — in Sachen der Reklame doch wesentlich feinfühliger und empfindlicher geworden — bei einem hochstehenden Autor nicht mehr billigen würden. So fand z. B. Schiller keinen Verstoß gegen den point d'honneur darin, die Hefte der „Horen" von Referenten besprechen zu lassen, die direkt von Cotta, dem Verleger der „Horen", bezahlt wurden. Er kontrolierte auch die Manuskripte dieser Rezensionen vor dem Druck und achtete darauf, daß der Schein der Unparteilichkeit gut gewahrt wurde. Zugleich schrieb er sehr befriedigt an Goethe: „Wir können so weitläufig sein, als wir wollen, und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publikum doch alles vormachen muß".

Der große litterarische Kampf, den die „Allgemeine Litteraturzeitung" auszufechten hatte, wandte sich gegen eine neue Richtung, die sich sehr ungestüm ein Terrain zu erobern und ihre neuen ästhetischen Anschauungen mit kecker Dreistigkeit geltend zu machen suchte. Die Vertreter dieses neuen Glaubens waren neben dem schon genannten A. W. Schlegel dessen Bruder Friedrich, Ludwig Tieck, Fichte, Schelling u. a., also die Romantiker. Diese sprengten die Regeln der Antike, proklamierten die Willkür des Dichters und setzten an die Stelle der abstrakten Forderungen der Kantschen Lehre das „Recht der lebendigen Persönlichkeit". Als A. W. Schlegel 1795 durch Schillers Vermittlung Mitarbeiter der „Allgemeinen Litteraturzeitung" wurde, war die neue Bewegung noch nicht in Fluß gekommen, Schütz konnte also den jungen kenntnisreichen und äußerst fleißigen Schriftsteller herzlich willkommen heißen und ihm nach und nach eine große Menge von Arbeiten für seine Zeitschrift anvertrauen. Mit der Übersiedelung Friedrich Schlegels nach Jena änderte sich aber die Situation. Friedrich hatte einen sehr anstößigen Roman „Lucinde" geschrieben und in diesem erklärt: „Für mich und für diese Schrift, für meine Liebe zu ihr und für ihre Bildung in sich, ist kein Zweck zweckmäßiger, als der, daß ich gleich anfangs das, was wir Ordnung nennen, vernichte, weit von ihr entferne und mir das Recht

einer reizenden Verwirrung deutlich zueigne und durch die That behaupte". Für einen solchen Autor konnte die „Allgemeine Litteraturzeitung" nicht eintreten, sie vermochte überhaupt der ganzen Richtung der Romantiker nicht zuzustimmen, und als sich das schließlich klar herausstellte, brachen die Schlegel und ihre Freunde in großer Erregung mit Schütz. „Die ‚Allgemeine Litteraturzeitung' wurde die Zielscheibe der heftigsten Ausfälle", schreibt Haym*), „der Prügelknabe, gegen welchen alles dasjenige losgelassen wurde, was die neue Schule gegen die alte, was ihr rücksichtsloser Radikalismus gegen den Geist der Halbheit und des Moderantismus, der unphilosophischen Seichtigkeit und der fachgelehrten Pedanterie auf dem Herzen hatte". Am heftigsten wurde Schelling, der ein förmliches Manifest gegen die „Allgemeine Litteraturzeitung" veröffentlichte. In diesem warf er sich als der berufene Verteidiger des neuen durch den Bund mit Poesie und Kunst charakterisierten wissenschaftlichen Zeitgeistes auf und schmähte die Zeitschrift als das zurückgebliebenste, verrottetste Institut, als eine „Herberge aller niedrigen Tendenzen und Leidenschaften", als einen von Pöbeleien wimmelnden „Abgrund von Gemeinheit und Schlechtigkeit". Durch solche ungemessene Grobheiten schadeten sich nun allerdings die Romantiker nur selbst; immerhin war der Bruch mit den jungen Geistern für die „Allgemeine Litteraturzeitung" verhängnisvoll. Die Mitarbeiter, die ins Lager der Romantiker übergingen, konnten nicht genügend ersetzt werden, und da außerdem Schütz in der Hitze des Gefechts ebenfalls manchen Fehlgriff that, so büßte die Zeitschrift mehr und mehr ihre bisherige Vornehmheit ein, und viele Abonnenten wandten sich von dem Blatte ab.**) Diese mißliche Lage fiel außerdem noch zusammen mit einer allgemeinen Kalamität der Universität Jena. Infolge der verschiedensten Ursachen verließ nach und nach eine ganze Menge bedeutender Professoren die Hochschule; man sprach schließlich von einem förmlichen Exodus; auch die Zahl der Stu-

*) R. Haym, Die romantische Schule. Berl. 1870. S. 730 u. ff.

**) Ausführliches über den Kampf zwischen der „Allgemeinen Litteraturzeitung" und den Romantikern in Schütz' Leben, von seinem Sohne. Halle 1834, 2 Bde.

denten sank bedenklich. Dadurch litt das Ansehen der Universität sehr empfindlich, und das wirkte natürlich auch auf die „Allgemeine Litteraturzeitung" zurück; das ganze Institut geriet ins Schwanken.

Da lag es denn nahe, daß auch Schütz Auswanderungsgelüste bekam und gern einen Ruf nach Halle annahm, wo die Universität unter der eifrigen Unterstützung der preußischen Regierung neu zu blühen begann. In Weimar aber wirkte dieser Entschluß Schützes, mit dem natürlich auch der Verlust der „Allgemeinen Litteraturzeitung" verbunden war, geradezu deprimierend. Es lag die Gefahr nahe, daß die Universität vollständig versande und veröde. Sofort faßte daher Goethe, als er im August 1803 durch Hegel die erste Nachricht von der Absicht des Professors Schütz erhielt, den Entschluß, für Jena einen Ersatz zu schaffen, eine neue Litteraturzeitung ins Leben zu rufen; ja, er ließ sogar durch seinen Ablatus, den Major von Hendrich, nicht bloß der Akademie, sondern auch „allen treuen Bürgern der Stadt Jena" erklären, daß die Zeitung erhalten bleiben werde. Das hieß dann allerdings so viel, als wenn in Halle eine neue Litteraturzeitung gegründet werden solle, was die Anhänger von Schütz natürlich zu Gegenerklärungen veranlaßte. Doch waren diese Plänkeleien nicht von Belang, ernster dagegen mußten die Schwierigkeiten genommen werden, die die preußische Regierung wegen Zulassung der Zeitung in Preußen erhob. Goethe wandte sich hier mit einem selbstverfaßten Promemoria direkt an den preußischen Minister Grafen von der Schulenburg und erreichte auch, daß alle weiteren Bedrückungen von Berlin aus unterblieben. Zum Leiter des Blattes wählte er H. K. A. Eichstädt, einen vorzüglichen Latinisten, der, 1772 zu Oschatz geboren und in Schulpforta ausgezeichnet vorgebildet, bereits seit 1797 Honorar-Professor in Jena und zugleich Gehülfe in der Redaktion der „Allgemeinen Litteraturzeitung" war. Zu Mitarbeitern suchte er alle seine Freunde und alle ihm nur einigermaßen näher bekannte Persönlichkeiten von Bedeutung zu werben. Er schrieb an Zelter, Johannes Müller, den berühmten Hallischen Philologen F. A. Wolf, den Philosophen Niethammer,

den Juristen J. A. Reichardt, an Schleiermacher, den „geistreichen Mann“, wie es in dem Briefe hieß, „der originelle Blicke in viele Fächer hinwirft“, Steffens, Brinkmann, Thibaut und selbst an seinen alten Freund F. H. Jacobi. In einem Konzepte zu einem Briefe, der aber nicht zur Absendung gelangte, sagte er im Hinblick auf seine rege Thätigkeit für die neue Litteraturzeitung: „Ich will Dir gestehen, daß ich in alter Weise, vielleicht ein wenig inconsiderat, Kräfte und Zeit zu diesem Geschäft engagirt habe, die ich vielleicht anderen Arbeiten hätte widmen sollen, zumal da die letzten Decennien drängen und Oekonomie gebieten. Ich müßte aber ein Lump sein, wenn ich in dem Augenblicke, da zwanzigjährige Miethlinge ihren Posten verlassen, nicht wacker bei denen stehen sollte, die solchen Posten, in welchem Sinne auch, behaupten mögen“.

Auch das Programm des neuen Blattes wurde sorgsam erwogen. Den Kantischen Standpunkt, den die alte „Litteraturzeitung“ vertreten hatte, wollte man fallen lassen und sich der neueren Richtung der Naturphilosophie zuwenden, sich aber dabei eines freien Urteils nicht begeben; im übrigen sollten zum Vorteil der Sache mehr darstellende und begünstigende, als tadelnde und widerwärtige Beurteilungen gegeben werden. Den belletristischen Wust gedachte man möglichst kurz abzuthun; am liebsten hätte man die Rubrik „Belletristik“ ganz aufgegeben und dafür eine Rubrik „Artistik“ eingesetzt, in der man sich dann nur mit wahren Kunstwerken befaßt hätte. Auch die politischen Schriften, die bisher von A. W. Rehberg sehr verständig besprochen worden waren, wollte man möglichst bei Seite lassen. „Mögen doch Völker und Gouvernements sehen, wie sie mit einander fertig werden“, schrieb Goethe an Eichstädt. „Erst, wenn ihre Händel zu Papier geworden sind, dann gehören sie für eine allgemeine Litteraturzeitung, und ein Litterator kann Gott danken, daß er das Weltwesen historisch zu traktiren befugt ist“. Und als Gentz verlangte, die „Litteraturzeitung“ möge „dem verderblichen politischen Einflusse Frankreichs“ entgegentreten, mahnten Goethe und der Minister C. G. von Voigt ernstlich ab. Der Welt- und Staatsmann müsse freilich für den Augenblick für eine gewisse

Seite, um nicht zu sagen Partei, handeln und schreiben, meinte Goethe; der Litterator dagegen und noch mehr der Leiter einer litterarischen Zeitung befinde sich in einer ganz andern Lage: er könne da ruhig sein, wo jener wirke, abwarten, wo jener dränge, dulden, was jener unerträglich finde, ja, er müsse entgegengesetzte Parteien reden lassen.

Nachdem so die Grundlinien des neuen Unternehmens festgestellt worden waren, wurde das Blatt unter dem 30. September 1803 angezeigt und erschien sodann vom Beginn des Jahres 1804 an unter dem Titel „Jenaische Litteratur-Zeitung". Goethe bot gleich in der ersten Nummer einen wertvollen Aufsatz über die letzte Weimarische Kunstausstellung mit einer Entwicklung von Polygnots Gemälde in der Lesche von Delphi und lieferte auch in der Folge eine ganze Reihe von Abhandlungen und Rezensionen, ja er sah sogar die Druckbogen anderer Rezensionen durch und machte auch Vorschläge für die Haltung des Blattes in diesem und jenem Falle. Es ist daher auch nicht mit Unrecht gesagt worden, daß er wenigstens in den ersten Jahren gewissermaßen Oberredakteur der „Litteraturzeitung" gewesen sei. Jedenfalls setzte er die ganze Macht seiner Persönlichkeit für sie ein und gab dadurch der Universität Jena einen neuen Halt.

Der Erfolg erfüllte Goethe mit großer Freude. „So ein kleines Ländchen wir auch sind", schrieb er an Johannes Müller, „so sind doch in litterarischen Unternehmungen diejenigen nicht schwach, die die Geister kommandiren, und wir können es hierin kecklich jeder großen Provinz in Deutschland bieten". Immerhin ging es mit dem Blatte doch nur sehr langsam vorwärts, ja, die hallische „Allgemeine Litteraturzeitung" entwickelte sich sogar lebhafter, als die jenaische Zeitschrift. Sie hatte eben ein günstigeres Terrain, wurde auch von Berlin aus eifrig unterstützt und erhielt außerdem in dem umsichtigen und vielseitig gebildeten Joh. Samuel Ersch (geb. 1766, gest. 1828) einen ausgezeichneten Mitredakteur. Doch hatte sie von Herbst 1806 ab schwer unter der Willkür zu leiden, mit der Napoleon gegen die Universität Halle verfuhr, konnte sich auch nach der napoleonischen Zeit nicht wieder genügend kräftigen und ging schließlich mit dem Tode

Schützes 1832 ein. Die „Jenaische Litteratur-Zeitung“ überstand dagegen die Kriegszeit etwas besser; Napoleon sagte der Universität Jena seinen Schutz zu, so daß die Zeitschrift leidlich über die schlimmen Jahre hinweg kam. Doch hörte die Mitarbeit Goethes nach und nach auf, was für das Blatt einen großen Verlust bedeutete, da Eichstädt allein nicht im Stande war, es ferner auf der bisherigen geistigen Höhe zu erhalten. Zudem war Eichstädt mit der Zeit weit mehr auf den pekuniären Ertrag der Zeitung, als auf die Vertiefung ihres geistigen Inhalts bedacht. Düntzer wirft ihm sogar vor, er habe sie schließlich „rein als ‚melkende Kuh‘ betrachtet“; hatte er sich doch nach und nach nicht weniger denn fünf Rittergüter zu erwerben vermocht. Trotzdem war die „Jenaische Litteratur-Zeitung“ doch immer noch ein vornehmes Blatt, und Goethe konnte auch noch 1820 gelegentlich der Beantwortung einer Anfrage Eichstädts an diesen schreiben: „Ew. Hochwohlgeboren haben mir zum schönsten Frühlingstag eine sehr angenehme Empfindung gegönnt, indem Sie mich an die Zeit erinnern, wo wir mit Muth und Kühnheit ein Unternehmen begannen, welches unter so mancherlei Zufälligkeiten durch Ihre Thätigkeit und Beharrlichkeit noch den besten Fortgang hat. Mit sehr vielem Vergnügen betrachte ich die Tüchtigkeit so vieler Recensionen in allen Fächern“.

Die Zeitschrift überlebte denn auch ihre hallische Rivalin um ein Beträchtliches; Eichstädt gab sie noch bis zum Schlusse des Jahres 1841 heraus, worauf er sich bis zu seinem 1848 erfolgten Tode ganz der Verwaltung seiner Güter widmete; von 1842 ab erschien sie sodann unter dem Titel „Neue Jenaische Litteratur-Zeitung“, bis die Stürme von 1848 auch sie in den Orkus hinabrissen.*)

*) Eingehend wird die Gründung und Förderung der „Jenaischen Litteraturzeitung“ besprochen in Goethes Briefwechsel mit Eichstädt, herausgegeben von Woldemar Frhrn. v. Biedermann, Berl. 1872; Ergänzungen dazu finden sich in der „Sophien-Ausgabe“ von Goethes Werken, Bd. 16 und 17 der vierten Abteilung.

Viertes Kapitel.

Die zunehmende politische Erregung giebt den Zeitschriften mehr und mehr eine politische Grundstimmung.

1. Die vornehmsten freiheitlich gesinnten Zeitschriften: Wielands „Mercur", Schubarts „Deutsche Chronik", Weckherlins Journale, Schlözers „Staatsanzeigen".

In den bisher charakterisierten Journalen wurden die rein litterarischen und ästhetischen Interessen in der ausgiebigsten Weise vertreten; daneben kam eine politische Meinung nur langsam zum Ausdruck. Es fehlte für eine solche an großen allgemeinen Anschauungen und Zielen. Das Deutsche Reich bildete ein Konglomerat von nahezu 300 so gut wie ganz souveränen und 1500 so gut wie halb souveränen (reichsritterschaftlichen) Territorien, in denen man sich gegenseitig chikanierte und über die kleinlichste Kirchturmspolitik nicht hinaus kam. Der Gedanke, gemeinsam etwas für das Reich zu unternehmen, lag den bürgerlichen Kreisen noch in der Mitte des Jahrhunderts vollständig fern. Wieland erzählt, in seiner Kindheit sei ihm viel gesagt worden von Pflichten gegen Gott und den nächsten, auch wohl beiläufig ein Wort von Pflichten gegen die Obrigkeit, gegen Ihre Römische Kaiserliche Majestät, den Bürgermeister und Rat der löblichen Reichsstadt, von der Pflicht, ein deutscher Patriot zu sein, aber nichts; deutsch (im politischen Sinne) sei damals ein unbekanntes Wort gewesen.

Allmählich regte sich aber das Volksbewußtsein trotz alledem.

Das Auftreten Friedrichs II. und der Befreiungskampf in Nordamerika rüttelten das gesamte deutsche Volk sehr energisch aus seiner philiströsen Versunkenheit auf, und als dann die französische Revolution grollend emporstieg, wurde nach und nach ganz Deutschland in die lebhafteste Aufregung versetzt. Dadurch entwickelte sich denn auch der Boden für eine neue Gruppe von Zeitschriften, in denen nicht mehr der litterarische und ästhetische, sondern der politische Gedanke den Grundton bildete. Diese Zeitschriften sind erheblich mannigfaltiger und gehaltvoller, als die bisherigen litterarischen, und bedeuten daher einen wesentlichen Fortschritt in der deutschen Journalistik.

An der Spitze dieser neuen Gruppe steht „Der Teutsche Mercur" von Christoph Martin Wieland, mit dessen Erscheinen sich auch der Übergang von der litterarischen Zeitschrift zu dem von den Gesichtspunkten der neuen Zeit aus geleiteten politischen Journale vollzieht. Wieland*) war allerdings kein Politiker von Fach, sondern Gelehrter und Dichter, aber bei der Lebhaftigkeit, mit der er das ganze äußere Leben betrachtete, mußten ihn auch die großen Weltbegebenheiten, die sich vor ihm entwickelten, heftig packen, und er empfand nun das Bedürfnis, die großen Zeitfragen zu erörtern. Doch kam er hierbei über den Standpunkt des geistreichen Dilettanten, des ehrenwerten Bürgers und Familienvaters nicht hinaus; das aber genügte, um seinen Ausführungen einen großen Leserkreis zu verschaffen und den „Mercur" mehrere Jahrzehnte hindurch zum beliebtesten Journale in ganz Deutschland zu machen.

Bei der Gründung des „Mercur" ging Wieland von dem Wunsche aus, Deutschland ein Journal zu geben, wie es Frankreich in dem berühmten „Mercure de France" besaß. Nebenbei hoffte er dadurch, daß er den „Mercur" in eigenen Verlag nahm und auch seine dichterischen Erzeugnisse hier zum ersten male zum Abdruck bringen wollte, seine Einnahmen etwas aufzubessern. Die Zeitschrift erschien vom Jahre 1773 ab in Weimar, wohin Wieland 1772 von der Herzogin Anna Amalia als Er-

*) J. G. Gruber, Christoph Martin Wieland, 2 Bde. Lpzg. 1815—16; Karl Wilh. Böttiger, Das Leben Karl August Böttigers. Lpzg. 1837.

zieher des Erbprinzen Karl August und Prinzen Konstantin berufen worden war, in Monatsheften von durchschnittlich 6 Bogen in klein Oktav. Im Jahre 1789 erhielt sie den Titel „Neuer teutscher Mercur".

Um sie auch in Österreich einzuführen, hatte sie Wieland „Ihro Röm. Kayserlicher Majestät" zugeeignet, allein die Römische Kayserliche Majestät wurde hiervon nicht berührt, und es fehlte nur wenig, so wäre der „Mercur" in Wien eben so rücksichtslos verboten worden, wie einige Zeit vorher des Dichters „Agathon". Auch sonst stellten sich dem neuen Journale sofort allerlei Hindernisse entgegen. Die ersten Bände wurden schamlos nachgedruckt, und die Buchhändler zeigten wenig Geneigtheit, die aus einem Selbstverlage hervorgegangenen Hefte zu verbreiten.

Aber nach und nach erwarb sich das Journal allerwärts im großen Publikum eine solche Gunst, daß kleinliche Rancünen ihm nichts mehr anhaben konnten, und jeder Gebildete es für angezeigt hielt, regelmäßig von dem Inhalte der schlichten Weimarischen Hefte Kenntnis zu nehmen. Es giebt daher auch wohl kein Memoirenwerk aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, in dem der „Mercur" nicht des öftern erwähnt wird.

Diese allgemeine Beliebtheit gründete sich zum Teil auf die Wielandschen Dichtungen, die im „Mercur" veröffentlicht wurden. Gleich im Jahrgange von 1774 begann der Abdruck der „Abderiten", denen dann 1780 der „Oberon" und weiterhin eine ganze Reihe von Erzählungen folgte. Ferner hob sich das Ansehen des „Mercur" durch die wertvollen dichterischen und wissenschaftlichen Beiträge vieler hervorragender Männer. Schiller spendete 1788 „Die Götter Griechenlands", die großes Aufsehen und zum Teil lebhaften Widerspruch hervorriefen, 1789 die Erzählung „Ein Spiel des Schicksals", das Gedicht „Die Künstler" und die Jenenser Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" Von Goethe erschienen 1788 und 1789 einige Aufsätze über seine italienische Reise. Der Philosoph Reinhold, der sich auch eine zeitlang an den Redaktionsarbeiten beteiligte, veröffentlichte im „Mercur" philosophische und religionsgeschichtliche Abhandlungen.

Es darf aber angenommen werden, daß die politischen Artikel des „Mercur" die Leser sehr bald weit mehr angezogen haben, als die litterarischen, und zwar nicht blos die über die französische Revolution, sondern auch die über die sonstigen staatlichen Verhältnisse. Doch bildeten naturgemäß die Ereignisse in Frankreich das Hauptinteresse.

Eine Begeisterung ohnegleichen hatte die weitaus größte Mehrzahl der Gebildeten Deutschlands beim Beginn der französischen Revolution erfaßt. Klopstock, Kant, Fichte, Voß, Campe, Friedrich von Stollberg und viele andere begrüßten sie mit überschwänglichen Hoffnungen. In einer Ode an die französischen Generalstände sang Klopstock:

Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon;
Die Morgenschauer dringen den Wartenden
Durch Mark und Bein: o komm', du neue,
Labende, selbst nicht geträumte Sonne!

Und der Berliner Pastor Jenisch feierte im „Mercur" die neue Zeit, die jetzt für alle Völker anbrechen sollte, mit den Strophen:

Getrost mein Geist! Noch sind für Hochgefühle
Der Menschheit und ihr heil'ges Recht
Nicht alle Busen kalt: es wanken zitternd Königsstühle,
Der Mensch bleibt nicht mehr Knecht!

Auch Wieland wurde durch die Vorgänge in Frankreich in einen hellen Enthusiasmus versetzt. Er hatte von je her weltbürgerlichen Ideen gehuldigt und sah diese nun in dem Vorgehen der französischen Nationalversammlung verwirklicht. „Daß eine große Nation", schrieb er im Maiheft des Jahres 1790, „die sich in die Notwendigkeit versetzt sieht, das Recht des Stärkeren gegen ihre Unterdrücker geltend zu machen, ihre Stärke mit solcher Weisheit gebraucht und, indem sie sich in die unverjährbaren Rechte des Menschen und des Bürgers wieder einsetzt, sich eine Staatsverfassung giebt, die ein mit dem letzten Zweck der Gesellschaft übereinstimmendes Ganzes ist, das hat die Welt noch nie gesehen, und der Ruhm, ein solches Beispiel zu geben, scheint der französischen Nation aufbehalten zu sein". Und als es bereits

im Frühjahr 1790 in Paris zu schlimmen Ausschreitungen kam, ließ er sich doch keineswegs in seinen Hoffnungen und Erwartungen erschüttern. „Es ist mir schlechterdings unmöglich", versichert er im Juniheft von 1790, „um der wirklichen oder erdichteten Greuel willen, deren sich der Pariser Pöbel schuldig gemacht hat, weniger überzeugt zu sein, daß die Revolution ein notwendiges und heilsames Werk oder vielmehr das einzige Mittel war, die Nation zu retten und aller Wahrscheinlichkeit nach, glücklicher zu machen, als es noch jemals eine andere gewesen ist". Er preist sein Geschick, „bis zu dieser Epoche gelebt zu haben, wo die kultivierteste Nation von Europa das Beispiel einer Gesetzgebung liefert, die, lediglich und allein auf Menschenrechte gegründet, in allen ihren Teilen und Artikeln immer der klare Ausspruch der Vernunft ist". Als sich dann aber das Bild von Frankreich mehr und mehr verdüstert und nach Mirabeaus Tode die vollständige Anarchie hereinbricht, verzweifelt auch Wieland an einer glücklichen Lösung der Verhältnisse. Er erklärt im Juliheft von 1791, daß seit den groben Unbilden des Pariser Volkes vom 18. April, in denen die thatsächliche Unfreiheit des Königs klar zu Tage gekommen, es auch dem parteilosesten Zuschauer widerwärtig sein müsse, nur noch ein Wort über die französische Revolution zu verlieren. Ein Volk, das frei sein wolle und in zwei vollen Jahren noch nicht gelernt habe, daß Freiheit ohne unbedingten Gehorsam gegen die Gesetze in der Theorie ein Unding und in praxi ein unendlich schädlicherer und verderblicherer Zustand sei, als asiatische Sklaverei, — ein Volk, das auf Freiheit poche und sich aller Augenblicke von einer Faktion von Menschen, die ihr Heil nur im Unheil des Staates finden könnten, zu Handlungen, deren Kannibalen sich schämen würden, aufsetzen und hinreißen lasse, — ein solches Volk sei, aufs gelindeste gesagt, zur Freiheit noch nicht reif.

Später lenkte er dann wieder etwas ein. Der Wunsch, eine große Nation zu sehen, sagt er, die, genötigt, das Recht des Stärkeren gegen ihre Unterdrücker geltend zu machen, nun auch ihre Stärke mit Weisheit brauche, habe ihn verleitet, ein so hartes Urteil auszusprechen. Es sei aber wohl nicht richtig, zu sagen,

die Franzosen seien noch nicht reif zur Freiheit, vielleicht seien sie, ihrer sittlichen Fäulnis wegen, richtiger überreif zu nennen. Dabei betont er, um den Angriffen von Voß und Schubart zu begegnen, aufs neue, daß die Sache des französischen Volkes die Sache der ganzen Menschheit sei.

Allein die Greuel der Septembermorde, die Hinrichtung des Königs und die Schreckensherrschaft von Robespierre stimmen ihn mehr und mehr herab, und schließlich erklärt er im Aprilheft von 1798 im dritten „Gespräche unter vier Augen“, daß nur ein Diktator dem armen Lande helfen könne, und daß der thatkräftige junge General Bonaparte alle Haupteigenschaften für einen solchen besitze.

Schon anderthalb Jahre später hatte Wieland die Genugthuung, zu sehen, daß er richtig geurteilt hatte; am 9. November 1799 (am 18. Brumaire) sprengte Bonaparte den Rat der Fünfhundert, riß die Gewalt an sich und rettete Frankreich vom Untergange.

Neben Frankreich war es dann nach dem Thronwechsel von 1797 vor allem Preußen, das die Aufmerksamkeit der politischen Welt auf sich zog. Allgemein fragte man sich: Wird der junge König Friedrich Wilhelm III. den aus den Fugen gegangenen Staat Friedrichs des Großen wieder zusammen zu fassen vermögen? Gleim suchte Wieland lebhaft für Preußen zu interessieren, und da außerdem bekannt wurde, daß der „Mercur“ durch die Königin Luise auch in die Hände des Königs kam, so richtete Wieland seine „Gespräche unter vier Augen“, die er im Februarhefte von 1798 begann, eigens für den König ein. Ganz besonders eindringlich wandte er sich im vierten Gespräche (im Maiheft) an den König. Er wirft die Frage auf, welche Staatsform die beste sei, und stellt dann folgende Grundsätze auf: Jeder soll frei sein, aber nicht alle sollen gleich sein. Deshalb sollen Verträge geschlossen werden, welche den freien Mann fest mit dem Herrscher verbinden. Jedoch ist kein Volk berechtigt, sich für sich selbst oder gar für seine Nachkommen der bloßen Willkür anderer Menschen zu unterwerfen. Absolute despotische Demokratie, Aristokratie und Monarchie sind drei gleich fehlerhafte und

verwerfliche Regierungsformen. Weil sie der menschlichen Natur Gewalt anthun, so können sie von keiner Dauer sein, wenn sie sich nicht durch ihre innere Organisation ebensowohl, als durch die Verwaltung, einer „vermischten Form" nähern. Durch Religion, altes Herkommen, Sitte, Korporationen und feststehende Rechtspflege haben sich die Gewalthaber die Hände gebunden und Grenzen gesetzt. Die Notwendigkeit, zur Verhütung eines größeren Übels ein kleineres so lange, bis es ganz unerträglich werde, zu dulden, sei beinahe das Einzige von Seiten des Volkes, und ein an blinden Gehorsam gewöhntes Heer beinahe das Einzige von Seiten des Despoten, was in solchen Staaten sowohl die Sicherheit des Volkes, als der Regierung ausmache. Die Verschiebung einer furchtbaren Katastrophe hänge von der unbestimmten Wirkung nicht immer hinlänglich moralischer Ursachen ab, z. B. von seiner Liebe zur Person des Fürsten. Ihre Beschleunigung könne dagegen durch zufällige Ereignisse leicht bewirkt werden. Schon die bloße Staatsklugheit verlange, solchen Möglichkeiten zuvorzukommen und das noch freiwillig zu thun, was man später vielleicht zu thun gezwungen sein würde. Natürlich könnten die Staaten ebensowenig ewig dauern, wie andere einzelne Körper, aber es bleibe darum doch wahr, daß schon mancher Staat durch ein „unzertrennliches Band" zwischen Regierung und Volk seine Dauer für Jahrhunderte hätte verlängern können. „Der Ruhm, aus eigner Bewegung der Stifter einer solchen Staatsverfassung zu sein", schließt dann Wieland, „ist, wenn mich meine Ahnung nicht trügt, irgend einem weisen und großmütigen Könige in dem nächstkommenden Jahrhundert aufbehalten. Denn wie viele Ursachen auch die Briten haben mögen, in dieser Hinsicht auf die ihrige stolz zu sein, so zeigt doch ihr gegenwärtiges augenscheinliches Sinken, daß sie wesentliche Fehler in ihrer Anlage haben müssen, welche der verbessernden Hand der weisesten Klugheit bedürfen. Indessen könnte sie immer, da sie doch die einzige in dieser Art ist, einem künftigen Lykurg zum Muster dienen, sowohl dessen, was nachzuahmen, als dessen, was zu vermeiden oder besser zu machen wäre."

Es ist aber wohl anzunehmen, daß Friedrich Wilhelm III.

diesen politischen Anschauungen keineswegs zugestimmt hat. Noch nach Jahrzehnten verhielt er sich einer Verfassung gegenüber durchaus ablehnend. Auch Wieland mochte fühlen, daß er den gewünschten Eindruck nicht machte, und wagte nun noch einen weiteren Schritt. Im Oktoberhefte von 1798 führte er in den „Gesprächen unter vier Augen“ den König selbst unter dem Namen Telemach als inkognito reisenden Fürsten ein und ließ ihn dort das Bekenntnis thun, daß er allerdings keine bedeutenden Fähigkeiten besitze, daß aber auch Marc Aurel nur mittelmäßig veranlagt gewesen sei, seine Anlagen aber zu einem hohen Grade von Vollkommenheit ausgebildet habe. Leider sei allerdings die Ausbildung der Fürstensöhne heutzutage meist mangelhaft. Doch gäbe es auch noch manche andere Möglichkeit, ein Volk glücklich zu machen, zum Beispiel — und nun läßt Wieland einmal seinen weltbürgerlichen Phantasien die Zügel schießen — die Krone niederzulegen, den besten Mann im Reiche zum Könige zu machen, oder sich von dem Direktorium in Paris einen Obergeneral und einen Commissaire du gouvernement auszubitten, mit deren Hülfe die Monarchie in ein Filial der französischen Republik umgeschaffen werden könnte.

Doch scheint auch Wieland selbst über diese Gedankengänge schließlich etwas betroffen gewesen zu sein. Er erwidert (als Geron) dem „Fremden“, daß man so weit doch nicht gleich zu gehen brauche. Ein Fürst, dem die Idee einer Vollkommenheit vorschwebe, sei bereits mehr, als er zu sein glaube. Ernster und fester Wille würden ihn antreiben, sich keine Mühe verdrießen zu lassen, um die fehlenden Kenntnisse zu erlangen; die mit seinem Bestreben verbundene anhaltende und zweckmäßige Übung seiner Geisteskräfte werde diese unvermerkt so sehr entwickeln, stärken und schärfen, daß sie völlig zureichen würden, dem ganzen Umfange des königlichen Amtes Genüge zu thun.

Auch diese Erörterungen blieben wirkungslos; es ist sogar sehr fraglich, ob sie Friedrich Wilhelm III. überhaupt gelesen hat. Selbst im großen Publikum machten sie keinen Eindruck, sie müssen sogar mißfallen haben, denn Böttiger, der seit Anfang der neunziger Jahre Wieland als Hilfsredakteur unterstützte und seit 1796

die Arbeiten der Herausgabe ganz allein besorgte, erwiderte Gleim auf dessen Drängen, die Sache Preußens noch weiter in patriotischer Weise im „Mercur" zu vertreten, daß die Monatsschrift durch die letzten Arbeiten Wielands an Abonnenten verloren habe und man deshalb das beregte Thema nicht weiter verfolgen wolle.

Doch scheint auch sonst der „Mercur" dem Geschmacke des Publikums jetzt nicht mehr genügend entsprochen zu haben. Seine Zeit war vorüber, wie die Wielands. Das Blatt erhielt sich aber noch mühsam bis zum Jahre 1810. Wieland selbst überlebte seine Zeitschrift noch um drei Jahre; er starb erst am 13. Januar 1813, fast achtzig Jahre alt.

Neben den „Mercur" Wielands stellte sich schon im Jahre 1774 Schubarts „Deutsche Chronik", in der der Herausgeber besonders für die vaterländischen Angelegenheiten und die Pflege des deutschen Geistes eintrat. Es bebt daher ein wärmerer Pulsschlag in dieser Zeitschrift; ein tieferer Ton klingt durch diese schlichten Blätter. Wieland blieb doch immer der schmiegsame Hofmann und war auch Zeit seines Lebens viel zu sehr infiziert von französischem Wesen, als daß er für die deutschen Verhältnisse ein innigeres Verständnis hätte haben können. Ganz anders Schubart. Wohl fehlte diesem die feinere ästhetische Bildung Wielands, und oft genug auch bei der Beurteilung dichterischer Schöpfungen die höhere künstlerische Einsicht, aber der politische Blick ist bei ihm viel weiter, der vaterländische Sinn wesentlich kräftiger ausgeprägt, und dabei spricht er eine viel originellere, schwungvolle, echt volkstümliche Sprache. Leider war es ihm nicht vergönnt, unter so günstigen Verhältnissen zu schaffen und zu wirken, wie Wieland unter dem milden und einsichtsvollen Regimente Karl Augusts, zudem wurde durch seine heißblütige Natur, seinen großen Hang zur Leichtlebigkeit und durch den Mangel an innerer Festigkeit eine stete und ernste Arbeit sehr wesentlich beeinträchtigt. Sein Leben verlief daher sehr wechselvoll, und schließlich, als seine journalistische Thätigkeit endlich Erfolg hatte und eine geordnete Stetigkeit annahm, wurde sie gewaltsam auf viele Jahre unterbrochen. Die „Deutsche Chronik"

gewann denn auch nicht annähernd die Bedeutung, deren sich der „Mercur“ so lange zu erfreuen hatte.

Christian Friedrich Daniel Schubart*) wurde am 24. März 1739 in Ober-Sontheim geboren, verlebte aber seine Kindheit in Aalen, wohin sein Vater 1740 als Präzeptor, Diakonus und Musikdirektor versetzt worden war. Früh schon trieb er mit großer Begeisterung Musik, besonders Geigen- und Klavierspiel, worin er sehr bald seinen ganzen Bekanntenkreis überflügelte. Im übrigen liebte er weit mehr das bunte und laute Leben der Gasse, als die Stille der Studierstube. Diese Neigung ist ihm auch in seinem ganzen ferneren Leben eigen gewesen. Als er heranwuchs, kam er auf die gelehrten Schulen zu Nördlingen und Nürnberg und dann auf die Universität Erlangen, um Theologie zu studieren. Aber die Gottesgelahrtheit zog ihn wenig an. „Ich studierte, rumorte, ritt, tanzte, liebte und schlug mich herum“, sagte er selbst. Immerhin brachte er seine Studien zu einem gewissen Abschluß und erhielt nun 1763 die Stelle eines Präzeptors und Organisten in Geislingen. Sein Amt befriedigte ihn aber wenig; er suchte daher Ersatz in litterarischer Beschäftigung, dichtete eine Reihe von Oden und schrieb Beiträge für die Wochenschrift „Der neue Rechtschaffene“, die in Lindau am Bodensee 1767 und 1768 erschien. Damit machte er seine journalistischen Lehrjahre durch. Im Herbst 1769 schien sein Leben eine günstigere Wendung zu nehmen; er wurde mit einem Gehalte von 230 Gulden zum Musikdirektor und Organisten in Ludwigsburg ernannt; allein in dem frivolen Treiben der kleinen Residenz verlor er schnell allen Halt; es kam zu Konflikten, und er mußte seine Stelle aufgeben. Darauf begann eine unruhvolle Zeit für ihn; er ging nach Heilbronn, Mannheim, Heidelberg, München, schließlich nach Augsburg, und hier rief er nun im Frühjahr 1774 seine „Deutsche Chronik“ ins Leben. Die erste Nummer kam am 31. März 1774 heraus und wurde mit einem schwung-

*) Strauß, Chr. Fr. Dan. Schubarts Leben in seinen Briefen, 2. Aufl. Bonn 1878; Hauff, Schubart in s. Leben u. s. Schriften. Stuttg. 1885; Nägele, Aus Schubarts Leben und Wirken. Stuttg. 1888; Wohlwill, Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe der Schwaben. Hamb. 1875.

vollen Gedichte an Chronos eröffnet. In der Ankündigung hieß es, daß die neue Wochenschrift „nach der Zeitfolge die wichtigsten politischen und litterarischen Begebenheiten enthalten solle". Sie erschien in Oktav im Umfang von einem halben Bogen und gelangte wöchentlich zweimal zur Ausgabe. Nach und nach wuchs die Auflage der Zeitschrift bis zu 1600 Exemplaren an, von denen allerdings die meisten nicht über Süddeutschland hinauskamen, wenn auch einige bis nach London, Paris, Amsterdam und Petersburg drangen. Von Anfang des Jahres 1775 ab erschien das Blatt in der Reichsstadt Ulm, weil der von den Jesuiten beherrschte Magistrat von Augsburg Schubart den „Hut voll englischer Freiheit", die er verlangte, nicht gewähren wollte.

Schubart bewährte sich sofort als ein ausgezeichneter Journalist. Er brachte alle glänzenden Eigenschaften für einen solchen mit: eine große Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck, einen lebhaften Drang, sich mitzuteilen, und eine warme, oft hinreißende Begeisterung für das deutsche Vaterland. Da er immer von dem Wunsche erfüllt war, mitten im frisch quellenden Leben zu stehen, so stellte er sein Blatt auch nicht in stiller abgeschiedener Stube zusammen, sondern im Wirtshaus, wie er selbst sagt, „beim Bierkrug und einer Pfeife Tabak, mit keinen Subsidien als meiner Erfahrung und dem bischen Witz versehen, womit mich Mutter Natur beschenkt hat". Noch als alter gebrochener Mann blickte er gern auf die glückliche Ulmer Zeit zurück, „auf jene selige Regsamkeit, jenes Treiben und Stoßen, jenen brennenden Mitteilungszwang, jene Leichtigkeit, sich schriftlich und mündlich zu ergießen, welche die Jugendjahre so paradiesisch machten".

Als seine Hauptaufgabe betrachtete Schubart die Weckung des vaterländischen Sinnes und die Ausbreitung eines gewissen Verständnisses für die Weltereignisse, besonders für die deutschen Verhältnisse. Für weite Kreise Süddeutschlands wirkte er dadurch in hohem Grade aufklärend. Besonders stärkte er das nationale Bewußtsein, das sich in Süddeutschland nur eben erst leise regte. Archenholz berichtet, er habe bei seinem zeitweiligen Aufenthalte in Süddeutschland selbst beobachtet, wie Leute, die bisher in ihrem Leben nichts als Legenden gelesen, nun einen

salto mortale gemacht, die „Deutsche Chronik“ zu ihrer Lektüre genommen und von Litteratur, Kunst und Aufklärung zu reden begonnen hätten.

Trotz der traurigen deutschen Zustände, die sich ihm überall darboten, verlor Schubart doch nie das Vertrauen auf eine bessere Zukunft. Bisweilen erhob er sich hier in seiner Hoffnungsfreudigkeit bis zum begeisterten Propheten. „Weine nicht, deutscher Mann, über die Weichlichkeit und Ausländerei deines Volkes!“ ruft er einmal aus. „Die Löwen erwachen, sie hören das Geschrei des Adlers, seinen Flügelschlag und Schlachtruf. Sie stürzen hervor, wie die Cherusker aus den Wäldern stürzten, reißen abgerissene Länder aus den Armen der Fremden, und unser sind wieder ihre fetten Triften und ihre Traubenhügel. Über ihnen wird sich ein deutscher Kaiserthron erheben und schrecklichen Schatten auf die Provinzen seiner Nachbarn werfen“.

Mit Begeisterung blickte er auf Friedrich den Großen, und mit seinem klaren politischen Urteil erkannte er bereits den Beruf, der Preußen dermaleinst zufallen werde. Nicht Österreich, sondern Preußen müsse in Zukunft die Führung in Deutschland übernehmen, erklärte er bereits zu einer Zeit, in der wohl sonst noch Niemand an einen solchen Wechsel in der Vorherrschaft dachte. Doch erkannte er auch die Bestrebungen Josephs II. an. Der Kaiser werde von einem edlen Herzen geleitet, aber seine Reformen würden zu rasch vorgenommen; sie träfen das Volk nicht genügend vorbereitet, sie betäubten das Volk mehr, als daß sie es besserten. Weit richtiger sei die weise Bedächtigkeit in der Gesetzgebung Friedrichs II.

Heftig wendete er sich gegen alles Undeutsche, die „Ausländerei“ im lieben Deutschland, die Nachäffung des Hoflebens von Versailles, die er in seinen „Nachrichten aus dem Morgenlande“ geißelte, die falsche Erziehung „unserer feineren Mädchen“, aus denen man Zierpuppen, aber keine wirklich gebildeten Frauen mache, die alberne Vorliebe für alles, was von den Franzosen komme, jenen Franzosen, von denen dem deutschen Reiche schon so viel bitteres Weh zugefügt worden sei. In Erinnerung an die vielen an Deutschland verübten französischen Frevel ruft er

aus: „Wer von der Schloßruine in Heidelberg nicht einen Fluch nach Frankreich hinübersendet, der kann unmöglich ein biederer Deutscher sein!" Eine Eigenschaft der Franzosen erkennt er aber laut an. „In Einem, Deutsche", schreibt er, „ahmt ihnen nach — in der Liebe zum Vaterlande!"

Nicht ohne Neid blickt er zu dem freien England hinüber, aber er verkennt auch die Schattenseiten im Charakter der Engländer nicht. In ihrer Habgier sänken sie nur zu oft zu „unsteten Krämerseelen" hinab, „die dem Satan gegen den Erzengel Michael Munition verkaufen würden, wenn der Teufel mehr bezahlte, als der Erzengel", und sein Vaterlandsstolz empört sich, wenn er sehen muß, wie die Briten „auf alle andern Völker, auch auf uns Deutsche, die an Kraft und That, Demut und Bescheidenheit, Einfalt und Herzigkeit weit größer sind als sie, kalt und verachtend hinblicken".

Bei dieser Haltung der „Deutschen Chronik" konnte es nicht fehlen, daß auch mancher Stechwitz und mancher Stachelvers über das Treiben in dem Klein-Versailles des Herzogs Karl von Württemberg und über seine Geliebte, die bekannte Franzisca von Hohenheim, fiel. Die pädagogischen Liebhabereien des Herzogs entlockten Schubart das Verschen:

Als Dionys von Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu sein,
Da ward er ein Schulmeisterlein,

und der Franzisca von Hohenheim legte er den Spottnamen „Schmergalina" bei, mit dessen mundartlicher Bedeutung er, wie G. Hauff meint, das ansäuerliche moralisierende Wesen derselben (vielleicht richtiger: das Anrüchige ihres Verhältnisses) sarkastisch genug an den Pranger gestellt habe.

Diese Keckheit sollte er aber schwer büßen. Franzisca von Hohenheim ging den Herzog an, den Spötter mundtot zu machen, und der Herzog ließ sich darauf zu einer schmachvollen Gewaltthat hinreißen. Er richtete an den Oberamtmann Scholl in Blaubeuren den „gnädigsten Auftrag", den „gewesenen Stadt-Organisten Schubart auf unstreitig Herzoglich württembergischen

Grund und Boden zu locken und daselbst gefänglich niederzuwerfen", worauf Scholl am 22. Januar 1777 Schubart unter einem Vorwande zu sich lud und den Arglosen verhaftete. Sodann wurde Schubart nach dem Hohen-Asperg geschafft und unter den Augen des Herzogs und der Franzisca von Hohenheim in einen dunkeln und feuchten Kerker gestoßen, der ihm weiter nichts bot, als einen Haufen Stroh zum Lager. „Jetzt rasselte die Thür hinter mir zu", erzählt er in seiner Lebensbeschreibung, „und ich war allein — in einem grauen, düsteren Felsenloche allein. Ich stand und starrte vor Entsetzen, wie einer, den die donnernde Woge verschlang, und dessen Seele nun im schaurigen Scheol erwacht. Hier in dieser Schauergrotte, in diesem Jammergeklüfte sollte ich 377 Tage verächzen!" Erst als ihm die Kleider am Leibe verfaulten und der Körper den Martern zu erliegen drohte, erhielt er eine etwas wohnlichere Zelle, und hier diktierte er durch ein Loch in der Mauer einem Mitgefangenen die schon erwähnte Lebensbeschreibung. Nach Verlauf von vier Jahren wurde ihm dann die sogenannte Festungsfreiheit zuteil, die ihm gestattete, sich auf dem schmalen Berggipfel zwischen den engen Festungsmauern frei zu bewegen. Auch wurde ihm erlaubt, sich mit schriftlichen Arbeiten zu beschäftigen. Es entstanden daher in dieser Zeit zwei seiner besten Gedichte, das „Kaplied" und „Die Fürstengruft".

Vergebens baten die Seinen für ihn*), vergebens erhob

*) Ein für die damalige Zeit sehr charakteristisches, in Unterthänigkeit ersterbendes Bittgesuch des Bruders und des Schwagers Schubarts an den Herzog Karl lautete: „Euer Herzoglichen Durchlaucht gnädigste Verfügung mit dem gegenwärtig auf der Vestung Asperg verwahrten Schubart und die huldreichste Versorgung seiner Familie [der Herzog hatte der in die tiefste Not geratenen Familie Schubarts eine Unterstützung zukommen lassen] machen zwey der nächsten Anverwandten muthig genug, Euer Herzoglichen Durchlaucht ihre hierüber innig gerührte und mit Dank erfüllte Herzen in tiefster Ehrfurcht darzulegen. Es ist die vorzüglichste, Gott ähnliche und nur noch dem Großen Karl von Württemberg gewöhnliche Absicht, mit Einem Gedanken der seelige Retter eines ausschweifenden, von schändlichem Leichtsinn und gefährlicher Unbedachtsamkeit fortgerissenen Menschen zu seyn, und auf eine durch den natürlichen Vater gestürzte Familie Sich väterlich herabzulassen und diese für alle

Klopstock für ihn seine Stimme; erst als er durch eine Ode auf Friedrich den Großen aufs neue die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, erhielt er auf Verwendung des preußischen Hofes am 11. Mai 1787 die Freiheit wieder. Über zehn Jahre hatte er auf dem „Thränenberge" zubringen müssen; gebrochen an Körper und Geist verließ er ihn.

Seinen Gepflogenheiten entsprechend, die „gebesserten" Sünder auch wieder in Gnaden aufzunehmen, oder vielleicht auch, um den wieder Freigelassenen auch noch künftig in seiner Hand zu behalten, ernannte der Herzog ihn zum Direktor des Theaters und der Musik in seiner Hauptstadt Stuttgart, gestattete ihm auch, die „Deutsche Chronik" fortzuführen. Doch mußte das Blatt in der akademischen Druckerei in Stuttgart hergestellt werden, damit ein Teil des finanziellen Ertrages der Akademie zu Gute kam.

Diese zweite Periode der „Deutschen Chronik", die von 1787 bis 1791 währte, kann der ersten aber nicht an die Seite gestellt werden. Zu der geistigen Freiheit der Ulmer Zeit konnte sich Schubart nicht wieder erheben, und wagte er doch noch einmal einen kräftigeren Flügelschlag, wie bei der Besprechung des gegen die Begehrlichkeit Österreichs gerichteten Fürstenbundes, so ward ihm, da sein Landesherr dem Bunde nicht beigetreten war, sofort eine Verwarnung zuteil. Überall beengt und niedergedrückt, verfiel er in eine Gemütsverdüsterung, aus der ihn der Tod aber

Zeit zu beglücken. Wer staunet nicht diese erhabenste Handlung mit uns an und bewundert darinnen den Fürsten der Schwaben, welcher die Ehre seines Jahrhunderts und die Nacheiferung künftiger Zeiten ist? Der bisher rohe Schubart fällt nun auf die Knie und danket dem höchsten Wesen und Euer Herzoglichen Durchlaucht für seinen jetzigen Zustand, der ihn zur reuevollen Erkenntniß zurückbringt, und alle Schubartischen Verwandten heben zu dem Allmächtigen ihre Hände empor und flehen für Euer Herzoglichen Durchlaucht langes höchstbeglücktes Leben. Zugleich erkühnen wir uns, das Schicksal dieses Schubarts, unseres Bruders und Schwagers, und dessen Familie Euer Herzoglichen Durchlaucht weltbekannten Weisheit und Höchster Huld ferner zu unterwerfen, und leben in der zuverlässigen Hoffnung, daß Höchstdieselben auch auf Erhaltung seiner Seelen- und Leibeskräfte mildeste Rücksicht zu nehmen und dem arrestanten einigen freyern Genuß der Luft zu erlauben gnädigst geruhen werden".

schon am 10. Oktober 1791 erlöste. Nur 52 Jahre alt war er geworden; als ein Märtyrer seines Berufes war er zu Grunde gegangen.

Alsbald, nachdem Schubart 1777 zum Schweigen gebracht worden war, erhob sich ein anderer süddeutscher Publizist, der mit seinen Zeitschriften, die er von 1779 ab herauszugeben begann, mindestens denselben Erfolg erzielte, den die „Deutsche Chronik" gefunden hatte. Es war dies Ludwig Weckherlin.

Allein Weckherlin ist nicht von dem warmen vaterländischen Sinn erfüllt, der Schubart so hoch stellt; auch besitzt er nicht den genialen politischen Blick, der Schubart auszeichnet. Wohl erklärt er, daß es sein Ziel sei, „die Aufklärung des Publikums, die Berichtigung seiner Einsichten und vornehmlich die Vertilgung der Vorurtheile" zu fördern; doch er steht zu sehr in der Atmosphäre der Encyklopädisten, er ist zu sehr von der Vorliebe für alles Französische beherrscht, als daß er sich ein so klares Urteil über die politische Entwicklung Deutschlands bilden kann, wie Schubart. Er erkennt denn auch die Bedeutung Preußens für die Zukunft Deutschlands nicht; sein Blick bleibt an den kläglichen Zuständen der Gegenwart hängen. Mit Spott und Hohn überschüttet er die Reichsordnung, und er ist der Ansicht, daß der deutsche Gemeingeist in der allgemeinen Verwirrung der deutschen Verhältnisse unwiederbringlich verloren gegangen sei. Mit französischer Frivolität witzelt er über die Reichsakten und Dokumente, aus denen man sich vielleicht noch vor Ablauf des Jahrhunderts — denn wer möge wissen, ob das Reichssystem dieses überlebe — Papillotten machen werde. Daher tritt er auch gegen den Fürstenbund auf, der von Friedrich II. ins Leben gerufen worden war, um zu verhindern, daß Joseph II. „zur besseren Arrondirung seiner Erbstaaten" Bayern erwerbe, und er macht sich über den bayrischen Landespatriotismus lustig, der sich gegen die Einverleibung Bayerns in Österreich auflehnt. Zu einem höheren politischen Standpunkte schwingt er sich dabei aber gar nicht auf. „Die wahre Frage ist", erklärt er, „wird sich unser Schicksal bessern, wenn wir unsere Herren ändern? . . . Unser Interesse ist, wo wir die Verbesserung unseres bürgerlichen Schick-

sals, wo wir billigere und aufgeklärtere Gesetze, mildere Steuern, zahmere Beamte, duldsamere Pfaffen, mäßigere Zölle und Mauten, weniger Fronen und Wildpret finden." Trotz alledem taucht neben diesem Mangel an Verständnis für das Staatsleben auch ein gewisser Kosmopolitismus auf, eine gewisse Schwärmerei für Universalmonarchien. „Nie", ruft er einmal aus, „war die Welt größer als unter Trajan!" Diese Widersprüche lassen sich nur dadurch erklären, daß damals die meisten in Deutschland alle Hoffnung auf eine Entwirrung der trostlosen heimischen Zustände aufgegeben hatten und darum engherzige Philister und weitherzige Kosmopoliten zu gleicher Zeit sein konnten.

Abgeklärter sind die Urteile Weckherlins über die sittlichen Verhältnisse seiner Zeit. Das kommt schon in der Erklärung zum Ausdruck, die er einmal über seinen Beruf und seine Aufgabe als Journalist abgiebt. „Sie wollen also wissen", sagt er da, „wodurch ich mich zum Beruf, Obrigkeiten zu beurteilen, Privatfälle vor den Richterstuhl des Publikums zu ziehen, mich zum Zensor der Regierungen aufzuwerfen, zu legitimiren wisse? Jeder Schriftsteller ist geborener Advokat der Menschlichkeit; denn die Vorsicht gab ihm das Talent nur, um der Gesellschaft zu nützen, und man nützt der Gesellschaft nur, wenn man sie von ihrem Interesse unterrichtet .... Jeder Eingriff in die Rechte der Menschlichkeit gehört also vor sein Amt. Er ist das natürliche Organ der öffentlichen Gerechtigkeit und er macht sich dieses erhabenen Berufes nur in dem Grade würdig, in dem er das Unrecht an seinen Mitbürgern fühlt."

Von diesem Standpunkte aus wandte er sich dann gegen alle gesellschaftlichen Verkehrtheiten und Unsitten, gegen alle Vorurteile, allen Fanatismus und gegen jede geistige Tyrannei. „Fast schien es", schreibt sein Biograph Gottfried Böhm, „als solle keine Vergewaltigung des Rechts, kein Akt der Intoleranz und des Obskurantismus mehr vorfallen, ohne an die große Glocke in Baldingen (wo Weckherlin eine Reihe von Jahren seinen Wohnsitz hatte) gehängt zu werden. Das stille Dorf wurde zu einem Leuchtturm, nach dem sich die Augen immer weiterer Kreise hinwandten .... Feinde wie Freunde stürzten sich gierig über

Weckherlins Hefte her; es gab kein Kabinet, keine Amts- und Arbeitsstube, keinen Ort, wo sie nicht gelesen worden wären. In einzelnen Dörfern wurden sie auf Gemeindekosten gehalten."

Ein außergewöhnliches Aufsehen erregte Weckherlins Strauß mit dem Magistrat von Glarus. Im Jahre 1782 hatte sich in Glarus ein abscheulicher Hexenprozeß abgespielt; eine arme rotäugige Dienstmagd war dort als Hexe verurteilt und enthauptet worden. Weckherlin stellte diese unerhörte Schandthat des Fanatismus an den Pranger und schloß seine Kritik mit den Worten: „Wie sehr ist ein Volk zu bedauern, dessen Leben in den Händen solcher Kriminalrichter steht!" Das verdroß die Glarner Herren aber gewaltig; sie führten laut Klage über diese „die Achtung einer Obrigkeit allzu nahe angehenden Anzüglichkeiten und Unwahrheiten" und ersuchten den Fürsten von Oettingen-Wallerstein (in dessen Landen Weckherlin damals lebte), „dem Herrn von Wekhrlin gerichtlich intimiren zu lassen, sich auf den 19. kommenden Monats Augusti vor unsere Rathsversammlung zu stellen, in nicht erscheinenden Falle aber zu warten, was Urtheil und Recht über Ihn erkennen wird." Der Fürst entsprach natürlich dem Verlangen der Glarner nicht, zugleich rief Weckherlin den erboßten Herren zu: „Sich freiwillig vor eine Schranke stellen, wo die Partei zugleich Richter ist, vor einen Magistrat, der wegen seines rachsüchtigen und regellosen Verfahrens sich kürzlich berüchtigt gemacht, seine natürliche und gesetzmäßige Instanz verlassen, um einer fremden und unbefugten nachzulaufen, das konnten Ihre Herrlichkeiten zu Glarus nur von einem Tollhäusler erwarten." Und da auch die Bestechungsversuche eines aus der Schweiz herüber gesandten Lockspitzels ergebnislos blieben, so ließ schließlich der Magistrat von Glarus am 1. Dezember 1783 die „Schandschrift" Weckherlins öffentlich durch Henkershand verbrennen. Weckherlin schickte dazu, da er heimlich davon benachrichtigt worden war, den Glarner Herren seine Silhouette, „um sie oben auf den Scheiterhaufen zu legen und das Festin zu verherrlichen".

Die von Weckherlin herausgegebenen Zeitschriften erschienen von 1778 bis 1788 und füllen einunddreißig Bände. Sie führten die Titel „Chronologen" (12 Bände), „Das graue Un-

geheuer" (13 Bände in 31 Heften) und „Hyperboreische Briefe" (6 Bände in 17 Heften). Die Tendenz und die Art der Darstellung war aber in allen drei Zeitschriften dieselbe, so daß man eigentlich nur von einem einzigen Unternehmen reden kann, bei dem bisweilen der Titel gewechselt wurde. Alles, was augenblicklich interessierte, wurde von ihm in den Kreis seiner Betrachtung gezogen, mochte es nun dem Bereiche der Theologie, der Philosophie, der Kosmologie, der Geschichte oder der Litteratur angehören. Ernste Abhandlungen ließ er meist sehr geschickt mit angenehm unterhaltenden Anekdoten und kleinen Scherzen abwechseln. Die meisten Aufsätze schrieb er selbst, hauptsächlich morgens im Bett, die Bücher über die Kissen gestreut, doch verfügte er auch über einen großen Kreis ausgezeichneter Mitarbeiter, von denen nur Bürger, Lichtenberg, Johannes von Müller, M. A. v. Thümmel, Goethes Freund Merck, Schillers Schwager Reinhold, der Pädagoge Salzmann, der jüngere Forster und der katholische Theologe Sailer genannt sein mögen. Bei dem großen Absatz, den die Zeitschriften fanden, konnte der Verleger K. G. Beck in Nördlingen den Bogen mit neun Gulden honorieren, was für Weckherlin die für die damalige Zeit ganz ansehnliche Jahreseinnahme von 1500 Gulden ausmachte.

Trotz der großen Verbreitung der Zeitschriften und obgleich ihr Herausgeber, wie Schlichtegroll in dem Nekrologe sagt, „eine Zeit lang die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland beschäftigt hat", sind doch verschiedene Perioden im Leben Weckherlins unaufgeklärt geblieben, und obgleich ihm nach und nach nicht weniger denn fünfzehn Biographien gewidmet wurden, ist doch erst in jüngster Zeit eine von allen Fabeln und Irrtümern gereinigte, nur auf archivalischen Forschungen beruhende Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes geschrieben worden.*)

Wie Schubart, so war auch Weckherlin ein Sohn des Herzogtums Württemberg; am 7. Juli 1739 wurde er zu Bothnang bei Stuttgart geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war. Früh

---

*) Gottfried Böhm, Ludwig Wekhrlin 1739—1792. Ein Publizistenleben des 18. Jahrhunderts. München 1893.

schon verlor er aber die väterliche Stütze und sollte nun, da die Familie vermögenslos war, die Beamtenlaufbahn ergreifen. Aber in der „Galeere am Schreibtisch in Ludwigsburg“ behagte es ihm alsbald nicht mehr; er hatte eine Vorliebe für aristokratische Allüren, einen heißen Drang, die Welt zu sehen und in ihr, wenn es sich nur irgend wie machen ließ, auch eine Rolle zu spielen. Er verließ daher Württemberg — die näheren Umstände sind nicht mehr zu ermitteln — und betrat den schwankenden Boden des „Aventuriers“, wie man im vorigen Jahrhunderte diejenigen zu bezeichnen pflegte, die „nicht im Lande blieben und sich redlich nährten“. Wo er sich in den nächsten Jahren aufhielt, kann nicht mehr festgestellt werden. Er selbst giebt an, daß er in dieser Zeit in Tübingen, Straßburg und sogar in Paris studiert habe und dort in allen Kreisen der litterarischen Welt wohl gelitten gewesen sei. Selbst die Protektion Choiseuls sei ihm zu Teil geworden. Thatsache ist, daß er sich in jenen Jahren eine ausgezeichnete Kenntnis des Französischen zu eigen machte und auch die Werke Voltaires, Diderots, Montesquieus, Mataigues, Raynals, Linguets und vieler anderer gründlich kennen lernte. Um 1766 tauchte er in Wien auf, wandelte, um als Nebensprößling einer böhmischen Adelsfamilie auftreten zu können, seinen Namen in „Wekhrlin“ um und legte sich auch des Öfteren das Prädikat „von“ bei. Trotz aller Wahrheitsliebe war Weckherlin ein phantastischer Kopf, der schließlich wohl gar selbst an die Märchen glaubte, die er so gerne von sich erzählte. In Wien will Weckherlin Sekretär des französischen Gesandten, des Prinzen Rohan, gewesen sein, weshalb er sich später bisweilen den Titel eines französischen Legationsrates beilegte. Sein Biograph hat darüber nichts ermitteln können, doch darf angenommen werden, daß sich der junge Abenteurer in leidlich guten Verhältnissen befand. Bald zog er durch eine graziöse und witzige Plauderei „Denkwürdigkeiten von Wien“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Bilder, die er von dem gesellschaftlichen und vor allem dem geistigen Leben der Kaiserstadt entwarf, setzten die einen, die hochweisen Perrücken, in argen Schrecken, während sie die anderen, die junge vorwärts drängende Welt, höchlichst amüsierte. Wahr-

scheinlich geriet er nun aber in Konflikt mit der Regierung und mußte Wien verlassen. Er ging nach Augsburg, wurde hier aber sofort mit dem größten Mißtrauen beobachtet und schließlich ausgewiesen. „Ich habe", erklärt der Bürgermeister in den Akten, „bei dem Menschen, weil er uns als ein verdächtiger Autor vorgekommen, durch meine Amtsbediente unterm 27. April (1777) unvermuthet einfallen und seine Scripturen wegnehmen lassen, sofort aber, da ich unter diesen Scripturen beikommendes „Journal littéraire" als einen Verräther seiner Denkungsart angesehen, ihn unter Wegnahme dieses Journals von hier weggeschafft." In seiner Not wandte sich Weckherlin nach Nördlingen, dem Wohnorte seines Verlegers, und schrieb dort „Des Anselmus Rabiosus Reise durch Oberdeutschland", eine Satire auf die damalige Kleinstaaterei, die sofort das größte Aufsehen erregte, für den Verfasser aber auch viele Unannehmlichkeiten zur Folge hatte. Des Weiteren übernahm er die Redaktion des Lokalblattes „Das Felleisen", mußte aber im Mai 1778 aus nicht mehr klar zu stellenden Gründen auch Nördlingen verlassen und siedelte nun nach dem vor den Thoren Nördlingens gelegenen Dörfchen Baldingen über, wo er sich lange Zeit der Gunst und des Schutzes der Wallersteinschen Regierung erfreute und ungestört seine Zeitschriften „Chronologen" und „Das graue Ungeheuer" herausgeben konnte. Er lebte dabei in der größten Zurückgezogenheit; seine gute Bibliothek bildet seine einzige Gesellschaft. Mit dem Jahre 1787 sollte er jedoch auch dieses stillen Erdenwinkels verlustig gehen. Es war ein Pasquill auf den Bürgermeister von Nördlingen, Christian von Tröltsch, erschienen, und Weckherlin sollte es, so erzählte man, verfaßt haben. Der erbitterte Bürgermeister verlangte die Auslieferung Weckherlins; allein der Fürst von Oettingen-Wallerstein nahm die Angelegenheit selbst in die Hand und ließ den Verklagten auf Schloß Hochhaus gefangen setzen. Die Verhandlungen führten jedoch zu keinem Ergebnis, Weckherlin stellte entschieden in Abrede, die Schmähschrift verfaßt zu haben, wurde aber gleichwohl vier Jahre lang festgehalten; doch gewährte man ihm mehr und mehr allerlei Freiheiten und gestattete ihm auch die Herausgabe der „Hyperboreischen Briefe".

Schließlich verließ Weckherlin im März 1792 das Schloß unter der Zusicherung, nach Ostern zurückzukehren, ließ sich jedoch in Ansbach nieder und gründete dort „Die Ansbachischen Blätter". Die Zeitung erregte aber das Mißfallen der Bevölkerung, und eines Tages überfiel ihn der Pöbel und mißhandelte ihn als „französischen Spion", worauf er, wahrscheinlich infolge der großen Aufregungen, die seine geschwächte Gesundheit nicht mehr ertragen konnte, am 24. November 1792 starb. Auch er war der Ungunst erlegen, mit der der Publizist des achtzehnten Jahrhunderts zu ringen hatte.

So bedeutend nun auch die Wirkung auf weite Leserkreise war, die Wieland, Schubart und Weckherlin mit ihren Zeitschriften ausübten, einen *leitenden* Einfluß vermochten sie nicht auszuüben; einen solchen wußte nur *August Ludwig Schlözer* mit seinen „*Staatsanzeigen*" zu erzielen. Er ist daher der bedeutendste Publizist des achtzehnten Jahrhunderts. Leider war auch ihm nur eine kurze Wirksamkeit vergönnt.

Schlözer*) brachte für seine publizistische Thätigkeit eine umfassende Bildung, eine große Weltkenntnis und die Würde eines hochgeachteten Standes mit. Geboren am 5. Juli 1735 zu Jagststedt in der Grafschaft Hohenlohe-Kirchberg, konnte er, vermöge seiner reichen Begabung und seines rastlosen Fleißes, bereits 1751 die Universität Wittenberg beziehen, wo er sich, wie auch von 1754 ab in Göttingen, der Theologie und den orientalischen Sprachen widmete. Doch brachte er seine Studien zunächst noch nicht zum Abschluß, sondern ging 1755 als Hauslehrer nach Stockholm und später nach Upsala, wo er historische Studien trieb und 1758 den „Versuch einer Handelsgeschichte" in schwedischer Sprache herausgab. Im nächsten Jahre kehrte er wieder nach Göttingen zurück und studierte, um seiner Bildung eine breitere Grundlage zu geben, Medizin, ließ sich aber, als er eben im Begriff war, sein Doktorexamen zu machen, von dem russischen

*) Schlözer, Öffentliches und Privatleben, von ihm selbst geschrieben (hg. v. seinem Sohne Christian von Schlözer). 2 Bde. Lpzg. 1828; Zermelo, August Ludwig Schlözer. Berl. 1875; Wesendonck, Die Begründung der neueren deutschen Geschichtsschreibung durch Gatterer und Schlözer. Lpzg. 1876.

Reichshistoriographen Müller bewegen, bei diesem in St. Petersburg eine Hofmeisterstelle anzunehmen. Der Aufenthalt in der russischen Hauptstadt führte ihn zum Studium der russischen Sprache und der altrussischen und byzantinischen Chronisten. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Übersetzung und Herausgabe der altrussischen Nestorschen Chronik. Zugleich machte er sich eingehend mit den öffentlichen Zuständen bekannt und veranlaßte die ersten amtlichen statistischen Aufnahmen. Eine gesicherte Stelle nach seinem Wunsche wollte sich aber nicht finden; er nahm daher gerne 1767 den Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie, Geschichte und Politik an der Universität Göttingen an und wirkte dann dort Jahrzehnte hindurch mit außerordentlichem Erfolge. Von seinen wissenschaftlichen Werken, die er hier veröffentlichte, seien nur die „Vorstellung einer Universalhistorie", die „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder" und seine „Theorie der Statistik" erwähnt; seinen europäischen Ruf begründeten seine beiden Zeitschriften, sein „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhalts" und die schon genannten „Staatsanzeigen". Der „Briefwechsel" erschien in 10 Teilen zu Göttingen von 1776 bis 1782, die „Staatsanzeigen" kamen von 1783 bis 1794 ebenda in 72 Heften, die 6 Bände ausmachen, heraus.

Die Position Schlözers war für seine publizistische Thätigkeit ganz besonders günstig. Das von England verwaltete Kurfürstentum Hannover wurde mit vieler Nachsicht behandelt. „Etwas von der Luft des freien Englands wehte auch nach dem deutschen Kurfürstentum des englischen Königs herüber und ließ in tonangebenden Kreisen einen gewissen öffentlichen Sinn entstehen".*) Schlözer lenkte denn auch das Lob, das der Haltung seiner „Staatsanzeigen" einmal gespendet wurde, höflich auf diejenigen ab, die die Aufsätze einsenden, und diejenigen, d i e d i e P u b l i k a t i o n g e s t a t t e n. Immerhin war die Freiheit, deren er sich erfreute, doch eine sehr beschränkte. Er hatte ängstlich darauf zu achten, daß, wie es in seiner Lebensbeschreibung heißt, „die

*) Wenck, Deutschland vor hundert Jahren. Bd. I. Leipzig 1887. S. 71.

Aufforderung zum Einschreiten gegen ihn nicht etwa von Orten komme, denen die hannoversche Regierung gefällig zu sein gute Ursache habe“. Ganz besonders vorsichtig war er Preußen und Österreich gegenüber, und als er einmal befürchten mußte, das ernste Mißfallen Friedrichs II. erregt zu haben, erklärte er auf dem Umschlage des letzten Heftes der „Staatsanzeigen“ vom Jahre 1784, daß er sich alle „Odiosa“ über deutsche Länder und deutsche noch lebende Personen verbitten müsse, wofern nicht die Einsender Verdienst, Gefahr und Ehre des Märtyrertums für deutsche Preßfreiheit durch ihres Namens Unterschrift mit übernehmen wollten. Daß er hannöverschen Angelegenheiten vollständig fern blieb, war nach den damaligen Verhältnissen selbstverständlich. Er wußte eben ganz genau, daß es in Wirklichkeit eine Preßfreiheit gar nicht gab, daß der Publizist nur von der Willkür der Regierung abhing. „Unsere Preßfreiheit hängt an ein paar seidenen Fäden“, bemerkt er denn auch einmal.

Wo er aber glaubte, ohne Gefahr vorgehen zu können, da that er es mit Entschiedenheit und Nachdruck. Fort und fort trat er für die „allgemeinen Menschenrechte“ ein, die Freiheit und Gleichheit der Menschen, die Abschaffung der Leibeigenschaft, diese „Erfindung von Unmenschen“, wie er sagte. Immer wieder wendete er sich gegen die Bevorzugung des Adels, der sich an der Tragung der öffentlichen Lasten so wenig beteilige, dagegen in den landständischen Korporationen meist eine ausschlaggebende Stellung einnehme. Einen Menschen verbrennen, weil er Jude sei, und einem anderen die höchste Stelle verschließen, weil er nicht von Adel, das seien Reliquien vormaliger Barbarei und mittelalterliche Schmutzreste. Auch die fürstliche Willkür bekämpfte er. Stets müsse dem Volke Gelegenheit gegeben werden, sich auszusprechen, ganz besonders bei Steuerverfügungen. Jede Regierungsform, wo der gute Herrscher nicht durch Volksrepräsentanten (Land- oder Reichsstände) belehrt, geleitet, und der Nichtgute nicht im Notfalle gezügelt werde, sei unnatürlich und für die Zukunft höchst gefährlich. Es sei das Glück der Fürsten selbst, wenn sie nicht über ihre Völker, sondern nur im Verein mit ihnen herrschten (Staatsanz. Bd. 14, S. 126). Dem Staate

müsse ein Vertragsverhältnis zwischen Volk und Regenten zu Grunde gelegt sein, da denn „der Hüter, wenn er nicht kontraktmäßig handle, abgedankt werden möge". Es gebe weder ein göttliches Recht der Obrigkeit, noch könne die Gewalt eines Fürsten aus der väterlichen hergeleitet werden. Die Souveränität residiere ursprünglich in der Nation (Staatsanz. Bd. 16, S. 233).

Um so nachdrücklicher trat er für die Pflichten ein, die jeder Einzelne dem Staate gegenüber zu erfüllen habe, denn der Staat müsse jedem Manne mehr bedeuten, als der Kuh der Stall, in welchem sie ihr Futter finde. Den Tod für das Vaterland glaubte er aber dem Bürger nicht zur Pflicht machen zu dürfen. Zu diesem höchsten Opfer gehöre noch ein besonders bindender Vertrag. Immerhin erkannte er an, daß der Staat auch ein Recht habe, die Seinen zum Kriegsdienste heranzuziehen.

Gern nahm er die Gelegenheit wahr, das deutsche Selbstgefühl zu wecken, aber sehr oft mußte er angesichts der Kläglichkeit der deutschen politischen Verhältnisse gestehen, daß die Vorzüge der Reichsverfassung doch fast nur in der Theorie bestünden. Er sah um so trüber in die Zukunft, als ihm auch die beiden Hauptmächte Deutschlands, Österreich und Preußen, keine Hoffnungen erweckten. Die aufgeklärte Fürstenwillkür Josephs II. erregte sein ganzes Mißfallen. Die vorgenommenen geschwinden Veränderungen, so meinte er, würden dermaleinst ebenso eigenmächtig wieder abgeschafft werden können. Noch weniger erbaut war er von der Haltung Friedrich Wilhelms II. Es beschlich ihn sogar das Gefühl, als gleiche Preußens Herrlichkeit einem Meteor, das vielleicht ebensoschnell zu Ende gehe, wie es emporgestiegen sei. „Kein Muth mehr in der Nation", schreibt er resigniert an einen Freund, „nicht einmal mehr militärischer. Schicksal der Menschheit! Zwei Augen, Friedrichs des Adlers, schließen sich, und sechs Millionen Menschen werden umgestaltet!" Trotzdem trat Schlözer für die Sache des Fürstenbundes ein, da er zu der Oberherrschaft Österreichs in Deutschland kein Vertrauen hatte.

Die Schäden in den zahllosen kleinen Territorien deckte er mit großer Rücksichtslosigkeit auf, so die Bedrückung der Bauern

im Bistum Hildesheim, den Unfug des sogenannten Indigenatsrechts in Mecklenburg, die Willkürherrschaft des Rats zu Nürnberg, die ungerechte Zusammensetzung des lüneburgischen landständischen Körpers und vieles andere.

Mit der größten Heftigkeit aber ging er gegen die Unduldsamkeit und Tyrannei in Glaubenssachen vor und geriet daher mit dem Fürstbischof von Speyer, August Graf von Limburg-Styrum, in eine lange Fehde, die den hochfahrenden geistlichen Herrn so aufbrachte, daß er eine Broschüre „Kurze Bemerkungen, wie sich gegen den göttingischen Professor Schlözer zu benehmen sei“ verbreiten ließ. In dieser wurden alle deutschen Regierungen aufgefordert, beim Könige von England wegen der Nachsicht vorstellig zu werden, deren sich die „schamlose Frechheit“ des Professors Schlözer, dieses „in allem Betracht niederträchtigen Schriftstellers“ im Kurfürstentum Hannover erfreue; auch wurde den Fürsten aufgegeben, ihren Landeskindern den Besuch der Göttinger Universität zu verbieten. Einen Erfolg hatte die Broschüre aber nicht.

Auch die Geistlichkeit Bayerns erhob sich gegen Schlözer. Sie wollte die „Staatsanzeigen“, sowie alle die „Fliegenden Blätter, Scharteken und Fetzen“, die sich neuerdings „noch mehr als die Insekten vermehrten“ und allenthalben „lauter Gift“ verbreiteten, aus Bayern ganz ausgetilgt wissen. Und als Schlözer nachwies, daß bei einem Kindesmordsprozeß in Amberg, der besonders auf Betreiben der Geistlichkeit in Scene gesetzt worden war, ein Justizmord begangen sei, wurde nichts unversucht gelassen, um Schlözer mundtot zu machen. Alle Anstrengungen waren aber vergebens, doch konnte man seinem Herzen wenigstens dadurch Genüge thun, daß man das betreffende Heft der „Staatsanzeigen“ öffentlich unter dem Galgen verbrennen ließ.

Weit mehr noch, als die innern Angelegenheiten, beschäftigten aber Schlözer naturgemäß die beiden großartigen Katastrophen, die sich im Auslande abspielten: der Befreiungskampf in Nordamerika und die französische Revolution, und diese beiden gewaltigen Ereignisse standen auch im Mittelpunkte des Interesses seiner Leser.

Allein Schlözer ließ sich hier nicht zu dem maßlosen Enthusiasmus hinreißen, der so viele ergriff, sondern betrachtete die Entwicklung der Ereignisse mit weit kühlerem Blute. Wohl war auch er durchaus der Ansicht, daß die freiheitlichen Bestrebungen berechtigt seien, aber er hielt die monarchische Regierung doch für die richtigere und zweckmäßigere und erklärte sich gegen alle gewaltsamen Umwälzungen. Dagegen befürwortete er die „allmähliche Revolution“, bei der die Übelstände mit Bedachtsamkeit nach und nach abgeschafft würden.

Ganz energisch wendete er sich gegen den Bruch der nordamerikanischen Kolonieen mit dem Mutterlande England. Allerdings wäre es auch nicht wohl angegangen, daß er als hannoverscher Staatsbeamter für die Amerikaner eingetreten wäre; aber er hegte auch die unbedingte Überzeugung, daß die Amerikaner ohne allen zwingenden Grund zur offenen Gewalt übergegangen seien. Diese Verurteilung des nordamerikanischen Befreiungskampfes zog ihm viele Angriffe zu und verwickelte ihn in mancherlei Fehden auch mit Schriftstellern, mit denen er ehedem freundschaftlich verbunden gewesen war. In der Erregung des Streites verirrte er sich schließlich bis zur Einseitigkeit, die ihm sogar den Vorwurf zuzog, seiner bisherigen Überzeugung untreu geworden zu sein. Entschuldigte er doch selbst den schmachvollen Soldatenschacher der deutschen Fürsten und meinte (Staatsanz. Bd. 9, S. 506), von den an England vermieteten deutschen Soldaten seien ja doch nur 11,853 nicht wieder nach Deutschland zurückgekehrt.

Die französische Revolution hatte anfangs, wie das überall in Deutschland der Fall war, seine ganze Sympathie. Auch er sah in ihr einen Freiheitsmorgen. Die Excesse, die dabei vorkamen, entschuldigte er mit der Bemerkung „Krebsschäden heilt man nicht mit Rosenwasser“. Und auch später, als sich seine Begeisterung schon wesentlich abgekühlt hatte, hob er doch noch immer hervor, daß Deutschland „durch die französische Revolution erhellt“ und überhaupt durch sie viel Gutes für die Welt gestiftet worden sei. Gar manches habe sie die Deutschen praktisch gelehrt, was diese allerdings theoretisch schon längst gewußt hätten. Als

sich dann aber die entsetzlichsten Scenen in Paris abspielten und eine Gewaltherrschaft ohnegleichen alle Maßnahmen zur Herbeiführung eines freiheitlichen Staatslebens unmöglich machte, wandte sich Schlözer mehr und mehr von der Sache der französischen Revolution ab und trat ihr in seiner derben Art heftig entgegen. Dadurch geriet er aber mit seinen bisherigen Anhängern, wie Campe, Wieland, Karl Friedr. Moser u. a., in die mannigfachsten Konflikte und erregte auch das Mißfallen seiner Leser. Zu einer weiteren Entwicklung dieses eigentümlichen Prozesses kam es aber nicht, denn plötzlich und unerwartet ward durch eine Gewaltmaßregel der Wirksamkeit Schlözers ein Ziel gesetzt; die „Staatsanzeigen" wurden 1794 verboten, und zwar nur wegen eines Angriffs auf einen unverschämten hannoverschen Postmeister. Doch scheint der Postbeamte, so meint Schlözers Biograph Zermelo, bloß einen erwünschten Vorwand geboten zu haben. Die wirkliche Ursache des Verbots lag wahrscheinlich darin, daß die Freisinnigkeit Schlözers vielen unbequem zu werden anfing, und daß man in Hannover sich nicht mehr dem Andrängen und den Klagen verschiedener Kabinette entziehen wollte und konnte.

Deutschland wurde durch diese Maßregelung seines begabtesten und einflußreichsten Publizisten beraubt. Welche Achtung er genoß, wie hoch man ihn schätzte, geht aus vielen zeitgenössischen Äußerungen hervor. „Schon mehrmals haben Sie durch mich", schrieb der Herzog Karl von Sachsen-Meiningen 1781 an ihn, „ohne daß Sie es wußten, Beiträge zu Ihrem interessanten „Briefwechsel" erhalten. Ihr „Briefwechsel" wird überall gelesen und ist jetzt das einzige Buch, das so allgemeinen Nutzen stiftet und so manche gute Idee in dem Herzen eines wohldenkenden Regenten erweckt."

Selbst die Kaiserin Maria Theresia zog bei ihren Entschließungen die Ansichten Schlözers in Erwägung und gab einmal ihrem geheimen Rat einen schon gefaßten Beschluß von zweifelhafter Legalität mit dem Bemerken zurück: „Nein! Das geht nicht! Was würde der Schlözer dazu sagen!"

Auf dem Schreibtisch Kaiser Joseph II. hatte Schlözers Journal einen festen Platz. Als der Kaiser eines Tages die

neusten Hefte der „Staatsanzeigen“ mit mehreren anderen Werken dem Buchbinder zum Binden übergab, schärfte er ihm ein: „Aber vor allen Andern den Schlözer, den Schlözer bringe er mir bald zurück!“

In den bürgerlichen Kreisen zollte man ihm die höchste Verehrung. Als er zu Anfang der achtziger Jahre eine Reise nach Italien unternahm, füllten sich in Süddeutschland die Gaststuben der Gasthöfe, in denen er abstieg, da man hoffte, mit ihm an einer Tafel speisen zu können, und die Universitäten, an denen er vorbeireiste, die er aber doch nicht besuchen konnte, entsandten ihre Professoren und ließen ihm ihren Gruß entbieten. Zu einem wahren Triumphzug gestaltete sich sein Wiedereinzug in Göttingen. Man empfing ihn um so herzlicher, als man ihn bei seiner Abreise die sichern Grenzen Hannovers nicht ohne Besorgnis hatte verlassen sehen.*)

Das Verbot der „Staatsanzeigen“ war für Schlözer ein Schlag, von dem er sich nicht wieder zu erholen vermochte. Die mancherlei Ehrungen, die ihm auch noch weiter zu Teil wurden, konnten ihm über seine tiefe Verstimmung nicht hinweghelfen. Er zog sich ganz vom öffentlichen Leben zurück, verzichtete schließlich auf jeden mündlichen und schriftlichen Verkehr. Einsam starb er am 9. September 1809. Auch er war dem Schicksale nicht entgangen, dem so ziemlich alle bedeutenderen Publizisten des achtzehnten Jahrhunderts erlagen.

---

2. Die sonstigen freiheitlich gesinnten Zeitschriften der Epoche. Mosers „Patriotisches Archiv“, Gökingks „Journal von und für Deutschland“, das „Göttingische historische Magazin“ von Meiners und Spittler, das „Deutsche Museum“ von Dohm und Boie, die „Minerva“ von Archenholtz, das „Braunschweigische Journal“ von Campe u. s. w.

Außer den Journalen von Wieland, Schubart, Weckherlin und Schlözer, in denen die politische Stimmung des letzten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts am klarsten und nachdrücklichsten

*) Näheres in Schlözers Leben, v. s. Sohne u. in Waitz, Caroline. Lpzg. 1871.

zum Ausdruck kam, erschien aber noch eine große Menge von Zeitschriften, die teils nur in einseitiger Weise die Weltereignisse besprachen und beurteilten, teils bloß, ohne einen selbständigen Standpunkt einzunehmen, eine Art Sprechsaal des Publikums bildeten. Zu nennen sind das „Patriotische Archiv für Deutschland" von Friedrich Karl von Moser, das „Journal von und für Deutschland" von Gökingk und Bibra, das „Göttingische historische Magazin" von Meiners und Spittler, das „Deutsche Museum" von Dohm und Boie, die „Minerva" von J. W. von Archenholtz und das „Braunschweigische Journal" von J. H. Campe.

Der Herausgeber des „Patriotischen Archivs für Deutschland" war jener Friedrich Karl von Moser, der das berühmte Buch „Der Herr und der Diener" schrieb und später durch sein herbes Schicksal die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Von seinem Vater, dem bekannten Dichter vieler geistlicher Lieder, J. J. Moser, dem langjährigen Gefangenen des Hohentwiel, hatte er sowohl das Gefühl für strenge Rechtlichkeit, wie auch die tiefe Religiosität geerbt, doch trübte auch bei ihm die pietistische Befangenheit nicht selten den politischen Blick. Seine religiösen Anschauungen trennten ihn denn auch von dem freigeistigen Friedrich dem Großen, von dem er sich abgestoßen fühlte, so wie von den Berliner Schriftstellern mit ihrer nüchternen Art und ihren aufklärerischen Tendenzen. Überhaupt war ihm das ganze preußische Wesen mit seiner kurz angebundenen militärischen Derbheit unsympathisch. Er hielt es für einen großen Fehler, wenn der amtliche Verkehr im Staate militärisch eingerichtet werde. „Das despotische Wesen vieler unserer deutschen Herren", sagt er in seinem Buche „Der Herr und Diener", „die harte Behandlung ihrer Unterthanen, die mannigfaltige Übertretung der heiligsten Versprechungen und Verbindungen mit ihren Landständen, die Unwissenheit der meisten Regenten in ihren eigentlichen Pflichten, deren oft wissentliche Hintansetzung und die übertriebene Erhöhung ihrer billigen und in sich allemal unverletzlichen Rechte neben so vielen anderen Zeichen böserer Zeiten haben wir meistenteils der militärischen Regierungsart zu danken." Auch die Gepflogenheit

der Fürsten, sich meist in Uniform zu zeigen, die damals mehr und mehr aufkam, erfuhr seinen Tadel.

Angesichts der Willkürherrschaft der vielen kleinen Herren in Deutschland betonte er immer wieder die Autorität der Reichsgewalt über die Einzelstaaten und suchte die Macht des Kaisers zu stützen. Als getreuer Reichspatriot erblickte er eine höhere Vorsehung darin, daß das allerdurchlauchtigste Haus Österreich dazu auserkoren sei, das erste in der Christenheit und der Stamm zu sein, der Deutschland Schutz und Schatten gewähre. Den siebenjährigen Krieg beklagte er denn auch als einen verhängnisvollen Bürgerkrieg.

Trotz seiner Vorliebe für Österreich war er aber doch nicht blind gegen die Mängel, die dort im öffentlichen Leben überall hervortraten. Heftig wandte er sich gegen alle politische Intoleranz und gegen jeden geistigen Druck. Fort und fort betonte er die persönliche Freiheit; seinen ganzen Zorn traf die kriechende Unterwürfigkeit. Schlözer hebt denn auch in seiner derben Weise an ihm besonders hervor, „daß er den Deutschen die Hundedemut ausgetrieben" habe.

Sein rechtlicher und gerader Sinn brachte Moser naturgemäß in viele Konflikte; sein Lebensgang war eine Kette von Kämpfen, und wiederholt wurde er das Opfer seiner Überzeugung und Redlichkeit. Geboren am 18. Dezember 1723 zu Stuttgart, studierte er die Rechte und trat dann in hessen-homburgische, weiterhin in hessen-darmstädtische und hessen-kasselsche Dienste und wurde 1766 Reichshofrat in Wien, bei welcher Gelegenheit ihn Joseph II. in den Freiherrnstand erhob. Darauf trat er 1772 als Präsident und Kanzler an die Spitze der Verwaltung von Hessen-Darmstadt und regelte hier mit großem Geschick die völlig zerrütteten Finanzverhältnisse. Die strenge Gerechtigkeit, mit der er hier vorging, machte ihm aber viele Feinde, die schließlich 1780 seine Entlassung durchsetzten. Moser zog sich darauf auf sein Gut Zwingenberg im Odenwalde zurück und begann hier 1784 die Herausgabe seines „Patriotischen Archivs". Das Journal erschien zu Frankfurt und Leipzig bis 1790 in 12 Bänden; später gab Moser noch von 1792 bis 1794 ein „Neues Patriotisches

Archiv“ heraus. Leider war es Moser nicht vergönnt, sich mit aller Ruhe und Sammlung dieser journalistischen Thätigkeit zu widmen; seine Feinde strengten einen Prozeß wegen Mißbrauch der Amtsgewalt gegen ihn an; ohne Urteil und Recht wurde sein Vermögen mit Beschlag belegt, und er sah sich gezwungen, sein Gut, seine Bibliothek, seine Gemäldesammlung und selbst einen Teil seiner Kleider zu verkaufen. Erst nach dem Tode des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt 1790 wurde der Prozeß niedergeschlagen; Moser erhielt den erlittenen Schaden ersetzt und auch eine Pension von 3000 Gulden, worauf er von Mannheim, wo er seit 1783 gelebt hatte, nach Ludwigsburg übersiedelte. Dort starb er am 10. November 1798.

Von ähnlichen Grundanschauungen, wie das „Patriotische Archiv“, wurde auch das „Journal von und für Deutschland“ getragen. L. F. G. von Gökingk, der, geboren am 13. Juli 1748 zu Gröningen bei Halberstadt, bereits seit 1777 durch seine „Lieder zweier Liebenden“ als Dichter vorteilhaft bekannt war, gründete die Zeitschrift 1784 zu Ellrich, wo er die Stelle eines Kanzleidirektors bekleidete, und bekämpft in ihr ebensowohl die politische Intoleranz, wie die vielen Mißstände in den staatlichen Verwaltungen. Die schwere Bedrückung der bürgerlichen Freiheit nehme in demselben Grade zu, klagt er einmal, in welchem die Toleranz in Religionsmeinungen wachse. Man könne ungestraft die Gottheit Jesu zweifelhaft machen; aber dem Kabinet manches kleinen Sultanchen Infallibilität absprechen, würde Hochverrat sein. Den Grund der schlimmen finanziellen Verhältnisse der meisten kleinen Staaten sieht er besonders in den kostspieligen Soldatenspielereien der Fürsten. „Wie hoch“, wird in einem satirischen Artikel „Aufgaben aus der politischen Rechenkunst“ gefragt, „darf sich die Anzahl der stehenden Soldaten gegen die Anzahl der arbeitenden Unterthanen belaufen, bis sie beide nichts mehr zu essen haben?“ Seiner weiteren journalistischen Thätigkeit wurde jedoch plötzlich durch die preußische Regierung ein jähes Ende bereitet. Gökingk hatte in seiner Zeitschrift gewisse mainzische Verhältnisse berührt und dadurch den sehr empfindlichen Kurfürsten von Mainz verletzt. Der geistliche Herr hatte sich

darauf klagend an die preußische Regierung gewandt, und diese war, da der Kurfürst zum Fürstenbunde gehörte, dem Beschwerdeführenden sofort gefällig gewesen. In einem Ministerialreskript an die Regierungsbehörde in Halberstadt, der Göking in Ellrich unterstand, und das von den Ministern Finkenstein und Herzberg unterzeichnet war, wurde in barschem Tone der Rücktritt Gökingks von dem Journale verlangt, und Gökingk auch in den Verhören, die er in Halberstadt zu bestehen hatte, in sehr verletzender Weise behandelt. Selbst mit Spandau soll ihm gedroht worden sein.*) Dieses brutale Verfahren machte aber in der ganzen gebildeten Welt Deutschlands großes Aufsehen. Schlözer, Weckherlin, Archenholtz u. a. wandten sich heftig gegen diese arge Mißhandlung der Preßfreiheit, worauf die Minister sich schließlich veranlaßt sahen, erklären zu lassen, daß das Reskript allgemeinhin ihre Ansichten über die Behandlung von Preßangelegenheiten keineswegs aussprechen solle, daß dies vielmehr keinen andern Zweck gehabt habe, als dem Kurfürsten von Mainz eine Genugthuung zu geben. Immerhin blieb es für Gökingk bei dem Verbote, die Redaktion des Journals weiter zu führen, worauf Sigmund Freiherr von Bibra mit dem Beginn des Jahres 1785 die Leitung der Zeitschrift übernahm. Gökingk widmete sich später nur dem Verwaltungsdienste, in welchem er schließlich bis zur Stelle eines Geheimen Oberfinanzrates emporstieg. Hochbetagt starb er am 18. Februar 1828 auf Wartenberg bei Breslau. Bibra führte das Journal bis 1792 fort.

Nüchterner und besonnener in jeder Weise zeigte sich das „Göttingische historische Magazin“ von Meiners und Spittler, das von 1787 bis 1792 in 11 Bänden in Göttingen erschien. Der Hauptleiter desselben war Timotheus Spittler, geboren 1752 in Stuttgart, 1779 bis 1797 Professor der Geschichte in Göttingen, gestorben als Kanzler der Universität Tübingen 1810. Mit dem ruhigen Blick des Historikers besaß Spittler einen stark ausgebildeten Sinn für das Maßvolle. Alles Gewaltsame widerstrebte ihm. Er verurteilte daher ebensowohl die rücksichtslosen

*) Wenck, Deutschland, I, S. 77.

Neuerungen Joseph II., wie das gewaltthätige Vorgehen der Revolutionsmänner Frankreichs. Das historisch Gewordene, betonte er, habe so gut ein Recht, wie das neu Werdende. Im Grunde war das Magazin eine wissenschaftliche Zeitschrift, aber die aufgeregte Stimmung der Zeit veranlaßte die Herausgeber, bei ihren historischen Darlegungen Berührungspunkte mit der Gegenwart zu suchen und auch „Nachrichten und Beschreibungen von musterhaften neuen Anstalten und Verbesserungen oder Anzeigen von zu bessernden Mängeln und Mißbräuchen in unsern deutschen Verfassungen" zu geben. Über den Kreis der Gelehrten drang die Zeitschrift aber nicht hinaus.

Ebenfalls sehr vorsichtig trat das „Deutsche Museum" von Dohm und Boie, das 1776 bis 1791 (von 1789 ab als „Neues deutsches Museum") in Leipzig in 30 Bänden herauskam, an die politischen Fragen heran. Ch. W. von Dohm, anfangs der Hauptleiter des Journals, war zwar ein Mann, der mitten im Hauptstrome der Politik stand. Im Auftrage Preußens agitierte er für die Sache des Fürstenbundes, und auch sonst trat er für das „Deutsche Gleichgewicht" ein; des weiteren suchte er eine größere politische Reife in der breiten Masse des Volkes heranzubilden und empfahl die Abfassung von populären Lehrbüchern über Staats- und Völkerrecht; aber in seinem „Museum" beobachtete er doch eine sehr große Zurückhaltung. Schon ein bloßer Hinweis auf den Schleier, welcher die Operationen der Regierungen bedecke, sagt er, sich entschuldigend, sei gefährlich; selbst die kleinste Mißbilligung werde als Tadel aufgenommen. Das Journal wandte sich daher weiterhin mehr der Pflege der älteren Litteratur zu und brachte u. a. auch Herders wertvolle Abhandlung über die „Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst". Dohm beteiligte sich nur von 1776 bis 1777 an der Herausgabe des „Museums"; er widmete sich ganz der Diplomatie, erwarb sich aber später noch ein litterarisches Verdienst durch die Abfassung seiner „Denkwürdigkeiten", die schätzenswerte Beiträge zur Geschichte des letzten Viertels des achtzehnten und des Anfanges des neunzehnten Jahrhunderts enthalten. Geboren 1751 zu Lemgo, war er nacheinander Professor am Karolinum in Kassel, Kriegsrat

und Geheimer Archivar in Berlin, preußischer Gesandter beim Kurfürsten von Köln, Kammerpräsident in Heiligenstadt und Staatsrat des Königreichs Westfalen. Von 1810 ab lebte er bis zu seinem 1820 erfolgten Tode auf seinem Gute Pustleben bei Nordhausen. H. Ch. Boie, geboren 1744 zu Meldorp in Süderditmarschen, hatte sich, ehe er sich mit Dohm zur Herausgabe des „Museums" verband, bereits einen Namen durch die Herausgabe des ersten deutschen „Musenalmanachs" gemacht, der dann das Organ des Hainbundes wurde. Später trat Boie in den dänischen Justizdienst, wurde Landvogt für Süderditmarschen, erhielt den Titel eines dänischen Etatrates und starb 1806 in seinem Geburtsorte.

Einen volkstümlicheren Ton, als das „Museum", schlug die „Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts" an, anfangs in Berlin, später in Hamburg von 1792 bis 1808 von Johann Wilhelm von Archenholtz herausgeben und bis 1812 fortgesetzt von F. Alex. Bran. Archenholtz, geboren 1745 zu Langenfurth bei Danzig, längere Zeit preußischer Offizier und gestorben auf seinem Landgute Oyendorf bei Hamburg 1812, hatte bei allem, was er schrieb, die Wirkung auf ein großes Publikum im Auge. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte er bereits seine „Geschichte des siebenjährigen Krieges" verfaßt, die ein Volksbuch im besten Sinne des Worts geworden war, ebenso verschiedene touristische Schriften. In seiner „Minerva" trat er warm für alle freiheitlichen Bestrebungen ein, die sich bei der französischen Revolution äußerten, und verlegte sogar mitsamt seiner Familie seinen Wohnsitz nach Paris, um die politischen Umwälzungen genauer beobachten zu können. Und als dann die kriegerischen Verwicklungen begannen und er es für ratsam hielt, nach Deutschland zurückzukehren, sicherte er sich die Mitarbeit des geistreichen C. E. Oelsner, der, fast ganz Franzose geworden, ein glühender Freiheitsschwärmer war. Dabei übersah Archenholtz aber keineswegs die Korruption der öffentlichen Zustände Frankreichs; auch er verurteilte die wüste Schreckensherrschaft, doch mißbilligte er durchaus das Einschreiten der Verbündeten und fürchtete, daß dadurch die Entwicklung zu wirklich freiheitlichen

Zuständen geschädigt würde. Daß sich schließlich die Verhältnisse in ganz anderer Weise gestalten würden, wie das der weiterblickende Wieland voraussah, ahnte er nicht.

Mit schrankenlosem Enthusiasmus gab sich das „Braunschweigische Journal“ den Ideen der französischen Revolution hin. Sein Herausgeber war Joachim Heinrich Campe, der, geboren 1746 zu Deensen in der Nähe von Holzminden und gestorben 1818 zu Braunschweig, viele Jahre als Schulrat in Braunschweig thätig war und sich in den weitesten Kreisen durch seine Bearbeitung der deutschen Ausgabe des „Robinson“ bekannt machte, sich auch durch seine vielen pädagogischen und sprachwissenschaftlichen Schriften einen großen Ruf erwarb. Das „Braunschweigische Journal“ gründete er mit E. Ch. Trapp, Joh. Stuve, und Joh. Heusinger und ließ es in der „Braunschweigischen Schulbuchhandlung“ erscheinen, die er seit 1787 führte. Die Zeitschrift begann 1788 und erschien bis Ende 1791. Im ersten Hefte erklärte Campe, das Journal solle „unbefangen Untersuchungen anregen und fördern und alles ins Auge fassen, was eine Beziehung auf die Bildung und Glückseligkeit des Menschen hat, die wichtigsten Fragen der Philosophie, Philologie und Pädagogik, insbesondere auch die Kritik der neuesten Litteratur, und das alles in einem anständigen Tone, ohne persönliche Gehässigkeit, keinem zu Lieb und keinem zu Leide“. Aber schon sehr bald sollte sich dieser ruhige Ton in eine sehr aufgeregte Sprache verwandeln. Campe unternahm im Sommer 1789 mit seinem ehemaligen Schüler Wilhelm von Humboldt eine Reise nach Paris und wurde dort, besonders durch seine Bekanntschaft mit Mirabeau, alsbald mitten in die Strudel der Revolution hineingezogen. Er, der „feste und unschwärmerische“ Mann, wie ihn Lessing einst genannt hatte, geriet dadurch in einen solchen Taumel von Entzücken, daß er die „erhabenen Tugenden“ des französischen Volkes, die „Großmuth der Patrioten“, den „unwiderstehlichen Zauber“ der Nationalversammlung gar nicht genug preisen konnte und in überschwänglichen „Briefen aus Paris“ in seinem „Journale“ schilderte. Auch weiterhin hielt die Begeisterung noch an, und als die Verbündeten sich anschickten, gegen Frankreich zu Felde

zu ziehen, da klagte das „Journal“, daß nun die Freiheit darniedergeschlagen, die alte Herrlichkeit von neuem hergestellt und der Landmann wieder zum Vieh werden würde. Diese heftige Verurteilung des „Kreuzzuges gegen die Franken“ wurde aber in vielen Kreisen übel vermerkt, besonders in Preußen. Der Minister Wöllner richtete ein förmliches Drohschreiben an den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, worauf dieser von Campe in mündlicher Unterredung das Versprechen verlangte, von der ihm unbedingt zugestandenen Preßfreiheit jetzt keinen Gebrauch zu machen. Auch ernannte der Herzog eine Kommission, welche die Angelegenheit erwägen und ein Urteil darüber abgeben solle. Dieses Urteil fiel aber sehr hart aus. Es hieß in demselben, Campe und seine Freunde sollten „hinfüro in ihrem Journal sowohl, als in ihren sonstigen edendis, alle Gegenstände, so theologisch-dogmatischen als politischen Inhalts, vor der Hand ganz unberührt lassen, und daß sie in specie sich aller Kritiken benachbarter Regierungen und ihrer Verordnungen, besonders der preußischen, gänzlich enthalten möchten“. Campe erklärte jedoch, sich diesem Beschlusse nicht zu fügen; er erblickte in ihm eine „geistige Landesverweisung“ und verteidigte in einem Promemoria, welches er der Kommission überreichte, das Recht der Preßfreiheit, das ein unveräußerliches Recht der Menschheit sei. Im äußersten Falle sei er bereit, den Wanderstab zu ergreifen. So weit sollte es jedoch nicht kommen, sondern im Frühjahr 1792 wurde Campe durch die Kommission benachrichtigt, „daß Serenissimus, im Vertrauen auf die Ergebenheit gegen seine Person, und in der Hoffnung, daß Campe und seine Mitarbeiter gern alles zu vermeiden suchen würden, was Ihn, seiner Neigung zuwider, zwingen könnte, strenge Verfügungen zu treffen, sie nach wie vor ihrer eigenen Vernunft und ihrer gewissenhaften Vorsicht zu überlassen beschlossen hätten“ *). Darauf veröffentlichte Campe noch eine Verteidigungsschrift „An meine Mitbürger“, in der er erklärte, daß seine Sympathieen für die französische Revolution lediglich jener ersten Zeit der Bewegung gegolten habe, als das durch Parteigeist noch nicht

*) J. Leyser, Joachim Heinrich Campe. Braunschw. 1877, Bd. I, S. 419.

verwilderte französische Volk mitten in einer gänzlichen Auflösung aller gesetzlichen Bande sich auf einer seltenen Höhe der Gerechtigkeit und Ordnungsliebe gezeigt habe; später habe er nur eine bittere Thräne des Unmuts gehabt, als eine Sache, in ihren Anfängen so gerecht, in ihren Erfolgen so vielversprechend, durch eine Handvoll blutgieriger Meuchelbuben zu einem Fluche für die gesamte Menschheit geworden sei.

Die journalistische Thätigkeit Campes war damit in der Hauptsache abgeschlossen; er wandte sich von jetzt ab fast ausschließlich wissenschaftlichen Studien zu, besonders Sprachstudien, aus denen dann sein großes „Wörterbuch der deutschen Sprache“ hervorging, das von 1806 bis 1811 erschien.

Von den vielen sonstigen freiheitlich gesinnten Journalen, die in jener Zeit noch erschienen, seien wenigstens noch August Hennigs' „Genius der Zeit“, der sich durch ein klares Urteil auszeichnete, P. A. Winkopps „Journal für Denker und Männer von Geschmack“ und sein „Deutscher Zuschauer“, in welchen beiden Zeitschriften besonders leidenschaftlich gegen den kirchlichen Druck gekämpft wurde, und J. F. Reichardts „Deutschland“, ein stark zum Republikanismus neigendes Blatt, hervorgehoben. Reichardt wird noch heute als Komponist Goethescher Lieder geschätzt; in seinen politischen Anschauungen gelangte er nie zu einiger Klarheit. „Sein soit disant Republikanismus“, schreibt Friedrich Schlegel an seinen Bruder, „ist alter Aufklärungsberlinismus, Oppositionsgeist gegen die Obskuranten und Neigung zu den Franzosen, die er als Deutscher haßt und verachtet, ohne doch von ihnen lassen zu können, so wie er die Deutschen hinwiederum völlig wie ein Franzose verachtet“.

---

4. Die den freiheitlichen Bestrebungen der Zeit feindlich gegenüberstehenden Journale. Schirachs „Hamburger Politisches Journal“; Leopold Alois Hoffmanns „Wiener Zeitschrift“; das „Magazin der Kunst und Litteratur“ u. a.

Neben diesen soeben charakterisierten Journalen, aus denen die allgemeinen Anschauungen der neuen Zeit sprachen, fehlte es

aber auch nicht an Blättern, die sich dem revolutionären Geiste der großen Menge abwehrend gegenüber stellten; es waren dies besonders Schirachs „Hamburger Politisches Journal" und Leopold Alois Hoffmanns „Wiener Zeitschrift".

Das „Hamburger Politische Journal", das von 1781 ab erschien, trat anfangs den neuen Ideen nicht geradezu feindlich entgegen, wenn es sich auch, wie Schlözers „Staatsanzeigen", von vornherein gegen den Befreiungskampf der Amerikaner wendete. Beim Beginn der französischen Revolution verurteilte es aber diese freiheitliche Bewegung sofort mit großer Heftigkeit und wurde dann zum Sprachrohr aller derer, die an dem, was bisher bestanden hatte, nicht gerüttelt sehen wollten. Verschiedene Regierungen benutzten es, um ihr Verhalten vor weiten Kreisen zu rechtfertigen und vor den Umsturzbestrebungen zu warnen, und Schirach selbst war jederzeit in devotester Weise bereit, den Wünschen, die nach dieser Richtung hin an ihn gelangten, zu entsprechen. Verwundert fragt er, wie bei der großen Menge wohlgesinnter Fürsten, deren man sich gerade jetzt zu erfreuen habe, eine solche Unruhe alle Geister befallen könne, und eifrig stimmt er zu, wenn die großen und kleinen Herren alle Äußerungen über den neuen Geist der Zeit unterdrücken. „Nie war die persönliche Aufmerksamkeit der Souveräne nötiger", schreibt er 1789, „als in diesem Augenblicke, damit der Schlag in Frankreich kein elektrischer durch ganz Europa werde".

Trotz dieser Haltung, die der allgemeinen Stimmung der großen Menge der Gebildeten nicht entsprach, erlangte das Journal eine große Verbreitung. Im März 1789 mußte der Herausgeber sogar bekannt geben, daß die vielen Nachbestellungen erst in einiger Zeit ausgeführt werden könnten, weil verschiedene Hefte ganz vergriffen seien und neu gedruckt werden müßten, und 1790 durfte er sogar behaupten, daß das Journal unter allen politischen Schriften Deutschlands die größte Auflage habe. Diese Erfolge hatte die Zeitschrift in erster Linie ihrer Übersichtlichkeit und Reichhaltigkeit zu verdanken. Sie besaß in allen großen Städten Europas tüchtige Korrespondenten, und das Rohmaterial, das diese lieferten, wurde von Schirach mit Geschick zu allgemeinen

Gesamtbildern verarbeitet, die den Leser vorzüglich orientierten. Jeder also, der sich auf dem Laufenden erhalten wollte, konnte dies am besten durch das „Hamburger Politische Journal“ erreichen. Von dem unsympathischen Tone ließ man sich dann so wenig wie möglich berühren.

Der Herausgeber Gottlob Benedict von Schirach war, als er das Unternehmen begann, schon ein Mann in reiferen Jahren, der sich bereits durch eine vielseitige gelehrte Wirksamkeit allgemein bekannt gemacht hatte. Geboren 1743 zu Tiefenfurt in der Oberlausitz, wo sein Vater Prediger war, studierte er anfangs Theologie, wandte sich dann aber der Philologie und der schönen Litteratur zu und beteiligte sich an den damaligen gelehrten Fehden, wobei er auf die Seite von Klotz trat. Zugleich gab er einen Band Gedichte heraus, schrieb über die Harmonie des Stils und übersetzte das englische Gedicht Olivier, sowie Marmontels Werke über die Dichtkunst. Durch diese vielseitige litterarische Thätigkeit wurde er nach und nach mit vielen deutschen Schriftstellern seiner Zeit bekannt, besonders mit Gellert, Weiße, Gleim, Uz, Gökingk und Gebler. Seine wissenschaftlichen Bestrebungen fanden ihre Anerkennung durch eine Berufung an die Universität Helmstädt. Dort widmete er sich hauptsächlich der Geschichte und Statistik, gab sechs Bände Biographieen der Deutschen heraus und verfaßte ein „Pragmatisches Leben Kaiser Karls VI“, was die Kaiserin Maria Theresia veranlaßte, ihn in den Adelstand zu erheben. Weiterhin übersetzte er den Plutarch und schrieb eine Abhandlung über das königlich dänische Indigenatrecht, worauf er einen Ruf der dänischen Regierung als königlich dänischer Legationsrat nach Altona erhielt, dem er 1780 Folge leistete, und hier nun gründete er bereits im Jahre 1781 das „Hamburger Politische Journal“, das er sodann vierundzwanzig Jahre bis zu seinem 1804 erfolgten Tode redigierte.*) Seine Söhne setzten das Journal bis 1837 fort, worauf noch 1838 und 1839 von J. G. L. Heise eine neue

*) Lübker-Schröder, S.-H., Schriftstellerlexikon. II, 506.

Folge herausgegeben wurde. Eine Bedeutung für das g istige Leben hatte es seit dem Tode des Begründers nicht mehr.

Auf viel niedrigerer Stufe, als das „Hamburger Politische Journal", stand die „Wiener Zeitschrift". Seit dem Tode Josephs II. erließ die Wiener Hofkanzlei ein Dekret nach dem andern, um den Zensurzwang immer mehr zu verschärfen; bald war es vollständig ausgeschlossen, daß irgendwo in Österreich noch ein offenes und freies Wort geäußert werden konnte. Auch eine sorgfältige geistige Absperrung vom Auslande wurde mehr und mehr erzielt, so daß sich eine geistige Armut sondergleichen auf die österreichischen Lande lagerte. Da war es denn natürlich, daß nur ein Journal innerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle existieren konnte, das ganz und gar im Sinne der Regierung geschrieben wurde, in welchem man die Unterdrückung jedes freien Gedankens durchaus billigte und alles verurteilte, was irgendwie nach Aufklärung aussah, oder was sich gegen die Knechtung des Geistes auflehnte. Die „Wiener Zeitschrift" übernahm diese traurige Mission, und ihr Herausgeber, Leopold Alois Hoffmann, entsprach den Wünschen der Regierung in der weitgehendsten Weise. Er hatte, ehe er 1792 die Herausgabe der Zeitschrift begann, bereits wiederholt durch bildungs- und fortschrittsfeindliche Machenschaften die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Geboren in Böhmen 1748, studierte er in Breslau und wollte dann in den Jesuitenorden eintreten. Es wurde ihm jedoch die Aufnahme verweigert, worauf er sich der Schriftstellerei widmete und zunächst nach Prag, dann nach Wien ging, wo er auf Veranlassung eines Buchhändlers eine „Predigtkritik" herausgab. Dadurch wurde er mit dem vielvermögenden Dr. van Swieten, dem Leibarzte der Kaiserin Maria Theresia und obersten Bücherzensor, bekannt, der ihn zum Professor der deutschen Sprache in Pest ernannte. Dort zeichnete er sich aber weniger durch seine Lehrthätigkeit aus, der er gar nicht gewachsen war, als vielmehr durch seinen Eifer im Spionieren und Denunzieren, wodurch er sich allgemein verhaßt machte. Im Jahre 1790 wurde er sodann Professor an der Wiener Universität und kaiserlicher Rat, doch verwickelte er sich bald durch seine fortwährenden Verdächtigungen

verdienstvoller Männer in so viel Widerwärtigkeiten, daß er 1792 in den Ruhestand versetzt wurde. Darauf gab er in den Jahren 1792 und 1793 die „Wiener Zeitschrift“ heraus, erzielte aber nicht den Erfolg, den er erhofft hatte, und zog sich daher nach Wiener Neustadt zurück, wo er 1806 starb.

Es ist ein außerordentlich trauriges Bild geistiger Dumpfheit und Verkommenheit, das sich in der „Wiener Zeitschrift“ offenbart. In der brutalsten Weise fällt Leopold Alois Hoffmann dort über alles her, was nach Fortschritt aussieht. Jeder, der Bildung und Aufklärung verbreiten will, ist ihm verhaßt. „Sie räsonniren euch noch todt, wenn ihr ihren Zähnen kein Gebiß anlegt“, ruft er den Vertretern der Regierung zu und fordert die schärfste Zensur, da Strafandrohungen und Bücherverbrennungen ja doch nicht ausreichen würden. Fortwährend prophezeit er, daß, wenn man es so weitergehen lasse und das „Freiheitsgebell“ nicht unterdrücke, in Deutschland eine noch viel schlimmere Revolution als die französische ausbrechen werde; ja, er weiß sogar zu berichten, daß in „Braunschweig bereits seit längerer Zeit von einem bekannten Revolutionär ein systematischer Plan zu einer Totalrevolution in Deutschland bearbeitet und an die Revolutionsbrüder deutscher Abkunft ganz still versandt worden ist“. Er billigt deshalb auch alle Mittel, die gegen dieses Treiben ergriffen werden, und stellt das Aufbrechen von Briefen sogar als das Recht und eine Pflicht der Staatsregierung hin. In seiner maßlosen Sucht, überall „Jakobiner“ und unheilvolle Geheimbündler aufzuspüren, geht er sogar so weit, das Libretto der „Zauberflöte“ verdächtig zu finden, denn es scheine doch keineswegs bloß auf Auge und Ohr abgesehen, sondern in dem kostbaren, ehrwürdigen Gepräge solle offenbar so manches an das Publikum gebracht werden, womit es besser verschont bleibe. Seinen ganzen ungezügelten Haß schüttet er über die Freimaurer aus, die an allem Übel in der Welt schuld seien. Das ganze französische Volk, schrieb er im 5. Hefte des Jahrganges 1793 seiner Zeitschrift, wenigstens alle diejenigen, welche sich zur Revolution geschlagen hätten, müßten lauter Freimaurer sein, denn das ganze französische Revolutionssystem sei nichts anderes, als

das aus vielen schon sehr alten Büchern bekannte Freimaurer- und Logen-System — gedachtes System beruhe nämlich auf Freiheit und Gleichheit, auf den ursprünglichsten Natur- und Menschenrechten, auf allgemeiner Menschenbrüderschaft, auf Abstellung aller Obergewalt, auf Vertilgung aller sogenannten Tyrannen — und auf Abschaffung aller Königswürde und aller Könige selbst. Die Freimaurer haben daher auch kein Vaterland, sie kennen keinen Unterschied der Nationen, sie verwerfen allen Unterschied der Stände, allen Patriotismus und alles einseitige Interesse der Völker u. s. w. Daß dies wirklich so sei, beweise Frankreich zur Evidenz; die ganze Konstitution und die Erklärung der Menschenrechte beweise dies, und ebenso augenscheinlich alles dasjenige, was mit Ludwig XVI. geschehen sei — auch sei der Franzosenkrieg kein anderer, als jener der freimaurerischen Freiheit und Gleichheit, und man habe keine andre Absicht gehabt, als entweder alle Menschen der übrigen Länder gleichfalls zu Freimaurern zu machen, oder sie alle unter die Regierung der Freimaurerlogen zu bringen. Denn die Nationalversammlungen, Munizipalitäten, Klubs, Komitees u. s. w. seien durchaus und überall nichts als lauter Logen von Freimaurern und Illuminaten.

Der vollständige Mangel an Verständnis für die Ursachen der gewaltigen Tragödie in Frankreich kennzeichnet am klarsten das niedrige Niveau, auf dem die Zeitschrift und ihr Herausgeber standen.

Einen ähnlichen Standpunkt, wie die „Wiener Zeitschrift“, nahm das „Magazin der Kunst und Litteratur“ ein, das von 1793 bis 1797 in Wien erschien.

Eine von J. B. von Alxinger (geb. 1755, gest. 1797) 1793 gegründete, dann von Schreyvogel u. a. redigierte „Österreichische Monatsschrift“, die einen etwas freieren Ton anschlagen wollte, ging bereits 1794 wieder ein, und Schreyvogel mußte flüchten, um einer Verurteilung zu entgehen.

4. Versuche, gegenüber der alles beherrschenden Politik die litterarischen und künstlerischen Interessen wieder im großen Publikum zu wecken. Schillers „Horen", das „Athenäum" der Gebrüder Schlegel, Goethes „Propyläen". Unterhaltungsjournale.

Bei der gewaltigen Erregung, die von den achtziger Jahren ab mehr und mehr alle Gemüter erfaßte, war es natürlich, daß die politische Diskussion bald alle anderen Erörterungen überwucherte und die litterarischen Interessen, die in der Mitte des Jahrhunderts das geistige Leben der Nation vorwiegend erfüllt hatten, außerordentlich zurückdrängte. „Die besten Gedichte bleiben ungelesen", schrieb Archenholtz 1793 in seiner „Minerva"; „man greift nur noch nach Zeitungen und solchen Schriften, die den politischen Heißhunger stillen". Infolgedessen gab denn auch Tiedge nur zögernd eine neue Sammlung seiner poetischen Episteln heraus. „Ich weiß es wohl", sagte er dabei, „daß die Poesie jetzt kaum noch als ein Nebengericht in einem Journale genossen wird". Und Voß verschob sogar die Drucklegung seiner Übersetzung Homers auf eine gelegenere Zeit, denn erst müssen die Deutschen weniger politisch, philosophisch und altklug werden, meinte er Gleim gegenüber, sonst komme er noch immer zu früh. Selbst Goethe und Schiller standen in diesem politischen Bann; alle gesellschaftlichen Unterhaltungen ihrer Kreise in Weimar und Jena waren von lebhaften Erörterungen über die Vorgänge in Frankreich beherrscht. „Sie streiten, daß sie alle zugleich schreien", klagte Frau von Stein in einem Briefe.*)

In dieser politischen Hochflut überkam es Schiller schließlich wie eine Angst. Er fürchtete, daß über dem Lärm des Tages die idealen Güter des Lebens schwer geschädigt, ja wohl ganz mißachtet werden könnten, und fühlte sich gedrungen, dieser Gefahr durch eine geeignete Zeitschrift entgegenzutreten. Nach Überwindung mancher Schwierigkeiten rief er die „Horen" ins Leben und erklärte dabei in der Ankündigung des neuen Unternehmens Ende 1794 ausdrücklich, das Journal solle einem dringenden Bedürfnisse abhelfen; es sei zu dem Zwecke gegründet, die ein-

*) Ausführlicheres über diese politische Stimmung bei Wenck, II, S. 1 u. ff.

geengten Gemüter aus der starken Gewalt, mit der politische Begebenheiten und Meinungsverschiedenheiten jetzt alles gefangen genommen haben, „durch ein allgemeineres Interesse an allem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben, wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen".

Von jeher hatte Schiller den Wunsch, in lebhaftere Beziehungen zum Publikum zu treten, direkter auf Geschmack und Stimmung der Menge einzuwirken, als dies durch seine Dichtungen geschehen konnte. Aus diesem Verlangen heraus, wenn auch immerhin zugleich mit dem Wunsche, seine bedrängte Lage zu verbessern, gründete er bereits 1785 die „Rheinische Thalia". In dieser Monatsschrift wollte er anfangs zwar hauptsächlich nur die Interessen des Theaters vertreten, doch sollte das Journal auch „als ein von einem unabhängigen Weltbürger herausgegebenes Organ allem geöffnet sein, was den Menschen im allgemeinen interessiert und seine Glückseligkeit betrifft". Allein das Unternehmen entwickelte sich nicht, die Zahl der Abonnenten blieb gering, obgleich Beiträge wie „Don Carlos", „Der Geisterseher" und das Lied „An die Freude" geboten wurden; es gelang auch nicht, das Journal regelmäßig erscheinen zu lassen; gleich nach dem ersten Hefte trat eine Pause von zehn Monaten ein. Eine wiederholte Umbildung des Titels (von 1786 bis 1791 hieß er nur „Thalia", von 1792 bis 1793 „Neue Thalia) blieb ganz wirkungslos, so daß schließlich gar nichts weiter übrig blieb, als das Unternehmen fallen zu lassen.*)

Mit den „Horen" hoffte Schiller einen ganz anderen Erfolg zu erzielen. Schon daß sich der einflußreiche und thätige Cotta bereit erklärte, das Journal in Verlag zu nehmen, bot ja eine Gewähr für ein kräftiges Emporblühen; zudem war es Schiller jetzt vermöge seines bedeutenden litterarischen Ansehens möglich, einen großen Kreis hervorragender Mitarbeiter anzuwerben. Allerdings gaben viele berühmte Autoren vorläufig nur das Ver-

---

*) Minor, Schiller. Berlin 1890, Bd. 2, S. 252 u. ff. u. 455 u. ff., wo das Schicksal der „Thalia" eingehend dargelegt wird.

sprechen, Einsendungen zu machen, und lösten dieses Versprechen nie ein, wie z. B. Kant, Klopstock, Lichtenberg u. a., so daß Schiller an Körner schrieb: „Unserer guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, doch nur wenige“. An Honorar gestattete Cotta den Mitarbeitern bis zu 6 Louisdor für den Bogen zu zahlen; für die Redaktionsarbeit wurde Schiller mit einem Jahrgehalt von 1000 Thalern honoriert.

In der Ankündigung der neuen Zeitschrift verbürgte sich der Herausgeber ausdrücklich dafür, daß diese einer heiteren Unterhaltung gewidmet sein würde, damit sie Geist und Herzen des Lesers eine fröhliche Zerstreuung gewähre. Daneben solle sie, indem sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die Philosophie befrage, zu dem Ideale der Menschheit einzelne Züge sammeln und an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten nach Vermögen geschäftig sein, um sich so ihrem einzigen Ziele, der Beförderung wahrer Humanität, zu nähern. Dadurch, daß einerseits die Resultate der Wissenschaft, von ihrer scholastischen Form befreit, soweit es thunlich sei, in einer reizenden, wenigstens einfachen Hülle dem Gemeinsinn verständlich gemacht würden, und andererseits, da nach Gesetzen geforscht würde, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkür zu herrschen scheine, so wünsche der Herausgeber zur Aufhebung der Scheidewand beizutragen, welche die schöne Welt von der gelehrten zum Nachteile beider trenne, und ebenso gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben, wie Geschmack in die Wissenschaft einzuführen. Endlich versprach er, so weit kein edlerer Zweck darunter leide, Mannigfaltigkeit und Neuheit. Doch erklärte er dabei ausdrücklich, daß über das Lieblingsthema des Tages (die Politik) ein strenges Stillschweigen beobachtet werden solle.

Dieser Prospekt fand einen großen Widerhall in Deutschland. Das Publikum hoffte von dem allbeliebten Dichter ein Familienblatt vornehmster Art zu erhalten und abonnierte reichlich, so daß der erste Jahrgang, der mit Januar 1795 begann, alsbald über 1500 Abnehmer zählte. Die Erwartungen der Abonnenten erfüllten sich aber nicht. Wohl erschien alsbald

Goethe im Kreise der Mitarbeiter und bot die „Unterhaltungen der Ausgewanderten" und einen Teil der „römischen Elegieen"; allein die Novellen sprachen nur wenig an, und die Elegieen verletzten die Leserinnen; sie gingen über die Grenzen dessen hinaus, was man an erotischer Poesie in einem Familienblatte bieten durfte. Und die weiteren Abhandlungen und Erzählungen befriedigten noch viel weniger. Schillers Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung und seine Briefe über ästhetische Erziehung waren den meisten Lesern zu philosophisch, zu gelehrt, und die auch herzlich unbedeutenden Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vinilleville zu wenig interessant. Nur die Schilderung der Belagerung von Antwerpen sprach einigermaßen an. Was sonst gebracht wurde, war oft von außerordentlich geringem Werte; der Herausgeber hatte es nehmen müssen, weil er nichts Besseres zur Verfügung gehabt hatte. Den verhältnismäßig meisten Beifall fand der Roman „Herr Lorenz Stark" von Engel; aber Schiller war davon gerade sehr wenig erbaut, denn die große Nüchternheit und spießbürgerliche Lebensanschauung in dem Charakterbilde hatte ihn durchaus nicht angemutet.

Statt aber nun alle Kräfte anzuspannen, um dem Prospekte gerecht zu werden und der abfälligen Kritik, die überall laut wurde, durch passendere Abhandlungen und Novellen zu begegnen, wandte sich Schiller alsbald noch einem anderen Unternehmen zu, der Gründung eines alljährlich herauszugebenden Musenalmanachs, womit er, allerdings ohne es zu wollen, den „Horen" eine gefährliche Konkurrenz schuf. Denn er dichtete eine ganze Reihe herrlicher Lieder und Balladen gleich für den ersten Jahrgang dieses Almanachs — es seien nur „Die Macht des Gesanges", „Pegasus in der Dienstbarkeit" (im Joch), „Der Tanz", „Das verschleierte Bild zu Sais", „Würde der Frauen" und die „Elegie" („Der Spaziergang") genannt —, die großen und ungeteilten Beifall fanden und sofort das Unternehmen sicherten, aber auch zugleich das Interesse für die „Horen" immer tiefer herabdrückten. Die Zahl der Abonnenten ging beständig zurück, und beim Schluß des Jahres 1797 blieb nichts anderes übrig,

als das mit so großen Hoffnungen in Szene gesetzte Journal aufzugeben.*)

Schiller war über diesen Mißerfolg sehr erbittert; er schalt über die Dumpfheit, Stumpfheit, Schwerfälligkeit und Flachheit des Publikums und schüttete seinen Groll rückhaltlos in den Xenien aus, die er mit Goethe in dem Musenalmanach für 1797 erscheinen ließ.

Der scharfblickende Kant hatte von vornherein an einem Erfolg der „Horen" gezweifelt, schon allein, weil über die Politik Stillschweigen beobachtet werden sollte. Auf die Bitte Schillers, an dem Journale mitzuarbeiten, hatte er geantwortet: da in der Zeitschrift Staats- und Religionsmaterien einer gewissen Handelssperre unterworfen seien, es aber außer diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpunkte, andere die große Lesewelt interessierende Artikel gebe, so müsse er diesen Wetterwechsel noch eine zeitlang beobachten, um sich klüglich in die Zeit zu schicken.

Doch konnte sich Schiller über die Enttäuschung, die ihm durch die „Horen" bereitet worden war, sehr bald schon, wenigstens einigermaßen, damit trösten, daß er nicht der einzige bedeutende Dichter war, den das Publikum bei journalistischen Unternehmungen im Stich ließ; 1798 sollten es auch die Gebrüder Schlegel und unmittelbar darauf mußte es sogar Goethe erfahren.

Die Gebrüder Schlegel hatten die Gründung und das Schicksal der „Horen" mit Aufmerksamkeit beobachtet. Das Journal entsprach insofern ihrem Geschmack, als es sich nur mit Philosophie und Kunst beschäftigte und die Politik ganz unberücksichtigt ließ, aber es mißfiel ihnen trotzdem, weil es sich in den nach ihrer Meinung höchst philiströsen Grundbegriffen Kants hielt. Sie hatten sich eine ganz andere, eine ganz neue Weltanschauung herausgebildet, und als sie nun sahen, daß es mit den „Horen" zu Ende ging, beeilten sie sich, dem Publikum einen

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgeg. v. W. Volmer. Stuttg. 1880 u. O. Brosin, Schiller's Verhältniß zu dem Publikum seiner Zeit. Lpzg. 1875. Zudem die Briefwechsel Schillers mit Goethe und Körner.

Ersatz zu bieten und mit „höchstmöglicher Freiheit" und „erhabener Frechheit" das Höchste zu leisten, um dann „nach fünf bis 10 Jahren", so meinte Friedrich Schlegel, die „kritischen Diktatoren in Deutschland zu sein" und dabei zugleich die verhaßte „Allgemeine Litteratur-Zeitung" „zu Grunde zu richten". Die ersten Pläne hierzu baute Friedrich aus, der sich damals in Berlin aufhielt, doch war auch August Wilhelm alsbald eifrig für das Unternehmen thätig. Die erste Schwierigkeit machte der Titel. Friedrich schlug zunächst den Namen „Hercules" vor. „Man könnte da leicht so die Idee vom Hercules Musagetes heranziehen", schrieb er an den Bruder, „da so viele der jetzigen Musageten von der herculischen Arbeit, die doch auch in der Poesie und in der Kritik vorfällt, gar keinen Begriff haben". Aber August Wilhelm fand den Titel zu anmaßend und erklärte sich für „Dioskuren", da sie beide ja doch das Journal hauptsächlich allein schreiben wollten. Diese Bezeichnung fand jedoch Friedrich „ordentlich kindlich bescheiden" und teilte dem Bruder mit, daß Schleiermacher den Einfall gehabt habe, das Blatt die „Parzen" zu taufen, „weil doch mancher litterarische Lebensfaden würde abgeschnitten werden". Auch der Name „Schlegeleum" wurde erwogen, bis man sich endlich auf Friedrichs Vorschlag für den Titel „Athenäum" entschied. Einen Verleger gewann Friedrich in dem Buchhändler Fr. Vieweg in Berlin. Das Unternehmen wurde sodann so rasch gefördert, daß bald nach Ostern 1798 des ersten Bandes erstes Stück ausgegeben werden konnte. Es enthielt außer einer „Vorerinnerung" zwei Beiträge von August Wilhelm, eine Anzahl Aphorismen von Novalis und Bemerkungen über die griechische Elegie von Friedrich mit einigen von August Wilhelm übersetzten Proben. In der „Vorerinnerung" hieß es: „In Ansehung der Gegenstände streben wir nach möglichster Allgemeinheit in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt, im Vortrage nach der freiesten Mittheilung. Um uns jener näher zu bringen, hielten wir eine Verbrüderung der Kenntnisse und Fertigkeiten, um welche sich ein jeder von uns an seinem Theil bewirbt, nicht für unnütz. Bei dieser leitete uns der gemeinschaftliche Grundsatz, was uns für Wahrheit gilt, niemals

aus Rücksichten nur halb zu sagen“. Weiterhin wurde aufgezählt, in welcher Abwechselung man Abhandlungen aus allen Gebieten bringen wolle, doch heißt es dann, ganz wie bei den „Horen:“ „Was in keiner Beziehung auf Kunst und Philosophie, beide in ihrem ganzen Umfange genommen, steht, bleibt ausgeschlossen“. Endlich wurde versichert, daß die vollständige Unabhängigkeit des Geistes gewahrt werden solle, damit jeder seine Meinung frei bekennen könne. Die Abhandlungen August Wilhelms, „Die Sprache. Ein Gespräch über Klopstocks grammatische Gespräche“ und „Beiträge zur Kritik der neuesten Litteratur“, bleiben so ziemlich im hergebrachten Geleise, die erstgenannte Arbeit steht ganz im Banne Herders, in der letzteren bewegt sich der Verfasser etwas freier, er verspottet den damals beim großen Publikum sehr beliebten Romanschriftsteller August Lafontaine, witzelt über die Schreibseligkeit des „fröhlichen Mannes“ mit der „ein wenig auf den Kauf gemachten Moral“, um dann ein reiches Lob auf Ludwig Tieck und dessen Märchen zu ergießen, in denen ihn besonders der Goethesche Stil entzückte.

Etwas Außergewöhnliches, durchaus Neues, Reformatorisches boten diese Aufsätze also nicht; auch die weiteren Hefte wirkten nicht so revolutionär, so umstürzend und vernichtend, wie es Friedrich gehofft hatte, obwohl in den „Fragmenten“ und in der Würdigung von „Wilhelm Meister“, den beiden Beiträgen des zweiten Heftes, eine Fülle origineller Gedanken ausgestreut wurde. Die „Fragmente“ stellten eine gemeinschaftliche Gabe August Wilhelms, Friedrichs und Schleiermachers dar, die Abhandlung über den Goetheschen Roman war eine wertvolle Studie Friedrichs.

Am rückhaltlosesten offenbarte sich der neue Geist der jungen empordrängenden Schriftsteller in den „Fragmenten“; hier traten bereits die Ideale klar zu Tage, von denen später der Kreis der Romantiker erfüllt war.

Alle Gebildeten, heißt es da, müßten sich zu einer unsichtbaren Kirche zusammenschließen. Eine große Symphonie verwandter Geister werde sich dann bilden. Doch nicht in die politische Welt solle man den Glauben und die Liebe „verschleudern“,

sondern in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst sein Innerstes opfern. Die verschiedenen Künste aber solle man wieder einander nähern und Übergänge aus einer in die andere suchen. „Bildsäulen beleben sich dann vielleicht zu Gemälden, Gemälde werden Gedichte, Gedichte zu Musik, und wer weiß, so eine herrliche Kirchenmusik steigt auch einmal wieder als ein Tempel in die Luft". Alle Kunst aber solle Wissenschaft und alle Wissenschaft Kunst werden, als das höchste Produkt dieser Verschmelzung werde die Universalpoesie hervorgehen, d. i. die romantische.

Also sich bilden, Künstler im weitesten Sinne des Wortes werden, müsse Ziel und Wille des Daseins sein. Und darum sei Gott der an Bildung unendlich Volle; jeder gute Mensch aber werde immer mehr und mehr Gott, je mehr er sich bilde. Die Religion sei infolgedessen nicht bloß ein Teil der Bildung, sondern ihr Zentrum, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche.

Diesen weiten Gedankengängen des „Athenäums" folgte aber das große Publikum nicht; viele fanden die Zeitschrift unverständlich und klagten über den Mystizismus des Ausdrucks; andere, wie Schiller, beschwerten sich über die „einseitige Manier". Der Beifall war also gering und die Zahl der Abonnenten klein. In bitterm Humor fragte Friedrich seinen Bruder, ob es nicht gut sein würde, künftig mit jedem Hefte des „Athenäums" auch noch ein Stück Honigkuchen gratis auszuteilen; zugleich aber tröstete er sich damit, daß dermaleinst im neunzehnten Jahrhunderte gewiß jeder die „Fragmente" mit viel Behagen und Vergnügen genießen, und daß man dann auch bei den härtesten und unverdaulichsten keines Nußknackers bedürfen werde.

Vorläufig fand aber das große Publikum das „Athenäum" ungenießbar, und das Blatt ging im Sommer 1800 ein.*)

Noch entschiedener, als das Schlegelsche „Athenäum", wurden aber die „Propyläen" abgelehnt, die Goethe mit dem

*) Haym, Die romantische Schule. Berl. 1870, S. 270 u. ff.

Maler und Kunsthistoriker Johann Heinrich Meyer von 1798 ab herausgab. Goethe wollte mit dieser Zeitschrift aus der unschönen Gegenwart in das hehre Reich der Kunst entfliehen und damit zugleich den durch Winckelmann neu erschlossenen Hellenismus einem größeren Kreise verständlich machen. Wenn das geschehen sei, so meinte er, werde auch wieder eine harmonische Bildung herrschen. Auf ernste Künstler, wie Rauch, machten denn auch die Abhandlungen Goethes über Kunstwahrheit und Idealismus einen nachhaltigen Eindruck, aber im großen Publikum blieben sie ungelesen, denn die hoheitsvolle hellenische Kunst stand mit dem Lärm der Zeit in viel zu grellem Widerspruch.

Den Verlag der Zeitschrift hatte Cotta übernommen, aber nicht in der Erwartung, mit dem Journale etwas zu verdienen, sondern in der Hoffnung, durch das Unternehmen nun mit Goethe in engere Verbindung zu kommen. Er geizte darum auch nicht mit dem Honorare und zahlte für das Heft „Propyläen“, 11 Bogen stark in Oktav, 60 Karolinen, d. i. Louisdor (den Louisdor damals zu 6 Thlr. 2 Gr. 9 Pf.). Da aber Mitte 1799 erst 450 Exemplare abgesetzt worden waren, so hatte Cotta um diese Zeit bereits einen Verlust von 2500 fl. zu verzeichnen.

Schiller war über diese Gleichgültigkeit des Publikums des Höchsten entrüstet. „Was Cotta von dem Absatz der ‚Propyläen‘ schreibt“, äußerte er gegen Goethe, „ist zum Erstaunen und zeigt das kunsttreibende und kunstliebende Publikum in Deutschland von einer noch viel kläglicheren Seite, als man bei noch so schlechten Erwartungen je hätte denken mögen . . . Zwar ist zu hoffen, daß das neueste Stück mehr Käufer anlocken wird, aber bei der Kälte des Publikums für das bisherige und bei der ganz unerhörten Erbärmlichkeit desselben, die sich bei dieser Gelegenheit manifestiert hat, läßt sich nicht erwarten, daß selbst dieses Stück das Ganze wird retten können“. Diese Vermutung traf auch ein; 1800 mußten die „Propyläen“ aus Mangel an Teilnahme ihr Erscheinen einstellen.

Die „Kälte“ und „unerhörte Erbärmlichkeit“ des Publikums,

über die Schiller so laut klagte, konnte aber doch nicht so ohne weiteres und so ganz und gar auf den Mangel an Bildung und das geringe Interesse für das wirklich Schöne und Edle geschoben werden. Das hätte Schiller schon der große Beifall sagen müssen, den seine Balladen und sein „Wallenstein“ im ganzen deutschen Volke gefunden hatten. Wenn die „Horen“, das „Athenäum“ und die „Propyläen“ sich keinen größeren Leserkreis gewannen, so lag das hauptsächlich an den Mängeln der Redaktion, an der großen Einseitigkeit der Zeitschriften. Wären die Herausgeber dieser Blätter den Wünschen des Publikums nur einigermaßen entgegengekommen, so würden sie immerhin einen gewissen Erfolg erzielt haben; denn mit der erregten politischen Diskussion war auch das sonstige geistige Leben in allen Kreisen sehr energisch geweckt worden und äußerte sich — da sich eine andere Bethätigung nicht bot — in einer großen Leselust. Auch bei den Frauen zeigte sie sich und fand ihre Nahrung in einer Menge leichter Unterhaltungslektüre, den Romanen von August Lafontaine, A. v. Thümmel, K. G. Cramer u. a., sowie in allerlei Unterhaltungsjournalen. Diese standen aber alle auf einem so niedrigen Niveau, daß wir hier nur drei nennen wollen, das „Journal des Luxus und der Mode“, die „Erholungen“ und die „Straußfedern“.

Das „Journal des Luxus und der Mode“ wurde von Friedrich Justus Bertuch ins Leben gerufen. Bertuch war ein unternehmender und geschäftskluger Mann. Geboren 1747 zu Weimar, studierte er zunächst die Rechtswissenschaft, war dann eine Reihe von Jahren Hofmeister und trat 1775 als Kabinettssekretär in die Dienste des Herzogs Karl August. Hierauf stieg er 1785 zur Stelle eines Legationsrates empor, quittierte aber 1796 den Staatsdienst, um sich vollständig seiner Verlagsbuchhandlung, die er bereits Ende der siebziger Jahre gegründet hatte, und ganz besonders seinem „Journal des Luxus und der Mode“ zu widmen, das er seit 1787 herausgab. Die Zeitschrift erschien in groß Oktav und war mit vielen sehr hübschen bunten Modekupfern geziert. Der Herausgeber kam mit ihr einem allgemeinen Bedürfnis entgegen. Bei der Üppigkeit, die mehr

und mehr in der Tracht, im gesellschaftlichen Verkehr und bei allen Kunstbestrebungen überhand nahm, verlangte das Publikum, vor allem die Frauenwelt, nach einem Führer durch die Salons in Paris, London, Wien und Berlin, und Bertuch wußte für geschickte Korrespondenten zu sorgen, die über das Treiben der vornehmen Welt, die Hauptphelden des Tages, über Theater, Konzerte und sonstige Amüsements angenehm zu plaudern vermochten. Der grimmige Ernst der Zeit wurde nur hie und da einmal leicht gestreift; es wurde vorausgesetzt, daß er genügend bekannt sei. Durch diese treuen und lebendigen Kultur- und Sittenschilderungen hat das „Journal des Luxus und der Mode" einen gewissen Wert erhalten. Es ist eine Fundgrube für zahllose kleine Züge aus dem sittlichen und geselligen Leben jener großen Kulturperiode zu Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Bertuch redigierte die Zeitschrift über dreißig Jahre und übergab sie dann seinem Schwiegersohne Ritter von Froriep, worauf sie noch bis 1827 erschien. Mittlerweile war Bertuch 1822 gestorben.

Eine ziemlich oberflächliche Unterhaltung boten die „Erholungen", welche W. G. Becker (geb. 1753, gest. 1813) von 1796 bis 1810 in Leipzig herausgab. Die Hauptmitarbeiter waren Gleim, Tiedge, Kotzebue, Langbein, Mahlmann u. a.

Die längere Zeit sehr beliebten „Straußfedern", die im Nicolaischen Verlage in Berlin erschienen, waren kein wirkliches Journal, sondern nur eine Sammlung von Novellen, Märchen und Anekdoten meist französischen Ursprungs. Der alte Musäus, der Verfasser der vielgelesenen „Volksmärchen", hatte das Unternehmen noch 1787, kurz vor seinem Tode, begonnen, dann hatte Joh. Gottwert Müller, bekannt durch seinen Roman „Siegfried von Lindenberg", einige weitere Bände zusammengestellt, bis sich schließlich 1796 der junge Ludwig Tieck auf Nicolais Veranlassung bereit finden ließ, die Serie fortzusetzen, und bis 1798 rasch nach einander nicht weniger denn 13 Erzählungen lieferte, alle zwar im philiströsen Nicolaischen Geschmacke gehalten und, wie Haym sagt, „frevelhaft nachlässig hingesudelt", aber trotzdem lebhaft und anmutig vorgetragen.

Die große Kulturepoche, in deren Mitte der König Friedrich II. von Preußen steht, schließt mithin für die Geschichte des deutschen Zeitungswesens keineswegs so glänzend ab, wie nach den vielversprechenden Anfängen hätte vermutet werden können. Wohl erhob sich der deutsche Geist aus seiner Gedrücktheit; die moralischen Wochenschriften zeigten den Weg, auf dem der Mensch aus der Verwahrlosung wieder zu gesitteten Zuständen gelangen konnte; die Thaten des großen Königs weckten wieder das Vaterlandsgefühl, das im Jammer des dreißigjährigen Krieges ganz erstorben war. Aber die harte Zensur der Regierungen, nicht zum mindesten die Friedrichs II., unterdrückte wieder alle patriotischen Äußerungen. Zwar suchte das neugeweckte geistige Leben jetzt seinen Ausdruck in der schönen Litteratur zu gewinnen, allein diese Ablenkung konnte doch nur kurze Zeit entschädigen und befriedigen. Bei der großen Erregung, die zunächst der Befreiungskampf der Nordamerikaner und dann ganz besonders die französische Revolution in allen Gemütern hervorrief, drängte sich aufs neue die Erörterung der politischen Tagesfragen hervor, und Männer wie Schubart, Weckherlin und Schlözer suchten die großartigen Umwälzungen zu beleuchten und ihre Wirkung — besonders inbezug auf Deutschland — abzuschätzen. Aber sie alle, und noch viele andere, wurden sehr bald zum Schweigen gebracht; die kurzsichtigen Regierungen beschränkten die politischen Erörterungen mehr und mehr und unterdrückten schließlich jedes offene Wort. Da war es denn ganz natürlich, daß es dem deutschen Volke, als die Wogen der französischen Revolution über die deutsche Grenze stürzten und die Franzosen Deutschland überfluteten, an jeder politischen Bildung gebrach, und daß während der Fremdherrschaft jene Verwirrung der politischen Anschauungen eintrat, die unsere Nation nach jeder Richtung hin so schwer schädigte. Zu Beginn des zweiten Bandes werden wir diesen traurigen Zustand, so weit er sich in den deutschen Zeitungen widerspiegelt, zu beleuchten haben; aber erfreulicherweise tritt diese dunkle Periode schnell zurück, und mit gewaltiger Kraft erhebt sich die Nation, um endlich die Stelle einzunehmen, die ihr gebührt. Nirgends tritt dieses Ringen und Streben klarer zu

Tage, als in der Geschichte des deutschen Zeitungswesens. Der weitaus größte Teil des zweiten Bandes wird daher das Emporsteigen des deutschen Volkes zu schildern haben und mit diesem die Entwicklung der so lange vergeblich erstrebten nationalen Presse.



Verzeichnis der Zeitungen.



Namenregister.

Geschichte

des

Deutschen Zeitungswesens

von den ersten Anfängen
bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches

von

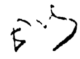
Ludwig Salomon.

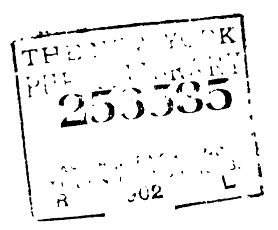
Zweiter Band.

Die deutschen Zeitungen während der Fremdherrschaft
(1792—1814).



1902.
Oldenburg und Leipzig.
Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.
A. Schwartz.




THE N... YORK
PU... LIBRARY
25.385
R ...902 L

Vorwort.

Der vorliegende zweite Band meiner Geschichte des deutschen Zeitungswesens hat leider fast drei Jahre auf sich warten lassen. Als ich im Juli 1899 den ersten Band abschloß, glaubte ich, gestützt auf die große Menge der Vorarbeiten, das Werk alsbald zu Ende bringen zu können. Bei der Gruppierung und Gliederung des Stoffes mußte ich aber schon nach kurzer Zeit gewahren, daß die napoleonische Epoche nicht bloß als eine Art Auftakt des neunzehnten Jahrhunderts genommen werden konnte, sondern daß die mannigfachen Schicksale der Presse jener Zeit eine eingehendere Darstellung erheischten, denn sie stellen im Grunde den Kampf Napoleons gegen die öffentliche Meinung in Deutschland dar, einen weitverzweigten, grausamen und brutalen Kampf, bei dem aber der Eroberer — wie überall, so auch hier — bis zu seinem jähen Sturze der Sieger auf der ganzen Linie blieb.

Diese Tragödie mußte etwas weiter ausgeführt werden. Zudem fühlte ich mich um so mehr dazu verpflichtet, weil bisher das deutsche Zeitungswesen der napoleonischen Epoche noch gar nicht geschildert, das schmerzvolle Ringen auf diesem weiten Gebiete im Zusammenhange noch niemals dargestellt worden war.

Für die ausführlichere Darstellung mußten auch wieder eingehendere Studien gemacht werden, und da zeigten sich nun oft ganz unerwartete Hindernisse. Die erhalten gebliebene Zeitungslitteratur der napoleonischen Zeit ist viel dürftiger, als man meinen sollte. Einesteils mochten die Zeitgenossen der Periode die Zeitungsblätter wohl nicht aufbewahren, weil der Inhalt ihnen nicht das bot, was sie wünschten, anderenteils haben sie gewiß nach der Abschüttelung der Fremdherrschaft oft genug mit einem gewissen Ingrimm alles das vernichtet, was sie in so aufdringlichem Tone an diese traurige Periode erinnerte. Es kostete mich viel Mühe und Zeit, das Material herbeizuschaffen; oft war das Ergebnis langer Nachforschungen nur höchst kläglich. So sind von dem „Echo der Berge", einer Zeitung, die viele Jahre in Düsseldorf erschien und viel gelesen wurde, offenbar nur noch elf Nummern vorhanden, die jetzt im Königlichen Staatsarchive zu Düsseldorf sorgsam gehütet und nur ausgeliehen werden, wenn die feuersichere Aufbewahrung gelobt wird. Und diese elf Nummern haben sich nur erhalten,

weil sie ein Pferdeliebhaber wegen der Inserate über Pferdeauktionen beiseite legte. Diese Inserate sind nämlich dick angestrichen. Von gar manchen anderen Zeitungen, so z. B. vom „Courier de Barmen“, ist alles verschwunden.

Ein anderes Hindernis in dem Studium des Zeitungswesens während der napoleonischen Epoche besteht in dem Mangel an Aktenmaterial. Die deutsche Presse wurde von Paris aus beaufsichtigt, die meisten Aktenstücke, die Preßangelegenheiten betrafen, gingen nach der französischen Hauptstadt, und dort sind viele nicht mehr zu erlangen. Vielleicht existieren die meisten gar nicht mehr. Einen schwachen Ersatz nur bilden die Briefe Napoleons, die Lecestre und Bretonne kürzlich herausgegeben haben.

Aus alle dem erklärt sich, daß der zweite Band länger auf sich hat warten lassen. Vielleicht ist es möglich, den dritten Band, der das Werk nun zum Abschluß bringen soll, etwas schneller fertig zu stellen, da für diesen das Material reichlich vorliegt.

Elberfeld, im März 1902.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Die erste Etappe der französischen Invasion.

Zweiter Abschnitt.

Die napoleonische Zeit.

Erster Abschnitt.

Die erste Etappe der französischen Invasion.

Erstes Kapitel.

Die Lage der Presse auf der linken Rheinseite bis 1806.

1. Einleitung. Die Zustände in Deutschland zu Ende des 18. Jahrhunderts. Klagen über den Marasmus des Reiches. Der junge Hegel über die „rechtliche Anarchie". Die Losreißung der linken Rheinseite. Joseph Görres über die Vortheile der „Vereinigung mit einem mächtigen, angesehenen Volke". Verherrlichung der Vereinigung der linken Rheinseite mit Frankreich. Die „Wohlthaten" des neuen Regiments. Die idealen Güter. Die Presse. Der Artikel 35 der Verfassung des Jahres III und die weiteren Bestimmungen über das Zeitungswesen. Spott über die angebliche „Preßfreiheit".

Durch die französische Revolution war in ganz Deutschland zwar eine große Bewegung der Geister hervorgerufen worden, allein die Staatseinrichtungen und die gesellschaftlichen Verhältnisse änderten sich nicht; es blieb alles beim Alten, oder richtiger: der allgemeine Verfall schritt beständig weiter fort, ohne daß auch nur irgend welcher energische Versuch gemacht wurde, diesem höchst bedrohlichen Auflösungsprozesse Einhalt zu thun.

Besonders empfindlich war dieser Marasmus des Reiches im Westen. Während in Preußen und auch in Österreich immerhin noch auf eine gewisse Ordnung gesehen und einiges Leben in Handel und Verkehr aufrecht erhalten wurde, herrschte im Flußgebiete des Rheins in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts ein Wirrwarr, bei dem niemand aus noch ein wußte. Dort hatte sich nach und nach eine große Menge kleiner, fast ganz selbständiger Territorien gebildet; es gab sogar reichsunmittelbare Dörfer, und alle diese winzigen Staatswesen mit ihrer Selbstherrlichkeit, Kurzsichtigkeit, Mißgunst und Zanksucht

lebten in beständigem Zwist miteinander und machten sich gegenseitig das Leben sauer. Daher erfüllt denn besonders die achtziger und neunziger Jahre eine Unmasse von Klagen über die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse, ja, es kommt zu wahren Verzweiflungsrufen. Das Niederdrückendste hierbei war, daß man diesen verrotteten und verfilzten Verhältnissen gegenüber keine Rettung sah. Justus Möser erklärte denn auch, daß innerhalb der überlieferten Formen dem herabgekommenen Geschlechte nicht mehr zu helfen sei; es müsse eine andere Zeit kommen, die durch gewaltsame Erschütterungen hindurch auf den Trümmern des alten die Grundlage eines neuen deutschen Bürgertums lege. Und eine Kommission, die zu Anfang der neunziger Jahre den Verfall des fränkischen Kreises untersuchen sollte, gab zu den Akten: „Keine menschliche Kraft noch Weisheit kann den hereinbrechenden Umsturz und alles das unermeßliche Elend, was die Folge davon sein muß, abhalten, es sei denn, daß eine ganz neue Schöpfung in der gesamten Staatshaushaltung eintritt. Eine ganz neue Schöpfung muß es sein, die die toten Kräfte beleben, die schlummernden wecken kann.“ Selbst der rheinische Antiquarius Ch. von Stramberg, der doch gern am Alten hing, mußte, speziell im Hinblick auf Kur-Trier, bekennen, daß das Bestehende den Massen mehr und mehr verletzend und selbst verächtlich geworden sei.

In einer ausführlichen „Kritik der Verfassung Deutschlands“ erklärte denn auch der junge Hegel rundweg, daß man, wenn man Deutschland überhaupt noch als einen Staat ansehen wolle, seinen politischen Zustand als eine rechtliche Anarchie betrachten müsse; allein es könne ja von einem vereinigten Staatsganzen überhaupt nicht mehr die Rede sein, sondern nur von einer Menge unabhängiger und dem Wesen nach souveräner Staaten. Die Ursache hiervon sei freilich gerade das, was sonst den Stolz der Deutschen bilde, nämlich ihr Trieb zur Freiheit. Und nun weist er auf die große Gefahr hin, in die dieses Staatenkonglomerat, das sich „Deutsches Reich“ nenne, nachgerade geraten sei. Er vergleicht es mit einem Haufen runder Steine, die sich zu einer Pyramide aufgebaut haben. Aber, fährt er fort, weil die Steine

schlechthin rund und, ohne sich zu fügen, so bleiben sollen, rollt die Pyramide, sobald sie sich zu dem Zwecke, zu dem sie sich gebildet hat, zu bewegen anfängt, auseinander, oder kann wenigstens keinen Widerstand leisten.

Dieser Fall trat denn auch bald genug ein; Kaiser Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. von Preußen hatten sich etwas unvorsichtig in die französischen Angelegenheiten gemischt, worauf die Invasion der Franzosen und die Zertrümmerung des alten deutschen Reiches unaufhaltsam begann. Die erste Etappe bildete die Besitzergreifung des linken Rheinufers, die durch den Frieden von Luneville am 9. Februar 1801 sanktioniert wurde.

Und diese Losreißung eines so großen Landestheiles von Deutschland vollzog sich sehr einfach. Nirgends ein nennenswerther Protest, kein Wort des Schmerzes, oder der Klage. Offenbar trennte sich der weitaus größte Teil der Bewohner der linken Rheinseite ganz leichten Herzens von der deutschen Herrschaft, und als dann am 18. Juli 1801 die französische Konsularregierung eine Proklamation erließ, in der sie hervorhob, daß es nun für die Bevölkerung der neuen Landesteile keine Privilegien, keine Feudallasten, keine Frohnden, keine Jagdrechte mehr gebe, daß eine bessere Verwaltung, eine bessere Justiz zur Einführung kommen solle, daß das Land, das bisher unter der Herrschaft einer Menge kleiner Herren gestanden habe, „die zu schwach waren, um sich zu vertheidigen, aber stark genug, das Land zu drücken“, fortan den Schutz einer Macht genießen werde, die ihrem Gebiete Achtung zu verschaffen wisse, — da hoffte man allgemein, daß nun wirklich bessere Zeiten kommen würden. Frohgemut zählte Joseph Görres die Vortheile auf, die, trotz der „argen Dissonanzen“, sich durch die „Vereinigung mit einem mächtigen, angesehenen Volke“ ergeben müßten: „Beiordnung einer Repräsentation aus dem Volke, Lossagung des Staates von der Pfaffheit und gänzliche Trennung der religiösen von den politischen Institutionen, ungehemmtes Fortschreiten in Aufklärung und Bildung, steigender Wohlstand durch die Unterstützung einer kräftigen Regierung, endlich wachsende Kultur durch die Zerbrechung der lokalen Fesseln, die ihre Fortschritte allerwärts

hemmten.“ Zugleich wurde am Rhein entlang ein Kupferstich feilgeboten, der in der überschwänglichsten Weise die Vereinigung der linken Rheinseite mit Frankreich verherrlichte. Das Blatt zeigte zur Rechten eine aufgehende Sonne, deren Strahlen auf einen Obelisken fielen, die neben den Namen verschiedener anderer französischer Generäle und Staatsmänner besonders den Buonapartes hell beleuchteten. Dem Obelisken gegenüber, unter einem Palmbaum, stand das Bild der mit den Insignien des Sieges, der Freiheit und Gerechtigkeit gezierten französischen Republik; neben ihr die Göttin der Weisheit, in der rechten Hand die Urkunde haltend, durch die nach Abschluß des Friedens von Luneville die Vereinigung der linken Rheinseite mit Frankreich verkündet wird. Mit der linken Hand wies die Göttin auf den Rhein hin, über welchem der Flußgott thronte, dessen rechter Arm und Fuß gefesselt war. In der freien Linken hält Rhenus ein bekränztes Ruder mit der Aufschrift: „Liberté du commerce“. Vor der Göttin auf einem Helm saß ein Täubchen mit einem Oelzweig im Schnabel. Als Symbol der Künste und Wissenschaften endlich zeigte sich bei dem Obelisken ein Elefant, der in Anlehnung an die Sage, daß er aus den Strahlen der wiederkehrenden Sonne neues Leben zu saugen vermöge, mit dem Rüssel begierig die Sonnenstrahlen einsog.

Aber von all diesen Hoffnungen und Erwartungen, die in Wort und Bild zum Ausdruck kamen, wollte sich doch nur wenig verwirklichen. Wohl hob sich der allgemeine Verkehr etwas; auch wurden durch eine Konvention, die zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche zu stande kam, die überaus lästigen 32 Zollstationen des Rheins, die bisher auf der Strecke von Straßburg bis zur holländischen Grenze bestanden hatten, aufgehoben und statt ihrer 19 Octroistellen errichtet, wodurch die Rheinschiffahrt wieder aus ihrem Schlummer geweckt wurde. Daneben richteten die Franzosen neue Postlinien ein und bauten Chausseen. Durch Lieferungen für die Armee kam mehr Geld in den kleinen Bürgerstand, während sich für die größeren Kaufleute ein neues Absatzfeld in dem großen französischen Hinterlande eröffnete, und für den Handwerker fielen die Zunftschranken, die nach und nach so

erdrückend eng geworden waren, daß in Köln nicht einmal ein Messer verkauft werden durfte, das nicht auch dort verfertigt worden war. Im allgemeinen öffentlichen Leben wurde das neue Rechtsverfahren angenehm empfunden, das einfacher war und die Rechtsfälle rascher erledigte.

Mit diesen wenigen Besserungen und Vorteilen waren aber auch so ziemlich die Wohlthaten des neuen Regimentes erschöpft; dagegen hatte es viel Unruhe, viele Härten und Ungerechtigkeiten gebracht, und gerade die idealen Güter des Lebens, von denen während der Revolution in Paris so viel geredet worden war, sah man von diesen Helden der neuen Zeit ganz besonders vernachlässigt. Die Universitäten, Akademien und höheren Schulen mußten eingehen, und die sogenannten Primärschulen waren ererbärmlich, weil sich bei der außerordentlich schlechten Bezahlung — das Gehalt belief sich durchschnittlich auf 132 Frcs. im Jahre — tüchtige Lehrer nicht fanden.

Unter diesen Umständen erfuhr auch die Presse keine Förderung; ihre höheren Aufgaben wurden von der französischen Regierung nicht erkannt; man drückte sie zur dienenden Magd herab und mißhandelte sie in unerhörter Weise. Schließlich lag sie unter der harten Faust Napoleons ganz darnieder.

Ursprünglich, in den ersten Jahren der Revolution, hatten sich allerdings auch für das Zeitungswesen in Frankreich die schönsten Aussichten auf eine großartige Zukunft eröffnet. Im Artikel 355 der Verfassung des Jahres III hieß es, daß es im Gebiete des französischen Rechts keine Einschränkung der Preßfreiheit geben dürfe. Sollten aber die Umstände dennoch eine Einschränkung dieses Rechts erheischen, so sei ein derartiges Gesetz nur auf die Dauer eines Jahres gültig, wenn nicht vorher eine Bestätigung desselben stattgefunden. Allein schon im nächsten Jahre begann das Direktorium an diesem Artikel zu rütteln, und obgleich der Rat der Fünfhundert sich lebhaft gegen jede Beschränkung der Preßfreiheit wehrte, brachte es doch die Genehmigung von zwei Gesetzesvorlagen durch, von denen die eine die Todesstrafe setzte auf die in Zeitungen unternommene Anreizung zur Wiederherstellung des Königsthums, der Verfassung von 1793,

oder zum Sturze der bestehenden Verfassung, bezw. des Direktoriums, während die andere die Namensnennung des Verfassers und des Druckers auf Zeitungen, Flugschriften, Anschlagzetteln u. s. w. verlangte. Doch diese Beschränkungen bildeten nur ein kleines Vorspiel zur vollständigen Knebelung der Presse, die schon im Jahre darauf erfolgen sollte. Um die Herrschaft ganz und gar an sich zu reißen, führten die Direktoren Barras, Rewbell und Lareveillère am 18. Fructidor V (4. Sept. 1797) einen Staatsstreich aus, schickten 53 Deputierte in die Verbannung, entfernten auch alle ihnen sonst mißliebige Personen und stellten durch den Artikel 35 des Gesetzes vom 19. Fructidor V alle öffentlichen Zeitungen unter Polizeiaufsicht.*) Dem Ermessen

*) Im Laufe der weiteren Darstellung werden die Monate des republikanischen Kalenders noch öfters zu nennen sein; wir geben daher hier einige Erläuterungen dieser Zeiteinteilung. Das Jahr war in 12 Monate zu je 30 Tagen, der Monat in 3 Zeitabschnitte von je 10 Tagen (Decaden) eingetheilt. Die Monate hatten folgende Namen:

Vendémiaire (Weinmonat),
Brumaire (Nebelmonat),
Frimaire (Reifmonat),
Nivôse (Schneemonat),
Pluviôse (Regenmonat),
Ventôse (Windmonat),
Germinal (Keimmonat),
Floréal (Blütenmonat),
Prairial (Wiesenmonat),
Messidor (Erntemonat),
Thermidor (Hitzemonat),
Fructidor (Fruchtmonat).

Das Jahr I begann mit dem 22. September 1792, so daß also der 1. Monat Vendémiaire einen Theil des September und Oktober umfaßte. Auch alle übrigen Monate des republikanischen Kalenders fielen stets in 2 verschiedene Monate der gregorianischen Zeitrechnung. Am Schlusse des republikanischen Jahres wurden 5 bis 6 Ergänzungs- oder Schalttage (Jours complémentaires oder „sansculottides") behufs Herstellung des Ausgleichs mit dem astronomischen Jahre eingefügt. Die einzelnen Tage der Dekade waren nach der Zahlenfolge benannt. Der 1. Tag hieß Primidi, der 2. Duodi, der 3. Tridi und so fort bis zum letzten Tage, dem Decadi. Am 1. Januar 1806 wurde der republikanische Kalender wieder abgeschafft.

und der Willkür der Polizei wurden denn auch die deutschen Zeitungen der linken Rheinseite unterstellt, als die Franzosen von dieser Besitz ergriffen. Wo sie schon vor dem 5. September 1797 in die deutschen Städte eingedrungen waren, hatte dort das Kriegsrecht gegolten, bei dem sich die „Preßfreiheit" nur innerhalb der ihr von dem betreffenden kommandierenden Generale gezogenen Grenzen bewegen konnte.

„Jedermann darf schreiben, was er will", hieß es denn auch in einer 1799 erschienenen Spottschrift „Wörterbuch der französischen Revolutionssprache", „nur nicht, was er denkt, oder was dem Volke die Augen öffnen könnte; sonst wird die Druckerpresse stante pede versiegelt und der Citoyen Schriftsteller auf eine öde Insel geschickt."

---

2. Die beiden Blätter in Mainz und ihre franzosenfreundliche Haltung. „Der Beobachter am Donnersberg". Mainz ohne Zeitungen. Die neue „Mainzer Zeitung" und Johannes Weitzel. Die Zustände in Köln. Ein vom Rate den „Zeitungsschreibern" erteilter Verweis. Die Franzosen und die Presse in Köln. „Vorschläge über die Behandlung der Presse". Die seither in Köln herausgegebenen und die neuen Kölner Blätter. Eine amtliche Charakterisirung derselben. Die Pariser Regierung und die Kölner Zeitungen. Die journalistischen Unternehmungen des jungen Görres in Koblenz (Das Rothe Blatt und Der Rübezahl). Die Zeitungslitteratur von Aachen. Die Blätter in Cleve, Krefeld und Bonn.

Die deutschen Zeitungen der linken Rheinseite gerieten natürlich bei dem diktatorischen Verfahren der französischen Polizei sehr bald in die jämmerlichste Lage.

In Mainz hatten seither zwei Blätter bestanden, ein „Intelligenzblatt", das 1753 unter dem Titel „Kur-Maynzische Wochentliche Frag- und Anzeignungs-Nachrichten" ins Leben getreten war und neben den Inseraten und Verordnungen und Erlassen der Regierung seit 1769 auch einige politische Nachrichten gebracht hatte, und die „Privilegirte Mainzer Zeitung", die 1767 auf Wunsch des Kurfürsten gegründet worden war, damit man auch außerhalb der Stadt Mainz etwas von dem Leben am Hofe

erfahre. Diese beiden Blätter machte sich nun der General Custine sofort nach seinem Einmarsch in die Stadt (21. Oct. 1792) dienstbar. Das Intelligenzblatt erhielt zunächst den Titel „Stadt Mainzisches Intelligenzblatt mit provisorischer Genehmhaltung der fränkischen Nation", dann hieß es kürzer „Mainzer Intelligenzblatt mit provisorischer Genehmhaltung", während die Zeitung kurz „Mainzer Zeitung" genannt wurde. In beiden Blättern herrschte natürlich sofort der Ton der neuen Zeit. Während sie beide vordem gut kurfürstlich gewesen waren, schäumten sie jetzt über von Verwünschungen gegen die Tyrannen, brachten sie schmetternde Freiheitslieder und Lobeserhebungen über die von Edelmut triefende Regierung in Paris. Es war die Überschwänglichkeit der Klubisten, die hier zum Ausdruck kam. Nach der Eroberung der Stadt durch die deutschen Truppen (23. Juli 1793) wurden vorübergehend so ungefähr die alten Zustände wiederhergestellt; als aber laut eines geheimen Artikels im Vertrage von Campo Formio die österreichischen Truppen im Dezember 1797 aus Mainz zurückgezogen wurden und der Kurfürst nun wohl oder übel die Stadt wieder den Franzosen überlassen mußte, zogen diese am 30. Dezember 1797 abermals in dieselbe ein und hielten sie nun bis 1814 in Besitz. Damit machten auch die beiden Mainzer Blätter wieder ihre Schwenkung zur Franzosenfreundlichkeit. Doch scheint die „Mainzer Zeitung" der Verwaltung immer noch nicht genug gethan zu haben; sie erhielt wiederholt Zurechtweisungen, und da sich auch das Publikum wenig befriedigt zeigte, so schloß sie am 13. Prairial VII (1. Juni 1799) ihre Thätigkeit. „Die Anzahl der Abnehmer," erklärte sie, „hat sich dermaßen verringert, daß die Kosten davon nicht mehr bestritten werden können." Beschleunigt war dieser Untergang wohl noch dadurch worden, daß eine Anzahl von Beamten der neuen Regierung ein neues Blatt, das den Titel „Der Beobachter am Donnersberg" führte, im Mai 1798 gegründet hatte. Herausgeber war der „Chef de Bureau" der Centralverwaltung Lembert. Allein auch dieses Blatt konnte sich nicht entwickeln, obgleich es weit geschickter redigiert wurde, als die alte „Mainzer Zeitung", denn die Situation wurde bald noch viel schwieriger, als Buonaparte durch den

Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) die Gewalt an sich gerissen hatte. Durch Dekret vom 27. Nivose des Jahres VIII (17. Dec. 1799) wurde der Polizeiminister Fouché angewiesen, alle Zeitungen in strengster Weise zu beaufsichtigen, genaue Kontrole über die Tendenzen der einzelnen Journale zu führen und diejenigen, welche dem Gouvernement nicht gefügig seien, zu unterdrücken. Im Geheimen war er zugleich beauftragt, die Presse zu bestechen; die entsprechenden Summen hierzu wurden aus dem Ertrage der Spielpacht genommen. Dieses Vorgehen gegen die Presse traf auch den „Beobachter“; ja, seine Herausgeber mußten sogar gleich nach der Errichtung der neuen französischen Verfassung, obgleich diese für die Rheinlande noch keine Gültigkeit hatte, den in der Verfassung vorgeschriebenen Huldigungseid leisten und sich so den von dem Ersten Konsul beliebten Maßregeln gegen die Presse unbedingt unterwerfen. Bei dieser verschärften Strenge sah denn auch die Mainzer Regierung mit doppelter Aufmerksamkeit dem „Beobachter“ auf die Finger und erteilte ihm eine Verwarnung nach der andern. So erhielt das Blatt einen scharfen Verweis durch den Präfekten im Juni 1801 „wegen seiner Anzüglichkeiten gegen auswärtige Behörden“, und eine gleiche im August 1801. Unter diesen Umständen scheint den Herausgebern sehr bald alle Lust zur Weiterführung der Zeitung geschwunden zu sein; bereits am 29. Dezember 1801 ließen sie das Blatt eingehen.*) Nun waren die Mainzer bei dem angeregten politischen Leben einzig auf das dürftige Intelligenzblatt angewiesen. Gesteigert wurde diese Kalamität noch dadurch, daß die französische Regierung einer ganzen Anzahl von deutschen Zeitungen den Einlaß versperrte. So war die Frankfurter „Oberpostamtszeitung, das „Ristretto“, das „Journal de Frankfort“, „Der Neuwieder“, die „Eudämonia“ u. s. w. verboten. Infolgedessen erfuhren die Mainzer auch nichts über die amtlichen und wirtschaftlichen Vorgänge jenseit des Rheins; es blieben ihnen Ausschreiben der Kurmainzer Behörde in Aschaffen-

*) K. G. Bockenheimer, Gesch. d. Stadt Mainz während der zweiten französischen Herrschaft. 2. Aufl. Mainz 1891. S. 113 ff.

burg über das Ableben von ehemaligen Staatsangehörigen, über Bankerotte u. s. w. unbekannt, und daraus ergaben sich viele Unzuträglichkeiten und Verwickelungen. Diesem Mißstande machte schließlich der Präfekt Jeanbon-St. André dadurch ein Ende, daß er den federgewandten und für die französischen Ideen schwärmenden Johannes Weitzel zur Herausgabe einer Regierungszeitung gewann, die wieder den Namen „Mainzer Zeitung“ erhielt und vom 15. Nivose X (5. Januar 1802) an zu erscheinen begann.

Johannes Weitzel wäre wohl der Mann gewesen, das neue Blatt emporzubringen. Wenn auch seine Heimat auf der rechten Seite des Rheins lag — er wurde 1771 zu Johannisberg im Rheingau geboren —, so war er doch als Schüler des Mainzer Gymnasiums in Mainz aufgewachsen und hatte auch einen Teil seiner Universitätsstudien in Mainz gemacht. Weiterhin war er eine Zeitlang französischer Verwaltungsbeamter im Kanton Otterberg und in Germersheim gewesen, kannte also die Verhältnisse in Stadt und Land und war außerdem schwärmerischer Verehrer der Lehre von der Souveränität des Volkes. Der Staat war ihm, ganz wie in Rousseaus „Contrat social“, auf den Vertrag der Individuen begründet. Der blinde Konflikt von physischen Kräften habe ihn geschaffen, und die bloße physische Kraft bleibe seine Beherrscherin.*) Mit diesen Grundanschauungen, denen nicht nur die Franzosen, sondern auch die meisten Mainzer huldigten, hätte sich nun eigentlich Weitzel bald ein größeres Publikum heranziehen und auch den Beifall der französischen Regierung erwerben müssen, aber beides glückte nicht. Die Unterstützung, die ihm durch das Publikum zu teil wurde, war gering, und die große Steuerlast, die die Finanzgesetzgebung Frankreichs auf die Zeitungen gelegt hatte (jedes einzelne Zeitungsblatt von einem halben Bogen wurde einem Stempel von 3 Centimen unterworfen), war außerordentlich drückend, so daß schon nach

*) Näheres über Weitzel und seine politischen Ansichten bei G. Zedler, Der nassauische Publizist Johannes Weitzel. Annalen des Vereins für nass. Altertumskunde. 63. Band. Wiesbaden 1899.

dem ersten Vierteljahr eine Mindereinnahme von 127 fl. 12 kr. verzeichnet werden mußte. Dann gelang es zwar, das Blatt etwas zu heben, aber die steten Maßregelungen von der obersten Polizeistelle des Reiches herab warfen es immer wieder zurück. Wiederholt wurde die Unterdrückung der Zeitung verfügt, worauf sie dann mit Zustimmung des Präfekten unter einem veränderten Namen erschien. Zum erstenmale mußte sie am 17. Dezember 1805 zu erscheinen aufhören; statt ihrer wurden den Abonnenten bis zum Schlusse des Jahres die Bulletins der großen Armee aus Österreich geliefert. Vom 1. Januar 1806 ab wurde dann das Blatt als „Neue Mainzer Zeitung“ herausgegeben, bis im Dezember 1807, da abermals Reklamationen von Paris aus erfolgt waren, der Titel wieder in „Mainzer Zeitung“ geändert und auch ein anderes Format genommen wurde.*) Ueber das weitere traurige Schicksal des Blattes werden wir im nächsten Kapitel berichten.

Ganz ähnlich wie in Mainz verfuhren die Franzosen der Presse gegenüber auch in Köln. Dort wurde ihnen die Besetzung der Stadt außerordentlich leicht gemacht. Nicht nur durch die allgemeine schlimme politische und wirtschaftliche Lage im Reiche, sondern auch durch eine unerhörte Mißwirthschaft des Stadtregiments war die Reichsstadt Köln mehr und mehr herabgekommen. Sie zählte nur noch 45 000 Einwohner, die mit Not und Elend rangen. Seit lange herrschte denn auch schon tiefe Mißstimmung, und es bildeten sich demokratische Klubs, in denen der „Völkerfrühling“, der in Frankreich angebrochen war, verherrlicht wurde. Auch in den Zeitungen wurden Stimmen laut, die die neue französische Freiheit priesen, worauf die Stadtbehörde den „Zeitungsschreibern“ unter dem 16. Juli 1794 einen Verweis ertheilte. „Da ein hochweiser Rath aus hiesigen Zeitungsblättern mißfällig ersehen“, hieß es darin, „daß dieselben, unerachtet mehrmaliger obrigkeitlicher Warnungen, über die Grenzen der einem Zeitungsschreiber bloß zustehen-

*) K. G. Bockenheimer, Die Buchdruckerei im St. Rochushospitale zu Mainz. Mainz 1887, S. 10 ff.

den Geschichtserzählung mit allerlei unpassenden und anzüglichen Zusätzen, Vernünftelungen und Ausschweifungen hinausgehen, hochgeachteter Rath aber solches nicht zugeben kann, als werden sämtliche hiesige Zeitungsschreiber sich dessen gänzlich zu enthalten hiermit ernstlich mit der ferneren Warnung erinnert, daß im Betretungsfalle gegen dieselben mit willkürlichen Strafen und nach Befund mittels zu bewirkender Einziehung ihrer Privilegien verfahren werden soll". Und einem der Redakteure, der sich wohl am meisten hervorgewagt hatte, wurde noch besonders ins Gewissen geredet, daß er sich ja aller „unpäßlichen, anzöpflichen Zusätze" in Zukunft enthalte. Dem „Löblichen Censuramt" aber gab der Rat auf, „fleißig darauf Acht zu geben, daß der in betreff der Zeitungsschreiber erlassene Schluß pünktlich eingehalten werde."

Das hielt aber den hochweisen Rat nicht ab, selbst nach den Franzosen zu schielen, und als sich diese im Oktober 1794 mehr und mehr näherten, ihnen eine Abordnung entgegenzuschicken, um der Generalität die Stadt zu „Hochderselben Schutz" zu empfehlen und ihr die Schlüssel der Stadt zu überreichen. Im Hinblick auf die Stadtsoldaten wurde dabei die beruhigende Erklärung abgegeben, daß diese nur „zur Haltung guter Polizey" und zur Eintreibung der städtischen Einkünfte dienten. Darauf wurde der Abordnung, gewiß nicht ohne ein satirisches Lächeln, die Antwort: „Die französische Regierung würde sich nicht in die Regierungsangelegenheiten anderer Völker einmischen; es würden Personen, Eigentum, Gesetze und Religionsübungen geachtet, und es würde überhaupt gute Ordnung gehalten werden". Nach dieser Erklärung erfolgte am 6. Oktober der fröhliche Einzug Die „Patrioten" jubelten den Ankömmlingen entgegen, weil nun endlich die Stadt, „bisher von Tyrannen und Aussaugern geknechtet", der Freiheit gewonnen sei. Was es aber mit dieser „Freiheit" für eine Bewandnis hatte, sollte sich schon nach wenigen Tagen zeigen. Ohne weiteres nahm der französische General Championet die Verwaltung der Stadt in die Hand und schaltete ganz nach seinem Ermessen, natürlich auch der Presse gegenüber. Alle Schriften wurden der strengsten Censur unter-

worfen, und das am 15. November 1794 errichtete, aus acht Kölnern und vier Franzosen bestehende Comité de surveillance sorgte dafür, daß die Preßfreiheit nur soweit ausgedehnt wurde, wie es den Herren Franzosen genehm war. Als der General Graf Baillot eines Tages meinte, durch einen Artikel des „Reichs-Couriers“ beleidigt worden zu sein, verlangte er nicht allein strenge Bestrafung des Redakteurs, des Ratsverwandten Wolff, sondern sogar sofortige Unterdrückung des Blattes.

Als dann im Jahre 1797 die Vereinigung der linken Rheinseite mit der französischen Republik in aller Form erfolgte, wurde auch eine Civilverwaltung eingeführt, und hierbei erhielt das Polizei-Comité den Auftrag, dem Magistrat von Köln geeignete Vorschläge über die Behandlung der Presse zu machen. Diese Vorschläge wurden auch sehr bald formuliert und lauteten:

„Das niedergesetzte Polizei-Comité hat in Betreff der Zeitungen den aufgetragenen Bericht erstattet und erwogen, daß der Magistratur nach Anleitung wahrer Staatsgrundsätze die Aufsicht zukomme, wie und welchen Gebrauch der Bürger von seinen Geistesfähigkeiten macht; daß dieser in so mancher Hinsicht schädlich sein kann, als der Schriftsteller Gelegenheit hat, seine Grundsätze in Umlauf bringen zu können; daß diese Bemerkungen unsere hiesigen Zeitungsschreiber, Journalisten und sonstigen Verfasser öffentlicher Blätter um so mehr betreffen, als es leider zu bekannt ist, wie wenig dieselben zur Verbreitung des Republikanismus und zur Beförderung des echten Bürgersinnes bis dahin beigetragen haben; daß dem Magistrat äußerst daran gelegen, dieselben auf ihre Bestimmung zurückzuführen, welche einzig darin besteht, wahren Bürgersinn und jede dahin abzweckende Tugend in die Herzen der Bürger zu pflanzen, so beschließt der Magistrat:

1. Sämtliche Zeitungsschreiber, Journalisten und Verfasser öffentlicher Blätter stehen unter unmittelbarer Aufsicht der Magistratur, sind derselben einzig verantwortlich und also verpflichtet, die Einwilligung, ferner zu schreiben, beim Magistrat neuerdings nachzusuchen.

2. Denselben steht, wie jedem Schriftsteller nach den wirk-

lichen Gesetzen der Republik frei, ihre Aufsätze ungehindert schreiben und drucken zu lassen, sie dürfen jedoch gegen die französische Obergewalt so wenig, als gegen Republikaner und hiesige von der französischen Regierung eingeführte Verfassung und die öffentlichen Beamten verstoßen. Ihre vorzüglichste Pflicht soll darin bestehen, Gemeingeist zu verbreiten, republikanische und wahres Bürgerwohl befördernde Grundsätze im Allgemeinen anwendbar zu machen.

3. Der Polizei-Inspector hat darüber zu wachen und strenge Aufsicht zu halten, wie sämtliche Zeitungsschreiber ihre vorgeschriebenen Pflichten erfüllen und deshalb dem Magistrat die gewünschte Auskundschaft mitzuteilen.

4. Sollen sowohl der Magistratur als dem Polizei-Inspektor jedesmal ein Exemplar eingeliefert werden.

5. Die von der Magistratur einzuschickenden Aufsätze sollen mit Hinansetzung aller anderen vorzüglich eingewirkt werden.

6. Jede pflichtwidrige Übertretung und Abweichung soll unmittelbar von der Magistratur untersucht und vorstehenden Umständen nach entweder durch eine angemessene Geldstrafe, in wiederholten Uebertretungsfalle aber durch Schließung der Presse geahndet werden."

Diese Vorschläge wurden vom Magistrate acceptirt und traten am 14. Brumaire (5. Nov. 1799) als Verordnung in Kraft, worauf sich sowohl die älteren Blätter, die „Post-Amts-Zeitung", der „Eilfertige Welt- und Staatsbote" und die „Intelligenz-Nachrichten" wie auch der erst vor einiger Zeit gegründete „Reichs-Courier", jetzt „Stadt-Kölnischer Courier", um weitere Gestattung des Druckes an den Magistrat wandten und damit die neue Verordnung stillschweigend hinnahmen.*) Ein französisches Blatt aber, das „Journal général", das ebenfalls erst seit kurzem ins Leben

---

*) Die „Post-Amts-Zeitung" hätte eigentlich in die Verwaltung der französischen Regierung übergehen müssen (vergl. Band 1, S 151), weil das Blatt einen Zweig des Reichspostamtes gebildet hatte; bei der Übernahme der Post in die französische Verwaltung informierten sich jedoch die Franzosen vorher über den geschäftlichen Stand der Zeitung und sahen dann von der Übernahme des Blattes ab. Das Aktenstück, das die drei Zeitungs-

getreten war, erhob gegen die Verordnung Einspruch. Der Eigentümer und Redakteur Thiriart erklärte, die Preßfreiheit sei in den eroberten Ländern öffentlich verkündet worden, und es sei daher den Magistraten und jeder anderen Obrigkeit bei Strafe der Absetzung verboten, weder mittelbar noch unmittelbar die Preßfreiheit zu hindern, und er protestiere feierlich gegen diesen inkompetenten Beschluß des Magistrates. Zugleich steckte er sich hinter den kommandierenden französischen General Jacobé-Trigny, der denn auch für seinen Landsmann eintrat. Aber der Präsident des Magistrates zeigte sich zunächst sehr erbost. „Es sei grundfalsch", erklärte er dem General und dessen Schützling,

---

expeditoren im Auftrage der französischen Behörde über den Stand des Geschäftes unter dem 2. Nivôse III ausfertigten, ist im Archive der Stadt Köln erhalten geblieben und gewährt einen interessanten Einblick in die Geschäftsverhältnisse einer angesehenen Zeitung aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts. Es lautet:

„Von der Oberpostamtszeitung werden zur Zeit 36 Buch oder 1728 Zeitungen aufgelegt. Von diesen gehen ab ca. 100 Stck., welche teils umsonst gegeben, teils zur Ergänzung etwa nachfolgender Bestellungen aufbewahrt werden. Es bleiben demnach 1628 Stück zahlbare Zeitungen zu $2^2/_3$ Thl. per Jahr.

macht	4341	Rchsthl.	26	Albus
Avertissements schätzen wir zu	333	Thl.	26	„
Die Provision auf fremde Zeitungen beträgt	666	„	52	„
Summa	5311	Thl.	24	Albus

Wenn nun unterzeichneten 3 Individuen auf ihr höfliches Ansuchen und in Rücksicht auf die überaus teuren Zeiten für ihr notdürftiges Salaire einem jeden pro Tag 6 livres ausgeworfen werden, so beträgt

dieses	2098	Thl.	60	Albus		
das Salaire des Verfassers	468	„	17	„	4	Heller
seines Kopisten	88	„	26	„	—	„
der Zeitungsdruck	640	„	—	„	—	„
das Papier	624	„	—	„	—	„
Summa	3919	Thl.	23	Albus	4	H.
bleibt barer Überschuß	1422	Thl.	—	„	8	H."

Da nun aber die Provision für abgesetzte fremde Zeitungen (666 Thl.) doch nichts mit dem Ertrage der „Ober-Postamts-Zeitung" zu thun hatte, so betrug der Reingewinn in Wahrheit nur 756 Thl.

„daß dem Herausgeber eines öffentlichen Blattes freistehen solle, zu schreiben und zu drucken; awas ihm gut dünke“. Doch drang er mit seiner Ansicht nicht durch; der General war der stärkere, und das Blatt Thiriart's erschien ruhig weiter. Darauf bequemte sich denn der Magistrat, ihm auch die überflüssige Genehmigung dazu zu geben, jedoch nicht ohne die Bemerkung: „Übrigens wird der Magistrat schon von selbst wissen, die Gerechtsame, die sowohl dem Magistrat als dem General Jacobé-Trigny in Betreff der Zeitungen zustehen, zu unterscheiden und zu beobachten.“ *) Das „Journal général“ scheint dann aber nur noch etwa bis zur Mitte des Jahres 1800 erschienen zu sein. Bestimmt läßt sich dies allerdings nicht feststellen; doch ist die Annahme wohl richtig, da sich Thiriart einige Jahre später an einem neuen journalistischen Unternehmen betheiligte.

Die neue Verordnung brachte natürlich die Zeitungen in eine sehr mißliche Lage, die sich aber noch wesentlich verschlimmerte, als das Dekret vom 27. Nivose des Jahres VIII erschienen war, das wir bereits bei der Schilderung der Mainzer Verhältnisse erwähnt haben. In Folge des Dekrets wurde die Kölner Municipal-Verwaltung angewiesen, eine genaue Aufstellung über Titel, Inhalt, Geist, Eigentümer, Redakteur und Drucker der einzelnen Zeitungen an den Polizei-Minister einzusenden, und sie entsprach dieser Aufforderung auch in ziemlich ausführlicher Weise. Aus dem Berichte geht zunächst hervor, daß neben den seither erschienenen drei politischen Blättern im Laufe der letzten Jahre noch zwei neue ins Leben getreten waren, der „Beobachter im Roer-Departement“ (seit dem 22. Sept. 1798), redigiert von dem Eigentümer P. C. Reinhard, und der „Pariser Vorcourier“, redigirt von Faber, Eigentümer der Drucker Haas.**) Des

*) Kölner Ratsprotocolle vom Jahre 1798.

**) Beim „Beobachter“ wurde später die Bezeichnung „im Roer-Departement“ fallen gelassen, wie mir vorliegende Nummern aus dem Jahre 1801 zeigen. Wann die Titelkürzung vor sich gegangen ist, konnte ich nicht feststellen. — Dabei sei noch erwähnt, daß nach der Aufstellung der Kölner Municipal-Verwaltung noch „Der Anzeiger im Ruhr-Departement“ ins Leben trat, der aber vom 4. Germinal IX ab sich „Der Verkünder im Ruhr-

weiteren bietet der Bericht eine Charakteristik der Blätter, in der es von der „Kölnischen Zeitung" (der ehemaligen „Post-Amts-Zeitung"; Redakteur Otten, Eigentümer Köntgen) heißt: „Ein sehr Alltagsblatt, welches der guten Sache weder schadet noch nutzet", von dem „Welt- und Staatsboten" (Redakteur Collignon, Eigentümer Pauli und Monschau): „Ehemals geschrieben von einem Geistlichen, wegen offenbarer Verdrehung der Fakten, Aristokratismus und der Anhänglichkeit an die Emigranten sehr verdächtig. Seitdem aber der Eigentümer jenen Redakteur abgeschafft, unpartheiisch und unschädlich", vom „Journal général": „Narrateur impérial de faits et événemens" ꝛc., vom „Beobachter": „In Rücksicht der Ereignisse ebenfalls unparteiischer Erzähler; öfter philosophische Übersichten zur Beurteilung der Ereignisse mit vieler Sachkenntniß, Staaten- und Erdkunde, prononcirt für den Republikanismus", und vom „Pariser Vorcourier": „Das Charakteristische dieses Blattes ist schnelle Bekanntmachung der Neuigkeiten, unparteiische Darstellung derselben, passende Bemerkungen über den Zustand der Gesetzgebung, strenge Wahrheitsliebe, Rüge wirklicher Mißbräuche, ohne deshalb in Tadelsucht auszuarten. Eine größere Ausbreitung dieses erst seit kurzem erscheinenden Blattes könnte für unsere Gegend von gutem Erfolge sein."

Dieses Urtheil der Kölner Munizipal-Verwaltung feite aber durchaus nicht gegen irgend einen plötzlichen harten Eingriff von Paris her. So wurde eines Tages im Jahre VIII der Miteigentümer des „Welt- und Staatsboten", Pauli jun., ohne weiteres gefangen genommen und unter starker Bewachung nach Paris geschleppt, weil bei den Gewalthabern der Republik der Verdacht aufgetaucht war, das Blatt begünstige die Pläne der Gegner der Republik und stärke dadurch die Hoffnungen der Legitimisten. In Paris saß sodann Pauli vier Monate im Gefängnis, ehe er zum Verhör gelangte. Unterdessen ging die

Departement" nannte. Das Blatt, das nur achtmal monatlich erschien, war aber (nach den mir vorliegenden Nummern zu urteilen) so dürftig, daß es hier eben nur erwähnt zu werden braucht.

Munizipalität in Köln gegen die Zeitung selbst vor, ließ die Presse versiegeln und verbot das weitere Erscheinen des „Staatsboten“. Erst als der Eigentümer der Druckerei, der Vater des Verhafteten, das Versprechen abgelegt hatte, nie mehr eine Zeitung zu drucken, wurden die Siegel gelöst. Darauf blieb der „Staatsbote“ fast zwei Jahre unterdrückt; vergeblich richtete eine große Anzahl von Kölner Notabeln an Jolivet, den General-Kommissar der vier neuen Departements, eine eindringliche Petition um Wiederfreigabe des Blattes; erst als im Dezember 1802 der Maire von Köln Schritte zu gunsten der Wittwe Pauli, geborenen Dumoulin, beim Ersten Konsul gethan hatte, wurde der Druck wieder gestattet. Die erste neue Nummer erschien am 5. Januar 1803, und in ihr wurde versichert: „Unparteilichkeit in der Darstellung der Zeit und Ereignisse, ohne Raisonnement und ohne Beurteilung, wird zunächst das Bestreben des „Staatsboten“ sein.“

Auch die „Kölnische Zeitung“ mußte schlimme Erfahrungen machen. Nachdem sie der junge Rechtsgelehrte Marcus Du Mont erworben hatte und auch selbst redigierte, entwickelte sie sich rasch sehr günstig weiter, worauf der Redakteur seinen Eifer verdoppelte. Das sollte ihm aber bald verhängnisvoll werden. In der Nr. 200 des Jahrganges 1805 brachte er einen Artikel über die Bewegungen der französischen Armee, der das lebhafte Mißfallen des Polizei-Ministers erregte; war es doch den Redaktionen der Provinzblätter verboten, irgend welche Nachricht über die Bewegung der französischen Armeen zu drucken. Unter dem 31. Okt. 1805 dekretierte daher der Präfekt des Roer-Departements, daß, da der Inhalt des fraglichen Artikels den durch die offizielle Zeitung verkündigten Neuigkeiten zuwider und folglich dessen Einrückung in die „Kölnische Zeitung“ eine förmliche Übertretung der Befehle des General-Polizei-Ministers und zudem geeignet sei, die öffentliche Meinung in Furcht, Schrecken und Verwirrung zu setzen, und dahin ziele, nur ungegründete Furcht statt des Zutrauens und der Freude über die Siege der französischen Armee zu verbreiten, der Druck des unter dem Namen der „Kölnischen Zeitung“ bekannten Blattes suspendiert

sein und bleiben solle. Sofort wurde die Schaubergsche Presse unter Siegel gelegt; doch vermochte es Du Mont nach langen Verhandlungen und mit Unterstützung des Bürgermeisters zu erwirken, daß das Suppressions-Dekret wieder aufgehoben wurde, worauf die Zeitung mit dem Beginn des Jahres 1806 wieder erscheinen durfte.*)

Mit den Blättern von Mainz und Köln war die Zeitungslitteratur der linken Rheinseite während der Periode von 1794 bis 1806 im großen und ganzen erschöpft; es sind nur noch zwei journalistische Versuche von Görres in Koblenz und einige kümmerliche Zeitungsunternehmen in Aachen, Cleve, Krefeld und Bonn zu verzeichnen.

Der junge Görres hatte die französische Revolution mit stürmischer Begeisterung begrüßt. Sein Widerwille gegen das alte Regime war noch verstärkt worden, als die Emigranten die Liederlichkeit des französischen Hofes nach Coblenz verpflanzt hatten und nun dort deren „ganze Abscheulichkeit vor den Augen des Volkes stand". Wiederholt trat er als geistsprühender Redner auf, und dann gründete er, um noch weiter zu wirken, zu Anfang des Jahres 1798 „Das Rothe Blatt, eine Dekadenschrift". Das erste Heft kam am 1. Ventôse VI (19. Febr. 1798) in klein 8°, 32 Seiten stark, heraus. Nach Einführung des Zeitungsstempels wurde jedoch das Blatt im April 1798 in eine „Monatsschrift" umgewandelt. Der Preis für drei Hefte betrug 18 Alb., oder 1 Gulden 30 Kreuzer. In diesem Blatte wollte Görres von seinem idealen Standpunkte aus aber keineswegs nur gegen das alte Staatswesen, sondern auch, wenn es sein mußte, gegen die Despotie der Republik kämpfen. Mit der Parole „Ewigen Krieg allen Spitzbuben; die Hand dem tugendhaften Manne" eröffnete er den Kampf. Mit aristophanischem Hohn bot er feil: „Drei Churkappen von Büffelsleder, weit für dicke Köpfe, mit Ohrfutteralen, einen Herzogshut aus Hasenfell, vier Reichsstädte, wo

*) L. Ennen, Die Zeitungspresse in der Reichsstadt Köln (Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrh., 36. Heft) S. 71 ff. — Jakob Venedey, Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik. Leipzig 1870, S. 201 ff.

die Kirchen häufiger sind als die Dummköpfe in Wien, wurmstichige Adelsdiplome auf Eselsfell". Aber er wandte sich auch gegen die furchtbaren Erpressungen und Unterschleife französischer Tribulanten und Lieferanten und nannte die Quäler und Diebe mit Namen. „Die Völker Europas hatten sich", schrieb er, „an den Franken Ideale von vollkommenen Wesen geträumt; sie wähnten, die Revolution habe sie stehenden Fußes in Engel und pure Geister umgeschaffen; sie glaubten, in ihnen die Befreier von ihren Despoten und durch sie allen ihren Beschwerden abgeholfen zu sehen, ohne einen Finger rühren zu dürfen. Die Schwärmer mußten sich getäuscht sehen, selbst wenn die Franken geblieben wären, was sie im Anfang des Krieges waren .... Das freilich schlecht beobachtete: ‚Krieg den Schlössern, Friede den Hütten!' ward das Signal zum Hasse gegen jene, die man früher mit Enthusiasmus aufgenommen hatte. Die mit jedem Tage wachsende Arroganz der stolzen Besieger der Koalition, die unerschwinglichen, jeden Tag erneuerten Forderungen, das ganze Gefolge jener Requisitionen, die kein Ende zu nehmen schienen — alles das wirkte zusammen, um dem öffentlichen Geiste eine Richtung zu geben, die wenig Tröstliches für die Zukunft versprach; Haß gegen die Franzosen ward allgemein." Dann schildert Görres die Immoralität der Franzosen und den falschen Moderatismus, den sie jetzt herauskehrten. „Erziehung muß dem bestehenden Unheile abhelfen .... Die öffentlichen Gewalten müssen dem eingerissenen Geiste entgegenarbeiten, als dritte Waffe neben diesen beiden soll die ‚Publicität' dienen, welcher das ‚Das Rothe Blatt' gewidmet sei." Weiterhin führte er aus: „Bis zu dem Augenblicke, wo alle unsere Funktionärs nur aus dem Grunde brav sind, weil sie brav sein wollen, muß ein Surrogat der fehlenden Grundsätze aufgefunden werden, das sie antreibt, brav zu handeln, weil sie brav sein müssen. Dieses Surrogat ist die Publizität. Jeder Bürger, der Gelegenheit dazu hat, wache über das Betragen der öffentlichen Beamten in seiner Nähe, denunziere ihre Vergehen dem Volke, und was Grundsätze nicht vermögen, wird die Furcht vor dem Pranger erwirken, wenn das Gefühl für Ehre und Schande nicht ganz

zum Nichts eingeschrumpft ist.“ Schließlich kam er sogar bei dem wüsten Treiben, das sich ihm überall darbot, zu dem Schluß: „Ich glaube, daß das Jahrhundert für die Einführung der demokratischen Form noch nicht erschienen ist und auch so bald nicht erscheinen wird. Die Menschen haben ihre alten Grundsätze weggeworfen und noch nicht Zeit oder Lust gehabt, sich neue anzuschaffen. Der Franzose, der die Sache einzelner Räuber zur Sache der Nation macht, muß selbst ein Räuber sein.“ Diese kecke Sprache war dem Direktorium in Paris natürlich sehr unbequem, und da sich auch der Landgraf von Hessen über den rücksichtslosen Spötter in Paris beschwerte, so wurde das „Rothe Blatt“ nach halbjähriger Lebensdauer unterdrückt. Das letzte Heft erschien am 21. Sept. 1798. Unmittelbar darauf (noch im September 1798) gründete sich Görres jedoch ein neues Organ, dem er den Namen „Der Rübezahl, eine Monatsschrift“ gab. Format und Preis blieben wie beim „Rothen Blatt“. Den Titel erklärte er im ersten Hefte mit den Worten: „Die Mächtigen der Erde hören nicht gern die Sprache der Wahrheit aus einem sterblichen Munde; vielleicht ist sie ihnen aus einem unsterblichen Organe weniger gehässig. Ich habe das Rothe Blatt mit dem zweyten Trimester geschlossen; welches Wesen könnte mir schicklicher, als der wiedergeborene Rübezahl, seinen Namen zu meinen künftigen Arbeiten leihen. Mein Journal soll Rübezahl heißen. Gehaßt von allen Schurken wie er, willkommen allen Redlichen, werde ich unter seinem Schutze ohne Prätension meinen ferneren Weg dahinwandeln.“ Dieses Versprechen hielt er auch redlich, doch wandte er sich jetzt fast nur noch gegen die Franzosen, und zwar nicht bloß gegen deren rücksichtsloses Auftreten, sondern auch gegen deren ganze politische Grundanschauung. Bald ekelte ihn das ganze Treiben so an, daß er erklärte, republikanische Schranzen, Schranzen des souveränen Volkes und seiner augenblicklichen Machthaber seien die verächtlichsten aller Menschenklassen. Und endlich trat er als Ankläger auf und rief: „Schändlich hat Frankreich die Genossen seiner Prinzipien und Kämpfe behandelt, zu Heloten sie entwürdigt; den Abschaum des Zeitalters hat es über uns hergespieen, Recht und Billigkeit mit

eisernem Fuße zertreten. Man hat uns Prokonsuln geschickt, herz- und kopflose Menschen, speichelleckende Kreaturen derer, die sie schickten und die unser spotteten, indem sie uns den Klotz hinwarfen und sagten: ‚Das sei euer König!‘ .... Patrioten, euere Verachtung diesen Tröblern!“ Natürlich traf nun den „Rübezahl“ dasselbe Schicksal wie das „Rothe Blatt“. Das letzte Heft erschien am 10. Messidor VII (28. Juni 1799).*) Der Widerwille gegen das Franzosentum steigerte sich dadurch in Görres noch mehr, erhielt auch durch eine Reise nach Paris 1799 weitere Nahrung und brach daher nach den Befreiungskriegen noch einmal in wahrhaft vulkanischer Weise hervor. Wir werden darüber im dritten Bande zu berichten haben.

Die journalistischen Unternehmungen in Aachen, Cleve und Krefeld kamen über eine lokale Bedeutung nicht hinaus, doch zeigen ihre traurigen Schicksale recht deutlich, wie jämmerlich es mit der republikanischen Freiheit bestellt war.

In Aachen wurde vom 1. April 1790 ab neben der „Aachener Zeitung“ von Franz Dautzenberg ein „Politischer Merkur für die niederen Reichslande“ herausgegeben, der für die französischen Freiheitsideale eintrat. Das wollte aber dem hohen Rate der Stadt nicht gefallen, und so wurde denn am 26. März 1791 „auf vorbrachten Vortrag und zum Teil verlesene Zeitung des hiesigen Politischen Merkurs vom 24ten currentis dem Gazetier Dautzenberg diese Zeitung zu drucken und auszugeben von nun an verbotten und zware wegen deren mehrmalen darinnen und signanter am 24ten currentis eingedruckten unanständigen und höchst ärgerlichen Ausdrücken“. Aber Dautzenberg besaß gute Verbindungen in Wien und erhielt daher von dort schon nach wenigen Monaten die Erlaubnis zur Herausgabe einer neuen Zeitung, die er nun vom Anfang Juni 1791 unter dem Titel „Aachener Zuschauer; mit Kaiserlicher Freiheit“ erscheinen ließ. Hierbei versprach er, die den Fürsten und höchsten Gerichten schuldige Achtung nie zu verletzen. Seine Begeisterung

*) Sepp, Görres und seine Zeitgenossen, Nördlingen 1877, und Jakob Venedey, S. 349—444.

für die französischen Ideen blieb jedoch dieselbe, und als die Franzosen Aachen besetzt hatten, trat er eifrig für die dauernde Vereinigung Aachens mit Frankreich ein. Daher benutzten denn auch die französischen Behörden seine Zeitung mit Vorliebe zu amtlichen und halbamtlichen Veröffentlichungen. Diese Situation des „Zuschauers" änderte sich aber, als Dautzenberg, der mittlerweile französischer General-Postkommissar geworden war, das Blatt an J. Offermanns übertragen hatte, der wenig Geschick entwickelte. Es kam zu verschiedenen Konflikten mit den Präfekten, und schließlich wurde die Zeitung am 26. Mai 1805 unterdrückt. Etwas besser erging es einem anderen Blatte, dem seit Neujahr 1794 von Thomas Vliex herausgegebenen „Aachner Wahrheitsfreund", obgleich diese Zeitung deutsch gesinnt war, oft in höchst unvorsichtiger Weise französische Verhältnisse tadelte und rücksichtslos über französische Mißerfolge berichtete. Infolgedessen schritt die Zentralverwaltung wiederholt gegen Vliex ein. „Solche Mitteilungen", erklärte sie einmal, als das Blatt allerlei Nachrichten über die mißliche Lage Bonapartes in Ägypten gebracht hatte, „erzeugen aristokratische Grundsätze und sind den republikanischen Armeen nachtheilig; sie beleben die Hoffnungen der Feinde der Republik und führen schwache Geister, welche das Abgeschmackte und Falsche derartiger Angaben nicht einsehen, irre." Darauf hielt sich Vliex wieder eine Zeitlang vorsichtiger, bald entschlüpften ihm aber aufs neue allerlei Bemerkungen, die die französische Regierung verdrossen, und es kam zu neuen Kollisionen. Nun half sich Vliex vorübergehend damit, daß er sein Blatt „Aachener Merkur" nannte; aber die französische Regierung konnte natürlich auch an dem „Merkur" kein Wohlgefallen haben; Vliex wurde sogar 1799 zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt und weiterhin der „Merkur" wiederholt verboten; doch immer wieder gelang es Vliex, die Aufhebung des Verbots zu bewirken, und so erhielt er sein Blatt schließlich bis weit in die kaiserliche Zeit hinein. Von der sonstigen Aachener Zeitungslitteratur seien sodann noch der „Brutus", „Le Postillon de la Roer" und das Verwaltungsblatt des Roerdepartements genannt. Das Dekadenblatt „Brutus der Freye" wurde 1796

von dem ehemaligen Mönch Franz Theodor Matthias Biergans (geb. 1768, gest. 1842), einem geistreichen, aber maßlos heftigen Manne, herausgegeben. Biergans hatte bereits 1795 versucht, seine Zeitung in Köln unter dem Titel „Brutus der Tyrannenfeind“ erscheinen zu lassen, war aber mit seinem glühenden Hasse gegen das Christentum, die Einrichtungen der Kirche, die „gekutteten Schurken“, die „privilegirten Bauernschinder“ u. s. w. auf so viel Unwillen gestoßen, daß er es vorgezogen hatte, Köln zu verlassen.*) Aber auch in Aachen fand er nur geringen Beifall, obgleich die französischen Beamten ihm ihr Wohlwollen zu teil werden ließen. Er hatte sogar Mühe, einen Drucker zu finden, und klagte daher auf dem Umschlage der Nummer vom 22. April 1796, „daß er allenthalben auf Hindernisse stoße und fast gezwungen sei, sein Blatt in unterirdischen Gewölben drucken zu lassen“.**) Wahrscheinlich ist es sehr bald nachher eingegangen. Die besten Zwecke verfolgte dagegen der „Anzeiger des Ruhrdepartements“, der vom 2. Mai 1798 ab anfangs im Verlage von Joh. Aug. Dreysse, später von Simon Kuhnen zweimal wöchentlich erschien. Die Zeitung wollte vor allem wichtige Entscheidungen der höheren Verwaltungsbehörden und Gerichte, sowie Handels- und bürgerliche Angelegenheiten berücksichtigen und brachte denn auch eine bunte Fülle von Mitteilungen besonders aus dem Rechts- und Handelsverkehrsleben. Dabei war das Blatt oft von großem Freimut. Viele Gemeinden sind, so wagte es zu schreiben, durch den Druck des Krieges in eine traurige Verfassung geraten und ohne Hülfsquellen, der Handel und die Fabriken sind fast zu Grunde gerichtet; Räuber durchstreifen das Land. Dann klagt es über den entsetzlichen Zustand der Wege; ein auf vier Personen eingerichteter Wagen mußte von Aachen nach Köln vierspännig gefahren werden, sonst konnte man ihn nicht vorwärts bekommen. Bei der allgemeinen Verwahrlosung, in der das offene Land dalag, stellten sich Wölfe

*) Venedey, S. 218 ff. und 228 ff.

**) Die Kölner Munizipal-Verwaltung verweigerte dem „Brutus“ den Eintritt in die Stadt, so daß ganze Stöße des Blattes lange Zeit vor dem Hahnenthor im Freien lagerten, allen Unbilden des Wetters preisgegeben.

ein, und die Boten, die Briefe zwischen den einzelnen Kantonen beförderten, mußten zum Schutze gegen diese Raubtiere bewaffnet werden. Trotz seiner Reichhaltigkeit fand aber der Anzeiger doch nicht die genügende Unterstützung beim Publikum und ging daher schon Ende 1799 ein. Die Zeitung „Le Postillon de la Roer“ war ein seichtes französisches Blatt, das 1802 von dem Drucker N. Bovard gegründet wurde, aller zwei Tage erschien und mit in die Kaiserzeit hinüberging. Ohne ausgeprägteren Charakter, diente es nur den französischen Interessen. Gleichzeitig mit dem „Postillon“ trat auch das Verwaltungsblatt ins Leben, das den Titel: „Recueil des actes de la préfecture du département de la Roer — Sammlung der Akten der Präfektur des Roer-Departements“ trug, aber kurz „Präfekturakten“ genannt wurde. Es erschien zweisprachig, wurde den Beamten unentgeltlich geliefert und kostete dem Publikum gegenüber im Jahres-Abonnement sieben Francs. Mit der Gründung dieses Blattes wurde einem allgemeinen Bedürfnisse abgeholfen, denn hier erschienen nun alle die vielen neuen Gesetze und Verordnungen, die fortwährend von Paris aus erlassen wurden, in entsprechender Form gesammelt und konnten im gegebenen Falle nachgesehen werden. Vordem hatten Verordnungen und Beschlüsse bei Rechtshändeln bisweilen selbst von den Behörden nicht beigebracht werden können, wodurch nach und nach eine große Rechtsunsicherheit entstanden war. Neben diesen Gesetzen und Verordnungen brachte es dann ferner eine Fülle von amtlichen Ankündigungen und Benachrichtigungen, die heute ein gewisses kulturhistorisches Interesse erwecken. So macht z. B. der Präfekt Mechin unter dem 30. Juni 1803 bekannt, daß der Bürger Maugerard die aufgehobenen Klöster, Abteien und Kapitel besuchen werde, um dort von den vorhandenen Büchern, Handschriften und andern Kunstgegenständen Einsicht zu nehmen. Daß er das Wertvolle dann nach Paris senden werde, wird klüglich verschwiegen.*)

*) E. Pauls, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckereien, des Buchhandels, der Zensur und der Zeitungspresse in Aachen bis zum Jahre 1816 (Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins, Bd. 15, Aachen 1893).

Das journalistische Unternehmen in Cleve war nur von ganz kurzer Dauer. Der Postmeister J. G. Schöpplenberg gründete dort gegen Ende der neunziger Jahre (eine bestimmte Angabe läßt sich nicht mehr machen) den „Orion", gab ihm aber, da er ein warmherziger Patriot war, eine Richtung, die der französischen Regierung wenig behagte, worauf der Regierungskommissar Marquis unter dem 17. April 1799 kurzer Hand verfügte: „In Erwägung, daß dieses Journal Auszüge aus ausländischen Papieren enthält, die den Gemeingeist verderben können, und daß man den gefährlichen Umlauf dieser Auszüge soviel als möglich hemmen muß; in Erwägung überdies, daß der Verfasser, der zu wiederholtenmalen brüderlich gewarnt worden, demohnerachtet fortfährt, dergleichen treulose und verführerische Aufsätze in sein Blatt einzurücken, wird hiermit der „Orion" unterdrückt." Alle Vorstellungen blieben erfolglos, und so ging Schöpplenberg schließlich, um des verhaßten französischen Regiments ledig zu werden, auf die rechte Rheinseite.*)

In Krefeld begann Peter Schüller mit dem 1. Januar 1799 eine „Politische und litterarische Iris am Niederrhein" herauszugeben, ein Doppelquartblättchen, das 4 bis 5 mal in der Dekade, später an den geraden Tagen der Dekaden zum Preise von 9 Francs für das halbe Jahr erschien. Der Herausgeber erklärte: „Die Zeitung soll kein Chaos von Nachrichten, keine Mixtur von Wahrem und Falschem sein; der Hauptartikel ‚Geschichte unserer Zeit' soll eine zusammenhängende Geschichtserzählung der Weltbegebenheiten und eine wahrhaft treue Darstellung derselben enthalten", aber er kam über verschiedene Anläufe nicht hinaus, mußte die Dürftigkeit seiner Nachrichten wiederholt damit entschuldigen, daß er mit „mancherlei Hindernissen" zu kämpfen habe, und gab schließlich das Blatt mit dem 1. April 1801 auf. Am 2. Oktober 1800 hatte er jedoch bereits ein Intelligenzblatt gegründet, das etwas besser rentiert zu haben scheint; doch starb er bereits am 8. Oktober 1803, und nun ver-

*) Weiteres bei E. R. Schöpplenberg, Die Familie Schöpplenberg. Berlin 1870.

mochte die Wittwe das Blatt nur noch bis zum 21. März 1805 weiterzuführen. Sie versprach aber in ihrem Abschiedsworte, „sobald die Aussichten etwas günstiger werden“, das Blatt zu neuem Leben zu erwecken, und hielt damit auch Wort.

Von dem Bonner armseligen Dekadenblättchen sei schließlich nur erwähnt, daß es von Johann Robert Geich herausgegeben wurde und in den beiden Jahren 1795 und 1796 erschien.

Zweites Kapitel.

Die Zeitungen im Reiche bis 1806.

1. Das regere politische Leben ruft viele neue Blätter hervor. Neue Zeitungen in Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Dortmund, Hannover, Halle, Meißen, Gera, Zittau, Heilbronn, Nürnberg, Würzburg, Posen &c. Schwierigkeiten bei der Gründung einer neuen Zeitung. Mallinckrodts „Westphälischer Anzeiger“; die „Elberfelder Zeitung“; Beckers „National-Zeitung der Deutschen“.

Die großen Erfolge der Franzosen, besonders die Besitznahme der ganzen linken Rheinseite und die damit herbeigeführten umfangreichen territorialen Veränderungen, hatten in Deutschland das Interesse an den politischen Vorgängen sehr bedeutend gesteigert. Selbst der kleine Bürger suchte sich, sofern er lesen konnte — die Hälfte der Bevölkerung Deutschlands war des Lesens und Schreibens allerdings noch nicht mächtig —, in den politischen Blättern über die Zeitläufte zu informiren. Es erstanden daher viele neue kleine Zeitungen, während sich diejenigen, die bereits existierten, zu erweitern suchten und ein öfteres, ja in einzelnen Fällen ein tägliches Erscheinen in der Woche einrichteten. Außerdem erhielt die Zeitungslitteratur eine sehr wesentliche Bereicherung durch die Gründung der Cottaschen „Allgemeinen Zeitung“.

Von den kleinen neuen Zeitungen seien nur genannt die „Kriegs- und Friedenszeitung für alle Stände“ in Düsseldorf (seit 1799), die „Allgemeine Zeitung“ in Elberfeld (seit 1804), die „Allgemeinen Politischen Nachrichten“ in Essen (seit 1799 als Fortsetzung der „Essendischen Zeitung“, heute „Rheinisch-Westfälische Zeitung“), der „Westphälische Anzeiger“ in Dortmund

(seit 1798), die „Hannoverschen politischen Nachrichten“ (die schon mit dem 1. Januar 1793 ins Leben traten und viermal wöchentlich erschienen, aber wohl bereits 1801 wieder eingingen), der „Hallische Kourier im Gespräche mit einem Bauern von den neuesten Zeitgeschichten und Welthändeln“ (seit 1794 nach Zusammenschmelzung dreier kleiner Blätter) und das „Hallische patriotische Wochenblatt“, herausgegeben von Niemeyer und Wagnitz (seit 1799), das „Meißner gemeinnützige Wochenblatt“ (seit 1802), die „Aufrichtige deutsche Volkszeitung“ (jetzt „Geraer Zeitung“) in Gera (seit 1794), die „Zittauischen Wöchentlichen Nachrichten“ (seit 1800), die „Neckarzeitung“ in Heilbronn (bereits seit 1790), das „Journal von und für Franken“ in Nürnberg (von 1790 bis 1793), die „Fränkische Staats- und gelehrte Zeitung“ in Würzburg (seit 1803, heute „Neue Würzburger Zeitung“), die „Südpreußische Zeitung“ in Posen (seit 1794, seit 1806 unter dem Titel „Posener Zeitung“) u. s. w. Auch einige Blätter in französischer Sprache wagten sich hervor. So erschien von 1794 ab ein „Courier d'Elberfeld“ und eine „Gazette de Barmen“.*)

Wie schwer es übrigens gar manchem Blatte wurde, alle Vorurteile der Behörden gegen das Zeitungswesen zu überwinden und sich seine Existenz zu erringen, mag hier nur an der Gründung des Würzburger Blattes illustrirt werden. Im ganzen Bistum Würzburg erschien bis 1803 nur ein Annoncenblatt, das den hochtrabenden Titel „Die hochfürstlich würtzburgischen Frage- und Anzeigungs-Nachrichten“ trug, im Volksmunde aber nur „das Blättle“ hieß. Es war 1749 gegründet worden, hatte auch wiederholt versucht, sich zu erweitern und politische Neuigkeiten einzuschmuggeln, war aber jedesmal in empfindlicher Weise

*) Von diesen beiden französischen Zeitungen sind nur noch zwei Nummern des „Courier d'Elberfeld“ bekannt, die Nr. 204 vom 27. August 1796 und die Nr. 281 vom 25. November desselben Jahres. Am Schlusse jeder Nummer befindet sich nur die Bemerkung „Avec permission de Son. Alt. Serenis. Elect. Palatine“; eine Angabe des Druckers und Redakteurs fehlt. Die Nr. 281 enthält den Baseler Vertrag vom 5. April 1795. Die beiden Blätter befinden sich in der Bibliothek des Bergischen Geschichtsvereins in Elberfeld.

in seine Schranken zurückgewiesen worden. Wer also etwas von den Welthändeln erfahren wollte, mußte auswärtige Zeitungen halten. Auch der fürstbischöfliche Hof und die Staatsbehörden bezogen solche; die fürstliche Pagerie hielt sich sogar die „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ und ein französisches Modejournal. Sobald aber der Fürstbischof hinter diesen „Unfug“ kam, dekretierte er unter dem 15. Hornung 1793: „Da ich gar keinen Grund hiervon einsehe, noch weniger aber weiß, was die Hofedelknaben für einen Gebrauch von dem Modejournal und den Göttinger Gelehrten Anzeigen machen sollen, so sind solche in Zukunft nicht mehr zu bestellen.“ In den auswärtigen Zeitungen zeigte sich jedoch nach und nach ein sehr bedenklicher Geist; besonders Schlimmes brachte die „Mainzer Zeitung“, so daß die Regierung in große Besorgnisse geriet. Der Vorschlag eines öffentlichen Verbotes wurde jedoch abgelehnt, da dasselbe „als ein Anfang von Feindseligkeiten“ gegen die schon in unangenehmer Nähe auftretenden „Neufranken“ angesehen werden könnte, auch nicht durchführbar sei und die Sache dadurch noch bekannter und „die Neugier so viel mehr dadurch gereizt werde.“ Man beschränkte sich also darauf, den Fürsten von Taxis als den Reichspostmeister zu ersuchen, daß er den Würzburgischen Postämtern die Annahme von Bestellungen auf die „Mainzer Zeitung“ untersage. Zugleich aber wurde im Schoße der Regierung die Ansicht laut, man solle die auswärtigen Zeitungen mit gleichen Waffen bekriegen und eine eigene Zeitung herausgeben. Allein diese Stimme verhallte, da der Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal nach wie vor abgeneigt war, die Herausgabe einer Zeitung in Würzburg zu gestatten. Schon früher hatte er einmal in in einem Reskript erklärt: „Wenn auch eine Zeitung zu Würzburg herauskommt, so verhindert dies doch nicht, daß auch auswärtige Zeitungen gelesen werden. Viele von der mittleren und geringeren Klasse der Bürgerschaft werden aber alsbald ein neues Bedürfnis fühlen und eine unnötige Ausgabe machen, die sie zuvor unterlassen hätten. Am Ende aber erwacht noch unter diesen politische Kannegießerey. Auf die Güte der Zeitung, auf ächte Nachrichten, gute, reine Sprache kann ich vor der Hand gar kein

Vertrauen haben." Und bei dieser Ansicht beharrte der Fürstbischof bis zu seinem 1795 erfolgten Tode. Sein Nachfolger, der Fürstbischof Georg Karl von Fechenbach, war den Zeitungen günstiger gesinnt und geneigt, seine Erlaubnis zur Herausgabe eines politischen Blattes zu ertheilen; nun aber waren es die Regierungsräte, die sich ablehnend verhielten. Eine Zeitung sei ein gewisser Luxus, meinten sie, sie verleite die Leute zu allerhand politischen Gesprächen und gebe Anlaß zu schiefen Auslegungen und Unordnungen. Da erfolgte schließlich 1802 die Säkularisation, und der größte Theil des Würzburgischen Landes kam unter pfalz-bayrische Herrschaft. Der neuen Zeit wurden Thür und Thor geöffnet, und der Professor Klebe aus München erhielt im Jahre 1803 die Erlaubnis, die erste politische Zeitung in Würzburg unter dem Titel „Fränkische Staats- und gelehrte Zeitung" herauszugeben. Doch waren die Kinderjahre der Zeitung keine freundlichen. Die kurbayerische Regierung hob das Edikt vom 13. Juni 1803, durch das allgemeine Preßfreiheit gewährt worden war, im Oktober 1804 wieder auf und führte aufs neue die strenge Verordnung für die periodische Presse vom 6. September 1799 ein. Die dadurch geschaffenen Verhältnisse waren äußerst drückend, aber doch immerhin noch erträglicher als die Zustände, die sich von 1806 ab im Großherzogthum Würzburg herausbildeten, von denen wir im zweiten Abschnitte zu berichten haben werden.*)

Alle diese oben erwähnten neuen kleinen Blätter, von denen die meisten in Oktav erschienen, hatten aber nur einen ganz geringen Wert. Eine gewisse Bedeutung besaßen sie bloß in ihrer Gesamtheit als Symptom. Nur der „Westphälische Anzeiger", der in Quart zweimal in der Woche zur Ausgabe gelangte, gewann etwas mehr Einfluß, weil er von einem geistig bedeutenden Manne, Arnold Mallinckrodt, ins Leben gerufen worden war.

Arnold Mallinckrodt wurde 1767 zu Dortmund geboren,

*) S. Göbl, Zur Geschichte der Presse in Würzburg bis zum Jahre 1815. Würzburg 1896.

erwarb sich bereits mit 20 Jahren den Doktor der Rechte und wurde bald nachher Ratsherr seiner Vaterstadt. Einige Zeit darauf gründete er eine Buchhandlung und gab nun vom 1. Januar 1798 ab Dienstags und Freitags den „Westphälischen Anzeiger" heraus. Das Blatt lieferte eine gedrängte Übersicht über die wichtigsten politischen Ereignisse und brachte Aufsätze über vaterländische Angelegenheiten, Erziehung, Gesundheitskunde, Ökonomie 2c. Dabei erfreute es sich der Mitarbeit vieler hervorragender Männer, von denen nur Jung-Stilling, Kaspar und Peter Harkort, Ober-Konsistorialrat Natorp, Dr. Kortum, der Verfasser der „Jobsiade", und der Mathematiker Benzenberg genannt sein mögen. Die offene Sprache des „Westphälischen Anzeigers" wurde aber bei den Behörden sehr übel vermerkt; besonders zeigte sich die königliche Kriegs- und Domänen-Kammer in Hamm schon nach kurzer Zeit sehr aufgebracht über das Blatt, weil es wiederholt Übelstände rügte; sie richtete verschiedene geharnischte Beschwerden an den Rat der Stadt Dortmund und verlangte seine Unterdrückung. Da wandte sich denn Mallinckrodt in seiner Bedrängnis im Januar 1804 direkt an den König Friedrich Wilhelm III., worauf ihm dieser folgendes Handschreiben zugehen ließ:

„Auf Ihre Eingabe vom 28. v. Mts. habe ich den abschriftlich anliegenden Befehl an den Staatsminister von Angern erlassen, wodurch ich hoffe, daß Sie als Redakteur des „Westphälischen Anzeigers" bei einer bescheidenen Publizität gegen jede Anmaßung für die Zukunft werden sicher gestellt sein. Ich verbleibe Ihr gnädiger Friedrich Wilhelm. Berlin, 20. Febr. 1804."

In dem königlichen Schreiben an den Staatsminister von Angern hieß es aber u. a.:

„Es kann nicht jedem zugemutet werden, in solchen Fällen, die eine Rüge verdienen, sich der Unannehmlichkeiten, womit offizielle Denunziationen verbunden sind, auszusetzen. Sollte nun auch eine anständige Publizität darüber unterdrückt werden, so würde ja kein Mittel übrig bleiben, hinter die Pflichtwidrigkeiten der untergeordneten Behörden zu kommen, die dadurch eine sehr bedenkliche Eigenmacht erhalten würden. In dieser Rücksicht ist

eine anständige Publizität der Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit oder den bösen Willen der Beamten und verdient auf alle Fälle geschützt und gefördert zu werden.“

Das Blatt konnte nun ungehindert weiter erscheinen und rang sich auch, wie wir später sehen werden, durch die harte napoleonische Zeit.

Von den älteren Zeitungen, die sich in dieser angeregteren Periode erweiterten, sind vor allem die „Elberfelder Zeitung“ und die „National-Zeitung der Deutschen“ zu nennen.

Die „Elberfelder Zeitung“ erhob sich 1792 „auf Begehren vieler resp. Zeitungsleser bei den itzigen bevorstehenden wichtigen politischen Vorfällen“ zu einem täglich erscheinenden Blatte. Der „Westphälische Anzeiger“ empfiehlt sie daher in seiner Nr. 90 vom Jahre 1799 aufs angelegentlichste. „Sie liefert“, schreibt er, „die Nachrichten äußerst schnell, z. E. von Paris in 6 Tagen, aus der Schweiz in 5 Tagen, aus dem Reich in 4 Tagen, aus Holland in 3 Tagen u. s. w. Sie ist dabei streng unparteiisch und äußerst vollständig, da täglich ein halber Bogen (Sonntags ausgenommen) erscheint. Die Schreibart ist weder verziert noch vernachlässiget, sondern hat den ruhig erzählenden Ton, der auf die Dauer noch immer am besten gefällt.... Der Erfolg munterte den so thätigen Verleger (Herrn Mannes) auf, noch mehr Sorgfalt und Fleiß an das Blatt zu wenden. Er wußte sich von den Hauptschauplätzen des Krieges und Friedens unmittelbare Korrespondenzen zu verschaffen; auch berief er auswärtige Gelehrte zu der Redaktion. Gegenwärtig wird dieselbe von dem als Schriftsteller rühmlichst bekannten Herrn Doktor Klebe aus Gotha besorgt.... Auch mit Rücksicht des geringen Preises ist diese Zeitung zu empfehlen. Der Jahrgang kostet nemlich nur 4 Rthlr. 4 Ggr. oder 5 Rthlr. Frankfurter Geld.“

Durch diese Vortrefflichkeit der Zeitung fühlte sich sodann „Seine Churfürstliche Durchlaucht von Pfalz-Bayern“ bewogen, dem Blatte im Jahre 1800 den Titel „Herzoglich Bergische Provinzial-Zeitung“ zu gewähren und dem Verleger J. A. Mannes darüber eine Urkunde ausstellen zu lassen.

Die „National-Zeitung der Deutschen“ entwickelte sich, wie schon einmal kurz erwähnt wurde (Bd. I, S. 158), aus der 1784 von Rudolph Zacharias Becker in Gotha ins Leben gerufenen pädagogischen Wochenschrift „Deutsche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, oder moralische Schilderungen der Menschen, Sitten und Staaten unserer Zeit.“ Die pädagogische Tendenz des Blattes trat nach und nach zurück, und die Beurteilung der alle Gemüter erfüllenden Zeitereignisse wurde in den Vordergrund geschoben; immerhin erhielt sich der lehrhafte Charakter und die Neigung, die Beispiele tugend- oder lasterhafter Handlungen aus der Zeitgeschichte in anekdotenhafter Weise breit zu erzählen, noch ziemlich lange. Erst mit der Umänderung des Titels erfolgte auch die vollständige Umgestaltung in eine politische Zeitung. Becker beabsichtigte jetzt, mit dem Blatte eine Art „Archiv der Zeit“ zu geben. Es sollte „an den zu moralischen Zwecken brauchbaren Nachrichten nichts einbüßen, aber vor allem dazu helfen, das Nationalgefühl des deutschen Volkes zu kräftigen und, wo es schlummerte, zu wecken“. Ja, er hatte Mut genug, einen Kampf gegen die Gleichgiltigkeit zu unternehmen, „mit der die Bewohner der verschiedenen deutschen Länder einander betrachten, und gegen die Unbekanntschaft mit dem gemeinsamen Vaterlande“, worin eine Hauptursache des Mangels an Patriotismus zu erblicken sei. An dem Grundmangel der deutschen Reichsverfassung, der Zerteilung der Nation in mehr denn 300 selbständige Staatengebilde, sei ja nun einmal nichts zu ändern, aber die traurige Thatsache der geistigen Zerstückelung solle man doch wenigstens zu beseitigen helfen. „Bekümmerte sich der Schwabe, der Franke, der Bayer, der Österreicher“, schloß er den Artikel, in dem er sein Programm entwickelte, „mehr um seine deutschen Landsleute, den Sachsen, Westfälinger, Rheinländer u. s. w., nähme jeder Anteil an dem, was der andere als Mensch thut oder leidet, wenn sie nicht als Reichsbürger gemeinschaftlich handeln können, freute sich jeder der Fortschritte, die der andere im bürgerlichen und menschlichen Wohlseyn macht, unterhielten wir eine fortwährende Bekanntschaft mit dem Zustande der Wissenschaften, der Denkungsart, der Sitten, Ge-

bräuche, Künste und Gewerbe in den einzelnen deutschen Staaten, interessierten uns die Schicksale und Thaten ihrer Fürsten und merkwürdigen Bürger, wendeten wir, bis wir einst eine höhere Stufe der Humanität erreichen, das homo sum, humani nihil a me alienum puto einstweilen nur auf unsere deutschen Landsleute von den Alpen bis zur Ostsee an, so würde der Lokalgeist doch allmählich zum Nationalgeiste erhoben werden, der brave Schwabe, Franke, Sachse u. s. w. würde seine Schuldigkeit in seiner Provinz öfter mit der Hinsicht auf das Wohl des gemeinen Vaterlandes und der Nation erfüllen.“

Und nun ging der wackere Mann mit Umsicht und regem Eifer daran, die Deutschen ordentlich aufzurütteln, sie an ihre vaterländischen Pflichten zu gemahnen und vor allem auch die Gegensätze zwischen Nord und Süd zu mildern. Der volkstümliche Ton seiner Sprache, die herzliche Wärme, mit der er an seine Leser herantrat, gewannen ihm schnell viele Freunde; die Zeitung wurde bald weithin in Stadt und Land ein gern gesehener Gast, streute eine Fülle von Anregungen aus und erfreute sich in ihrem Kampfe gegen veraltete Einrichtungen und Ansichten und mit ihrer steten Hervorhebung der großen vaterländischen Gemeinsamkeit schon nach kurzem der lebhaften Zustimmung in allen Kreisen. So erlangte sie bereits nach wenigen Jahren eine gewisse führende Stellung, die sie etwa bis Ende 1805 behauptete.

In dieser Zeit erklärte Becker auch einmal mit begreiflichem Selbstgefühl im Hinblick auf seine publizistische Thätigkeit, „daß die Publizität mit den Rechten, die sie allmählich erkämpft, mit den Pflichten, die sie anerkannt hat, und den Grenzen, die ihr Vernunft und Billigkeit gesetzt haben, unter die schönsten und wohlthätigsten Früchte des 18. Jahrhunderts zu zählen sei“.*)

Von 1805 ab steigerte sich der politische Druck mehr und mehr, der Einfluß Frankreichs machte sich immer stärker geltend, so daß die Bewegungsfreiheit der Zeitung sich stetig verminderte. Immerhin erhielt sie sich den freimütigen Ton, und das sollte ihr dann in der napoleonischen Zeit verhängnisvoll werden.

*) Burbach, Rudolph Zacharias Becker. Gotha 1895. S. 28.

2. Die Cottasche „Allgemeine Zeitung". Cottas Anknüpfung mit Schiller. Posselt und die Gründung des neuen Blattes in Tübingen. Das Programm der neuen Zeitung. Überschwängliche Verherrlichung Frankreichs. Der erste große Konflikt. Huber. Die Zeitung in Stuttgart und Ulm. Stegmann. Die Zeitung im Banne Napoleons.

Alle die eben besprochenen Zeitungsunternehmen der neunziger Jahre wurden aber tief in den Schatten gestellt durch die Cottasche „Allgemeine Zeitung", die mit dem 1. Januar 1798 ins Leben trat und sich sofort vermöge ihrer Universalität und der Gediegenheit ihres Inhalts an die Spitze aller deutschen Zeitungen stellte. Auch sie ist aus dem Bedürfnis des Publikums hervorgegangen, bei dem gesteigerten politischen Interesse alle Nachrichten rascher und ausführlicher zu erhalten; doch bewegte auch sie sich zunächst noch in den bisherigen Grenzen der Zeitungen. Wie alle übrigen deutschen Blätter, so vermied auch sie es, für bestimmte politische Anschauungen aufzutreten und zu kämpfen, um dadurch bestimmte politische Ziele zu erreichen, oder doch wenigstens im nationalen Sinne zu wirken. Auch sie wollte vorerst nur unterrichten, jedoch mit einer Art von Wissenschaftlichkeit, von der Warte universeller Bildung herab.

Schon seit Jahren hatte sich der scharfsichtige und geschäftsgewandte J. F. Cotta mit dem Plane, eine solche große Zeitung zu gründen, getragen, allein es war ihm bisher noch nicht gelungen, die geeignete leitende Persönlichkeit dafür zu finden. Da wurde ihm Ende 1793 mitgeteilt, daß Schiller in Württemberg weile, und sofort beeilte er sich, mit diesem wegen des Projektes in Verhandlung zu treten. Es fand zu Anfang 1794 eine Zusammenkunft in Tübingen statt, und darauf besuchte Cotta im Mai bei seiner Reise zur Messe nach Leipzig Schiller in Stuttgart und legte ihm seinen Plan ausführlich dar. Allein dem Dichter lagen damals weit mehr die „Horen" am Herzen; er konnte sich für die politische Zeitung nicht recht begeistern, und so reiste er denn nach Jena zurück, wohl halb und halb der Ansicht, die Sache werde sich wieder zerschlagen. Aber Cotta gab seine Lieblingsidee keineswegs auf, kam bei der Rückreise nach Tübingen über Jena und schloß dort am 28. Mai

1794 mit Schiller über den Verlag einer „Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung“ einen ganz bestimmten Kontrakt ab. Die Bedingungen waren in jeder Weise entgegenkommend. Schiller sollte für die Leitung des Blattes 2000 Gulden fest, dazu bei steigendem Absatz große Tantièmen erhalten, und, abgesehen von anderen Erleichterungen, sollten zwei gut bezahlte Mitarbeiter, außer den Korrespondenten, das unter Schillers Namen erscheinende Blatt redaktionell bedienen. In der Hoffnung, sein Unternehmen nun gesichert zu haben, reiste Cotta nach Tübingen zurück und richtete von dort an Schiller alsbald ein langes Schreiben, in welchem er ihm eine Fülle von Weisungen und Ratschlägen für das zu gründende Blatt gab. Die Zeitung, deren ganzes Wesen Gründlichkeit sein müsse, solle zunächst eine Art Einführung in sich selbst bringen; daher möge Schiller mit einer Übersicht der Lage der europäischen Staaten beginnen. Allein diese Übersicht ließ auf sich warten; vielmehr erhielt Cotta nach einander von Schiller zwei Briefe, in denen dieser schließlich mühsam erklärte, daß er die Redaktion leider doch nicht übernehmen könne, sie würde ihm zu viel „Schwürigkeiten“ bereiten, auch hätten ihm „sehr bedeutende Männer“, mit denen er sich besprochen, lebhaft abgeraten.

So mußte denn Cotta die Verwirklichung seines Projektes abermals hinausschieben, aber zäh hielt er an ihm fest, und bald gelang es ihm auch, mit einem anderen namhaften Schriftsteller jener Zeit in Verbindung zu treten, mit Dr. Ernst Ludwig Posselt. Dieser stammte aus einer badischen Pastoren- und Beamtenfamilie und war 1763 geboren. Ursprünglich Jurist, gehörte er doch auch zu den begeisterten Jüngern des klassischen Altertums und der römischen Historiker. Durch sie hatte sich ihm das Ideal des Staates erschlossen; ihren Anschauungen und ihrer Kunst strebte er persönlich mit seiner eigenen historisch-politischen Publizistik nach. Professor der Geschichte und Eloquenz an Karl Friedrichs damals halbakademisch erweitertem Lyceum zu Karlsruhe, dann nach Gernbach aus irgend einem unbekannten Grunde in eine Art Verbannung geschickt und dienstlich wenig beschäftigt, war und blieb er vor allem Schriftsteller.

In seinen zahlreichen und viel gelesenen Schriften, von denen besonders seine „Geschichte der Deutschen“ und sein „Taschenbuch für die neueste Geschichte“ genannt sein mögen, zeigte er sich von der antiken Staatsbürgeridee erfüllt und durch die Ereignisse der Revolution tief erregt.*)

Die Unterhandlungen mit Posselt begannen bereits im Sommer 1794 und führten zu einem Vertrage, demzufolge das Blatt jetzt den Titel „Europäische Zeitung“ führen sollte. Um es von vornherein reichhaltiger zu gestalten, sollte ihm eine besondere zwölfmalige Beilage im Jahre beigegeben werden, und zwar mit monatlichen Übersichten über die politische Gesamtlage Europas. Aber auch diesmal kam die Zeitung nicht zustande, vielleicht, weil man das ungünstig gelegene Rastatt zum Verlagsort gewählt und ein nur dreimaliges Erscheinen in der Woche in Aussicht genommen hatte, wodurch der große Zug des Unternehmens beeinträchtigt wurde. Doch trat merkwürdigerweise die so nebenbei vorgesehene monatliche Übersicht unter dem Namen „Europäische Annalen“ ins Leben. Diese, häufig als Posselts Annalen citiert, sind dann von 1795 bis 1820 erschienen und waren eine wichtige und verbreitete Revue; auch werden sie noch jetzt als eine Geschichtsquelle, wenn auch nicht archivalischer Natur, für jenen Zeitraum geschätzt.

Cotta gab jedoch seinen großen Plan noch immer nicht auf, und als Posselt schließlich 1796 sein amtliches Verhältnis zur badischen Regierung vollständig gelöst hatte, schloß er mit diesem zu Anfang des Jahres 1797 einen neuen Vertrag, laut dessen Posselt die „Allgemeine Zeitung“, wie sie jetzt wieder hieß, vom 1. April 1797 ab, und zwar nunmehr in Tübingen, täglich herausgeben sollte. Allein die Vorbereitungen waren doch so mannigfach, daß erst am 31. Oktober eine Ankündigung der „Neuesten Weltkunde“ (so war der Titel abermals umgeändert worden) an das große Publikum versandt werden konnte, und erst am 1. Januar 1798 erschien die erste Nummer. Von diesem Zeitpunkte ab bezog Posselt ein monatliches Gehalt von 183 Gulden.

*) Ed. Heyck, Die Allgemeine Zeitung. München 1896.

Die Ankündigung des neuen Blattes ist in gehobenem Tone geschrieben. Sie hebt zunächst hervor, daß das Interesse an den Weltbegebenheiten — seitdem es eine Geschichte gebe — nie größer gewesen sei als jetzt. Man lebe „in der Epoche von Ereignissen, welche so außerordentlich sind, daß wir über ihren bisherigen kühnen Lauf nur staunen können und ihre weitere Entwickelung kaum zu ahnen wagen, so weitgreifend in ihren Grundsätzen und Folgen, daß sie das ganze jetzige und künftige Schicksal des Menschengeschlechts umfassen“. Dann wird darauf hingewiesen, daß die „Zeit-Blätter“ beinahe alle „außer allem Verhältnis mit der Würde und Wichtigkeit ihres Gegenstandes stehen“. Dieses „Mißverhältnis zwischen Stoff und Bearbeitung“ solle jetzt beseitigt werden. „Deutscher Fleiß, deutsche Gerechtigkeit gegen das Ausland, deutsche Achtung vor dem Publikum, mit etwas britischer Freimütigkeit tingiert“, werde bemüht sein, „eine Frucht gedeihen zu machen, wie das ganze übrige Europa sie nicht aufweisen könne: ein politisches Tag-Blatt, das wie ein treuer Spiegel die wahre und ganze Gestalt unserer Zeit zurückstrahle; so vollständig, als ob es der ganzen Menschheit angehörte, so untergeordnet den großen Grundsätzen der Moral und bürgerlichen Ordnung, als ob es ganz auf das Bedürfnis einer Welt voll Gärungsstoff berechnet wäre; so edel in Sprache und so unparteiisch in Darstellung, als ob es auf die Nachwelt fortdauern sollte“. Die Cottasche Buchhandlung fügte noch einige Mitteilungen geschäftlichen Inhalts hinzu. „Der Preis für die Pränumeranten auf 3 Monate ist“, hieß es da, „4 fl. 30 kr. Reichsgeld. Dafür liefern wir mithin 91 halbe Bogen in groß Quart“.

Bei der Herausgabe der Zeitung war aber auch noch ein ganz anderer Punkt zu beachten: die Zensur. Im Jahre 1791 waren in Württemberg die Zensurvorschriften neu revidiert, aber keineswegs verschärft worden; immerhin waren sie lästige Fesseln geblieben, die Cotta bei seinem Unternehmen stets hindern mußten. Er kam daher ohne weiteres bei seinem Herzoge um Befreiung von der Zensur ein und führte dabei einfach praktische Bequemlichkeitsgründe und die Versicherung an, er betrachte es selber als

sein höchstes Interesse, nichts Anstößiges zu bringen. Sein Gesuch fand aber bei dem zum Gutachten aufgeforderten Geheimen Ratskollegium geteilte Annahme. Bei dem „Vorurteil des Publikums für den berühmten Verfasser (Posselt)" sei „ein starker und ausgebreiteter Verschleiß" zu erwarten und doppelte Vorsicht geboten. Schließlich aber schlug die Person und Buchhändlerstellung Cottas alle Bedenken aus dem Felde, und es erfolgte dann am 29. Dezember 1797 der Bescheid der Regierung dahin, daß die „Neueste Weltkunde" ohne Zensur für diesmal aus besonderen Rücksichten gestattet werde, doch vor der Hand nur auf ein Jahr und unter ausdrücklicher Mahnung zur größten Behutsamkeit, nicht allein in Betreff Württembergs, sondern auch in Absicht auf alle übrigen Staaten, zur Vermeidung von jeglichen Weitläuftigkeiten mit diesen.

Das Blatt konnte also jetzt ungehindert hinausfliegen und erschien am 1. Januar 1798 mit einem schwungvollen, hochgestimmten einführenden Artikel aus Posselts Feder. Das ganze Pathos eines für die neue Zeit Begeisterten spricht aus ihm. Ungeheuer, heißt es da, sind die Umwälzungen, die Europa seit dem Jahre 1789 erfahren hat, aber noch bedeutsamer muß es sein, daß ein Volk sich erhoben hat mit der Absicht, das freieste auf Gottes Erde zu sein, und daß dies einst so weichliche Volk nun Sparter und Römer in Schatten stellt und so stark und gefährlich wie nie eine andere Nation der Geschichte geworden ist: durch die unbesiegliche Macht der Grundsätze. „Kein Wall von Bajonetten wird je dicht und stark genug sein, um Meinungen den Durchgang zu wehren." An den Ereignissen der Zeit ist jeder Einzelne interessirt: es gilt, nicht dem Geiste der Zeit einen ohnmächtigen Widerstand entgegenzusetzen, sondern ihm eine Richtung zu geben, daß er nie in Revolutionen ausschlage. Jeder muß sich mit der Wahrheit zu durchdringen suchen, daß es vorzüglich die Staatsverwaltung ist, die das Wohl oder Wehe der Einzelnen bestimmt, daß auch unter der ungebundensten Alleinmacht, wenn sie gut verwaltet wird, besser wohnen ist, als in einer von einem Kollegium von Platonen und Montesquieus gemodelten Republik, wenn sie nach Leidenschaft und durch Laster

regiert wird, daß überall nichts Vollkommenes, überall das gewisse, wenn auch teilweise unscheinbare Gute dem noch ungeprüften, wenn auch noch so schimmernden Neuen vorzuziehen ist, daß die Menschheit dann erst glücklich sein wird, wenn alle Staatsverfassungen nebeneinander existieren und jede Regierung den edeln und weisen Ehrgeiz haben wird, die ihrige am besten zu verwalten.

Eine besondere Schwierigkeit bereitete schließlich noch die Versendung des Blattes. Von Tübingen ging die Post nur dreimal in der Woche nach Stuttgart; Cotta war daher genötigt, die Zeitung täglich mit eigener Stafette nach Stuttgart und Cannstatt zu senden, damit sie von dort aus auch täglich ins Reich verschickt wurde. Dadurch wurden aber die Kosten für den Verleger nicht unerheblich vermehrt, weshalb der Jahrespreis auf 18 Gulden erhöht wurde. Die Thurn und Taxissche Post erhielt davon 6 Gulden Rabatt, ließ aber, da sie nach den Orten außerhalb ihres Gebietes das Blatt nicht direkt übermitteln konnte, den Übergangs- oder „Ablage“-Postämtern die Zeitung für 15 Gulden, damit jede der beiden beteiligten Postverwaltungen ihre Provision hatte.

Die vielen Mühen, die Cotta mit der Einrichtung der Zeitung gehabt hatte, sollten sich aber bald lohnen. Bereits im Januar 1798 konnte er von 1400 Abonnenten sprechen und im August von 1400 Postabonnenten und 600 Exemplaren, die durch den Buchhandel bezogen wurden. Dabei waren bereits (allerdings nach der Berechnung von 1794, die wohl nicht mehr ganz stimmte) bei einer Auflage von 1000 Exemplaren die Kosten gedeckt. Die Zeitung war also einem Bedürfnis entgegengekommen; aber so ganz nach Wunsch war sie vielen Lesern noch nicht. Schon das tägliche Erscheinen wollte nicht allen gefallen. Tägliche politische Zeitungen, schrieb Archenholtz aus Hamburg an Cotta, möchten in Paris und London eine Wohlthat sein, wo tausend Menschen des Morgens wissen wollten, was passiert sei, in Deutschland aber sei so viel Zeitung, besonders wenn die Post sie nur zweimal wöchentlich, also gleich mehrere Nummern, bringe, eher Plage, die überflüssigste Sache, die man sich denken könne.

Noch viel mehr Tadel erfuhr aber die Haltung des Blattes. Posselt zeigte sich immer mehr als ein überschwänglicher Verehrer Frankreichs, pries immer lauter die „wundervolle“ Zeit, die jetzt durch Frankreich erstanden, zählte mit Befriedigung die Kunstschätze und Handschriften auf, die aus dem Vatikan und aus Venedig nach Paris „geliefert“ worden seien, und verstieg sich sogar zu der Behauptung: „Gerne opferten die Italiener ihre Reichtümer der Kunst und des Kunstfleißes um den ersten Schritt in das Heiligtum der Freiheit.“ Daher bemerkte denn Goethe schon am 17. Januar 1798 in einem Briefe an Schiller spöttisch: „Wie finde ich Herrn Posselt glücklich, daß er sich über den Succeß dieses übermächtigen und übermüthigen Volkes bis tief in die Eingeweide freuen kann.“ Und Schiller antwortete, indem er von „tollen Sprüngen“ sprach, die Herr Posselt vor dem Publikum mache.

Aber auch die Regierungen hatten bald an dem Blatte allerlei auszusetzen. Österreich empfand es unangenehm, daß die „Neueste Weltkunde“ so viel über den Rastatter Kongreß berichtete, und besonders empfindlich berührte es in Wien, daß die Zeitung die Mitteilung über Österreichs Zustimmung zu den Abtretungen deutschen Gebietes am linken Rheinufer an Frankreich brachte. Gesteigert wurde die Mißstimmung noch, als ein anderes Blatt, die „Schwäbische Chronik“, allerlei Betrachtungen im Sinne einer besonderen Perfidie Österreichs gegen das den Abtretungen entgegentretende Bayern daran knüpfte. Es erfolgte daher unter dem 27. Februar von Wien aus eine scharfe Beschwerde bei der württembergischen Regierung; auch wurde eine schleunige „Redressierung und ernstliche Rügung solcher kurzsichtigen oder bösartigen Skribler“ verlangt. Während diese Angelegenheit schwebte, geriet Posselt in einen zweiten und noch viel schlimmeren Konflikt. In einem in hohem Grade überschwänglichen Artikel „Frankreich und der Nord“ hatte er Frankreich als den Vertreter des verjüngten Europa, unwiderstehlich fortdringend zu politischen und geistigen Eroberungen, Rußland gegenübergestellt, dem überlebten Norden, der dem Absterben unrettbar verfallen sei. Er verlangte im Interesse Frankreichs, daß die russische

Politik, die Störerin des europäischen Friedens, durch die übrigen Staaten in Schach gehalten werde. Darauf lief natürlich sofort in Stuttgart eine Beschwerde Rußlands und auch Österreichs ein, mit der Aufforderung, Mittel zu finden de réprimer la conduite audacieuse des Gazettiers du duché de Wurttemberg. Das Geheime Ratskollegium des Herzogs suchte aber die Sache noch einmal so einigermaßen glimpflich beizulegen; die „Weltkunde“ wurde nur verwarnt und ihr gedroht, daß sie bei der Wiederholung solcher Ausschreitungen ihrer Zensurfreiheit verlustig gehen werde.*)

Damit war jedoch die Verstimmung in Wien nicht gehoben worden. Man fand offenbar die Zurechtweisung durch die herzogliche Regierung viel zu gelind und beschloß nun von Reichs wegen gegen das Blatt vorzugehen. Das vollzog sich aber in dem üblichen sehr langsamen Tempo; es wurde Mitte August, ehe das Insinuatum der k. k. Hofkanzlei an den kaiserlichen Reichshofrat zum Vortrag kam. Bei diesem wurde aber ganz kurzer Hand beschlossen, daß Kaiserliche Majestät die „Neueste Weltkunde“ „zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe, welche durch dergleichen verführerische Schriften gefährdet würden, zu unterdrücken nötig fänden“, dem Herrn Herzog zu Württemberg ex officio danach zu rescribieren und „Ihme Herrn Herzogen zu befehlen, den Druck ersagter Zeitung ungesäumt zu untersagen und, wie solches geschehen, binnen zwei Monaten allergehorsamst anzuzeigen.“ Zugleich ward der Vertrieb des Blattes durch die Thurn und Taxissche Reichspost unmöglich gemacht.

Von diesem grausamen Schlage erhielt aber Cotta glücklicherweise bereits Mitteilung, ehe er auf ihn herabfiel, und machte daher sofort eine Eingabe an den Herzog. Er hielt es dabei für das klügste, nicht etwa den landesherrlichen Schutz gegen die Kränkung seines Eigentums anzurufen, sondern einzulenken. Er gab die unumwundene Erklärung, „daß fürs künftige die Redaktion von Dr. Posselt, gegen den vorzüglich jenes reichshofrät-

*) Ausführliches bei W. Volmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Stuttgart 1876.

liche mandatum prohibitorium veranlaßt worden zu sein scheint, nicht mehr besorgt werde.“ Auch wollte er einen anderen Titel wählen und selber beim Reichshofrat für Mittel sorgen, daß die somit neue Zeitung kein ähnliches Verbot zu befürchten habe. Die Cotta günstig gesinnte Behörde stellte dem Herzog den Vorschlag als sehr annehmbar vor, worauf die Angelegenheit in leidlich günstiger Weise erledigt wurde. Cotta ward gestattet, eine „anderwärtige“ Zeitung, für die er selber im vollen Umfange verantwortlich sei, herauszugeben, doch nunmehr unter württembergischer Zensur. Zugleich erhielt der Reichshofsrat zu Wien die Mitteilung, daß die „Neueste Weltkunde“ zu erscheinen aufgehört habe.

Cotta beeilte sich darauf, die neuen Verhältnisse so schnell wie möglich einzurichten. Als neuen Titel für sein Blatt wählte er nunmehr „Allgemeine Zeitung“, als Erscheinungsort Stuttgart, weil dort der Sitz einer Zensurbehörde war und auch die Postverhältnisse günstiger lagen. Um dann noch weiter sicher zu gehen, suchte er auch ein kaiserliches Privileg nach.

So erschien denn die Zeitung am 9. September 1798 zum erstenmale unter dem neuen Titel an dem neuen Verlagsorte. Mit der Redaktion hatte Cotta den Schriftsteller Ludwig Ferdinand Huber betraut, der bereits seit Ende März als Hülfsredakteur fungiert hatte. Posselt hatte die „Europäischen Annalen“ behalten und sollte auch ständiger Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“ bleiben. Er erhielt jetzt bis Ende 1798 monatlich 125 Gulden und vom Jahre 1799 ab bis zu seinem Tode 1804 ein jährliches Honorar von 1000 Gulden. In seinem „Napoleons-Enthusiasmus“ verstieg er sich in den „Annalen“ schließlich so weit, daß er den ungeheuerlichen Vorschlag machte, „eine der höchsten Bergwände der Alpen zu schleifen und in goldenen Riesenbuchstaben Napoleons Namen darauf zu setzen, damit er in die weiteste Ferne Deutschlands strahle“.

Mit Huber kam die Zeitung in ein ruhigeres Geleis, obgleich auch dieser, wie Posselt, ein begeisterter Verehrer der Franzosen war und von der Revolution nicht nur das Glück Frankreichs, sondern das der ganzen Menschheit erhoffte.

Diese großen Sympathieen für Frankreich waren allerdings bei Huber wohl begründet, denn er war 1764 in Paris geboren worden und ganz in der Atmosphäre der französischen Bildung aufgewachsen. Sein Vater, ein Niederbayer von Geburt, war früh nach Paris gekommen und hatte sich dort mit einer Französin verheiratet. Später siedelte die Familie nach Leipzig über, wo der Vater Lektor des Französischen wurde, während die Mutter vornehme Studierende, die sich noch im Französischen vervollkommnen wollten, als Kostgänger ins Haus nahm. In dieser anregenden Umgebung trat Huber früh in das geistige Leben ein. Bekannt ist, daß er in Gemeinschaft mit den Demoiselles Stock den jungen Schiller veranlaßte, nach Leipzig zu kommen. Später gelangte er als Sekretär des kursächsischen Gesandten an den Hof des Kurfürsten zu Mainz, wurde dann selber kursächsischer Geschäftsträger, fand aber nie volles Genüge in der diplomatischen Thätigkeit, sondern neigte sich immer wieder der Litteratur und Poesie zu, ohne jedoch eine bedeutendere Schöpferkraft zu besitzen. In den Mainzer litterarischen Kreisen lernte er auch Georg Forster und dessen Gattin Therese kennen, deren Geist und Anmut ihn bald mehr fesselte, und mit der er sich dann, als Forster im Strudel der Revolution zu Paris untergegangen war, 1794 in Neuenburg in der Schweiz, seinem Zufluchtsorte nach der Besetzung der Stadt Mainz und der Auflösung des kurfürstlichen Hofes, verheiratete. Die Ehe gestaltete sich sehr glücklich, doch hielt es schwer, sich in den unruhigen Zeiten ganz durch Schriftstellerei zu erhalten. Huber nahm daher 1798 gern den Ruf Cottas an. Er erhielt 1798 im ganzen 1526 Gulden Gehalt, von 1799 ab jährlich 2000 Gulden; daneben bezog er aber noch verschiedene Honorare für andere schriftstellerische Arbeiten.

Das gemessene Auftreten Hubers, seine geistreiche Art, die Ereignisse darzustellen, und die Entwicklung der Verhältnisse als eine ganz natürliche und regelrechte zu betrachten, fand bald allgemeinen Anklang. Auch die Herren in Weimar und Jena söhnten sich mit der Zeitung aus; Goethe brachte das in seiner Weise bereits unter dem 15. Oktober 1798 in einem Briefe an

Cotta zum Ausdruck und sagte dabei: „Habe doch jeder seine Meinung, neige sich doch jeder zu irgend einer Partei, allein wer zu viel sprechen will, muß sich zu mäßigen wissen, wie man es in jeder guten Gesellschaft thut.“ Unter dem 12. Oktober hatte er bereits seinen ersten Beitrag über den neu dekorierten weimarischen Theatersaal geschickt, und am 24. Oktober ließ er den Prolog zu „Wallenstein“ folgen. Weiterhin sandte er unter dem 7. November und 23. Dezember Korrespondenzen. Auch 1799 stellte er sich wiederholt ein.

Das Hauptthema der Zeitung bildet natürlich nach wie vor Frankreich, aber aus den Nachrichten von Paris tritt nun mehr und mehr die gewaltige Person Napoleons hervor. Bald überragt sie alle um ihn her. Doch ist es zunächst nur ein gewisses Bangen und Grausen, das man gegenüber diesem Giganten empfindet. In den Briefen jener Zeit ist man etwas offener; man spricht dort von ihm als von einem „Usurpator“, von einem „furchtbaren Menschen“, öffentlich aber, in der Zeitung, kommt nur die Sorge zum Ausdruck, ob dieser emporstrebende Riese nicht vielleicht noch ganz Europa seinem Ehrgeize aufopfern werde. Bei jeder Gelegenheit schimmert diese Sorge durch. Auch der Tod Washingtons giebt Veranlassung, auf diesen unheimlichen Buonaparte zu blicken. „Kein Held der Geschichte“, heißt es da, „spielte je eine lange politische Rolle mit glücklicherem Erfolge durch, als Washington die seinige durchgespielt hat: sein Ehrgeiz hatte einen gemäßigten Charakter und war nicht der sich selbst überstürzende Ehrgeiz, von welchem Shakespeare spricht.“ Und dann geht der Aufsatz zu dem Wunsche über, auch Buonaparte möchte jetzt nach seinen Großthaten und Verdiensten inmitten eines zur Ruhe gelangten republikanischen, glücklichen Frankreich sein Leben als Privatmann beschließen. Aber dieser Wunsch ist wohl der Zeitung selbst als so wenig begründet erschienen, daß sie darauf nicht wieder zurückkommt, sondern Napoleon nur noch aufmerksamer beobachtet und ihn auch mehr und mehr mit größter Vorsicht behandelt. Vielleicht hat daran aber auch, wie Heyck bemerkt, die württembergische Zensur einen Anteil. Als schließlich Napoleon zum lebenslänglichen Konsul

ernannt wird, ist die „Allgemeine Zeitung“ davon garnicht überrascht, sondern nimmt das Faktum als ganz selbstverständlich hin. Des weiteren schließt sich die Zeitung mehr und mehr den Grundanschauungen der französischen Regierung an. Wenn der „Moniteur“ irgendwo erhobene Äußerungen eines sichern Rechtsgefühls mit der überlegenen Sachverdrehung „metaphysischer Distinktionen“ niederschlägt, so ist damit auch für die „Allgemeine Zeitung“ das entscheidende Wort gesprochen.

Nach Frankreich erfährt dann Süddeutschland, Österreich, England und Skandinavien entsprechende Behandlung. Erst in dritterLinie kommt Hessen, Thüringen, Sachsen. Nur selten werden Preußen und Rußland erwähnt. Der Staat Friedrichs des Großen und sein „furchtbares Heer“ genießen zwar alle Achtung, aber irgend welche Interessengemeinschaft ist nicht vorhanden. An die Existenz eines heiligen römischen Reiches deutscher Nation wird man nur ganz selten erinnert.

Durch die geschickte Leitung Hubers konnte sich die Zeitung mehrere Jahre ruhig weiter entwickeln, dann aber traf sie ein neues Mißgeschick, das von Cotta selbst herzuleiten ist. Dieser war in einen Konflikt eingetreten, der sich zwischen dem Herzog Friedrich und den württembergischen Landständen herausgebildet hatte; darüber fühlte sich der Herzog so verletzt, daß er Cotta zu schaden suchte, wo er konnte. Es kam zu allerlei kleinen Bestrafungen, und plötzlich wurde die „Allgemeine Zeitung“ am 13. Oktober 1803 durch raschen Kabinettsbefehl vollständig verboten. „Aus Gründen“, so wurde der Zensurbehörde mitgeteilt. In der halbamtlichen „Stuttgartischen Zeitung“ hieß es noch, daß „alle Erinnerungen, die den auswärtigen Gouvernements gehörige Achtung genau zu beobachten, fruchtlos gewesen“. Cotta selbst erhielt keine weitere Aufklärung, und da seine Bemühungen um Wiederaufhebung des Verbotes vergebens waren, so neigte er schon zu dem Entschlusse, die Zeitung aufzugeben. Zu seiner Überraschung kamen ihm aber die verschiedensten Angebote. Bayern, Baden, das preußische Ministerium in Ansbach und zwei kleinere Fürsten forderten ihn auf, das Blatt jetzt bei ihnen herauszugeben. Cotta entschied sich für Bayern, und zwar für das

ihm bequem gelegene Ulm, und richtete alsbald seine Eingabe an den Kurfürsten Max Joseph. Er selbst wünsche dabei das Erscheinen unter bayrischer Zensur.*) Die Genehmigung erfolgte umgehend, und zugleich wurde Huber eine bayrische Beamtenstelle zugesagt mit der ausdrücklichen Erlaubnis, daß er sich in der Hauptsache der „Allgemeinen Zeitung" widmen dürfe. Er erhielt mit 1000 Gulden Gehalt das Amt eines Landesdirektionsrates in Bayrisch-Schwaben bei der Sektion des Erziehungswesens und sollte die Aufsicht über die Bibliotheken der Provinz und noch einige andere Pflichten übernehmen.**)

Mit außerordentlicher Rührigkeit ging nun Cotta an die Neueinrichtung in Ulm und konnte bereits am 17. November 1803 die neue Ausgabe des Blattes aufnehmen. Der Titel lautete jetzt: „Kaiserlich und Kurbayrisch privilegierte Allgemeine Zeitung". Frohgemut hieß es in der ersten Ulmer Nummer: „Konnte der Verleger sich auch immer zu dem Publikum versehen, daß es den Eifer nicht verkenne, mit welchem er stets auf die Erhaltung und Vervollkommnung eines so beträchtlichen Institutes bedacht war, so hat doch die bei Gelegenheit der unerwarteten Unterbrechung unseres Blattes allgemein, laut, und durch die bedeutendsten Organe ausgesprochene öffentliche Stimme, welche dessen baldigste Wiederherstellung verlangte, alle seine Erwartungen noch weit übertroffen."

Doch nicht nur das Heimatsrecht, sondern auch noch manches andere Wertvolle gewährte Bayern der „Allgemeinen Zeitung". Das

---

*) In Bayern bestand bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr strenge Zensur, die von einem Zensurkollegium ausgeübt wurde. 1799 trat jedoch an Stelle dieses Kollegiums eine weit mildere Zensurkommission, die ihr Augenmerk hauptsächlich nur auf die politischen Mitteilungen über das Ausland richtete, damit dort nicht irgend welche ungehörige Notizen verletzen möchten. Durch Verordnung vom 13. Juni 1803 ward dann auch diese Kommission aufgehoben, und die bayrische Regierung selbst erklärte, daß „die Zensur in ihrer Anwendung auf einzelne Fälle weder gerecht, noch zweckmäßig, noch hinreichend" sei. Allein bald wurde der Einfluß Napoleons auf Bayern so intensiv, daß mit dem 17. Februar 1806 die alten Zensurvorschriften, wie sie bis 1799 bestanden hatten, wieder in Kraft traten.

**) L. Geiger, Therese Huber. Stuttgart 1901. S. 125.

Blatt erhielt alle geeigneten Bekanntmachungen der bayrischen Behörden als Inserate, vollständige Portofreiheit für Briefe von der Redaktion, nachdem sich Bayern von Thurn und Taxis losgemacht und ein eigenes staatliches Postwesen eingerichtet hatte, und außerdem wurde ihm der geringste Tarifsatz für die Beförderung der Nummern in Bayern berechnet.

Leider sollte es Huber nicht lange mehr vergönnt sein, unter den angenehmen Ulmer Verhältnissen die Zeitung zu leiten; er zog sich auf einer Reise ein Brustübel zu und starb am 24. Dezember 1804. „Ich verlor", schrieb Cotta an Schiller, „an ihm einen warmen Freund."

An die Stelle Hubers trat Karl Joseph Stegmann, der, 1767 in Schlesien geboren, in Halle Jura studiert hatte und auch einige Zeit in Berlin als Beamter thätig gewesen war, darauf einige Jahre in Italien gelebt und sich dann in Zürich der Journalistik zugewendet hatte. Dadurch war er mit Cotta in Berührung gekommen und von diesem bereits im Frühjahr 1804 als Hilfsarbeiter für die „Allgemeine Zeitung" gewonnen worden. Hier erwies er sich sofort als ein so geschickter und besonnener Mitarbeiter, daß Cotta beim Tode Hubers keinen Augenblick schwankte, ihm die Oberleitung des Blattes anzuvertrauen, die er sodann bis zu seinem 1837 erfolgten Ableben führte. Er war ganz der Mann, schreibt Heyck, der die innersten Absichten des Begründers der Zeitung, dessen höchste Achtung er besaß, zu verwirklichen wußte. Er ist es gewesen, der innerhalb der ihm gezogenen Schranken der „Allgemeinen Zeitung" ihren viel bewunderten und natürlich auch viel angegriffenen Ton und Charakter aufgeprägt hat. Unparteiischer als Posselt, bedeutender, geeigneter und weniger abgelenkt als Huber, war er ein Schriftsteller, dessen Universalität nicht bloß in seinen Kenntnissen, sondern noch wertvoller in seiner Urteilsfähigkeit zum Ausdruck gelangte. „Ein scharfer Verstandesurteiler, aber nichts weniger als ein nüchterner Mensch. Die konsequente Fernhaltung des Trivialen hat er zur täglichen Regel erhoben. Nichts war in jener Zeit einer allgemein noch wenig politisch erzogenen Journalistik und Zeitungsschriftstellerei diesem Manne, der sich als der Priester der Zeit-

geschichte fühlte, verhaßter und peinlicher, als die öde Kannegießerei und jeder leere Wortprunk."

Zu dem weiteren Ausbau der Zeitung gehörte vor allem die Erweiterung des Kreises der Korrespondenten. Eine solche wurde jetzt unter Stegmann nach verschiedenen Seiten hin vorgenommen. Von Beginn der Zeitung an war Karl August Böttiger einer der eifrigsten Berichterstatter. Bis 1804 Gymnasialdirektor in Weimar, dann Studiendirektor in Dresden, schrieb er besonders über mitteldeutsche Angelegenheiten, lieferte ausführliche Leipziger Meßberichte und viele Nekrologe. Aus Hamburg berichteten Archenholtz und D. H. von Bülow, denen von 1805 ab Fr. Alex. Bran zur Seite trat. In Paris war Konr. Engelb. Ölsner gewonnen worden, in der Schweiz Paul Usteri, in Italien Fr. Reuchlin u. a. m. Aber diese Mitarbeit war nicht ohne Gefahr; es wurde daher über die Persönlichkeit verschiedener neuer Korrespondenten tiefstes Geheimnis bewahrt.

Immer schwieriger wurde die Situation der Zeitung, als die Macht und der Einfluß Napoleons wuchs. Dreimal unternahm es die Regierung Napoleons, Einfluß auf das Blatt zu gewinnen, und beim dritten Male, im Juli 1805, erreichte sie auch ihr Ziel. Es kam eine Abmachung zustande, derzufolge die Zeitung von der französischen Regierung (durch Vermittlung der kaiserlichen Gesandtschaft in Stuttgart) offizielle Aktenstücke zur Veröffentlichung erhielt, während Stegmann in ein persönliches Korrespondentenverhältnis zur kaiserlichen Regierung trat.

Diese Unterwerfung unter die französische Macht kann nur dadurch erklärt werden, daß der gebietende Einfluß Napoleons nicht mehr abgewiesen werden konnte. Dazu kam, daß die kosmopolitische Weltanschauung Stegmanns und seine Sympathie für Frankreich diesen Schritt erleichterte.

Die Zeitung brachte nun alle die zahlreichen napoleonischen Bulletins, die die Feste und die Feldzüge der Franzosen verherrlichten, obwohl sie ganz gleich denen waren, über die einst Posselt und Cotta in ihrer Ankündigung der „Neuesten Weltkunde" spottend die Achseln gezuckt hatten, und nahm auch auf die Person

des Kaisers Napoleon die größte Rücksicht. Äußerungen des Kaisers wurden meist nur dann gebracht, wenn sie durch die Veröffentlichung im „Moniteur“ sanktioniert worden waren.

Doch diese Haltung ist trotzalledem noch immer eine leidlich selbständige zu nennen; erst als die Zeit des Rheinbundes begann, wurde das Blatt in eine Situation hineingedrängt, in der es sich jeder Selbständigkeit beraubt sah.

Drittes Kapitel.

Die Zeitschriften im Reiche bis 1806.

1. Wieland über die neuen Zeitschriften. Die abwartende Haltung der Journale. Das „Berlinische Archiv der Zeit", die „Eunomia", Bernhardis „Kynosarges". Woltmanns „Geschichte und Politik". Die Monatsschrift „Frankreich". Die Zeitschrift „London und Paris". Versuch der französischen Regierung, das Journal zu unterdrücken. Seine politische Haltung und sein Inhalt überhaupt. Die „Zeitung für die elegante Welt". Wird von den Romantikern in Besitz genommen. Verherrlicht Goethe, mißachtet Schiller. Das „Magazin des neuesten französischen und englischen Geschmacks in Kleidungen".

Das regere geistige Leben, das durch das Emporsteigen der französischen Nation auch in Deutschland geweckt wurde, machte sich jedoch nicht nur bei den politischen Zeitungen, sondern auch bei den Zeitschriften geltend, und zwar hier um so mehr, da ja verschiedene bedeutende Journale, wie Schlözers „Staatsanzeigen", Mosers „Patriotisches Archiv", Gökingks „Journal von und für Deutschland" ꝛc., eingegangen waren, und andere, die ehedem hochbedeutend gewesen, wie Wielands „Mercur", Weißes „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek", altersschwach dahinsiechten, außerdem die Zensur weniger schwer auf den Zeitschriften, als auf den politischen Tageszeitungen lastete.

Leider befand sich unter diesen neuen Journalen kein einziges von wirklich großer Bedeutung. „Es stechen", schrieb der alte Wieland im Sommer 1802 an seinen Sohn Ludwig, der seinem Vater mitgeteilt hatte, daß er sich der Schriftstellerei widmen

wolle, „zwar alle Jahre etliche Dutzend neue Journale wie Pilze aus sumpfigem Boden, aus den schwammigten Wasserköpfen unserer litterarischen Jugend hervor, aber es sind Sterblinge, die meistens das zweite Quartal nicht überleben. Die alten Journale sind bisher immer noch die dauerhaftesten gewesen, aber auch diese nehmen mit jedem Jahrgange ab, und der „Teutsche Mercur", der sich dreißig Jahre erhalten hat, wird, allem Anscheine nach, mit diesem Jahre seine corvée beschließen*)... Die „Zeitung für die elegante Welt" und das „Moden-Journal" sind beynahe die einzigen, die einen starken Abgang haben, weil sie auf die Eitelkeit, Frivolität und Anekdotensucht unseres Publikums fundiert sind."

Allerdings sah der Briefschreiber etwas schwarz; bereits in einem Briefe vom 20. September desselben Sommers an seine Tochter Charlotte bekannte er, daß er an Ludwig in einem „bitteren Tone" geschrieben, denn er wünschte eben sehnlichst, daß sich der Sohn um eine öffentliche Anstellung bewerbe, damit er nicht als Schriftsteller „von den Lastern und Thorheiten seines Zeitalters" zu leben brauche.

Immerhin lag in dem Wielandschen Urteile viel Wahres. Der damaligen Journallitteratur fehlte ein großer allgemeiner Gedanke. Schubart, Weckherlin, Schlözer, Moser, Göking waren von einem solchen erfüllt gewesen; eine ideale Freiheit hatten sie vor ihrer Seele stehen sehen. Mittlerweile aber war eine bedeutende Wendung in dem Weltlaufe eingetreten. Der Gigant Napoleon legte der Menschheit wieder eherne Fesseln an und bereitete sich offenbar vor, auch Deutschland unter seine eiserne Faust zu bringen, Das fühlte man allgemein. Und wenn auch einige Napoleonsenthusiasten eine napoleonische Weltherrschaft als die einzige Rettung ansahen, um aus der Jämmerlichkeit der Verhältnisse herauszukommen, so klagten doch die meisten von denen, die einst die französische Republik begeistert begrüßt hatten, daß die freiheitliche Bewegung einen ganz anderen Verlauf, als zu erwarten gewesen, genommen habe.

*) Der „Mercur" hielt sich noch bis 1810.

„Ach, des goldenen Traumes Wonn' ist dahin!
Mich umschwebt nicht mehr sein Morgenglanz.
Und ein Kummer, wie verschmähter
Liebe, kümmert mein Herz“ —

rief Klopstock aus. Die Napoleon-Vergötterung der großen Massen begann erst nach den glänzenden Waffenerfolgen von 1806.

Die neuen Journale des Jahrzehnts von 1796 bis 1806 sind daher nicht von der tiefen Erregung durchschüttert, die das vorige Jahrzehnt erfüllt; eine gewisse abwartende Haltung macht sich bei den meisten geltend. Nur selten kommt es einmal zu einem energischen Accent. Das „Archiv der Zeit“ mit seinen Nachfolgern, der „Eunomia“, dem „Kynosarges“ und der Woltmannschen „Geschichte und Politik“, die Zeitschrift „Frankreich“, das Journal „London und Paris“ und die „Zeitung für die elegante Welt“ halten sich in sehr engen Grenzen und beobachten, wenn sie über das Gebiet der Litteratur und Kunst hinausgehen, einen vorsichtigen und zahmen Ton. Das „Magazin des neuesten französischen und englischen Geschmacks“ bewegt sich nur im salonmäßigen Plauderton. „Der Freimüthige“ befaßt sich zwar im letzten Jahre seines Bestehens mit politischen Fragen und tritt da besonders für die Rüstungen gegen die mehr und mehr erstarkende Macht Frankreichs ein, seine Bedeutung liegt aber doch fast ausschließlich auf dem litterarischen Gebiete, wo er die Romantiker und besonders Goethe bekämpft. Ganz unbedeutend blieb der fade und charakterlose „Beobachter an der Spree“ und „Der kleine Berliner Merkur“. Die „Abendzeitung“ fing erst an, sich zu entfalten. Das Falksche Journal „Elysium und Tartarus“, in dem sich eine energischere deutsche Gesinnung regte, wurde sehr bald verboten.

Das „Berlinische Archiv der Zeit und ihres Geschmacks“ wurde von 1796 ab von F. E. Rambach zunächst mit F. L. W. Meyer, dann von Ende 1798 ab mit J. A. Feßler bis 1800 herausgegeben. Rambach sowohl wie Feßler besaßen zu ihrer Zeit litterarischen Ruf. Der erstere wurde 1767 zu Quedlinburg geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, wurde 1791 Konrektor am Friedrichswerderschen Gymnasium und 1798 Pro-

fessor der Altertumskunde an der königlichen Kunstakademie zu Berlin. 1803 ging er nach Rußland und starb 1826 in Reval als russischer Staatsrat. Als Schriftsteller machte er sich nicht nur durch die Herausgabe des „Archivs", sondern auch durch eine große Menge von Dramen bekannt, von denen viele vaterländische Stoffe behandelten. Viel bunter war der Lebenslauf von Ignaz Aurelius Feßler. Er wurde 1756 zu Czurendorf in Ungarn geboren, trat 1773 in den Kapuzinerorden, widmete sich im Kloster dem Studium der Theologie, geriet aber, da er dem Kaiser Joseph II. Mitteilungen über den schlimmen Zustand der Klostergefängnisse gemacht hatte, mit seinen Vorgesetzten in Konflikt und trat 1784 wieder aus dem Kapuzinerorden aus. Zugleich ernannte ihn Kaiser Joseph II. zum Professor an der Universität Lemberg. Dort wurde er 1787 wegen seines Trauerspiels „Sidney" in einen Prozeß verwickelt, worauf er nach Breslau floh, wo er Erzieher beim Erbprinzen von Schönaich-Carolath wurde und 1791 zur protestantischen Kirche übertrat. Einige Jahre später ging er nach Berlin, trat dort, außer mit Rambach, auch mit Fichte in Verbindung, erhielt auch von der preußischen Regierung eine Anstellung, verlor diese aber nach der Schlacht bei Jena wieder und geriet in recht dürftige Verhältnisse, bis er 1809 einen Ruf an die Alexander-Newsky-Akademie bei Petersburg erhielt. Hier wirkte er zwar nicht lange, weil man ihm Kanteismus und Atheismus vorwarf, doch eröffnete man ihm andere Ämter, in denen er nach und nach bis zum Generalsuperintendenten und Kirchenrat der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Petersburg emporstieg, als welcher er 1839 starb. Neben seinen litterarischen Arbeiten für das „Archiv" verfaßte er besonders eine Reihe von Romanen, die hauptsächlich ihren Schauplatz in Ungarn und Österreich haben.

Das „Archiv der Zeit" brachte es bis auf 10 Bände; aber dem stattlichen Umfange entsprach der Inhalt nicht. Das Blatt schwankte hin und her, und nach ihm wechselte, wie Ludwig Geiger witzig bemerkt (Berlin, 2. Bd., S. 69), die Zeit gar oft ihren Geschmack. Neben geistreichen Schriftstellern öffnete es auch den oberflächlichsten Skribenten seine Spalten. „Die weiteste

Duldsamkeit, die urteilsloseste Vielseitigkeit war das Lebensprinzip des „Archivs“ und seiner Leser.“*) Zuerst war es gegen Goethe aufgetreten, dann nahm es die Angriffe zurück, und bald darauf konnte es bei der Aufführung der „Claudine von Villa Bella“ mit der Musik von Reinhardt den „ersten Dichter der Teutschen“ und den „ersten Componisten Teutschlands“ nicht genug rühmen und erklärte: „Stück und Musik gehören zu dem Trefflichsten, was Teutschland in diesem Fache aufzuweisen hat.“ Schließlich geriet es bei der Besprechung eines Goethe-Bildnisses von F. Büry, wo der Dichter etwas außergewöhnlich in Scharlachmantel und blauem Unterkleide dargestellt ist, vollständig in Ekstase und rief aus: „Wenn das Ungewöhnliche dich, wie in der Gegenwart eines höheren Wesens, ergreift, so sage dir kühn: Das ist Goethe!“ Mit vollen Backen stieß es auch für Tieck und die Schlegel in die Posaune. August Ferdinand Bernhardi, der Schildknappe der Romantiker, veröffentlichte eine lange, von kritischer Weisheit triefende Besprechung der Tieckschen „Genoveva“, die er für ein „schlechthin vollendetes, absolutes Kunstwerk“ erklärte, pries A. W. Schlegels Gedichte als wunderbare Schöpfungen, mit denen sich der Dichter „von der Form aus einen Weg zum Heiligtum der Dichtkunst bahne“, und bewog Schleiermacher, für das „Archiv“ eine anerkennende Besprechung von Friedrich Schlegels vielberufener „Lucinde“ zu schreiben. Eine Verhöhnung Kotzebues, die wahrscheinlich auch aus der kritischen Feder Bernhardis stammte, lief recht kläglich aus. Kotzebue gab eine sehr energische Antwort, worauf die Redaktion den Angriff kleinmütig als eine Übereilung bezeichnete. Nur ganz gewöhnlicher Klatsch waren die satirischen Bilder, in denen der oberflächliche Daniel Jenisch unter dem Pseudonym Gottschalk Necker die Zustände von Berlin schilderte. In politischen Betrachtungen trat Franzosenhaß hervor, von dem besonders Feßler beseelt war. Überall fehlte aber die ernste, festgefaßte Gesinnung.

Die Erbschaft des „Archivs“ suchte die „Eunomia“ anzutreten, die Feßler zunächst mit Rhode, dann allein herausgab.

---

*) R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. S. 747 ff.

Sie kam aber über große Versprechungen nicht hinaus. Vorübergehend zog sie die Aufmerksamkeit dadurch etwas auf sich, daß sie sich gegen Schiller und Goethe wandte. In einer langen Abhandlung über den „Wallenstein“ (Jahrg. 1801, Jan.) heißt es: „Die Kritik weiß nicht recht, was sie aus „Wallensteins Lager“ machen soll. Die Offiziere Wallensteins, so wie nachher auch er selbst, zeigen sich mehr als geübte Schulredner und wetteifern in philosophischen Sentenzen und glänzenden Bonmots, worüber indes die Zuschauer ebenso, wie die handelnden Personen, die wahre Angelegenheit gänzlich vergessen.“ Und weiterhin wird gesagt: „Schiller scheint es wohl gefühlt zu haben, daß es ihm in den „Piccolominis“ und in „Wallensteins Tod“ nicht ganz gelang, die wahre Größe seines Helden darzustellen. Deswegen schickt er uns hier ein Vorspiel, das Lager, voraus, das den Zuschauer von jener Größe überzeugen soll. Dieses Vorspiel scheint also in Schillers Geist ein Nachspiel gewesen zu seyn, und dieses nöthige, aber nicht glückliche Supplement des ganzen Charakters Wallensteins stellt er jetzt an die Spitze und läßt uns darin so viele Versicherungen von Anderen darüber hören, bis wir es endlich, aber nicht zum Vorteile der beiden übrigen Stücke, zu glauben anfangen.“ Ähnlich wird über die „Maria Stuart“ geurteilt. „Die Form, in welcher der Stoff im ganzen dargestellt wird“, heißt es dort, „und die einzelnen sich widerstrebenden Bestimmungen desselben lassen keinen Total-Eindruck zu, den man aus der Vorstellung mit nach Hause nähme.“ Bei Goethe wurden dessen Kunstansichten bemängelt. Der Verfasser dieses Artikels war der Bildhauer Johann Gottfried Schadow.

Auch der Versuch Bernhardis mit der Quartalsschrift „Kynosarges“ (Berlin 1802) schlug fehl. Das Journal wurde wohl besonders wegen des schwerfälligen philosophischen Aufsatzes über die Erziehung abgelehnt, den der Herausgeber gleich im ersten Hefte brachte, und über den selbst Friedrich Schlegel scherzte, indem er von dem „dickhäutigen, bierschweren Bernhardi“ sprach.

Die Zeitschrift von K. L. von Woltmann, „Geschichte und Politik“, von der von 1800 bis 1805 sechs Bände, jeder zu 12 Stücken, in Berlin erschienen, blieb bei der Oberflächlichkeit

der Urteile und der überschwenglichen Bewunderung Napoleons, in der sich Woltmann fortwährend erging, fast ganz unbeachtet.

Wesentlich gediegener und darum auch in weiten Kreisen beliebt war die originelle Monatsschrift „Frankreich", die von 1795 bis 1805 in Altona in 32 Bänden erschien und nur aus Pariser Briefen bestand, die von Freunden und Bekannten des Herausgebers an diesen gerichtet waren. Die Monatsschrift wollte also dem allgemeinen Verlangen entsprechen, möglichst viel von der französischen Hauptstadt, die damals im Mittelpunkte alles Interesses stand, und überhaupt von Frankreich in der bequemsten Form zu erfahren. Weder der Herausgeber noch die Verfasser der Briefe wurden jemals genannt und sind wohl auch lange weiteren Kreisen unbekannt geblieben. Neuerdings hat M. Plehn bei seinen Studien über die französische Landwirtschaft vor hundert Jahren die Zeitschrift sorgfältig durchforscht, weil sie u. a. wichtige Mitteilungen über den Ackerbau und die wirtschaftliche Lage Frankreichs zu Ende des 18. Jahrhunderts enthält, und dabei auch in handschriftlichen Nachlässen sowohl jenen Persönlichkeiten nachgespürt, die die Monatsschrift herausgaben, wie auch denen, die für sie schrieben.*) Gegründet wurde das Journal von dem Altonaer Gelehrten Peter Poel, der noch heute durch seine Lebensbeschreibung „Bilder aus vergangener Zeit" bekannt ist, und dem Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, der 1795 in Altona lebte, aber schon 1796 nach Halle übersiedelte. Es ist also in der Hauptsache nur Poel gewesen, der die Monatsschrift leitete. Die Mitarbeiter waren in erster Linie die gebildeten Hamburger der damaligen Zeit, welche Reisen nach Paris unternahmen, der Kaufherr Sieveking, der Professor Büsch, Poels Schwiegervater, der später viel genannte Hamburger Patriot Ludwig Heß, Georg Kerner, der Sekretär des französischen Gesandten Baron Karl Friedrich Reinhard, u. a., sodann viele Franzosen, Matthieu Dumas, die Lameths, d'Aiguillon, Abbé Louis, Talleyrand, Lafayette, die als Flüchtlinge teils vorüber-

---

*) M. Plehn, Die französische Landwirtschaft vor hundert Jahren. (Voss. Ztg. 1897, Sonntagsbeilage Nr. 13.)

gehend, teils längere Zeit in Hamburg gelebt und in dem gastfreien Poelschen Hause verkehrt hatten, und endlich Deutsche, die sich dauernd oder doch für einige Zeit in Paris niedergelassen, wie der Professor Karl Friedrich Cramer aus Kiel, Cramers Schwager Eitzen, Detlev Friedrich Bielfeld, bekannt durch sein Heldengedicht „Thuiskon“, und Wilhelm Hensler, der Stiefsohn des Kapellmeisters Reichardt. Der letztere steuerte die mit einem W gezeichneten „Briefe eines Nordländers“ bei, die sich besonders mit der französischen Landwirtschaft zur Zeit der Revolution beschäftigen und die günstige Lage der französischen Bauern schildern. Auf einer Wanderung durch die ehemalige Touraine fand er überall wohlgepflegtes Land; in die Ebene von Etampes wünschte er alle die „verkehrten Ausländer“ führen zu können, die Frankreich als unangebaut und ausgehungert verschrieen. Diese Angaben sind um so bemerkenswerter, als Heinrich von Sybel in seiner „Geschichte der französischen Revolution“ die Lage der französischen Landleute um 1796 als eine besonders verzweifelte darstellt. Auch sonst noch bietet das Journal viele wertvolle Beiträge zur Kultur- und Sittengeschichte, was auch z. B. von Varnhagen von Ense in seinen „Denkwürdigkeiten“, von Steffens in seinen Memoiren „Was ich erlebte“, von Lorenz Meyer in seinen „Fragmenten“ und von noch manchem anderen rühmend hervorgehoben wurde. Trotzdem hat man diese wertvolle Quelle bisher wenig ausgebeutet; nur Adolf Schmidt schöpfte aus ihr bei Abfassung seines großen Werkes über die Pariser Zustände während der Revolutionszeit in ausgiebiger Weise. Im Jahre 1805 wurde die Monatsschrift aus uns unbekannten Gründen verboten.

Einen ähnlichen Zweck wie die Monatsschrift „Frankreich“, verfolgte die Zeitschrift „London und Paris“, nur erweiterte sie ihren Gesichtskreis bis zur Themse. Sie wurde von Friedrich Justin Bertuch in Weimar, in dessen Verlage bereits seit 1787 das „Journal des Luxus und der Mode“ erschien (vergl. Bd. 1, S. 255), ins Leben gerufen. Durch das „Journal des „Luxus und der Mode“ besaß Bertuch schon mannigfache Verbindungen in den beiden Hauptstädten, so daß für die Gründung des neuen

Unternehmens nicht viel Schwierigkeiten bestanden. Alljährlich erschienen zwei Bände zu 8 Stücken in Lexikonoktav, geschmückt mit vielen meist bunten Bildern. Am Schlusse eines jeden Jahrganges wurde noch ein sorgfältig hergestelltes Register der beiden Bände geliefert. Der Name des Herausgebers blieb unerwähnt. Das Journal begann mit dem Jahre 1798. Im allgemeinen wollte die Zeitschrift nur angenehm über die beiden Städte London und Paris unterhalten; die Politik sollte unberührt bleiben. Das war aber bei dem so bewegten politischen Leben ganz unmöglich; gewisse Konzessionen mußten wohl oder übel gemacht werden, und darum wird denn auch einmal gelegentlich erklärt: „Das Journal ist zwar nicht tiefen politischen Untersuchungen über wichtige Staatsereignisse gewidmet, aber doch solchen Schilderungen, die da zeigen, welchen Einfluß diese großen Begebenheiten auf den Geist des Volkes, auf seinen Charakter, auf seine Sitten u. s. w. hatten." So wurden neben harmlosen Karikaturen über die Harmonie vor und nach der Heirat, über die Unfälle durch das Tragen von Regenschirmen in Paris, „wo auch in der freien Luft jedem Einwohner nur soviel Raum gestattet wird, als er braucht, sich an seinem Nachbar vorbeizudrängen" und die „musards de la rue du Coq" (die Gaffer vor Martinets Karikaturenladen, ein köstliches buntes Kostümbild) auch gar manche gebracht, aus denen ein beißender Spott sprach. So wurde in dem Bilde „Die litterarische Gesellschaft" eine damals viel genannte Madame Constance lächerlich gemacht, in der Karikatur „Ihr Künstler seht hier euere Richter" die Knebelung der Presse in Frankreich geschildert und dabei über die „höchst unwürdigen Verdrehungen, die man sich beim Einrücken fremder Artikel gestattet", geklagt. Auch in den Aufsätzen fand sich manch offenes Wort, und zudem wurde das Buch „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate", das außerordentliches Aufsehen machte und sofort in Frankreich verboten wurde, warm empfohlen und als „heilsam" gerühmt. Da war es denn ganz natürlich, daß die französische Regierung dem unbequemen Journale das Lebenslicht auszublasen suchte, und hierbei fand es bei der weimarischen Regierung nicht den entsprechenden

Widerstand. Unter dem 10. Juli 1804 meldet Bertuch an seinen Freund Böttiger in Dresden, daß sich ein Ungewitter über „London und Paris" zusammengezogen habe, daß er sich aber zu helfen wisse. Er werde die Zeitschrift mit dem neuen Jahrgange nach Halle in seine dortige neue Handlung verlegen. „Daß ich dort sicher bin", heißt es dann weiter, „versicherten mich Schmalz, Schütz und Madeweiß, die ich darüber sprach, und bewiesen mir dies durch den neuesten Fall mit dem Buche „Napoleon Bonaparte", dessen Verbot in den preußischen Staaten Talleyrand durch den Gesandten Luchesini verlangte. Der König aber ließ darauf antworten, dies Buch jetzt erst zu verbieten, sei lächerlich und viel zu spät, Libelle, die bei guter Sache von selbst hinfielen, zu unterdrücken .... Er liebe und schätze Geistesfreiheit in seinen Staaten, und folglich müsse er sich diese Zumutung verbitten. Kurz: Luchesini bekam über seine Ängstlichkeit eine Art Nase. Sie sehen daraus, daß ich „London und Paris" ganz sicher, ohne darüber in Berlin anzufragen, nach Halle verlegen kann." Und eine Woche später kann Bertuch dem Freunde ganz bestimmt mitteilen: „‚London und Paris' ist wirklich von Herrn (sic) Napoleon verboten, vom preußischen Adler aber schon in Schutz genommen." *)

In Halle wurde der Ton der Zeitschrift wesentlich freier; das zeigte sich in dem langen Artikel über den Aufenthalt des Papstes Pius VII. in Paris (1805, 2. Stück), in dem Berichte über die französische Presse, wo ausgeführt wird, daß der „Mercure de France" und das „Journal des Débats" „allem, was einer liberalen Idee auch nur von weitem ähnlich sieht, aus allen Kräften entgegenarbeiten, sie womöglich ins Lächerliche ziehen, weil dies bekanntlich in Paris die fürchterlichste von allen Waffen ist", und es dann schließlich heißt: „beide Journale werden von der nämlichen unsichtbaren Hand geleitet, stehen unter denselben unsichtbaren Oberen" (1805, Stück 2), in der Plauderei über die Gleichgültigkeit der Pariser in der Politik, „weil doch alles gerade so gehen muß, wie es der Hof für gut

*) Ludwig Geiger, Aus Alt-Weimar. Berlin 1897. S. 155.

befindet" (1806, Stück 2), und in noch vielem anderen. Die Karikaturen betreffen jedoch jetzt meist englische Verhältnisse; aus Frankreich können wahrscheinlich keine mehr bezogen werden, weil dort keine mehr erscheinen dürfen. Die von einem tollen Humor belebten englischen farbigen Bilder rühren von dem genialen Gillray her und behandeln die politischen Aktionen des Ministers Fox, die katholischen Bestrebungen in Irland, den „Triumph der Opposition und ihre Erhebuug zur Hofpartei" (eine höchst ergötzliche Schilderung, wie sich die Partei in dezente Kostüme wirft) und vieles andere.

Mit dem Zusammenbruch Preußens mußte das Journal abermals zum Wanderstabe greifen. Es siedelte nach Rudolstadt über und erschien dort in alter Weise bis 1810. Dann änderte es den Titel in „Paris, Wien und London"; in den beiden nächsten Jahren nannte es sich nur „Paris und Wien" und dann bis 1815 „London, Paris und Wien", worauf es zu erscheinen aufhörte. Im ganzen umfaßt es 30 Bände, in denen eine Fülle von kulturgeschichtlichen Notizen, politischen Einzelschilderungen und sonstigen Angaben der mannigfachsten Art aufgespeichert ist. Es ist daher das ergiebigste Journal der in Rede stehenden Epoche.

Mit der „Zeitung für die elegante Welt", die von 1801 ab in Leipzig erschien, wollte der Herausgeber Karl Spazier etwas Besseres, Gediegeneres bieten, als in dem seichten, aber weit verbreiteten Bertuchschen „Journal des Luxus und der Mode" zu finden war, und brachte auch die nötigen Eigenschaften dazu, ein reiches Wissen und einen feinen Sinn für das Schöne und Anmutige, mit. Ursprünglich hatte er sich dem Lehrerberufe und der Musik gewidmet. Geboren am 20. April 1761 zu Berlin, studierte er in Halle Philosophie und Theologie, wirkte dann als Lehrer in Dessau, als Professor in Gießen und Neuwied, wo er den Hofratstitel vom Fürsten erhielt, wurde 1791 Lehrer der deutschen Sprache an einer Handelsschule in Berlin, gründete dort 1793 bei seiner ausgesprochenen Neigung für Musik die „Berlinische musikalische Zeitung", die er 1794 herausgab, schrieb Verschiedenes über Pädagogik, Philosophie und Musik

(gab u. a. die Selbstbiographie von Dittersdorf und „Gretrys Versuche über den Geist der Musik“ heraus) und komponierte eine Anzahl Lieder, darunter „Stimmt an mit hellem hohen Klang“ von Claudius. Das alles verschaffte ihm einen bedeutenden Namen, so daß er 1796 als Lehrer und Erzieher an das Dessauer Philanthropin berufen und 1797 zum Mitdirektor der berühmten Anstalt ernannt wurde. Doch gab er 1800 diese Stelle auf und siedelte nach Leipzig über, wo er nun die „Zeitung für die elegante Welt“ ins Leben rief, aber bereits am 19. Januar 1805 starb.*)

Beim Beginn des Journals stellte Spazier den Grundsatz auf, „unter keiner Bedingung jemals die Blätter der Zeitschrift mit Streitigkeiten anzufüllen“ und „sich zu keiner Partei zu schlagen“; allein bei dem so zerklüfteten Partei- und Cliquenwesen konnte es nicht fehlen, daß der Herausgeber einmal eine Meinung äußerte, die irgend einem Parteigänger nicht gefiel. Einer der gröbsten dieser Kampfhähne, Gabriel Merkel, ein Freund Kotzebues, fuhr denn auch sehr bald auf die „Zeitung für die elegante Welt“ los, und nun sah sich Spazier genötigt, bei den Gegnern Kotzebues, den Romantikern, Unterstützung zu suchen. Diese kamen auch dem Bedrängten sehr gern zu Hülfe, denn sie besaßen, seitdem das „Athenäum“, das „Archiv der Zeit“, die „Eunomia“ und das „Kynosarges“ eingegangen waren, gar kein Sprachrohr mehr und nahmen mit der ihnen eigenen Ungeniertheit sehr bald von dem ganzen Blatte Besitz. Von 1802 ab kann die „Zeitung für die elegante Welt“ als das ausgesprochene Organ der Romantiker gelten, in welchem Bernhardi seinen kleinen Heckenkrieg gegen Kotzebue und Merkel fortsetzt, August Wilhelm Schlegel das Berliner Theater und die Berliner Kunstausstellung in graziösen und witzigen Plaudereien bespricht, wobei er seine besondere Ästhetik und den Gegensatz des antiken Stils zum romantischen entwickelt, Caroline Schlegel, die Frau August Wilhelms, die Weimarische Aufführung von dessen vielbesprochenem Schauspiel „Jon“ mit weiblicher Beredsamkeit schildert, und wo dem Olympier Goethe

*) Zeitung für die elegante Welt, 1805, 15.

ein ganz besonderer Altar errichtet wird. Auch fallen die Opfer, die ihm auf diesem dargebracht werden, immer sehr reichlich aus. Das herzlich unbedeutende Gelegenheitsstück „Paläophron und Neoterpe“ wird als „vortrefflich“ gerühmt und an die Besprechung ganz unvermittelt ein bombastisches allgemeines Preisen der Verdienste Goethes geknüpft. „Wir empfinden so tief“, heißt es da, „was wir, auch in Rücksicht des Theaters, sowie in mancherlei andern Dingen und Kunstgeschmacks-Sachen, waren, und was wir jetzt durch Ihn — sind, daß wir ihm gern diesen Dank bezeugen, da er über Lob viel zu weit erhaben ist. Ihm haben die Musen die Lorbeerkränze, die ihm gehören, schon längst gereicht, und sie werden wohl fortblühen, wenn die Strohkränze der Volksbelustiger (dieser Hieb ging natürlich auf Kotzebue) sich längst von ihren platten Stirnen abgeschillert haben werden.“ (1803, 3. Febr.) Und die „Natürliche Tochter“ ist nach der Zeitung das Großartigste und Herrlichste, was bisher geschaffen wurde. „Daß doch alle Gemüther empfänglich wären für die Hoheit des Plans“, schreibt der Referent, „für den glänzenden Flor der reinsten Schönheit, der durch das Ganze hinblüht; daß es keinen gäbe unter den Gebildeten, der sich nicht ergriffen fühlte von dem Zauber dieser Ideale, von der hehren Architektur dieser Komposition! Was sich hier weiter sagen ließe, wäre eitel, und da eine kritische Würdigung weder diesem Blatte, noch diesem Augenblicke angemessen sein möchte, so bliebe nur übrig, sich an allgemeines Lob zu halten, was in mehr als einer Rücksicht jederzeit das Vortreffliche entweiht. Eher ließe es sich rechtfertigen, auf die Perlenmilde der Diktion aufmerksam zu machen, der unsere Litteratur nichts Gleiches entgegensetzen kann, es wäre denn von den Werken desselben Dichters.“ (1803, 1. Nov.) Dagegen erfährt Schiller bei der Abneigung, die unter den Romantikern gegen ihn herrschte, stets Mißachtung und selbst herben Tadel. Der „Tell“ wird als ein Stück geschildert, das den übrigen Dramen Schillers „weit nachstehe“; der zweite Akt ist dem Kritiker viel zu breit, da sich die Mannen dort „ewig um den entscheidenden Punkt in geschwätziger Passivität herumdrehen“, und im vierten kommt ihm der Monolog Tells sogar „lächerlich“

vor (1804, 13. Okt.). Die nationale Bedeutung des Stückes wird nicht erkannt. Nach Schillers Tode aber brachte die Zeitung eine (später von allen Schillerbiographen benutzte) Korrespondenz aus Weimar, in der das Begräbnis des berühmten Toten und der Trauergottesdienst in der Jakobskirche in erschütternder Weise geschildert wird. Der Artikel schließt: „Tausende hat sein Geist gelabt und gestärkt; — waren sie dankbar dafür?" Die Redaktion scheint nicht empfunden zu haben, daß auch sie sich mit unter denen befand, die der Vorwurf traf.

Nach dem Tode Spaziers ging die „Zeitung für die elegante Welt" an August Mahlmann über, der sie bis 1816 redigierte; sie verflachte sich unter diesem aber rasch und verlor vollständig ihre Bedeutung; doch erlebte sie noch einmal eine kurze Nachblüte unter dem Jungen Deutschland. Wir werden also bei Behandlung der dreißiger Jahre noch einmal auf sie zurückkommen.

Eine gewisse Ergänzung zur „Zeitung für die elegante Welt" bildete das „Magazin des neuesten französischen und englischen Geschmacks in Kleidungen", das vom 1. Januar 1798 mit bunten Modekupfern im Leipziger Industrie-Kontor zum Preise von sechs Thalern für den Jahrgang erschien und neben den Modeberichten auch mancherlei „dem Frauenzimmer" gewidmete belehrende und unterhaltende Artikel brachte. Einige Jahre später erhielt die Wochenschrift den Titel: „Charis, ein Magazin für das Neueste in Kunst, Geschmack und Mode, Lebensgenuß und Lebensglück". In dieser Zeit waren der Magister H. A. Kerndörffer, ein äußerst fruchtbarer Romanschriftsteller, und der Litterat M. A. Berrin ihre Redakteure. Mit dem 1. Oktober 1806 erhielt sie den Namen „Allgemeine Modenzeitung", den sie noch heute trägt. Eine besondere Zierde der Zeitschrift bilden die Stahlstichporträts hervorragender Zeitgenossen. Ihren vornehmen Ton erhielt sie durch den langjährigen Redakteur August Diezmann (geb. 1805, gest. 1869). Seit 1839 erschien sie im Verlage der Baumgärtnerschen Buchhandlung, seit 1866 ist sie Eigentum der Dürrschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

---

2. „Der Freimütige“ von Kotzebue und Merkel. Gegner der Romantiker und Goethes. Bringt die Differenzen Goethes mit Kotzebue zur Sprache und sucht Goethe zu diskreditieren. Wendet sich schließlich der Politik zu. „Elysium und Tartarus“ von Johannes Falk. Wird von echt patriotischem Geiste getragen. Vorgehen Goethes und Voigts gegen Falk.

Je lauter und kecker die Romantiker in der „Zeitschrift für die elegante Welt“ wurden, desto mehr mußte sich naturgemäß bei Kotzebue eine gewisse Erregung geltend machen. Unmöglich konnte er diesem Treiben in der litterarischen Arena auf die Dauer stillschweigend zusehen. Es verlangte ihn nicht nur, auf die beständigen Angriffe Bernhardis zu antworten; er wollte auch die Weihrauchwolken, in die der ihm so verhaßte Olympier in Weimar eingehüllt wurde, nach Möglichkeit auseinanderblasen. Zu diesem Zwecke gründete er in Berlin die Zeitschrift „Der Freimütige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser“. Das Blatt erschien vom Januar 1803 ab viermal, später sogar fünfmal in der Woche in je 2 Quartblättern mit Kunst und Musikbeilagen, später auch mit der Inseratenbeilage „Litterarischer und artistischer Anzeiger“ in für die damaligen Verhältnisse sehr vornehmer Ausstattung. Auf der Stirnseite prangte die Silhouette Aristides', des Gerechten.

Als Mitherausgeber beteiligte sich bereits 1803 der schon wiederholt genannte Gabriel Merkel, ein 1769 zu Lodiger geborener Livländer, an dem Unternehmen. Mit ihm erhielt Kotzebue eine für seine Zwecke ganz vorzügliche Hülfskraft. Auch Merkel war ein geschworener Feind der Romantiker und ein Gegner Goethes und Schillers, ein Schriftsteller von prickelndem Gestaltungsdrange, aber von unzulänglichem Schaffensvermögen. Um die Brüder Schlegel mit aller Heftigkeit bekämpfen zu können, hatte er von 1801 bis 1803 eine periodische Schrift „Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Litteratur in Deutschland“ in 26 Stücken in Berlin herausgegeben und darin das „Athenäum“ als einen „Sumpf voll äsopischer Frösche, die gern Stiere darstellen möchten“, und den Roman „Lucinde“ von Friedrich Schlegel als einen „Mistkäfer“ bezeichnet, weiterhin ein Unterhaltungsblatt „Ernst und Scherz“

ins Leben gerufen, das nun mit dem „Freimütigen“ vereinigt wurde. Der Titel lautete jetzt: „Der Freimütige und Ernst und Scherz“.

Von den sonstigen Mitarbeitern sind besonders Böttiger (der sich ein Jahreshonorar von 400 Thalern erschrieb), August Lafontaine, der beliebte Romanschriftsteller, Friedrich Laun (Schulz), Fr. Kind, J. Ch. F. Haug, Karl Witte, der Vater, und Therese aus dem Winkel zu nennen. Wieland konnte sich, trotz wiederholter Aufforderung, nicht entschließen, einen Beitrag einzusenden.

Der Inhalt der Zeitschrift zeichnete sich durch Eleganz, Frische und Witz aus. „Das Blatt war“, urteilt Ludwig Geiger*), „für Berlin jedenfalls eine völlige und erwünschte Neuerung. Es belehrte durch seine kurzen Notizen und seine längeren Aufsätze in recht unterhaltender Weise über die Vorgänge auf den Gebieten der Politik, Litteratur und Kunst, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in fremden Ländern. Es bewies eine nicht abzuleugnende journalistische und redaktionelle Geschicklichkeit. Es soll nicht abgeleugnet werden, daß Kotzebue und Merkel dem Skandal nicht abhold waren, aber man thut ihrem Blatte großes Unrecht, wenn man es zu den Skandalblättern rechnet.“ Immerhin waren es gerade die vielen bissigen Angriffe auf Goethe und die zahllosen Streiche, welche gegen die Gebrüder Schlegel geführt wurden, mit denen die Zeitschrift Aufsehen erregte und rasch einen großen Leserkreis gewann. Schon Mitte 1804 wurden 2000 Exemplare abgesetzt.

Die Angriffe auf Goethe begannen bereits in der dritten Nummer des „Freimütigen“, wo Kotzebue unter dem 4. Januar 1803 über „eine Begebenheit, von welcher wir wünschten, daß sie erdichtet wäre“, berichtet. Er mußte dabei auf ein litterarisches Ereignis zurückgreifen, über das schon ein volles Jahr hinweggegangen war.

„Im vorigen Winter“, so begann der Artikel, „brachte Herr von Goethe das Schauspiel „Jon“, nach Euripides, von Herrn A. W. Schlegel, in Weimar auf die Bühne. Herr Oberkonsi-

*) Berlin 1688—1840, Bd. II, S. 153.

storialrat Böttiger, der, wie bekannt, mit dem Geiste wie mit der Sprache der Griechen sehr vertraut ist, verglich den deutschen „Jon“ mit dem griechischen Original, fand, oder — wenn man lieber will — glaubte zu finden, daß der erstere dem letzteren weit nachstehe, und nahm sich vor, in dem „Journal des Luxus und der Mode“, dessen Redakteur er ist, einige Worte darüber zu sagen.“ Es wird dann betont, daß Böttiger „mit der ihm eigenen Urbanität“ der Theaterdirektion für die geschmackvolle Inszenierung gedankt habe, worauf es weiter heißt: „Nachdem er auf diese Weise, nicht ohne eigenes Vergnügen, Gerechtigkeit geübt, ging er auf das Stück selbst über, stellte es mit dem Original zusammen, zeigte die oft unglücklichen Abweichungen, nahm seinen alten Vertrauten, den Euripides, in Schutz und verweilte mit leisem, anständigem Spott bei mehreren Unschicklichkeiten. Diese Beurteilung ließ er in einem Stücke des „Moden-Journals“ abdrucken, welches eben aber unter der Presse war. Herr von Goethe erfuhr das zufälliger Weise. Er schrieb sogleich ein Billet an Herrn Legationsrat Bertuch, Herausgeber des Journals, mit dem Ersuchen, ihm die bereits fertigen Bogen zur Durchsicht zu schicken, ehe das Journal ausgegeben würde. Dies geschah noch an demselben Vormittag, und schon in der Mittagsstunde erhielt Herr Legationsrat Bertuch ein zweites Billet, des drohenden Inhalts: ‚Daß, wenn dieser schon gedruckte Bogen nicht sogleich kassiert werde, Herr von Goethe zu dem Herzoge gehen und um seine Entlassung von der Direktion des Theaters ansuchen wolle‘. — Dabei wurde ein peremtorischer Termin, nämlich bis 4 Uhr nachmittags, angesetzt, mit der wiederholten Drohung, daß, wenn man bis dahin sich dem Willen des Herrn von Goethe nicht gefügt habe, alsdann der Gang zu dem Herzoge wirklich gemacht werden solle. Wir glauben nicht zuviel vorauszusetzen, wenn wir vermuten, daß der Empfänger dieses Billets sich sehr darüber wunderte. Er ging sogleich selbst zu dem Herrn von Goethe, um ihn durch Vorstellungen, die wir wohl nicht anders als vernünftig nennen können, auf andere Gedanken zu bringen; aber vergebens. Herr von Goethe äußerte vielmehr einen so unbegreiflichen Zorn, daß er dadurch bewies:

der größte Dichter sei nicht immer der größte Philosoph. Herr Legationsrat Bertuch sah sich nun — aus Rücksichten, die in seiner Lage sehr begreiflich und verzeihlich sind — genötigt, nachzugeben und den Bogen wirklich zu kassieren. Herr von Goethe fügte noch das Verlangen hinzu, daß künftig im „Moden-Journal“ über das Weimarische Theater nichts anderes mehr gesagt werden solle, als was er selbst schrieb, und welchem folglich die höchste Glaubwürdigkeit zukomme.“ Es wird dann noch hinzugefügt, daß sich Goethe auch an Wieland gewandt habe, damit die Rezension nicht etwa im „Mercur“ erschiene, worauf Kotzebue schließt: „Das ist das Faktum, dessen Wahrheit wir, leider, verbürgen können. Man wird leicht glauben, daß in Weimar nur Eine Stimme darüber war, und daß selbst die zahlreichen Verehrer des Herrn von Goethe den Kopf mißbilligend schüttelten. Einige sonst getreue Unterthanen, die es gewiß gerne sehen würden, wenn das Fürstentum Weimar ein großes Königreich wäre, wünschten sich doch diesmal Glück, daß die Grenzen, auf welche Herr von Goethe sein Interdikt einschränken mußte, nicht allzu groß wären. Andere fragten, wie Herr von Goethe es aufgenommen haben würde, wenn seine etwas derbe Satire ‚Götter, Helden und Wieland‘, oder seine noch derberen Xenien (die er in reiferen Jahren geschrieben hat) im Manuskript, durch einen Machtspruch ohne alle Gründe, unterdrückt worden wären? Noch andere machten ein etwas boshaftes Dilemma. ‚Entweder‘, sagten sie, ‚ist die Rezension des Herrn Ober-Konsistorialrats Böttiger schlecht, oder sie ist gut: im ersteren Falle wird ein großer Mann, wie Goethe, sich nicht darum kümmern; im zweiten sollte dieser große Mann sie nicht unterdrücken?‘ Endlich gab es in Weimar auch noch einen nicht unbeträchtlichen Teil von getreuen Unterthanen, die an der Sache selbst weiter keinen Anteil nahmen, aber aus Patriotismus wünschten, Weimar, welches so oft das deutsche Athen genannt wird, möge nicht durch eine seiner größten Zierden in den übeln Ruf kommen, daß man sich daselbst nicht unterstehen dürfe, ein öffentlich ausgestelltes Kunstwerk freimütig, ohne Verletzung des Anstandes, zu beurteilen. — Wir wünschten von ganzem Herzen, daß Herr von Goethe selbst zu

seiner Rechtfertigung etwas über diesen außerordentlichen Vorfall bekannt machen möchte. Hierzu fordern wir ihn im Namen seiner durch ganz Deutschland zerstreuten Verehrer auf, die untröstlich darüber sein würden, wenn sie von ihrem Lieblingsdichter eine Handlung glauben müßten, die wir — freimütig gesprochen — weit lieber von einem Großvezier erzählt haben würden.“

Auf diese äußerst geschickt beigebrachten Nadelstiche reagierte Goethe natürlich nicht, und Kotzebue hatte das auch offenbar gar nicht erwartet, denn schon sechs Tage später rückte er mit seinem zweiten und jetzt bereits viel gröberen Angriffe heraus. Er hatte dazu die Aufführung von Friedrich Schlegels Trauerspiel „Alarkos“ in Weimar gewählt, die natürlich in der „Zeitung für die elegante Welt“ höchlich gelobt worden war. Hieran knüpft Kotzebue an und schreibt — wir citieren mit einigen Abkürzungen —: „Zur Steuer der Wahrheit muß ein Augenzeuge erklären, daß jene Behauptung eine Verleumdung für die geschmackvollen Einwohner von Weimar enthält. — Das Weimarische Publikum hatte schon soviel von „Alarkos“ schwatzen hören, daß es allerdings mit großer Neubegier zu der ersten Vorstellung strömte. Ehe wir aber weiter erzählen, müssen wir den Leser mit einigen Einrichtungen des dortigen Schauspielhauses bekannt machen. Alle lauten Zeichen des Mißfallens sind verboten; man darf nur klatschen. Auch hieran nehmen die Logen selten teil; das Parterre allein klatscht oder schweigt. Vor Pochen, Pfeifen oder Zischen haben sich also weder Autor noch Direktion zu fürchten. Das ist aber nicht genug; bei gewissen Stücken ist auch das finstere Schweigen von unangenehmer Bedeutung. — Um nun mit Anstand ein gebührendes Klatschen zu bewirken, hat der Herr Directeur, ungefähr in der Mitte des Parterre, sich einen ausgezeichneten runden Sessel machen lassen, auf welchen er sich im Notfall setzt, die Arme so hoch als möglich in die Höhe streckt und so laut als möglich das Signal zum Klatschen giebt. Da nun der Herr Directeur zugleich in anderer Rücksicht bedeutenden Einfluß hat, so geben alle diejenigen wohl auf ihn acht, die jenen Einfluß scheuen, oder gern benützten, und sobald das Signal erschallt, stimmen sie pflichtschuldigst ein. Da aber

doch der „Alarkos" jedem Gefühl des Beifalls gar zu offenbar widerstrebte, so konnte die eifrigste Bemühung, die man dem Herrn Directeur nachrühmen muß, es an diesem Abend nicht weiter bringen, als daß höchstens sechs bis acht Paar Hände dann und wann sich verstohlen hören ließen, denn die Eigentümer dieser Hände konnten eine gewisse Scheu doch nicht überwinden. Das ganze übrige Publikum blieb still und ernst und war durch nichts in seinem Verzweiflung erregenden Schweigen zu stören. — So wurde denn das Stück ruhig fortgespielt bis gegen das Ende. Am Ende aber, da sie hinsterben wie die Fliegen, kommt unglücklicherweise ein Bote und erzählt von dem König:

„Aus Furcht zu sterben, ist er gar gestorben!"

Diese Zeile durchzuckte die ganze Versammlung wie ein elektrischer Funke: es war ein allgemeines Ersticken zu befürchten, wenn man das Lachen noch länger zurückzwingen mußte, und in dieser höchsten Not vergaß man den runden Stuhl samt dem, der darauf saß: durch ein lautes schallendes Gelächter machte das Publikum sich plötzlich Luft. Umsonst wandte der Herr Directeur sich ganz gegen das Publilum (Referent hat es selbst gesehen), umsonst gebot er mit zornigen Blicken und lautem Zischen Ruhe: er mußte den Sturm austoben lassen, und erst, nachdem die Thränen des Lachens getrocknet waren, neigte sich das Stück ruhig zum seligen Ende. Als der Vorhang fiel, wurde das Signal wieder von allen denjenigen befolgt, die es für ihre Pflicht hielten, und deren wohl ein Dutzend sein mochte. Die übrigen sahen einander an, zuckten die Achseln und gingen still nach Hause."

Diese beiden Artikel des „Freimütigen" machten ein ungeheures Aufsehen in der litterarischen Welt; in allen Salons sprach man davon, und viele stellten sich auf Kotzebues Seite. Denn seit längerer Zeit liebte es Goethe, sich als Jupiter tonans, oder als kühl abweisender Hofmann zu zeigen, was manchen verletzte; zudem war man der Ansicht, daß die große Gunst, die er den Gebrüdern Schlegel erwies, von diesen in geschickter Weise erschlichen worden sei. Seit Jahren ergingen sich die Brüder in überschwengligstem Lobe über die Dichtungen Goethes; August Wilhelm schrieb eine lange Abhandlung über „Hermann und

Dorothea" für die „Allgemeine Litteraturzeitung", Friedrich eine solche über „Wilhelm Meister" für das „Athenäum", und auch sonst verbreiteten sie den Ruhm des Olympiers, wo und wie sie nur konnten. Sie brachten die großen Schlagworte der damaligen Kritik auf: „Goethes rein poetische Poesie ist die vollständigste Poesie der Poesie", bei Goethe befinden wir uns „auf einer Höhe, wo alles göttlich und gelassen und rein ist", er ist der „wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" u. s. w.

Diese maßlosen Verhimmelungen verstimmten weite Kreise, besonders auch, weil man die Absicht herausmerkte. „Man streute wohl ehemals Goethen Weihrauch", schrieb Maximilian Klinger, „jetzt aber erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümieren. Ich würde sagen: was für einen Zauber muß Schmeichelei mit sich führen, da Goethe nicht an solchem Gestank erstickte? Wären „Wilhelm Meister" und „Hermann und Dorothea" nicht von so gutem Atem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaß ergangen sein? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sei etwas blässer dadurch geworden."

Wie Goethe über das Gebaren der Schlegel dachte, ist nicht genauer bekannt, doch darf wohl angenommen werden, daß er sich diesen so äußerst zuvorkommenden Kritikern einigermaßen verpflichtet fühlte und besonders aus diesem Grunde „Jon" und „Alarkos" zur Aufführung brachte. Daß die Aufführungen Wagnisse waren, hatte ihm u. a. auch Schiller gesagt. Dieser fürchtete fast eine totale Niederlage, und nach der Aufführung von Friedrichs Stück hatte er mißmutig an seinen Freund Körner geschrieben: „Mit dem ‚Alarkos' hat sich Goethe kompromittiert; es ist seine Krankheit, sich der Schlegel anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpft und schmält."

Der boshafte Artikel Kotzebues traf also genau die Stimmung des großen Publikums und mußte Goethe und die Seinen auf das empfindlichste berühren. Doch antwortete der Dichter auch hierauf nicht; dagegen fingierte Kotzebue eine Antwort aus Weimar und druckte sie am 13. Mai 1803 im „Freimütigen" ab. „Was machen Sie, lieber Freund?" heißt es da mit der

unschuldigen Miene des Mephisto. „Warum greifen Sie uns in Ihren Blättern an? Haben wir das um Sie verdient? . . . . Sie irren, wenn Sie glauben, daß Herr von Goethe aus Despotie handle. Zwar gebe ich Ihnen zu, daß es ganz das Ansehen davon hat, und daß nichts in der Welt ihn berechtigen konnte, dem Publikum eine bereits gedruckte und für dasselbe bestimmte Rezension vorzuenthalten, weil sie einem seiner Bewunderer vielleicht weh thun konnte (darüber ist auch hier nur eine Stimme). Es kommt uns gerade so vor, als ob man jemand im Dunkeln vor ein Gemälde stellen und jeden, der ein Licht brächte, zur Thür hinausjagen wollte . . . . Trotz alledem behaupte ich aber doch ganz ernstlich, daß weit edlere Bewegungsgründe ihn bestimmten. Der kräftigste unter den deutschen Dichtern hat natürlich auch das kräftigste Gefühl für Freundschaft. Ja, nur aus Freundschaft und Dankbarkeit konnte ein Mann wie Goethe einen Augenblick vergessen, was er sich und der Welt schuldig ist. Die Leute, die nicht bloß, wie wir alle, an den echten Werken seines Genies, an seinem „Werther“, der „Iphigenie“, dem „Tasso“ u. s. w. sich ergötzen, sondern ihn auch in der Nachtmütze bewundern, die Leute, die allenfalls auch das, was er im Schlafe spricht, eine Fortsetzung der „Zauberflöte“, eine Weissagung der Bakis, einen Groß-Cophta u. s. w. zu poetischer Poesie erheben, müssen ihm natürlich lieber sein, als wir kältern Erdensöhne, die wir so eifersüchtig auf seinen Ruhm sind, daß wir gern leugnen möchten, er habe jene tauben Blüten fallen lassen. Die Hand aufs Herz, lieber Freund, das ist eine menschliche Empfindung, und — so groß auch Goethe ist, so bleibt er doch Mensch. Als Freund, als dankbarer Mensch nahm er den „Ion“ und den „Alarkos“ in Schutz und bediente sich derjenigen Macht, die ihm Gott verlieh, die neugeborenen Kindlein seiner Freude bei Ehren zu erhalten. — Ich weiß recht gut, daß Sie mir einwenden werden: noch vor wenigen Jahren habe Herr von Goethe einen heftigen Widerwillen gegen jene Verfasser geäußert; aber, lieber Freund, ist nicht gerade die Versöhnlichkeit ein neuer schöner Zug in seinem Charakter? — Kaum ist „Wilhelm Meister“ zur Tendenz des Jahrhunderts erhoben worden, so ver-

gißt er edelmütig das Vergangene, reicht ihnen die Hand und deckt sie mit seinem Panier, sie, die des Deckens so sehr bedürftig sind .... Hören Sie also auf, lieber Freund, uns in Ihrem „Freimütigen“ anzutasten, und machen Sie eine Übereilung wieder gut, die wir hier sämtlich laut tadeln müssen, wenn wir auch im stillen u. s. w.“

Doch damit nicht genug, Kotzebue fügte an diese fingierte Korrespondenz auch noch eine „Antwort des Herausgebers“. Er bezeuge zwar, sagte er dort, daß er viele Schriften Goethes sehr hochschätze und das wahrhafte Genie in ihm aufrichtig bewundere. Ein blinder Anbeter sei er freilich nicht; er könne seinem Geschmacke nicht so enge Fesseln anlegen, um alles schön zu finden, was jenem so entschlüpft sei. Goethe habe ja mitunter sehr schwache Produkte geliefert, allein das sei ja wohl allen Genies aller Jahrhunderte zuweilen passiert. Man würde über dergleichen minderwertige Leistungen hinweggesehen haben, wenn nicht Goethe, durch Weihrauch betäubt, einen Ton in der Gelehrten-Republik angenommen hätte, die in einer Republik auch dem Ersten nicht gezieme. Fern sei es von ihm, Goethe, den liebenswürdigen Verfasser der „Iphigenie“ und des „Tasso“, verkleinern zu wollen, aber Goethe, den Despoten des Geschmackes, dürfe er nicht verehren. „Und wenn, wie Sie selbst gestehen, niemand widerlegt hat und niemand widerlegen kann, daß alle die gehässigen Dinge, deren ich ihn beschuldigt, buchstäblich wahr sind, dann dürfte und müßte der „Freimütige“ schweigen? Die unbestrittenen Lorbeeren, die Herr von Goethe um seine Schläfe gewunden, geben ihm das Recht, uns Schellenkappen aufzusetzen? — Ei mit nichten! — Was er sich erlaubt hat, läßt sich durch keinen „Tasso“ und durch keine „Iphigenie“ entschuldigen, und es ist daher gut und notwendig (auch bereits von ganz Deutschland, Weimar vielleicht ausgenommen, dafür anerkannt worden), daß dergleichen durchaus nicht ins Privatleben eingreifende Anekdoten bekannt gemacht werden, damit das Publikum seine Stimme laut erhebe, und Herr von Goethe, dadurch aufmerksam gemacht, das steife Gewand eines litterarischen Despoten von sich werfe und uns nur die Gestalt des allgemein geliebten und verehrten

Dichters wieder vor Augen stelle .... Kurz und gut, ich hab' es mit niemanden zu thun, als mit Goethe, und auch mit dem nur, wenn er fortfährt, uns als Kinder zu behandeln, die sich weißmachen lassen, ein Pfefferkuchen sei eine Mandeltorte."

Diesen Angriffen mit schwerem Geschütz folgte ein längeres Kleingewehrfeuer. Zunächst zog Kotzebue einen Zwist hervor, den er vor vierzehn Monaten in Weimar mit Goethe wegen einer Verstümmelung seines Lustspieles „Die deutschen Kleinstädter", das in Weimar zur Aufführung kommen sollte, gehabt hatte. Goethe habe an dem Stücke so viele Veränderungen vorgenommen, die durchaus keine Verbesserungen gewesen wären — er belegt dies durch Beispiele —, daß er sich um seiner Ehre willen veranlaßt gesehen habe, es zurückzuziehen. Dann zerpflückte er das Drama „Die natürliche Tochter", das in Berlin zur Aufführung gekommen war. „Einzelne vortreffliche Stellen entschädigen nicht für die Langeweile", schreibt er, „die mit bleiernem Fittich über dem Ganzen schwebt". Endlich beschwerte er sich in seiner Weise über eine Verunglimpfung seiner Person. Es wurde ihm gemeldet, daß nach einer Aufführung der Weimarischen Truppe im Theater zu Lauchstädt der Schauspieler Haide bei der üblichen Mitteilung über die nächste Aufführung den Namen Kotzebue etwas zögernd und mit spöttisch-lächelnder Miene genannt habe. Diese Taktlosigkeit war nach seiner Ansicht „eine erbärmlich kleine Rache" der Direktion, und er forderte das Weimarische Theater auf, künftig doch gar kein Stück mehr von ihm spielen zu lassen; er wußte dabei natürlich ganz genau, daß damals ein Repertoir ohne Kotzebue nicht möglich war.

Damit erreichte aber das Geplänkel, wenigstens für ihn, sein Ende. Er überließ die Redaktion des „Freimütigen" vollständig seinem Freunde Gabriel Merkel und ging nach Paris. Merkel ließ es sich zwar ebenfalls angelegen sein, Goethe zu diskreditieren, wo es nur ging; so brachte er bereits im August 1803 einen Artikel, in welchem die Frage erörtert wurde: „Was fehlt Goethe, der erste deutsche Schriftsteller zu sein?"; bald aber wandte er sich mehr und mehr der Politik zu und zeigte hier bei nüchternem Urteil einen sehr klaren Verstand. Mit großem Eifer

trat er für umfassende Rüstungen ein, da die Macht Frankreichs beständig wachse und schon eine große Gefahr für Preußen geworden sei. Seine Stimme verhallte aber, wie so manche andere; Preußen brach im Oktober 1806 zusammen, und darauf mußte auch das Erscheinen des „Freimütigen“ eingestellt werden. Merkel selbst floh nach Rußland, und damit war seine Rolle ausgespielt. Zwar kehrte er noch einmal 1816 nach Berlin zurück, vermochte aber nicht wieder Fuß zu fassen. Die von ihm mit Hülfe von F. W. Gubitz ins Leben gerufene Zeitschrift „Ernst und Scherz oder der alte Freimütige“ ging schon nach Jahresfrist wieder ein. Bereits vorher hatte er sich wieder nach Rußland gewandt, wo er sodann auf seinem Gute Depkinshof bei Riga im Mai 1850 gestorben ist.*)

Noch wesentlich schärfer als im „Freimütigen“ gelangte in der Zeit bis 1806 die politische und besonders die antifranzösische Stimmung in dem Weimarischen Journale „Elysium und Tartarus“ zum Ausdruck; doch erschien dieses Blatt nur dreiviertel Jahre, vermochte also eine tiefere Wirkung nicht auszuüben.

Sein Herausgeber Johann Daniel Falk, gewöhnlich Johannes Falk genannt, stammte aus dem Osten, war 1770 in Danzig geboren, hatte sich besonders in modernen Sprachen und Musik gebildet, in Halle eine Zeitlang Theologie studiert und sich dann in Weimar der schriftstellerischen Laufbahn gewidmet. Vornehmlich war es Wieland gewesen, der sich seiner freundlich angenommen hatte. Die schriftstellerischen Leistungen hatten sich aber bisher nur auf Satiren beschränkt, die nicht sehr hoch standen und von Bernhardi, den Schlegel und Tieck arg zerpflückt wurden. In der Zeitschrift erhob sich Falk über sein bisheriges Niveau, zeigte eine tüchtige Gesinnung und bekundete ein sicheres Urteil über die Verhältnisse. Ursprünglich hatte er wohl nicht die Absicht, ein Journal mit politischer Grundstimmung heraus-

*) Julius Eckardt, Gabriel Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. Berlin 1887. — F. W. Gubitz, Erlebnisse Bd. I. Berlin 1868. S. 319—332.

zugeben, denn in der Ankündigung vom 20. Dezember 1805 ist eine solche Tendenz nicht besonders hervorgehoben. Der ausführliche Titel lautete: „Elysium und der Tartarus (später bloß E. u. T.), Zeitung für Poesie, Kunst und neuere Zeitgeschichte." Das Blatt erschien zweimal in der Woche in Quart, die Mittwochsnummer wurde als „Elysium", die Sonntagsnummer als „Tartarus" bezeichnet, nicht selten aber auch eine Nummer „Elysium und Tartarus" überschrieben. Nach jedem Monat vereinigte man die Nummern zu einem Hefte und gab ihm einen besonderen Titel- und Registerbogen bei. Der Name des Herausgebers findet sich weder auf den einzelnen Nummern, noch auf den Umschlägen der Monatshefte. Auch die einzelnen Aufsätze weisen keine Verfassernamen auf, doch wird einmal auf dem Umschlage des Februarheftes gesagt, daß Wieland, Knebel, J. H. Voß, Meyer, Fernow und Gruber Mitarbeiter seien. Wie es scheint, sind 75 Nummmern erschienen; der Preis des Jahrganges sollte 6 Thaler sächsisch betragen.*)

Der Wert der Zeitschrift liegt nur in den politischen Aufsätzen, denn die litterarischen kommen über Auszüge, Rezensionen und Anekdotisches nicht viel hinaus, in den Abhandlungen und Betrachtungen über die Zeitverhältnisse aber offenbart sich ein warm quellendes Herz und ein heftiger Unwille über die verrotteten deutschen Zustände, aus denen notwendig eine Katastrophe hervorgehen müsse. Gleich in der ersten Nummer wird die ungeschickte Strategie des Generals Mack kritisiert, der sich mit 23800 Mann den Franzosen bei Ulm ergeben mußte. Allerlei wohlweise Abhandlungen über die Militärdisziplin verstünden die Deutschen wohl zu schreiben, bemerkt der Verfasser bitter, aber in der Praxis ließen sie sich in der schmachvollsten Weise von einem undisziplinierten Feinde überrumpeln. In der Nr. 3 knüpft der Herausgeber an den stolzen Tagesbefehl Nelsons: „England erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thut", und an

*) Wir folgen hier hauptsächlich Ludwig Geiger (Aus Alt-Weimar, S. 160—166), dem das Verdienst gebührt, zum erstenmale auf diese Zeitschrift aufmerksam gemacht zu haben. Weiteres findet sich in „Knebels Nachlaß", Bd. 2, S. 464 ff., und bei Haym, Die romant. Schule.

seinen heldenmütigen Tod an und fragt dann: „Warum fehlt uns Deutschen Gemeingeist?“ Weiterhin wird dargelegt, daß der Grund, weshalb wir keine „deutschen Männer der Nation“ besäßen, darin liege, daß jeder in kläglicher Kurzsichtigkeit immer nur seine Sonderinteressen verfolge. Ironisch wird hinzugefügt, bei uns sei der Possendichter Kotzebue der Mann der Nation. Mit Begeisterung wird der Kampf der Tiroler gegen Bayern verfolgt, und als Kaiser Franz einen neuen Orden für Bürgertugend stiftet, erhebt sich der Verfasser zu dem prophetischen Ausrufe: „Der Zeitpunkt ist da, wo weder die Stecknadeln der Stiefletten noch der Pedantismus der Wachtparaden den Staat von seinem Untergange retten kann .... Die Furcht vor dem Korporalstock ist dem Lorbeer nicht günstig, und das Regiment der Steigbügel muß aufhören, wenn der Reiter, mit seinem Pferde verwechselt, nicht zu diesem herabsinken soll. Es ist kein hohler Phantasietraum; nein, nein, ganz andere Beweggründe, wie diese, werden im 19. Jahrhundert die deutschen Armeen ins Feld führen!“ Mut und Tapferkeit seien jetzt bei dem steten Vorwärtsdrängen der Franzosen die notwendigen Tugenden, mit denen sich die Deutschen wappnen müßten, aber statt sich mit diesem zu umgürten, besuchten sie Fichtes Vorlesungen, dessen Philosophie „nur die Kunst, selig zu leben, um ein Billiges eröffnet“. Wolle man etwas lesen, so greife man zu Arndts „Geist der Zeit“. Das sei „ein Buch, wie es wenige giebt, ernst, deutsch, gemütlich, stark, freimütig gegen alle und doch für keine Partei“. Die einzige Hoffnung in dieser langen Zeit gewährt dem Verfasser das Königreich Preußen, das Land mit den großen Traditionen. Das werde sich nicht erobern lassen. — Doch kaum ist dieser Zuversicht Ausdruck gegeben, so zertrümmern auch schon die Kanonen Napoleons den Staat Friedrichs des Großen, und dabei nimmt auch die Zeitschrift ein jähes Ende. In welcher Weise sich das vollzogen hat, läßt sich nicht mehr bestimmter feststellen. Es liegen nur zwei Aktenstücke vor, die allerdings merkwürdig genug sind. Zunächst ein Billet von Goethe vom 13. Oktober 1806 (in der Weimarer Goethe-Ausgabe Bd. 13 irrtümlich in die Briefe des Jahres 1807 eingereiht) an den

Geheimrat Voigt, welches lautet: „E. E. ersuche in so vielen Übeln, daß Falken verboten werde, sein ‚Elysium und Tartarus‘ fortzusetzen, bey Strafe, gleich eingesteckt zu werden. Die Übel sind zu groß; so ein Narr kann sie noch vermehren. Nichts von Vergangenem. G.“ Ferner ein Erlaß des Geheimrats Voigt: „Dem Rat Falk wird hierdurch (vielleicht zum Überfluß, da derselbe gewiß nicht so unvorsichtig sein dürfte) die Verordnung gegeben, sein Journal nicht fortzusetzen. Außerdem wird die Vertretung auf seine eigene Persönlichkeit ganz allein zurückfallen und diese Verordnung zur diesseitigen Legitimation gereichen.

Sign. Weimar, den 13. Oktober 1806.“ *)

Falk hat sich darauf nie wieder journalistisch bethätigt. Während der Franzosenzeit, besonders aber in den stürmischen Wochen nach der Schlacht bei Jena, machte er sich durch seine Kenntnis des Französischen um Stadt und Land so verdient, daß ihm der Herzog von Sachsen-Weimar 1813 ein Jahrgehalt und den Titel eines Legationsrates verlieh. Nach dem Kriege nahm er sich der vielen verwaisten und verwahrlosten Kinder an und gründete für sie eine Schulanstalt, die noch jetzt in Weimar unter dem Namen „Falksches Institut“ besteht. Nach längerer Krankheit starb er am 14. Februar 1826.

Mit dem Kanonendonner von Jena und Auerstädt begann das napoleonische Regiment in Deutschland, das alles freiere geistige Leben unterdrückte. Im nächsten Kapitel werden wir zu zeigen versuchen, in welche schwere Fesseln auch der Journalismus geschlagen wurde.

---

*) In Wirklichkeit steht unter dem Erlaß 1807, was aber offenbar ein Schreibfehler ist, auch muß es wahrscheinlich, wie Geiger meint, „den 17. Oktober“ heißen.

Zweiter Abschnitt.

Die napoleonische Zeit.

Erstes Kapitel.

Napoleon und die Presse.

1. Napoleon und das gebildete Deutschland. Die Paris-Pilger und ihre Urteile über Napoleon. Die Stimmung, mit der man Napoleon in Deutschland empfing. Napoleons Ansichten über die Presse. Sucht zu verhindern, daß sich die Zeitungen mit Politik beschäftigen. Benutzt sie, um Stimmung für seine Unternehmungen zu machen. Knebelt nach und nach die ganze Presse der von ihm beherrschten Gebiete, kokettiert jedoch mit der Preßfreiheit.

Schon lange, bevor Napoleon in Deutschland eindrang, war er hier der Gegenstand aufmerksamster Beobachtung, ja, größter Bewunderung. Mit von Jahr zu Jahr wachsendem Staunen sah man, wie sich dieser Heros aus dem Wirrwarr der französischen Zustände erhob, wie er seit dem Staatsstreiche des 18. Brumaire mit gewaltigem Arm Ordnung schaffte, und wie sich unter ihm alle Verhältnisse klärten.

Nach und nach, etwa von 1800 ab, zogen ganze Scharen von gebildeten Deutschen nach Paris, um diesen neuen Gewaltigen einmal zu sehen und näher kennen zu lernen. Viele von ihnen schrieben dann Berichte, Broschüren und selbst Bücher über ihre Beobachtungen und Erlebnisse, und so entstand in kurzer Zeit eine ganze Napoleon-Litteratur.

Von diesen vielen Paris-Pilgern seien nur der geistreiche Holsteiner Johann Georg Rist, der Romantiker Friedrich Schlegel, Wilhelm von Humboldt, der Hamburger Domherr F. J. L. Meyer, der enthusiastische Freiherr Kaspar Heinrich von Sierstorpff, die überschwengliche Helmina von Chézy, der schreibselige Julius von Voß, der Komponist Johann Friedrich Reichardt, der aber Bona-

parte feindlich gesinnt war, der schweizerische Romanschriftsteller Ulrich Hegner und August von Kotzebue genannt. Fast alle fühlten sich vor diesem merkwürdigen Manne mit dem an die Menschen der antiken Welt erinnernden scharfgeschnittenen Antlitz, dem seltsamen Lächeln und den faszinierenden Augen wie von einem Zauber ergriffen. „Den Augenblick, neben ihm zu stehen“, schreibt der Freiherr von Sierstorpff in seinen „Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris“ (v. O. 1804), „zählt man unter die Hauptepochen seines Lebens, und jeder, den die Natur nur mit einem Übermaß von Reizbarkeit der Sehnerven begabt hat, sieht in ihm alles, was zur Größe und Vollkommenheit gehören mag, im allerhöchsten Grade.“ *)

Diese Bewunderung erfüllte die weitaus größte Masse der Bevölkerung, als nun Napoleon in Deutschland erschien, und sie stieg noch beständig, als er jetzt einen gewaltigen Erfolg an den andern reihte und alle die Staatseinrichtungen, die man für unerschütterlich gehalten hatte, mit kühner Hand über den Haufen warf. Wie geblendet stand man dem Heros gegenüber. Die wenigsten sahen in ihm den Eroberer, die meisten begrüßten ihn als den Bringer einer besseren Zukunft, ja als das „Heil der Welt“.

So entwickelte sich schnell, gefördert noch durch den Trubel und Glanz militärischer Schauspiele, jener Napoleonsenthusiasmus, der auf der einen Seite bis zur grotesken Vergötterung, auf der andern bis zur niedrigsten Schmeichelei führte. Dem jungen Hegel erschien Napoleon als die Weltseele auf daherschnaubendem Roß; der Geheimrat Voigt in Weimar, ein Mann des praktischen Lebens, nannte ihn in seinen vertrauten Briefen an Böttiger unumwunden den „großen Kaiser“, den „Einzigsten“ und „unsern Heiligen“; Johannes von Müller, der berühmte Verfasser der Geschichte der Schweizer, trat sogar in die Dienste Napoleons und rief dabei aus: „Wie Ganymed nach dem Sitze der Götter, bin ich vom Adler nach Fontainebleau entführt worden, um Jupiter

---

*) Ausführliches bei Paul Holzhausen, Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher. Bonn 1891.

zu dienen“, und Goethe erklärte in einem seiner Karlsbader Gedichte:

Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's im hellsten Geisteslicht;
Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht.
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
Dann tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte,
Das feste Land in alle seine Rechte.

Dieses staunende Bewundern, diese Hoffnung auf eine neue, bessere Zeit spiegelte sich natürlich auch in den deutschen Zeitungen wieder; aber diese politischen Phantasieen waren Napoleon sehr bald unbequem, und wie auf alle Einrichtungen und Institutionen, so legte er auch auf diese seine schwere Faust.

Die Macht und Bedeutung der Presse kannte er ja längst. Gleich beim Beginn seiner Laufbahn faßte er sie ins Auge und suchte sie sich zu nutze zu machen. Als er 1796 nach Italien ging, sagte er zu einem ihm befreundeten Journalisten: „Denken Sie daran, in den Berichten über unsere Siege nur mich zu erwähnen, nur mich! Verstehen Sie?“ Weiterhin bemerkte er, wie Fouché erzählt, in Gesprächen über die öffentliche Meinung des öfteren: „Die Zeitungen sind eine wichtige Sache“, und als er in Paris die Gewalt an sich gebracht hatte, war es eine seiner ersten Maßnahmen, sich der Presse zu versichern. Wie in Frankreich, so nahm er auch in Deutschland alsbald die gesamte Publizistik in seine feste Hand. Es war ihm selbstverständlich, daß er einen andern Willen neben sich, eine andere Ansicht neben der seinigen nicht anerkannte. Wurde nun aber eine solche andere Ansicht gar durch den Druck in weite Kreise getragen, so war ihm das bereits ein Staatsverbrechen. „Eine Druckerei ist ein Arsenal, das nicht jedermann zugänglich sein sollte“, erklärte er in der Senatssitzung vom 12. Dezember 1809, „ich halte es für sehr wichtig, daß nur solche Leute, zu denen die Regierung Vertrauen hat, etwas sollen drucken lassen können. Wer durch den Druck zum Publikum spricht, gleicht demjenigen, der in einer öffentlichen Versammlung als Redner auftritt, und gewiß wird

niemand dem Herrscher das Recht bestreiten, zu verhindern, daß der erstbeste das Volk haranguiere." Er war denn auch gegen jede Äußerung einer Volksmeinung in politischen Dingen und wünschte überhaupt nicht, daß das Volk Politik trieb.*) Darum suchte er auch immer die allgemeine Aufmerksamkeit auf Äußerlichkeit, auf Pomp und Gepränge, gesellschaftliches Leben, oder litterarische Zänkereien abzuleiten. Für die Zerstreuung der Pariser richtete er Opernbälle ein und bemerkte dabei zu einem seiner Vertrauten: „Ich habe deshalb die Eröffnung dieser Bälle gestattet, damit die Zeitungen darüber schreiben sollen, denn so lange sie das thun, werden sie sich nicht mit Politik beschäftigen, und das ist gerade das, was ich will. Mögen sie sich amüsieren und tanzen, aber sie sollen es bleiben lassen, ihre Nase in die Pläne der Regierung zu stecken."

Als die Rüstungen für den Feldzug nach Rußland begannen, trat das Bestreben, die Politik aus den Zeitungen fernzuhalten, ganz besonders hervor; infolgedessen verfiel der Zensor Lemontey auf einen ingeniösen Gedanken. Unter dem 12. Mai 1812 schrieb er an den Polizeiminister Savary: „Augenblicklich herrscht in den Blättern eine große Dürre an litterarischen und theatralischen Neuigkeiten. Das ist aber die beste Nahrung für die Pariser Müßiggänger, und wenn sie ihrer entbehren müssen, so werfen sie sich auf die Politik. Spanien verdrängt die Comédie Française, Rußland die Musik, und alle Gespräche derer, die nichts Besseres zu thun haben, drehen sich um die Regierung. Eine lebhafte Erörterung über Kunst- und Litteraturverhältnisse würde in diesem Augenblicke ganz ausgezeichnet sein. Es würde leicht sein, eine solche mittels der Zeitungen ins Werk zu setzen, aber unglücklicherweise sind die Zeitungen alle ganz gleichmäßig redi-

*) Sehr viele charakteristische Äußerungen Napoleons über die Presse, deren Anführung uns hier aber zu weit führen würde, finden sich auch bei Lecestre, Lettres inédites de Napoléon Ier, Bd. I u. II, Paris 1895, und bei Léonce de Brotonne, Lettres inédites de Napoléon Ier, Bd. I u. II, Paris 1898, ferner bei Le Poittevin, La liberté de la presse de la Révolution, Paris 1901, und bei Avenel, Histoire de la presse française, Paris 1901.

giert und bieten gar kein Interesse. Wenn man nun jedem der Blätter eine bestimmte Rolle zuteilte, so könnte man einen Meinungsstreit erzeugen, der die Öffentlichkeit ganz außerordentlich interessieren und alle Kosten der Unterhaltung in den Salons tragen würde. Die italienische und die französische Musik stehen im Vordergrunde. Das Musik-Konservatorium hat seine Gönner, die komische Oper ihre Fanatiker. Beim ersten Ziehen werden Ströme von Tinte fließen, und ein wütender Kampf zwischen Harmonie und Melodie wird entbrennen. Wenn Ew. Excellenz diese Idee billigen, so werde ich die Feindseligkeiten im „Journal de l'Empire“ eröffnen lassen und werde gleichzeitig Herrn Lacretelle vertraulich anweisen, daß sofort ein geharnischter Ritter in der „Gazette de France“ für die französische Musik in die Schranken treten soll. Dieser kleine Krieg kann eine Zeitlang dauern und so eine Ablenkung für den großen bilden.“ Der Vorschlag fand sowohl die Billigung Savarys, wie auch des Kaisers, worauf die originelle Idee zur Ausführung kam.*)

Bisweilen hielt es aber Napoleon auch für geraten, eine gewisse Stimmung für ein politisches Unternehmen zu machen und gab dann genau an, wie sich die Zeitungen in diesem Falle zu äußern hätten.

Als er 1808 zu der Überzeugung kam, daß er einen neuen Feldzug gegen Österreich unternehmen müsse, suchte er zunächst Österreich in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren. Unter dem 27. Okt. 1808 schrieb er an den Polizeiminister Fouché: „Wachen Sie darüber, daß man nicht zu viel Einzelheiten über den Hof von Wien in die Zeitungen setze. Die Sucht, ihn zu loben, ist zu groß. Man muß im Gegenteil die ungarische Truppenaushebung und die Hofzeitung lächerlich machen, die aus der Zeitung von Sevilla und anderen Blättern die von den Insurgenten ausgesprengten Nachrichten wiedergiebt. Man muß sich über die Vorsicht der Wiener Zeitung lustig machen.“

Und als er während des Waffenstillstandes im Sommer

*) Die interessante Eingabe Lemonteys findet sich bei Henri Welschinger, La Censure sous le Premier Empire. Paris 1887.

1813 noch einmal alles aufbot, um die Alliierten zu schlagen, war er auch darauf bedacht, durch die Zeitungen den Respekt vor seinen Truppen zu heben. Unter dem 1. August 1813 schrieb er an seinen Kriegsminister, General Clarke, aus Mainz: „.... Hierauf lassen Sie den ersten Brief des Generals Rey inbezug auf den Sturm auf Saint-Sebastian einrücken und in der Folge die Briefe, welche auf die Vorgänge vom 25., 26. und 27. Bezug haben. Es wird ratsam sein, die Zahl der Gefangenen und die Zahl der erbeuteten Kanonen etwas zu vergrößern, nicht um Frankreichs, sondern um Europas willen. Da ich den Brief des Generals Rey in die „Frankfurter Zeitung" einrücken lasse und darin Änderungen in diesem Sinne gemacht habe, so sende ich Ihnen denselben im Original mit diesen Abänderungen, damit er im „Moniteur" genau so wie in der „Frankfurter Zeitung" erscheine." *)

Glaubte er aber seine Politik durch irgend einen Zeitungsartikel geschädigt, so ging er mit aller Strenge und Rücksichtslosigkeit gegen das Blatt und seinen Redakteur vor. So richtete er unter dem 26. Juli 1809 an den Polizeiminister Fouché folgendes Schreiben: „Ich schicke Ihnen eine Nummer der „Gazette de France", in der Sie einen neuen Artikel aus Berlin finden werden. Geben Sie Befehl beim Empfang dieses Briefes, daß der Redakteur arretiert und in das Gefängnis gesetzt werde, weil er mehrere Artikel aus Berlin in sein Journal aufgenommen hat, deren Zweck es ist, die Allianz zwischen Frankreich und Rußland in Zweifel zu ziehen und unsere Verbündeten zu insultieren. Sie halten diesen Redakteur einen Monat gefangen und ernennen einen anderen an seiner Stelle. Sie haben mich wissen zu lassen, aus welcher Quelle die Artikel kommen. Im allgemeinen redigiert man die Journale äußerst schlecht. Seit zwei Monaten erschreckt man den Kontinent mit der großen englischen Expedition. Man sollte wirklich sagen, daß die Polizei nicht lesen könnte; für nichts weiß man dort Rat." **)

*) Lecestre, vol. I, pag. 248, und vol. II, pag. 277.

**) Lecestre, vol. I, pag. 333.

Die vollständige Knebelung der Presse hat denn auch Napoleon beständig durchgeführt, solange er sich auf der Höhe seiner Macht fühlte. Eine große Menge von Zeitungen Frankreichs und Deutschlands unterdrückte er; die wenigen, die bestehen blieben, standen unter der scharfen Aufsicht seiner Beamten, und er betrachtete sich gewissermaßen als der „politische Direktor" des gesamten Zeitungswesens der von ihm besetzten Länder. Als solcher schrieb er sogar den Zeitungen den Ton vor. „Es darf keine beißende Schreibart gebraucht werden, und am wenigsten dürfen illegale Angriffe auf irgend eine öffentliche physische oder moralische Person gewagt werden", verkündet ein Dekret vom 21. August 1809.

Nichtsdestoweniger liebte er es, zu Zeiten mit der Preßfreiheit zu kokettieren. Als ein Lustspiel mit dem Vermerk der Genehmigung des Polizeiministers Fouché veröffentlicht wurde, schrieb er diesem: „Ich habe Grund, über diese neue Form erstaunt zu sein, welche das Gesetz allein autorisieren konnte. Wenn es angemessen war, eine Zensur einzurichten, konnte es nicht ohne meine Erlaubnis geschehen. Wenn es mein Wille ist, daß keine Zensur besteht, habe ich Grund, darüber erstaunt zu sein, in meinem Reiche Formen zu sehen, die in Wien und Berlin gut sein mögen. Ich beabsichtige nicht, daß die Franzosen Leibeigene werden. Ich sage noch einmal, daß ich keine Zensur will, weil jeder Buchhändler für die Dummheiten verantwortlich ist, weil ich nicht für die Dummheiten verantwortlich sein will, die gedruckt werden können, weil ich endlich nicht will, daß ein Beamter untergeordneten Ranges den Geist tyrannisiere und das Genie verstümmele."

---

2. Einführung der Zensur. Das Zensurdekret vom 5. Februar 1810. Die besonderen Bestimmungen für deutsche Zeitungen vom 29. Mai 1811. Es wird nur noch eine Zeitung in jedem Departement geduldet. Napoleon auf St. Helena über die Presse.

Dieser Schein einer Preßfreiheit konnte aber auf die Dauer doch nicht aufrecht erhalten werden, auch mochte er dem Kaiser,

der jetzt mehr und mehr zu schroffen Gewaltthätigkeiten neigte, auf die Dauer lästig fallen, und so erschien am 5. Februar 1810 ein Dekret, durch das die Zensur, die längst bestanden hatte, nun thatsächlich eingeführt wurde. Es ward ein eigenes Generaldirektorium für die Druckereien und den Buchhandel eingesetzt, das alles verbieten sollte, was die Pflichten der Unterthanen gegen den Herrscher und das Staatsinteresse angriff. Graf Portalis wurde zum ersten Direktor der neuen Behörde ernannt; ihm wurde eine Reihe Zensoren beigegeben. Auf Grund einer geheimen Instruktion sollte das Generaldirektorium nach drei Richtungen hin seines Amtes walten, nach Beeinflussung, Überwachung und Unterdrückung hin. Der neuen Behörde lag die Redaktion des „Moniteur officiel", die Übersetzung fremder Zeitungen, die Veröffentlichung offizieller und offiziöser Schriftstücke, die Unterstützung von Schriftstellern, die Verleihung von Ämtern ob, um die Polemik zu vernichten. Die Überwachung erstreckte sich auf die verschiedenen Vereine, Predigten, öffentliche Vorträge, Theater und andere Vorstellungen, auf die Zeitungen, ihr Personal und ihre Abonnenten, auf den Vertrieb von Büchern, auf die Lieder, die jeweilig populär waren.

Diesen allgemeinen Zensurvorschriften folgte unter dem 29. Mai 1811 noch eine besondere Bestimmung für die politischen Nachrichten der deutschen Zeitungen. Sie lautete: „Jedes Blatt wird unterdrückt werden, das andere politische Nachrichten bringt, als die dem „Moniteur" entnommenen; die Redakteure würden sich außerdem noch persönlichen Strafen aussetzen." Damit war der deutschen Presse auch der letzte Rest von Selbständigkeit genommen; die Zeitungen konnten weiter nichts mehr bringen, als die gefärbten, oft genug vollständig unwahren Berichte der französischen Regierung!

Doch damit nicht genug. Auch noch in anderer, wahrhaft barbarischer Weise wurde gegen die Zeitungen vorgegangen. Unter dem 3. August 1810 erschien ein kaiserliches Edikt, demzufolge im französischen Kaiserreiche künftig in jedem De-

partement nur noch eine Zeitung geduldet werden solle.*) Dabei verlangte Napoleon zugleich, daß auch seine Verbündeten ähnliche Maßnahmen träfen. In Paris sank darauf die Zahl der Zeitungen auf vier. Während der Revolutionszeit hatte es 73 politische Blätter gegeben. Bei den Rheinbundfürsten wurde, wie wir noch sehen werden, fast vollständig tabula rasa gemacht.

Eine erschreckende Öde trat ein. „La politique demeure un monde fermé“, sagt der Geschichtsschreiber der französischen Presse, „il y eut comme un blocus des idées, non moins rigoureux que le blocus continental“.**) Aber bewährt hat sich diese Knebelung der Presse, diese Vernichtung der Zeitungen nicht. Und auch Napoleon erkannte, daß es auf die Dauer nicht ersprießlich sein könne, die Gedanken der Menschen in bestimmte Bahnen zu zwingen und in Fesseln zu schlagen. Als er im Jahre 1815 abermals auf 100 Tage die Gewalt an sich riß, beseitigte er die Zensur und bewilligte vollständige Preßfreiheit, und später auf St. Helena faßte er die Lehre, die er während seiner Regierungszeit aus seiner vielfachen Beschäftigung mit der Presse gezogen hatte, in die denkwürdigen Worte zusammen: „Es giebt heute Sachen — und die Freiheit der Presse gehört zu ihnen —, bei denen man nicht mehr darüber zu entscheiden hat, ob sie gut

*) Der Wortlaut des Dekretes war: Art. 1. In jedem Departement, jenes der Seine ausgenommen, giebt es nur eine Zeitung. Art. 2. Diese Zeitung steht unter der Aufsicht des Präfekten und kann nur mit dessen Genehmigung erscheinen. Art. 3. In großen Städten können die Präfekten die Herausgabe von Verkündigungs- und Anzeigeblättern, sowie von Blättern über die Bewegung im Handel und Immobilverkauf gestatten; gleiches gilt von Zeitungen, welche lediglich mit Litteratur, Wissenschaft, Kunst und Ackerbau sich beschäftigen. Diese Blätter dürfen keinen Artikel aufnehmen, welcher den bezeichneten Richtungen fremd ist. — Exemplare mußten regelmäßig mit der Post unter Kreuzband eingeschickt werden: eins für den Justizminister, eins für den Minister des Innern, eins für den Minister der General-Polizei, eins dem Minister-Staatssekretär, zwei dem General-Direktor der Buchdruckerei, eins dem Präfekten und eins dem Inspektor des Buchhandels im Kreise. Das waren mit dem Exemplar für den Maire neun Exemplare.

**) Hatin, Histoire de la presse française, VII, 535.

sind oder nicht, sondern bei denen es nur darauf ankommt, ob man sich dem Strome der öffentlichen Meinung widersetzen kann. Die Entziehung dieser Freiheit wäre aber unter einer konstitutionellen Regierung ein verletzender Anachronismus, ein wahrhafter Wahnsinn. Auch glaube ich, daß die Ausschreitungen der Presse nach meiner Rückkehr aus Elba nicht zu meinem demnächstigen Sturze beigetragen haben."



Zweites Kapitel.

Die Presse in den zu Frankreich geschlagenen Teilen Deutschlands.

1. Die Mainzer Blätter. Die Zeitungen in Köln. Das „Wochenblatt des Bönnischen Bezirks". Das „Krefelder Wochenblatt". Die Zeitungen von Aachen; die Blätter in Cleve und Bremen.

Am härtesten lag der napoleonische Druck naturgemäß auf denjenigen deutschen Blättern, die im Gebiete des französischen Kaiserreiches erschienen. Dieses Gebiet war nach und nach bis nach Lübeck ausgedehnt worden. Von Ende 1810 ab schwenkte die Grenze bei Wesel die Lippe hinauf nach Osten hin, ging nach Minden und von dort, nordöstlich, über Lüneburg, Lauenburg und Lübeck, bis an die Küste der Ostsee, sodaß also außer der linken Rheinseite das ganze Gebiet der Ems, der Unterweser mit Bremen und der Unterelbe mit Harburg und Hamburg, sowie Lübeck, zu Frankreich gehörte. Die Zeitungen dieses großen Teiles des ehemaligen deutschen Reiches hatten sich nach den für Frankreich erlassenen Preßvorschriften zu richten, mußten aber auch heimischen, deutschen Verhältnissen Rechnung tragen und befanden sich somit beständig in innerem Zwiespalt. Konflikte auf der einen Seite wechselten unaufhörlich mit solchen auf der anderen Seite; dazu kam das Mißtrauen der Franzosen, die auch da schon feindselige Gesinnung und Verrat witterten, wo noch nicht der geringste Grund vorlag.

In besonders exponierter Lage befand sich Mainz, das den

Übergangspunkt von Frankreich nach Deutschland bildete. Hier mußte also alles vermieden werden, was „den Intentionen der französischen Regierung" nicht entsprach. Die Zeitungsverhältnisse in Mainz waren denn auch die kläglichsten, die man sich denken kann. Wir haben sie zum Teil bereits Seite 7—11 geschildert; während des Kaiserreiches verschlimmerten sich die Zustände noch. Die von der Regierung ins Leben gerufene und von Johannes Weitzel redigierte „Mainzer Zeitung" konnte sich nur in so engen Grenzen bewegen, daß sie, trotz des politisch so bewegten Lebens, fast gar nichts von Interesse bieten konnte und daher 1809 nur noch 937 und 1810 sogar nur noch 786 Abnehmer hatte. Dabei wurde ihr die Existenz noch dadurch erschwert, daß am 5. Oktober 1809 der Polizeiminister verfügte, die in Frankreich erscheinenden Blätter müßten in Zukunft in deutscher und französischer Sprache herausgegeben werden. Die Zeitung ward daher zu einer „Gazette de Mayence — Mainzer Zeitung". Aber auch in dieser Form vermochte das Blatt sich in Paris keinen Beifall zu erwerben, und schließlich wurde von dort dekretiert, der Präfekt solle die Zeitung mit dem Schlusse des Jahres 1811 aufgeben. Darauf erhielt Weitzel seinen Abschied, und am 31. Dezember 1811 wurden die Abnehmer benachrichtigt, „daß vom künftigen ersten Januar 1812 an das Abonnement der „Mainzer Zeitung" nicht mehr im Rochus-Hospitale (der Druckerei der Regierung), sondern bei Buchdrucker Theodor Zabern fortgesetzt werde". Dadurch sank es zu vollständiger Unbedeutendheit herab. Schon vorher war das „Intelligenzblatt" ein Opfer der napoleonischen Preßgesetze geworden, auf Befehl des Polizeiministers, weil, wie der Präfekt dies am 5. Februar 1812 der Kommission mitteilte, „die Existenz desselben (Blattes) zu Mißbräuchen, Chikanen, welche friedliche Menschen öffentlich beleidigten und hierdurch Publizität erhielten, Anlaß (zu dieser Maßregel) gäbe". Die „Mißbräuche" und „Chikanen" waren allerdings dem gewöhnlichen Auge unauffindbar, da das Blatt lediglich Anzeigeblatt gewesen war.*) Um einigermaßen Ersatz zu

*) Bockenheimer, Die Buchdruckerei im St. Rochushospitale zu Mainz. Mainz 1887.

bieten, erschien mit dem 1. Januar 1812 „Der Donnersberger — Journal du Mont-Tonnerre", aber mit diesem Blatte sah es höchst jämmerlich aus, da es ja weiter nichts als einen Auszug aus dem „Moniteur" bringen durfte, nicht einmal Mitteilungen über die Vorgänge am Orte.

Wie bei den Mainzer Blättern, so machte sich auch bei den Zeitungen in Köln der Druck der französischen Regierung mehr und mehr in der empfindlichsten Weise geltend. Zunächst wurde 1807 von dem Präfektur-Rat Joh. Max. Nikolaus Du Mont in Aachen, wohl auf Veranlassung der französischen Regierung, in Gemeinschaft mit Thiriart und Kompanie ein rein französisches Journal unter dem Titel „Gazette française ou repertoire politique, littéraire et commercial" gegründet und zweimal wöchentlich zu dem Abonnementspreise von 8 Franken 90 Cent. für das Vierteljahr und für Köln, 11 Franken für auswärts, herausgegeben, und als sich dieses, meist kurz „Gazette de Cologne" genannte, Blatt einigermaßen eingebürgert hatte, wurde dazu übergegangen, drei deutschen Zeitungen Kölns den Garaus zu machen. Durch Dekret vom 20. Juli 1809 wurden die „Kölnische Zeitung", der „Welt- und Staatsbote" und der „Verkündiger" einfach unterdrückt. Nur der „Beobachter im Roer-Departement" durfte neben der „Gazette de Cologne" weiter erscheinen, doch hatte er künftig neben den deutschen Text die französische Übersetzung zu stellen und außerdem jährlich 900 Franken an den Polizeiminister zu bezahlen. Die „Gazette" brauchte nur 300 Franken zu entrichten.

Gelegentlich dieses Verbotes der drei Kölner Zeitungen wurde auch die Zahl der Abonnenten der sämtlichen Kölner Blätter festgestellt, und laut diesen Notierungen hatte die „Kölnische Zeitung" nur 326 Abonnenten (121 städtische und 205 auswärtige), der „Welt- und Staatsbote" 708 (336 städtische und 372 auswärtige) und der „Verkündiger" 223 (171 städtische und 52 auswärtige), der „Beobachter" 1052 (246 städtische und 806 auswärtige) und die „Gazette de Cologne" 364 (157 städtische und 207 auswärtige).

Der Besitzer der „Kölnischen Zeitung", Marcus Du Mont,

wollte sich aber sein Eigentum doch nicht so ohne weiteres nehmen lassen und hatte den Mut, sich mit einer Eingabe direkt an den Kaiser zu wenden, worauf ihm Napoleon als Entschädigung ein Jahresgehalt von 4000 Francs zuerkannte. Außerdem erhielten er und der Eigentümer des „Staatsboten", Johann Georg Schmitz, unter dem 31. Oktober 1809 durch den Polizeiminister die Autorisation zur Herausgabe einer Vierzehntageschrift unter dem Titel „Mercure du département de la Roër", verbunden mit einem wöchentlich zweimal erscheinenden „feuille d'annonces". Doch mußte der „Mercure" zu dreiviertel in französischer Sprache abgefaßt sein, während das Intelligenzblatt neben dem französischen Texte auch die vollständige deutsche Übersetzung bringen durfte. Der „Mercure" war, wie es in der Abonnements-Einladung hieß, „den Wissenschaften und Künsten, vorzüglich der Geschichte und den Altertümern dieses Landes, dem Handel und den Gewerben gewidmet", das Intelligenzblatt enthielt nur Inserate. Seit dem 28. November 1811 führte es den Titel „Feuille d'affiches, annonces et avis divers de Cologne".*)

In Bonn unternahm es der Buchdrucker Peter Neußer, der vor Jahren einmal das „Wochenblatt des Bönnischen Bezirks" gegründet, es aber in der stürmischen Zeit nicht mehr herausgegeben hatte, wieder mit ihm hervorzutreten. Die erste Nummer erschien am 6. Februar 1808; der halbjährige Abonnementspreis betrug 2 Frcs. 50 Cent. Der Inhalt des Blattes litt aber fort und fort an großer Kümmerlichkeit. An der Spitze jeder Nummer erschienen stets unter der Rubrik „Gesetzgebung und Regierung" Mitteilungen aus amtlichen Erlassen aller Art; sodann folgten in der Regel ein Artikel belehrenden, jedoch nicht politischen Inhalts oder eine kleine Erzählung, Anekdoten, Aphorismen, Gedichte, allerlei volkswirtschaftliche Notizen und ab und zu kurze Berichte über Vorfälle aus Bonn oder der Umgebung, ferner unter der Rubrik „Civilstand der Mairie Bonn" die Liste der Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle und zuletzt einige wenige Inserate,

*) L. Ennen, S. 78—80.

unter denen sich aber Anzeigen über Familienereignisse nicht finden. Über all die gewaltigen Katastrophen, die sich zur Zeit in Österreich abspielten, über die Kämpfe in Tirol, über den Zug Schills und vieles andere fiel kein Wort, und trotz alledem schimmerte hie und da etwas von diesen Ereignissen auch in diese Blätter hinein. Zunächst zeigte die häufige Erwähnung des Militärs, daß man mitten in einem kriegerischen Zeitalter stand. Die Mairie Bonn hatte 1809 zur französischen Armee 82 Konskribierte zu stellen; die Aushebung dieser Mannschaften kam sehr oft zur Sprache. Aber auch von der Stimmung im Volke war dann und wann ein Hauch in diesem „Wochenblatt“ zu verspüren. Von alters her lebte am Rheine noch eine gewisse Sympathie für Österreich. Bei dessen vollständiger Niederwerfung durch Napoleon im Jahre 1809 machten sich daher gewisse Erregungen bemerkbar; zugleich steigerte sich die Mißstimmung wegen der vielen Lasten, die immer drückender wurden. Diese Bewegung entging natürlich der französischen Regierung nicht, und daher erschien in Nr. 86 des „Wochenblattes“ ein Zirkular des Departements-Präfekten, in dem es hieß: „Mit größtem Vergnügen sehe ich beinahe allenthalben die Operationen inbetreff der Nationalgarde in der größten Ordnung vornehmen, und ich hielt für nötig, die Regierung von diesem neuen Beweise unserer Anhänglichkeit zu unterrichten. Ich weiß jedoch, daß es in 3 oder 4 Mairien Intriganten gelang, die guten Bürger irre- und von ihren Pflichten abzuleiten. So ward ich genötigt, 50 Mann Infanterie und 20 reitende Jäger auf Exekution in Kuchenheim einzulegen und diese Gemeinde für eine Widerspenstigkeit, die sicher der größte Teil ihrer Einwohner beweint, zu bestrafen.“ Er drohte dann, er werde selbst gegen die geringste Unordnung mit aller Schärfe vorgehen, und forderte die Unterpräfekten und Maires zur größten Wachsamkeit auf.

Daneben leisteten die Festreden zum Jahresgedächtnis der Kaiserkrönung und beim Napoleonsfeste, die wörtlich im „Wochenblatte“ zum Abdruck kamen, das höchste in der Vergötterung des Kaisers. In einer dieser wird er der Atlas genannt, der die Welt trägt, und dann werden seine Verdienste gepriesen, die er

sich durch die Siege des Jahres 1809 um Deutschland und Europa erworben. „Seine glänzenden Siege an der Isar, am Inn und an der Donau haben von den Fürsten und Völkern Deutschlands ein zerstörendes Gewitter, drohend, soeben auf ihre Länder zu stürzen, abgeleitet und zugleich den Frieden des Kontinents von Europa hergestellt und befestigt.“ Und das sagte nicht etwa ein Franzose, sondern ein Deutscher, der aus einer der angesehensten Patrizierfamilien Bonns stammte.

Ganz ähnlich verhielt sich das Krefelder Intelligenzblatt, das mit dem 1. Januar 1807 von der Witwe Schüller (vgl. S. 26) wieder von den Toten erweckt worden war, aber jetzt den Titel „Krefelder Wochenblatt“ führte und auch nur einmal wöchentlich, am Mittwoch, erschien. Es bekundete gleich oben am Kopf seine Verehrung für Napoleon. In der Mitte des Titels zeigte sich ein strahlender Stern, der von Napoleons Namen umrahmt war; oben schwebte die Kaiserkrone, unten breitete ein Adler seine Flügel aus, mit den Krallen die Zeichen der Herrschaft erfassend; seitwärts zogen sich wie zum Kranze Lorbeerzweige durch die Sternenstrahlen dahin. Das war aber auch das einzige Politische in dem Blatt. Der Text hielt sich ängstlich von allem fern, was an die Kriege und die staatlichen Umwälzungen, die ja beständig vor sich gingen, erinnerte. Und trotzdem tauchten fort und fort Angaben, Bemerkungen, Klagen auf, die darauf hindeuteten, in welch bewegter Zeit, unter welchem Drucke, in welch traurigen Verhältnissen man lebe. Da meldete der „Civilstand der Gemeinde Crefeld“: Gestorben Peter Joseph Meiser, hierselbst gebürtig, Grenadier beim 4. Bataillon vom 45. Infanterie-Regiment, im Militärhospital zu Danzig, Füselier Rothen im Hospital zu Straßburg, Füselier Pasch in demselben Lazarett, Füselier Kein im Militärhospital zu Metz, Infanterist Schützendorff, 19 Jahre alt, im Civilhospital zu Mont de Marsan, der Conskribirte Bennart, 19 Jahre alt, im Militärhospital zu Schlettstadt, der Husar Michel Uhl an einer in der Schlacht bei Wagram erhaltenen Wunde, ein Brigadier von Beckerath im großen Hauptquartier der französischen Armee zu Wien u. s. w. Da wurde bekannt gegeben (Krefeld war der Sitz eines Tribu-

nals), daß 15 Landstreicher zu je 9 Monaten Gefängnis verurteilt wurden, und hinzugefügt (eine entsetzliche Illustration zu der allgemeinen Verarmung): „Sie gehörten zu einigen sechzig anderen Landstreichern und Bettlern, die sich in mehrere Bauernhöfe bei Uerdingen einquartiert hatten.“ Da wagte ein Mutiger über die Zustände im Krefelder Gefängnis zu klagen. Er schilderte eine Gerichtsverhandlung und schrieb: „Es wurden lauter Delinquenten vorgeführt, die eine Zeitlang im Gefangenhause gesessen hatten. Man kann sich kaum eine Idee von dem Aussehen dieser armen Menschen machen. Halb nackt, blaß wie der Tod, glichen sie mehr Menschen, die man aus dem Grabe gezogen hätte, als lebendigen menschlichen Wesen.“ Doch das war schon zuviel der Kühnheit: das „Wochenblatt“ wurde zu Beginn des Jahres 1810 verboten und durfte erst am 26. Februar wieder erscheinen.

Einer französischen Zeitung, der „Gazette du Bas Rhin“, die 1809 ins Leben getreten war, hatte sich der Präfekt mittlerweile noch viel unfreundlicher gezeigt; er hatte sie schon nach einigen Monaten für alle Zeiten beseitigt.

Das Wiedererscheinen des „Wochenblattes“ wurde nur unter der Bedingung gestattet, daß außer den amtlichen Bekanntmachungen nur Anzeigen und „litterarische Stücke“ gebracht würden. Alle kritisierenden Artikel, auch wenn sie nicht politischen Inhalts waren, hatte die Redaktion abzuweisen. Sie scheint aber auch bei dieser Beschränkung sich noch immer nicht die Zufriedenheit der französischen Behörde errungen zu haben, denn gegen Ende 1811 wurde dem Blatte die Erlaubnis zu erscheinen endgiltig entzogen, und an seine Stelle trat das „Feuille d'affiches, annonces et avis divers de Créveld“, das nun an jedem Sonnabend zweisprachig erschien, solange das Franzosenregiment dauerte.

Ganz ebenso gründlich räumte die kaiserliche Regierung unter den Zeitungen von Aachen auf. Zunächst wurde 1809 endgiltig der „Aachener Merkur“ unterdrückt. Ein dürftiges Blatt, „Allgemeine Zeitung — Gazette Universelle“, das 1808 ins Leben getreten war, hörte am Schlusse des Jahres 1810 wieder auf zu

erscheinen, worauf dann von 1811 ab bis zum Schlusse der Fremdherrschaft unter unmittelbarer Aufsicht des Präfekten das „Journal de la Roer“ täglich, zum Preise von 38 bis 42 Francs jährlich, erschien. Es enthielt nur Auszüge aus dem „Moniteur“ und einiges wenige aus Aachen und dem Roerdepartement. Zudem brachte es alle Nachrichten immer erst sehr spät. Die Niederlage des Kaisers bei Leipzig wurde erst am 3. November zugleich mit der Mitteilung von einem Siege bei Hanau bekannt gegeben. Dann trat das „Journal“ wiederholt leidenschaftlich dafür ein, daß der Rhein für immer Frankreichs Grenze sei. Weiterhin erklärte es, der Kaiser wünsche nach Beendigung seiner kriegerischen Laufbahn ein neues Leben zu beginnen und denke nicht daran, alle früher gemachten Eroberungen wieder zu erlangen. Diese hohlen Versicherungen vermochten aber natürlich das französische Regiment nicht zu halten, und am 15. Januar 1814 erschien die letzte Nummer des „Journals“, doch nicht ohne die Versicherung, daß sich jetzt der Kaiser „nach Wundern einer in edelmütiger Stille entfalteten Thätigkeit“ an die Spitze der Armee stellen werde.

Noch ärmlicher, als in Aachen, sah es auf dem Gebiete des Zeitungswesens während der Kaiserzeit in Cleve aus, wo der Gerichtsschreiber Koch zweimal wöchentlich den „Kourier des Niederrheins“ in nur 150 Exemplaren, und in Bremen, wo neben den „Wöchentlichen Nachrichten“, die seit 1743 erschienen, aber nur Anzeigen enthielten, vom 2. Februar 1812 ab im Verlage des Präfektur-Buchdruckers G. Jöntzen eine „Zeitung des Departements der Weser-Mündung — Journal du Département des bouches du Weser“ deutsch und französisch herausgegeben wurde. Doch gelangte dieses Blatt bereits vom 17. Oktober 1813 ab unter dem Titel „Neue Bremer Zeitung“ ganz deutsch zur Ausgabe, hielt sich nun aber nur noch bis zum 31. Dezember 1813. Ein eigentümliches Blatt, „Der geheime Ausrufer“, das 1808 in Bremen auftauchte, verschwand sehr bald spurlos wieder.

2. Die Zeitungslitteratur von Hamburg. Napoleon tyrannisiert die Hamburger Zeitungen und läßt neun unterdrücken. Alle wichtigeren Artikel werden nur in der Fassung des französischen Ober-Polizeidirektors gebracht. Die Schreckensherrschaft Davouts. Die „Lübeckischen Anzeigen“. Die Erfurter Blätter. Die „Bayreuther Zeitung“.

Viel tiefer, als bei der kleinen Zeitungslitteratur von Mainz, Köln, Bonn, Krefeld ꝛc., schnitten die Maßregeln gegen die Presse bei dem reichentwickelten Zeitungswesen in Hamburg ein. Hier erfolgte unter dem Drucke des französischen Regiments nach und nach eine vollständige Umgestaltung der gesamten Preßverhältnisse, aus der sich dann die Hamburger Zeitungen nie wieder zu der dominierenden Stellung erhoben, deren sie sich im achtzehnten Jahrhundert zu erfreuen gehabt hatten.

In den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts hatte sich Hamburg in seinem Denken und Empfinden mehr und mehr von Deutschland getrennt. Bei wachsendem Wohlstande und behaglichem Wohlleben war es nur seinen eigensten Interessen nachgegangen und hatte sich in der Ansicht gewiegt, daß es mit einer bequemen Neutralität die Wogen der allgemeinen Umwälzungen von sich fern halten könne. Das war aber ein verhängnisvoller Irrtum, dessen Folgen sich nur zu bald bemerkbar machen sollten. Da die Stadt nicht die entsprechende Macht entfalten konnte, um ihrer Neutralität die nötige Achtung zu verschaffen, so kümmerte sich Napoleon auch wenig um diese und zwang die Stadt sehr bald, sich auf seine Seite zu stellen. Schon im März 1803, als er aufs neue gegen England rüstete, beauftragte er seinen Gesandten in Hamburg, dem Senate der Stadt mitzuteilen, wie sehr es ihm mißfalle, daß den Hamburger Zeitungen eine so große Parteilichkeit zu gunsten Englands gestattet werde, und verlangte, gewissermaßen zur Kompensation, die Aufnahme eines Artikels in den „Hamburgischen Correspondenten“, der die ärgsten Schmähungen gegen die englische Regierung enthielt. Dieses Verlangen mußte dem Senate im höchsten Grade unangenehm sein, denn Hamburg pflegte des lebhaften und einträglichen Handels mit England wegen die guten Beziehungen zu diesem aufs angelegentlichste; aber wohl oder übel mußte er den „Correspondenten“

zwingen, den Artikel am 30. März zu bringen. Und damit nicht genug — der „Correspondent" wurde auch noch gezwungen, in den Beilagen vom 9. und 13. April zwei „Briefe eines Capitalisten, der sich kürzlich in Frankreich niedergelassen hat, an einen Banker in London" abzudrucken, deren offenbare Bestimmung dahin ging, den englischen Finanz- und Handelskredit zu schädigen.*) Nachdem so der Anfang gemacht worden war, folgte eine Gewaltmaßregel der anderen, und als dann am 19. November 1806 die französischen Truppen Hamburg besetzt hatten, war die französische Anschauung in der Presse einzig und allein maßgebend. Dieser Druck verstärkte sich aber noch, als durch das Reunionsdekret vom 13. Dezember 1810, das allem Völkerrechte Hohn sprach, Hamburg eine französische Stadt wurde. Leider fanden weder der Senat noch die Bürgerschaft den Mut, gegen dieses unerhörte Vorgehen zu protestieren, vielmehr sprach der Senat in seiner Anrede an den französischen Generalkonsul das ehrerbietigste und unbeschränkteste Vertrauen auf die Weisheit des Kaisers und sodann die Hoffnung aus, daß der alte Wohlstand (der durch die Kontinentalsperre so schwer geschädigt worden war) wieder aufblühen werde. Und unmittelbar darauf veröffentlichten sämtliche Hamburger Zeitungen einen Artikel, in dem alle Begriffe von Recht und Gerechtigkeit auf den Kopf gestellt waren, alle Urteile über die Zeitverhältnisse in der willkürlichsten Weise umgestürzt wurden. „Es ist bemerkenswert zu sehen", hub der Artikel an, „wie die gerechte Sache ungeachtet aller Hindernisse am Ende den vollständigen Sieg davon trägt." Und dann heißt es weiterhin: „Frankreich macht alle seine Alliierten größer und mächtiger. Sie bilden ein schönes Ganzes, und dadurch, daß sie einen und denselben Zweck haben, sind sie glücklich. Sie veruneinigt kein geteiltes Interesse. Sie stehen alle für einen und einer für alle. Nur von einem solchen Vereine läßt sich mit Recht Glück und Ruhe vorhersagen. Diese Ruhe wird gewiß noch diejenige übertreffen, welche, vom siebenjährigen Kriege an gerechnet, gegen dreißig Jahre gewährt hat."

*) Festnummer des „Hamb. Corresp." 1881.

Aber noch weiter ging der Sprecher der Deputation der Hansestädte, die am 17. März 1811 in einer Audienz dem Kaiser Napoleon für die Einverleibung in das „Reich" dankte. „Zu allen Zeiten waren wir Franzosen an Herz und Vorzügen", sagte er. „Ihre neuen Unterthanen können nicht schwören, Ihnen treuer zu sein, als sie es bereits seit zehn Jahren waren. Uns ist der Gedanke tröstlich und süß, daß unsere Unabhängigkeit ihr Ende erreichte, als das fatum beschloß, daß Tiber und Elbe nach gleichen Gesetzen fließen sollten."

In der Erwartung aber, daß sich der Handel nun wieder heben werde, wurden die Hansestädte grausam getäuscht, denn Napoleon trennte die Städte durch eine Zollsperre von dem übrigen Frankreich und war nur darauf bedacht, sie in unerhörter Weise auszusaugen und dabei vollständig mundtot zu erhalten. Von den fünfzehn Zeitungen und Zeitschriften, die bisher in Hamburg bestanden, wurden alsbald neun unterdrückt, und von den sechs, die weiter erschienen, gingen noch zwei zu Ende des Jahres 1811 ein. In der Hauptsache blieben nur der „Hamburger Correspondent" und die „Hamburger Nachrichten" bestehen, ersterer unter dem Titel „Journal officiel du Département des Bouches de l'Elbe", letztere als „Affiches, Annonces et Avis divers de Hambourg". Und die Mitteilungen dieser Blätter waren so kümmerlich und so intensiv gefärbt, daß sie über die eigentliche Weltlage ganz im Unklaren ließen. „Es ist sicher verbürgt", heißt es in der bereits citierten Festnummer des „Hamburger Correspondent" von 1881, „daß fortan kein anderer, als der französische Ober-Polizeidirektor d'Aubignosc alle wichtigeren Zeitungsartikel verfaßte und die Redaktionen nötigte, diese wörtlich aufzunehmen." Daher vermochte denn auch der „Correspondent" bei der Kunde von der Schlacht bei Leipzig seinen hoffnungsfrohen Gefühlen nicht anders Ausdruck zu geben, als daß er in grünem Gewande erschien.

Leider sollten im Jahre 1813 und 1814 noch die schwersten Zeiten für Hamburg kommen, die Schreckensherrschaft des Marschalls Davout, und während dieser hörten die beiden Zeitungen zeitweilig vollständig auf zu existieren. Dafür gab der russische

General Tettenborn 1813 eine „Zeitung aus dem Feldlager“ heraus, in der er auch mit den geistigen Waffen Davout zu bekämpfen trachtete. Diese litterarische Kampagne litt aber doch an großer Unbeholfenheit.*)

Erst Ende Mai 1814 wurde Hamburg von dem Joche der Franzosen erlöst und konnte nun wieder zu geordneten Verhältnissen zurückkehren. Die Verluste, die die Stadt durch die Franzosenherrschaft erlitten hatte, wurden auf 89 Millionen Thaler geschätzt.

Ähnlich wie in Hamburg war die Situation in Lübeck, nur daß hier kleinere Verhältnisse bestanden. Als einziges Blatt der Stadt erschienen die „Lübeckischen Anzeigen“ in klein Quart. Sie waren 1751 von Johann Nikolaus Green als Wochenblatt gegründet worden, erschienen seit 1793 zweimal in der Woche und mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts dann noch öfter. Doch erfuhren sie eine wesentliche Verbesserung erst durch Johann Heinrich Borchers, der sie am 26. August 1807 käuflich erwarb, und dem es daher auch zufiel, das Blatt durch die schwierigsten Zeiten der Fremdherrschaft zu bringen.

Außer den Inseraten brachte das Blatt auch belehrende und unterhaltende Aufsätze, jedoch keine politischen Nachrichten, sodaß selbst über den blutigen Kampf, der sich am 6. November 1806 zwischen Preußen und Franzosen in den Straßen von Lübeck abspielte, kein Wort in den „Lübeckischen Anzeigen“ zu finden ist. Doch lassen die Inserate ahnen, welch entsetzliche Szenen sich abgespielt haben. Bekanntlich drängten die Franzosen die Preußen zur Stadt hinaus und plünderten diese dann. Alles, was die Bürger an Wertsachen besaßen, wurde ihnen von den siegestrunkenen Soldaten entrissen, und so bringen denn die „Lübeckischen Anzeigen“ am 12. November ein zwei Spalten langes Verzeichnis von Gegenständen, die am 6. November „verloren“ gegangen, von goldenen und silbernen Uhren, die die Eigentümer von den gegenwärtigen Besitzern zum wirklichen und selbst zu höherem Preise zurückzukaufen suchen, von Geschäftsbüchern,

*) Hogendorps Memoiren S. 374 u. 383

Obligationen, Instrumenten, die wohl nur verschleppt und dann wieder weggeworfen worden waren. Dann aber folgt in den übrigen November- und den Dezember-Nummern eine lange Reihe von Todesanzeigen von den unglücklichen Opfern, die entweder durch Schüsse oder Bajonettstiche am 6. November ums Leben gekommen, oder später den Folgen der Wunden und Mißhandlungen erlegen sind. Daneben erscheinen Annoncen, in denen um Angabe des Aufenthaltsortes gefangener preußischer Offiziere gebeten wird. Zu schreiendem Gegensatz hierzu machen sich Anzeigen zu Theateraufführungen breit, die französische Schauspieler mitten in dem allgemeinen Elend für die französischen Offiziere veranstalten.

Auch noch weiterhin finden sich die verschiedenen Äußerungen der kriegerischen Zeit. Eine besondere Aufregung rief es in der Stadt hervor, als im Sommer 1807 die französische Besatzung durch eine spanische ersetzt wurde. War die Verständigung zwischen den Einwohnern und den französischen Soldaten schon schwierig gewesen, so war sie mit den Spaniern nahezu unmöglich, und darum wurde am 29. August eine außerordentliche Beilage des „Lübeckischen Anzeigers" ausgegeben, die eine Anweisung „über die Art zu Zubereitung derjenigen Speisen" enthielt, „welche der spanische Soldat vorzüglich liebt, und einige im täglichen Leben unentbehrliche, auf die gewöhnlichsten Bedürfnisse Beziehung habende Wörter." Hervorgehoben wurde, daß den Spaniern „jede Speise durch Hinzufügung von Zwiebeln, Knoblauch oder Porröe vorzüglich schmackhaft wird". Großen Anstoß nahmen die ehrbaren Bürger an dem Cigarettenrauchen der Spanier, und als dies bald Nachahmung in der Stadt fand, erschien am 12. September im „Anzeiger" folgender Artikel: „Bey dem Einmarsch der spanischen Truppen in unserer Stadt sah man die meisten Soldaten Taback in Papier gelegt rauchen. Diese Sitte, die zwar auch unter Vornehmeren in Spanien herrscht, ist aus mehreren Gründen sehr nachteilig. Abgerechnet, daß im allgemeinen der zu häufige Gebrauch des Rauchtabaks wegen des narkotischen Oels schadet, so ist er doch noch weit schädlicher, wenn er auf obengenannte Weise gebraucht wird. Denn erstlich

ist der Dampf zu heiß, zweitens kommt zuviel Rauch in den Mund, drittens ist der Rauch und die Hitze den Augen zu nahe, und viertens ist der Rauch des verbrannten Papiers am allergefährlichsten, denn dieser wirkt vorzüglich auf die Brust und Augen. Jeder kann sich am Abend überzeugen, wie allgemein die spanische Art zu rauchen ist .... und jeder Vater, Erzieher, Verwandte und Handwerksmann muß billig aufmerksam auf die nachteilige ausländische Sitte gemacht werden, damit die unverständige Jugend von diesem einreißenden Übel abgehalten wird."

Nach der Einverleibung Lübecks in das französische Kaiserreich mußte der „Anzeiger" natürlich auch mit dem französischen Zeitungsstempel erscheinen und für jede Nummer 3 Centimes entrichten, da sich aber in Lübeck keine Steuerstelle für Zeitungen befand, so mußte das Druckpapier jeder Nummer nach Hamburg geschickt werden, von wo es dann abgestempelt zurückkam. Auch zwiesprachig mußte das Blatt von Beginn des Jahr 1812 an erscheinen; als dann aber die schweren Niederlagen erfolgten, hielt es die französische Regierung für geraten, die Zügel nicht mehr so straff anzuziehen, und durch Dekret Napoleons vom 22. Dezember 1812 konnte die so lästige französische Übersetzung wieder wegfallen. Dagegen mußte noch am 26. Juni 1813 statt des Lübeckischen Adlers das Wappenschild des französischen Reiches mit dem kaiserlichen Adler in den Kopf des Blattes gestellt werden. Allein mit der französischen Herrschaft ging es nun doch zu Ende; am 5. Dezember mußten die Feinde die Stadt endgiltig verlassen, worauf ohne weiteres die alte Ordnung der Dinge wieder eintrat.*)

Endlich sind zum Gebiete des französischen Kaiserreiches auch noch die Stadt Erfurt und die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth zu rechnen. Die erstere ging nach der Schlacht bei Jena durch Kapitulation am 16. Oktober 1806 mit ihrem ganzen Gebiete an die Franzosen über und blieb bis Januar 1814 unmittelbar unter französischer Herrschaft; von den beiden Fürsten-

*) Festschrift zum 150jährigen Jubiläum der „Lübeckischen Anzeigen". Lübeck 1901.

tümern wurde das erstere am 24. Februar, das letztere am 14. November 1806 von Napoleon annektiert; beide fielen dann aber mit dem Vertrage von Paris am 30. Juni 1810 dem Königreiche Bayern zu.

Die beiden Erfurter Zeitungen, die mit in die neue Zeit hineinwanderten, hatten bereits eine lange Laufbahn hinter sich und trugen nur noch wenig Lebenskraft in sich, waren also der Aufgaben, die ihrer harrten, besonders während des Erfurter Kongresses 1808, nicht gewachsen. Es waren „Der hinten und forne wohlgepuckelte hinckende Staatsbote" und der „Europäische Geschichts-Kourier". Das erstgenannte Blatt soll schon 1697 von David Sumpf gegründet worden sein, die älteste erhaltene Nummer stammt jedoch erst aus den Jahren 1708. Sie befindet sich in der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Bis 1803 erschien die Zeitung in Oktav, von da an in Quart. Anfangs kam sie wohl nur monatlich heraus, von 1722 ab aller 14 Tage. In dieser Zeit erfreute sie sich auch einer ziemlich großen Verbreitung. Die Auflage soll 1500 Exemplare betragen haben. Der Preis des „Stücks" betrug 1 Pfennig. Die innere Einrichtung war außerordentlich altväterisch. Der erste Teil einer jeden Nummer enthielt ein Gespräch zwischen dem Boten und einem Herrn, dann die politischen Neuigkeiten und allerlei Klätschereien, der zweite Teil breitere Berichte über die wichtigeren politischen Begebenheiten. Die Redaktion war äußerst mangelhaft; es wurden viele Klagen über sie laut, und es weinte daher wohl auch dem Blatte niemand eine Thräne nach, als es 1809 wegen einer Taktlosigkeit von der französischen Behörde kurzerhand unterdrückt wurde. Das andere Blatt, der „Europäische Geschichts-Kourier", ist wohl in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstanden. Es kam zunächst aller 14 Tage in Quart heraus und erlangte im achtzehnten Jahrhunderte einen noch größeren Leserkreis als der „Staatsbote". Die Auflage um 1760 wird auf 3000 Exemplare angegeben. Von 1808 ab wurde der „Kourier" wöchentlich in einem halben Quartbogen herausgegeben. Nach der Unterdrückung des „Staatsboten" nahm er den Titel „Privilegirte Erfurter Zeitungsblätter des Kouriers und Staatsboten" an und erschien

nun auch in klein Folio. Aus dieser Zeit ist noch ein Blatt von Mittwoch dem 31. Oktober 1810 erhalten, das in der Bibliothek zu Erfurt aufbewahrt wird. Im übrigen scheint die rauhe Kriegszeit mit dem Blatte vollständig aufgeräumt zu haben. Die innere Einrichtung der Zeitung war dieselbe wie beim „Staatsboten“, doch unterhielt sich hier ein Wirt mit dem Kourier. Papier und Druck waren ebenso miserabel, wie beim „Staatsboten“.*)

Von der Presse der beiden Fürstentümer Ansbach und Bayreuth ist bloß die von Bayreuth hervorzuheben, und auch nur deshalb, weil sie einmal den Zorn Napoleons erregte und darum vorübergehend die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zog. Irgendwelche sonstige Bedeutung hat sie nicht besessen.

In Bayreuth erschien seit 1736 ein Intelligenzblatt, das 1808 auf Befehl der französischen Regierung den Titel „Anzeiger der Verordnungen der Landesverwaltung und der Gerichte“ annehmen mußte, und die „Bayreuther Zeitung“, die 1763 gegründet worden war. Dieses Blatt wurde während der französischen Herrschaft von dem Regierungs-Sekretär Hagen redigiert, der wohl bei seinen politischen Meldungen nicht die nötige Vorsicht beobachtete und dadurch den verhängnisvollen Verdacht auf sich zog, er stehe im Solde der Engländer. Daß die Engländer in ihrem Kampfe gegen Napoleon auch den Versuch machten, mit ihrem Golde die deutsche Presse zu beeinflussen, ist wohl nicht unmöglich; bei Friedrich von Gentz, mit dem wir uns noch bei der Besprechung der österreichischen Presse zu beschäftigen haben werden, ist die englische Einwirkung sogar bestimmt nachzuweisen; in Bayreuth hat sie aber wohl schwerlich bestanden. Der Verdacht Napoleons entsprang also gewiß nur aus seinem steten großen Mißtrauen gegen alles, was nur irgendwie mit England in Beziehung gebracht werden konnte.

Die „Bayreuther Zeitung“ hatte im Juli 1808 eine Korrespondenz aus Belgrad gebracht, in der gesagt war, daß zwischen

---

*) K. Hermann, Beiträge zur Geschichte des Zeitungswesens in Erfurt (1876). — Erfurt unter französischer Oberherrschaft vom 16. Oktober 1806 bis zum 6. Januar 1814. Deutschland 1814.

dem Pascha von Widdin und dem Großvezir Feindseligkeiten ausgebrochen und in einer Schlacht 3000 bis 4000 Mann geblieben seien. Diese Nachricht war dem Kaiser gerade jetzt, im Sommer 1808, sehr fatal, denn die politischen Verhältnisse sollten sich demnächst klären, damit im Herbst, auf dem Kongreß zu Erfurt, feste Formen durch Verträge geschaffen werden konnten. Die von der „Bayreuther Zeitung" verbreitete Meldung war aber geeignet, die türkische Regierung zu verstimmen, mit der Napoleon zunächst noch nicht brechen wollte — das sollte erst auf dem Kongresse zu Erfurt vor sich gehen, um sich damit dem Kaiser von Rußland besonders zu verbinden —, und vielleicht fühlte sich durch die Nachricht auch Österreich verletzt, zu dem sich der Kaiser demnächst möglichst freundschaftlich zu stellen wünschte. Sehr aufgebracht darüber, daß die Mitteilung der „Bayreuther Zeitung" seine Kreise stören könnte, schrieb er daher in Toulouse, wo er damals weilte, unter dem 25. Juli 1808 an seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Champagny: „Lassen Sie mich wissen, ob der hier beigefügte Artikel des „Journal de l'Empire", der aus Belgrad datiert ist, wahr oder erfunden ist. Wenn er wahr ist, so schlagen Sie mir vor, die „Bayreuther Zeitung" verbieten zu lassen." *) Und schon am nächsten Tage ließ er folgende Weisung an den Marschall Berthier, den Generalmajor der Großen Armee in Deutschland, abgehen: „Geben Sie Befehl, daß die „Bayreuther Zeitung" unterdrückt und die Korrespondenz des Redakteurs unter Siegel gelegt werde, die von französichen Offizieren anzulegen sind. Man mache sodann einen Auszug aus allen diesen Papieren, und die Schriftstücke, die Bezug auf seinen Briefwechsel mit den Engländern haben, sollen nach Paris gesandt werden. Der Redakteur werde im Gefängnis behalten, und man stelle ein Verhör mit ihm an, sowohl über seine Beziehungen zu England, wie über die Anschläge, welche er seit mehreren Jahren mit den Engländern anstiftete." (Hier wollte der Kaiser offenbar nur auf den Busch klopfen.)**) Damit aber nicht genug, veranlaßte er auch noch,

*) Brotonne, vol. II, pag. 325.
**) Lecestre, vol. I, pag. 225.

daß der „Moniteur“ (der bekanntlich von jeder Zeitungsredaktion in Deutschland gehalten werden mußte) am 5. August 1808 folgenden Artikel brachte: „Die „Bayreuther Zeitung“, ein Blatt ohne Ansehen, das seit mehreren Jahren nach dem Diktate englischer Agenten geschrieben und von Männern ohne Talent, ohne Geist und ohne Moralität redigiert wird, ist unterdrückt worden. So wird denn künftig wenigstens eine Lügen- und Alarmtrompete weniger auf dem Kontinent ertönen. Wir wünschen, daß dieses heilsame Beispiel den Redakteuren nützlich sei. Der Kaufmann, der Bürger, der rechtschaffene Spekulant haben das Recht zu verlangen, daß man ihnen Gerechtigkeit gegen den Wettstreit von Intriganten widerfahren lasse, die die Wahrheit verdunkeln und überall Beunruhigung ausstreuen möchten.“

Der Regierungs-Sekretär Hagen war mittlerweile zur Haft gebracht worden und saß darauf lange Zeit im Arrest im Kanzleigebäude. Irgend eine Schuld hat ihm aber nicht nachgewiesen werden können; von einem Zeitgenossen wird er als ein „durchaus braver Mann“ bezeichnet.*) Infolgedessen konnte denn auch, nachdem das Fürstentum Bayreuth dem Königreich Bayern zugeteilt worden war, die „Bayreuther Zeitung“ nach langjähriger Pause vom 1. September 1810 ab wieder erscheinen. Sie hat sodann noch ununterbrochen bis zum 30. Juni 1863 bestanden.**)

*) Schilling, Nachrichten über die Ereignisse in der Kreishauptstadt Bayreuth und dem vormaligen Fürstentum gleichen Namens vom Anfang des Monats Oktober 1806 bis zur Einführung des Magistrats unter kgl. bayr. Regierung. Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken. 14. Bd., 3. Heft, S. 77.

**) G. Holle, Geschichte von Bayreuth. Bayreuth 1901. S. 263.

Drittes Kapitel.

Die Presse in den Territorien der Rheinbundfürsten.

1. Die Zeitungen des Großherzogtums Frankfurt. Fürst Primas Karl von Dalberg. Die Lage der Zeitungen. Der Terrorismus der Franzosen. Klagen deutscher Regierungen über die Frankfurter Zeitungen. Die servile Haltung der Zeitungen. Ihr starker Rückgang. Schlimme Lage des „Frankfurter Journals". Unterdrückung der sämtlichen politischen Zeitungen Frankfurts. Die amtliche „Zeitung des Großherzogtums Frankfurt" und das „Frankfurter Intelligenz-Blatt".

In den Gebieten der Rheinbundfürsten*) übte der Kaiser Napoleon im Grunde dieselbe Macht aus, wie in Frankreich selbst, allein die Verwaltung war hier doch nicht so klar und straff organisiert, wie jenseit des Rheins; es fehlte jener großartige Mechanismus, den Napoleon mit genialer Hand so bald in Frankreich zu schaffen gewußt hatte. Daher wickelte sich, besonders in der Rechtspflege, alles langsamer und schwerfälliger ab, und gar manches blieb im Trubel der Kriege unerledigt. Ist doch auch eine Bundesversammlung der Rheinbundsfürsten, die von Zeit zu Zeit in Frankfurt stattfinden sollte, nie zu stande gekommen. Nur wenn es galt, dem Verlangen des „Protektors des Bundes" zu entsprechen, frische Truppen zu liefern, aufs neue Geld für die Kriegsoperationen herbeizuschaffen

*) Zu dem im Juli 1806 gegründeten Rheinbunde gehörten zunächst das Fürstentum Frankfurt, Bayern, Württemberg, Baden, das Herzogtum Berg, Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg und verschiedene kleinere Fürstentümer. Weiterhin kamen hinzu das Königreich Westfalen, Sachsen, die beiden Mecklenburg, Anhalt, Oldenburg 2c.

und die Presse mundtot zu machen, zeigte sich eine fieberhafte und geflissentlich zur Schau getragene Eile, „die echter Treue ihr äußeres Kleid gestohlen hatte".

Der Eifrigste und Ergebenste von allen war der frühere Reichs-Erzkanzler Karl von Dalberg, dem Napoleon aus den Resten des Kurstaates Mainz und der Reichsstadt Frankfurt ein Fürstentum Frankfurt zusammengeschnitten und den er zum Vorsitzenden des Rheinbundes, zum „Fürsten Primas", ernannt hatte.*)

Es gewährt ein außerordentlich trauriges Bild, zu sehen, wie ein Mann von so manchen schönen Gaben des Geistes sich in so schmachvoller Weise vor dem fremden Eroberer in den Staub warf. Ausgestattet mit reichem Wissen, durch die Dichtungen Schillers, dem er als Gönner nahe gestanden, zu einer edeln Weltanschauung emporgehoben, besaß er doch nicht die nötige Energie für ein kraftvolles und zielbewußtes Handeln. In weichlicher Sentimentalität befangen, ließ er sich von den Ereignissen treiben und raffte sich erst auf, wenn ein stärkerer Wille ihn zwang. Dann aber war er auch schnell bereit, alle seine bisherigen Grundsätze über Bord zu werfen und mit despotischer Härte das Gegenteil von dem zu vertreten, was er bisher als sein Glaubensbekenntnis ausgegeben hatte. Im Jahre 1795 schrieb er eine Abhandlung über die „Erhaltung der Staatsverfassungen", in der er ausführte, daß man, um die Glückseligkeit der Unterthanen zu befördern, nur langsam reformieren müsse und dabei so wenig wie möglich von der Gewohnheit abweichen dürfe, und als er zum Fürst-Primas ernannt worden war, hatte er nicht die geringsten Bedenken, alles Althergebrachte umzustürzen, sobald es Napoleon wünschte. Der geniale Riese hatte ihn eben vollständig geblendet und hielt ihn so in seinem Banne, daß es eine eigene Direktive für ihn gar nicht gab. „Der Wille des Kaisers", sagte daher auch einmal der Minister Karl Theodor

*) Das kleine Fürstentum hieß bis 1810 meist kurzweg der Primatialstaat. Durch den Vertrag vom 16. Febr. 1810 kamen dann zu diesem Länderkomplex noch die Fürstentümer Hanau und Fulda, worauf der Gesamtstaat zu einem Großherzogtum Frankfurt erhoben wurde.

von Eberstein, „ist bei uns oberstes Gesetz", und als dem jungen Staate eine Verfassung gegeben werden sollte, wurde diese ganz auf französischen Grundsätzen aufgebaut, d. h. man nahm sich eine Verfassung zum Vorbilde, die ganz „aus dem Geiste des Kaisers Napoleon geflossen" war, wie sich Dalberg selbst ausdrückte*), die Konstitution des Königreichs Westfalen, aber man strich darin die Zusicherung der freien Meinungsäußerung in Wort oder Schrift, die Preß- und Versammlungsfreiheit, ja sogar den Schutz gegen willkürliche Verhaftung.

Allerdings war durch die Streichung der Preßfreiheit den Frankfurter Zeitungen keine allzugroße Schädigung widerfahren, denn seit dem Ausbruche der französischen Revolution sahen sich alle Frankfurter Blätter fortwährend in eine Art Belagerungszustand versetzt. Wiederholt hatten die Franzosen Frankfurt besetzt und dann auch immer die Presse geknebelt. Als sie 1796 unter Kleber von der Stadt Besitz genommen hatten, wurde — um nur ein Beispiel von dem Terrorismus zu geben, den sie beständig ausübten — der Redakteur des „Ristretto", Rat G. L. Schiller, der die Nachricht gebracht hatte, der österreichische General Wurmser habe die Franzosen geschlagen, bei Nacht durch Chasseurs aus dem Bette geholt, auf die Wache geführt und sollte, obgleich er sich darauf berief, der französische Sekretär habe sein vu oder bon unter das zur Druckgenehmigung eingereichte Exemplar der Zeitung geschrieben, nach Mantua gebracht werden, um sich von der Unrichtigkeit seiner Nachricht selbst zu überzeugen. Zum Glück für ihn bestätigte sich die Meldung alsbald.**)

Aber auch wenn die Franzosen die Stadt nicht in Besitz hatten, suchten sie auf die Zeitungen einzuwirken. Wiederholt beschwerte sich die französische Regierung bei dem Frankfurter Rat über die Frankfurter Blätter und zieh diese der Verbreitung falscher Nachrichten, die Frankreich nachteilig seien; wiederholt ließ Napoleon Schreiben an den Rat richten, in denen er tadelte,

*) Paul Darmstaedter, Das Großherzogtum Frankfurt. Frankfurt a. M. 1901. S. 84.

**) Creizenach, Über die Frankfurter Zeitungen. Mitteil. d. Vereins f. Gesch. u. Altertumskunde in Frankfurt a. M. III. Bd. S. 62.

daß eine Frankfurter Zeitung Meldungen über Truppenbewegungen veröffentlicht oder den Namen der Bourbons erwähnt habe.

Doch auch andere Regierungen zeigten sich sehr empfindlich. Sachsen beschwerte sich eines Tages beim Rate über eine Notiz im „Frankfurter Journal" des Inhalts, im Torgauer Militärgefängnis sei ein Soldat von Ratten aufgefressen worden, und Österreich war sehr empört, daß das „Journal" am 16. Juni 1804 ein freudiges Ereignis im Kaiserhause nur mit den Worten gemeldet hatte: „Ihre Majestät die Kaiserin ist mit einem Mädchen niedergekommen". Der Reichsvizekanzler ließ wegen dieses „in den gemeinsten Ausdrücken und mit Hintansetzung aller schuldigen Ehrfurcht für Ihre Kaiserliche Majestät" abgefaßten Artikels den Redakteur M. Kirchner durch die Zensurbehörde zur Verantwortung ziehen. Kirchner verschmähte es aber, sich gegenüber einer solchen lächerlichen Anschuldigung zu rechtfertigen, und gab sofort das undankbare Geschäft eines Redakteurs auf.*)

Schließlich wußte sich der verschüchterte Rat der Stadt gar nicht mehr zu helfen und verbot in einer Verordnung vom 9. Oktober 1804, daß die Frankfurter Zeitungen künftighin — man denke in dieser politisch so bewegten Zeit! — auch nur irgend etwas gegen auswärtige Regierungen brächten, und 1806 warf er sogar alle seine Würde von sich und übertrug die Zensur dem französischen Minister-Residenten Bacher.

Da war es denn nur natürlich, daß auch die primatische Regierung nur bedacht war, die Presse in ihrer ganzen Unbedeutendheit zu belassen und womöglich noch weiter einzuschränken. Gleich unmittelbar nach seiner Einsetzung, am 22. November 1806, verbot der Fürst-Primas den Zeitungen des Fürstentums, irgend etwas über seine Person, seinen Staat, oder die Angelegenheiten der Stadt Frankfurt zu bringen, was ihm nicht vorher vorgelegt worden sei. Die spärlichen politischen Nachrichten, die gebracht werden durften, liefen fast immer darauf hinaus, Napoleon den Einzigen zu vergöttern. Am ersten hierzu bereit scheint immer die „Oberpostamtszeitung" gewesen zu sein. So begeisterte sie

*) A. Dietz, Das Frankfurter Zeitungswesen. (Didaskalia 1888.)

sich z. B. im Juli 1807, als Napoleon im Frieden von Tilsit Preußen in die schwersten Fesseln gelegt hatte und nun auf der Rückreise nach Paris durch Frankfurt kam, zu einem Begrüßungsgedichte, das in folgender Weise begann:

Er kehrt zurück — Napoleon
Der Große, ohne Gleichen,
Fortunas erster Lieblingssohn,
Von Keinem zu erreichen!
Er kehrt zurück, der große Held,
Als Überwinder aus dem Feld.

Als Friedensgeber kehret Er
Zurück in seine Staaten,
Gleich einem Schutzgeist, groß und hehr,
Im Hochgefühl der Thaten,
Wie sie vor ihm kein Andrer that,
Der je das Erdenrund betrat.

Im Leitartikel hieß es:

„Seit vier Tagen war alles in hiesiger Stadt in froher Bewegung, Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon, Europens Friedensstifter, die höchste Ehrfurcht, Bewunderung und den froheſten Dank für das allbeglückende Geschenk — den Frieden — bei der glücklichsten Rückkehr nach Frankfurt auf eine würdige Art zu bezeugen" 2c.

Dieser servile Ton bewirkte aber nicht die geringste Besserung in der Lage der Zeitungen. Die Beeinflussungen und Bedrückungen steigerten sich nur, und da war es denn ganz natürlich, daß die Frankfurter Zeitungen mehr und mehr zurückgingen. Zufällig sind wir durch die Berichte der Stempelverwaltung jener Zeit, die noch im Frankfurter Stadtarchiv aufbewahrt werden, genau über die Zahl der Abonnenten der fünf Frankfurter Zeitungen in den Jahren 1807 und 1808 unterrichtet. Es hatte 1807 die „Oberpostamtszeitung" 5543, das „Journal de Francfort" 2154, „Der Neuwieder" 1732, das „Ristretto" 1690 und das „Frankfurter Journal" 426 Abonnenten, alle fünf Zeitungen zusammen zählten 11545. Im Jahre 1808 hatte die „Oberpostamtszeitung" 5019, das „Journal de Francfort" 2315, „Der Neuwieder" 1466, das „Ristretto" 1402 und das „Frankfurter

Journal“ 440 Abnehmer, sodaß sich also die Gesamtzahl der Abonnenten auf nur 10642 belief.

Am schlimmsten war also die Lage für den Herausgeber des „Frankfurter Journals“, Dr. Dietz; hier deckten die Einnahmen die Ausgaben schon längst nicht mehr, und darum hatte Dr. Dietz auch schon vor Jahren einmal eine Eingabe gemacht, in der es hieß: „Wenn nun die Zensur weder Nachrichten, die aus offiziellen deutschen Reichszeitungen, noch Nachrichten, die aus französischen Blättern entnommen sind, nach ihrer ausdrücklichen Erklärung mehr passieren lassen will, so ist es nicht möglich, eine Zeitung mehr zu verfassen. Das deutsche Journal und Ristretto müssen also schlechterdings zum größten Schaden der Eigentümer und Aufopferung mehrerer tausend Gulden, so sie für das kaiserliche Privilegium haben zahlen müssen, eingehen.“

Diese Todesahnung sollte sich auch erfüllen; aber es vollzog sich nicht ein klägliches Dahinschwinden, sondern es kam ganz unerwartet zu einem jähen Ende. Der Fürst-Primas vollführte plötzlich das Heldenstück, allen fünf politischen Zeitungen seiner Haupt- und Residenzstadt mit einem Federstrich den Garaus zu machen.

Am 3. August 1810 hatte Napoleon bekanntlich angeordnet, daß im französischen Kaiserreiche künftig in jedem Departement nur noch eine Zeitung geduldet werden solle, und dabei zugleich die Erwartung ausgesprochen, daß auch seine Verbündeten ähnliche Maßnahmen treffen würden. Darauf beeilte sich Dalberg natürlich, diesem kaiserlichen Wunsche zu entsprechen, und ging dabei noch radikaler vor, als der Kaiser in Frankreich. Unter dem 10. Oktober 1810 befahl er, daß „auf das Uns von Seiner Majestät dem Kaiser von Frankreich eröffnete Verlangen“ am letzten Dezember des Jahres alle politischen Zeitungen des Großherzogtums Frankfurt aufhören sollen. In Zukunft werde nur noch eine offizielle Zeitung in Frankfurt geduldet werden, deren Redakteur vom Polizeiminister ernannt und deren Zensur vom Polizeidirektor besorgt werden solle.

Diese unerhörte Gewaltthat war es wohl hauptsächlich, die Treitschke veranlaßte, das vernichtende Urteil zu fällen, daß in

der tiefen Schmach napoleonischer Erniedrigung Karl von Dalberg als einer der Schuldigsten untergegangen sei.

Die betroffenen Blätter, neben den Frankfurter Zeitungen auch die Hanauer „Europäische Zeitung“, die Aschaffenburger Zeitung und die Zeitung in Wetzlar, wagten kein Wort der Entgegnung, nicht einmal die „Oberpostamtszeitung“; lautlos verschwanden sie im Orkus, und statt ihrer erschien vom 1. Januar 1811 an die amtliche „Zeitung des Großherzogthums Frankfurt — Gazette du Grand Duché de Francfort“ in deutscher und französischer Sprache. Sie war in der Hauptsache ein Auszug aus dem „Moniteur“ und dem „Journal de l'Empire“, teilte die Botschaft des amerikanischen Präsidenten mit, berichtete über die Revolution in Curaçao, plauderte über den Grenzverkehr der Russen und Chinesen in Kjachta, aber über die kriegerischen Unternehmungen Frankreichs gegen Rußland, die alle Welt aufs lebhafteste beschäftigten, wußte sie kein Wort zu sagen, und über die zunehmende Verarmung, die immer mehr sich geltend machende Zerrüttung aller Verhältnisse erklang in ihr nicht die geringste Klage. Auch von dem wachsenden Ingrimm über die sich immer wiederholenden Aushebungen (mußte doch das Ländchen bei einer Einwohnerzahl von 250000 Menschen von 1808 bis 1813 an Napoleon gegen 7000 Mann Soldaten liefern)*) und von den schier erdrückenden Kriegssteuern (in den ersten 10 Monaten des Jahres 1813 über 8 Mill. Gulden) drang kein Laut in die Öffentlichkeit. Aber trotzalledem gab es noch ein Blatt in Frankfurt, in dem ein scharfes Auge die traurigen Zeitverhältnisse wohl gewahren konnte, dies war das „Frankfurter Intelligenz-Blatt“, das als nichtpolitische Zeitung dem Verbote entgangen war. Hier auf den Inseratenseiten kam der allgemeine Rückgang oft in erschreckender Weise zum Ausdruck; die Vergnügungsanzeigen wurden immer seltener, und vom 17. September bis zum 26. Dezember 1813, an welchem Tage die „Sonntags-Gesellschaft“ wieder ihren ersten Ball veranstaltete, erschien keine einzige.

*) Bernays, Schicksale des Großherzogtums Frankfurt und seiner Truppen. Berlin 1882.

Doch mittlerweile war ja bereits der große Wendepunkt eingetreten und die großherzogliche Regierung gestürzt worden. Die alten Verhältnisse wurden wieder hergestellt, und da richteten sich denn auch mitten im Tumult der flüchtenden Franzosen die unterdrückten Zeitungen aus ihrem Scheintode wieder auf.

Dalberg aber vermochte lange noch nicht an den Umschwung der Verhältnisse zu glauben. Als ihm in Konstanz, wo er ein vorläufiges Asyl gefunden hatte, sein Minister Albini durch einen Vertrauensmann, den Domäneninspektor Leonhard, eröffnen ließ, daß die Sache Napoleons rettungslos verloren sei, schüttelte er den Kopf und sagte zu dem Überbringer der Nachricht: „Auch Sie haben übertriebene Befürchtnisse, auch Sie erliegen dem Wahne, auch Sie sind der Meinung verfallen, es werde der Stern dieses Riesengeistes untergehen."

Später suchte er sich allerdings mit den Thatsachen abzufinden, so gut es ging.

---

2. Die Preßverhältnisse in Bayern. Die Blätter in Regensburg, Salzburg, Nürnberg, Bamberg und München. Napoleon über die kleine bayerische Presse. Die „Allgemeine Zeitung". Ihre Abhängigkeit von der französischen Regierung. Ihre Haltung dem Feldzuge nach Rußland gegenüber. Die Schlacht bei Leipzig und der Wirrwarr in der Redaktion. Beschäftigt sich auch später mit Vorliebe mit Frankreich.

Wesentlich einfacher gestalteten sich die Preßverhältnisse während der Rheinbundszeit in Bayern, da die dortigen Blätter — abgesehen von der Cottaschen „Allgemeinen Zeitung" — sich in höchst bescheidenen Verhältnissen bewegten und eine so geringe Selbständigkeit besaßen, daß sie sich den Weisungen des allmächtigen Napoleon ohne Weigerung fügten. Eine gewisse Bedeutung besaß wohl nur die „Staatsrelation der neuesten Nachrichten und Begebenheiten", die zweimal wöchentlich in Regensburg erschien und ziemlich getreulich über die Feldzüge in Deutschland, Spanien und Rußland berichtete. Für das ehemalige Erzbistum Salzburg, das nach verschiedenen Schicksalsschlägen 1810 an Bayern kam und bis 1816 bei diesem verblieb, erschien seit 1784 eine „Staats-

Zeitung von Salzburg", die sich aber kaum erhalten konnte. Dennoch schleppte sie sich bis 1858 hin, in welchem Jahre sie bei einer Auflage von 130 Exemplaren endlich einging.*)

Nürnberg, das ehedem eine sehr hervorragende Rolle im Zeitungswesen gespielt hatte (vergl. Band I, S. 14), war zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in vollständigen Verfall geraten und hatte damit auch jede journalistische Bedeutung verloren. Die Nürnberger Zeitung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, der „Friedens- und Kriegskurier" (gegründet 1670), erschien zwar noch, bot aber so wenig, daß 1804 drei angesehene Männer der Stadt, der fürstlich hohenlohische Gesandte zum fränkischen Kreistage von Schaden, der württembergische Gesandte Graf von Taube und der Kartograph Major Hammer, ein neues Blatt gründeten, das vom 1. Oktober ab unter dem Titel „Fränkischer Correspondent" erschien, aber schon mit dem 1. Januar 1806 die Bezeichnung „Correspondent von und für Deutschland" erhielt. Auch kam es jetzt in Folio heraus, während es bisher Quartformat gehabt hatte. Das Eigentumsrecht ging dabei von den Gründern an die Familien von Schaden und Zehler über. Dem deutschen Geiste machte die Zeitung in dieser Periode jedoch keine Ehre; sie schwamm durchaus im französischen Fahrwasser und äußerte sich oft sehr gehässig, wenn andere deutsche Blätter einmal ihre deutsche Gesinnung zu bekennen wagten. Später hat die Zeitung allerdings diesen Flecken auf ihrem Schilde vollständig getilgt.**) Dieselbe napoleonische Gesinnung kam auch in Bamberg in der „Bamberger Zeitung", die täglich in Quart erschien, zum Ausdruck. Das Blatt war am 1. Juli 1795 von dem eingewanderten Franzosen Gerhard Gley gegründet worden und wurde vom April 1807 bis zum Herbst 1808 von keinem Geringeren, als dem jungen Philosophen Hegel redigiert, der durch die Schlacht bei Jena aus seiner akademischen Bahn geschleudert worden war. Aber trotz seiner hohen Bewunderung, die Hegel damals für Napoleon hegte, hatte er doch fortwährend Belästi-

---

*) J. Riedl, Salzburgs Zeitungswesen. Salzburg 1863.

**) Priem, Geschichte der Stadt Nürnberg. Nürnberg 1875. S. 309.

gungen von französischer Seite zu erdulden und verlangte darum sehr danach, wieder zu seiner Lehrthätigkeit zurückkehren zu können. Schließlich bot sich ihm auch eine Rektorstelle in Nürnberg, und darauf schrieb er denn an den Centralschulrat Niethammer: „Ich sehne mich umsomehr, von meiner Zeitungs-Galeere endlich wegzukommen, als ich kürzlich wieder eine Inquisition hatte, die mich an meine ganze Lage näher erinnerte.“ *) Als sein Nachfolger trat Johann Josef Stutzmann ein, der sich aber den Verhältnissen so wenig anzubequemen wußte, daß bereits am 15. Februar 1809 die Suspendierung des Blattes erfolgte. Darauf erschien vom 1. Januar 1810 ab in Bamberg ein „Fränkischer Merkur“, geleitet von dem Arzte Dr. K. F. G. Wetzel (gest. 1819), der sich auch durch Gedichte und Dramen bekannt machte. Ganz außerordentlich ärmlich blieb die Zeitungslitteratur in der Landeshauptstadt München. Die etwa 1745 ins Leben gerufenen „Münchener Staats-, Gelehrten- und Vermischten Nachrichten“, die ursprünglich nur viermal und dann fünfmal in der Woche erschienen waren, kamen zwar von 1800 ab, nachdem sie den Titel „Kurpfalzbairische Münchener Staatszeitung“ angenommen und Lorenz Hübner zum Redakteur erhalten hatten, sechsmal in der Woche heraus, brachten aber immer nur die allerdürftigsten Notizen. Der Inhalt erweiterte sich auch nicht, als 1806 der Titel in „Königliche baierische Münchener Staatszeitung“ und 1807 in „Münchener politische Zeitung“ umgeändert wurde. Eine Ergänzung hierzu bildeten die „Wöchentlichen Nachrichten“, die Anzeigen aller Art enthielten und Mittwochs und Samstags ausgegeben wurden. Das Publikum hatte diese öftere Ausgabe in der Woche durchgesetzt, trotz des Widerstandes von Redaktion und Verleger, die ihrem Publikum mit dürren Worten Dummheit und Faulheit vorwarfen, Dummheit, weil sie größere Artikel nicht verstehen könnten, und Faulheit, weil sie keine Zeitung liebten, mit der sie nicht allenfalls in einer halben Stunde

---

*) Briefe von und an Hegel, herausgegeben von Karl Hegel, 2 Teile, Leipzig 1887, wo sich auch noch weitere Aussprüche Hegels über seine Thätigkeit als Redakteur finden.

beim Kaffee oder während des Anziehens fertig werden könnten.*) Zu dieser „Staatszeitung" gesellte sich dann 1807 noch eine „Königlich privilegirte baierische Nationalzeitung", die im ersten Jahre täglich, dann sechsmal wöchentlich (bis 1820) erschien und neben den politischen Nachrichten und Verordnungen auch litterarische Mitteilungen brachte. Dem allgemeinen Verkehr diente das übliche „Intelligenzblatt", das jedoch bis 1810 nur einmal in der Woche (am Sonnabend), von 1811 ab zweimal (am Dienstag und Freitag) ausgegeben wurde.

Aber so wenig auch die kleinen bayrischen Blätter zu bedeuten hatten, unbeachtet ließ sie Napoleon doch keineswegs, und bereits 1807 wies er Talleyrand an: „Schreiben Sie Herrn Otto, daß die Erlanger und selbst die Münchener Zeitung mir von keinem guten Geiste beseelt zu sein scheint. Die Münchener Zeitung hat gesagt, die Russen hätten die Schlacht von Eylau gewonnen." **) Und in dem ernsten Frühling von 1813, in welchem es ihm darauf ankam, daß die Stimmung in Bayern nicht zu gunsten Österreichs und Preußens umschlug, befahl er seinem Minister Maret unter dem 4. April: „Bezeigen Sie meinem Gesandten am bayrischen Hofe mein Mißfallen darüber, daß er in den Nürnberger, Bayreuther, Augsburger und anderen bayrischen Zeitungen alle die fatalsten Nachrichten drucken läßt. Machen Sie ihm begreiflich, daß er das dringendste Ansuchen an die bayrischen Minister zu stellen hat, um dies in Zukunft zu verhindern." ***) Zu einem Konflikte scheint es aber nirgends ge-

---

*) A. Schöttl, Münchener Zeitungswesen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts (Monatsschr. d. hist. Vereins v. Oberbayern). München 1896. Es sei jedoch bemerkt, daß in dem in der Königl. bayer. Hof- u. Staatsbibliothek zu München sich befindenden Exemplare diese „Wöchentlichen Nachrichten" als Beigabe (am Mittwoch und Sonnabend) nicht nachzuweisen sind. Nur für die Jahre 1781—1793 ist dem Hauptblatte ein „Münchener Wochenblatt" (das einmal wöchentlich, am Mittwoch, erschien) beigebunden; eine weitere Beilage erschien 1781—1799 alle Sonnabende als „Anhang zur Münchener Zeitung".

**) Bretonne, vol I, pag. 175.

***) Lecestre, vol. II, pag. 227.

kommen zu sein. Die Blätter ertrugen selbst die härteste Tyrannei Napoleons und hatten dabei ja auch beständig in der „Allgemeinen Zeitung“ ein großes Beispiel vor Augen.

Bekanntlich stand die Cottasche „Allgemeine Zeitung“ schon seit 1805 im Banne der napoleonischen Regierung (vergl. S. 36—51), wurde aber von dieser in den nächsten Jahren noch fester umklammert, besonders seit die Redaktion 1810 nach Augsburg verlegt worden war, wodurch die Entwicklung der Zeitung erheblich gefördert und ihr Absatzgebiet wesentlich erweitert wurde.

Die Übersiedelung von Ulm nach Augsburg erfolgte, weil durch den Schönbrunner Frieden Ulm württembergisch geworden war und Cotta in Bayern bleiben wollte, wo seiner Zeitung von der Regierung so viele Freundlichkeiten erwiesen und so manche Erleichterungen gewährt worden waren. Er wählte daher Augsburg als das neue Domizil seines Blattes und that damit jedenfalls einen vorzüglichen Griff. Denn noch immer war Augsburg die blühende Handelsstadt der deutschen Renaissance, der große Stapelplatz des Venediger und des deutsch-nordischen Handels, ein Verkehrsplatz allerersten Ranges geblieben. Noch nicht über München und Rosenheim, sondern über Augsburg, Partenkirchen und Mittenwald führte der große Weg der Deutschen ins Tirol und Welschland hinüber, den in alten Jahrhunderten von dem großen Heerschau- und Sammelplatze des Lechfeldes so oft die Kaiser gezogen. Die Posten, die morgens in Augsburg eintrafen, blieben an diesem Hauptpunkte bis 5 Uhr nachmittags liegen; die Nachrichten, die sie brachten, konnten also inzwischen in die dort erscheinenden Zeitungen verarbeitet und diese gleichzeitig mit jenen neuen Nachrichten nach allen Radien des Verkehrsnetzes befördert werden. Man durfte also sagen, keine Stadt Europas lag damals für den Nachrichtenbedarf einer allgemeinen Zeitung so zentral und günstig, wie Augsburg.*) Die „Allgemeine Zeitung“ blieb denn auch bis zum Jahre 1882 dort und wurde bald kurzweg „Augsburger Allgemeine“ genannt.

Leider sollte mit der wachsenden Bedeutung der „Allgemeinen

---

*) Heyck, S. 86.

Zeitung“ auch deren Abhängigkeit von der französischen Regierung zunehmen. Die „objektive berichterstattende internationale Unparteilichkeit“, die sie bisher erstrebt hatte, mußte sie mehr und mehr aufgeben. Der Redakteur Stegmann war, wie auch Heyck zugiebt,*) kein Patriot, und das sollte ihm zum Verhängnis werden, denn nachdem er sich von Napoleon hatte umgarnen lassen, durfte er auch kein Kosmopolit mehr sein; er durfte nur noch schreiben, was dem Kaiser für seine Zwecke passend erschien. So schrumpfte denn in der „Allgemeinen Zeitung“ die Rubrik „Deutschland“ mehr und mehr zusammen. Über Nebensächliches, die neue Rangordnung am württembergischen Hofe, über den Platz, den jetzt der Hof-Paukentrompeter und der Haus-Kämmerling einnahmen, über die Pracht der Uniformen wußte sie nicht genug zu sagen. Über das Elend im Lande schwieg sie; nur über Feuersbrünste und derartige Unglücksfälle berichtete sie. Von Preußen brachte sie fast gar nichts. In den Jahren 1809 und 1810 wagte sie zwar einige Korrespondenzen des Freiherrn von Stein abzudrucken, weiterhin gab sie aber nur dann und wann eine Notiz über Berlin wieder. Als sie 1811 die Feier des königlichen Geburtstages (3. Aug.) erwähnte und dabei berichtete, daß auch Höferinnen von Berlin ihre Stände mit Blumen geschmückt hätten, fügte sie bloß hinzu: „Eine unschuldige, freundliche Äußerung wahrhafter Volksliebe.“ Eine unerhörte Schmähung der deutschen Litteratur und des deutschen Volkes, die sich das „Journal de l'Empire“ erlaubte, wobei es von „burlesken Narrheiten“, „ekelhafter Verderbtheit“ und den „unbegreiflichen Thorheiten“ der litterarischen Grundsätze Goethes und Schillers sprach, nahm die Zeitung ruhig hin und nannte sie nur „merkwürdig“. Dagegen trat sie angelegentlich für die Kontinentalsperre ein, die Deutschland so schwer schädigte, und rief begeistert aus: „Dank sei also dem Helden und Schützer des Kontinents, dessen Maßregeln die deutsch-französischen Fabriken von neuem beleben und in Aufnahme bringen werden. Dank dem großen Napoleon!“ Gleichzeitig meldet sie eifrig von zahlreichen Grausamkeiten, deren

*) Seite 179.

sich die Engländer allerwärts in der Welt schuldig machen sollten. Natürlich that sie auch reichlich das Ihrige zur Verschleierung der ungeheuern Rüstungen, die 1811 für den Feldzug nach Rußland ins Werk gesetzt wurden. Unter dem 11. Juli 1811 ließ sie sich aus Leipzig schreiben: „Es verbreiteten sich auf einmal von allen Seiten ungegründete Gerüchte von großen Rüstungen an der Ostsee und im nordöstlichen Europa. Übelwollende oder feigherzige Alarmisten sahen schon an der Memel und der Narew schlagfertige Heere stehen! So beruhigend auch die Erklärungen beider erhabenen Kaiserhöfe waren, so legte man doch gewissen Truppenbewegungen, die doch nur dem Schutze unserer (durch England) bedrohten Küsten galten, eine finistre Bedeutung unter.“ Die augenfällige Mobilmachung der sächsischen Armee wurde einfach geleugnet, dabei aber sagte derselbe Artikel von den sächsischen Soldaten ungeschickterweise: „Alle brennen vor Begierde, sich des großen Bundes würdig zu zeigen, der ihr Vaterland an den mächtigen Staatenverein knüpft, über welchem der erste Held und Herrscher in der Geschichte waltet.“ Und als dann der Krieg begann, bezeichnete sie ihn als den welthistorischen Kampf unter Führung des größten der Helden für die heilige Sache der europäischen Kultur gegen die Barbarei und gegen die Vergrößerungssucht des nordischen Reiches. Auch übernahm sie die Artikel der offiziösen Zeitungen, die den germanischen Jüngling selig priesen, daß er sich zu dem neuen großen Kampfe für die Civilisation den sieggewohnten Phalanxen Galliens hinzugesellen dürfe. Weiterhin vermochte sie dann aber über den grausigen Feldzug nicht viel mehr als die amtlichen französischen Bulletins zu bringen und mußte auch über die große Zeit, die nun folgte, die Konvention von Tauroggen, den Vertrag von Kalisch, die gewaltige Begeisterung der Märztage von 1813, den Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk und die ganze ungeheuere patriotische Bewegung, die jetzt von Nord-Osten daherflutete, ihre Leser lange im Unklaren lassen. Direkte Nachrichten gingen ihr, da sie von jeher mit Preußen keine rechte Verbindung gepflegt hatte, gar nicht zu; was sie brachte, schöpfte sie erst aus dem „Österreichischen Beobachter“.

Plötzlich aber erhebt sich in der Zeitung ein seltsamer Wirbelwind; der bisherige gemessene, kühle Ton wird unruhig, leidenschaftlich, und die verschiedensten Nachrichten purzeln durcheinander. In der Nummer vom 24. Oktober 1813 erscheint die erste Nachricht, daß bei Leipzig eine Schlacht geschlagen worden sei, unmittelbar darauf treffen weitere Mitteilungen ein; ein Privatbrief aus Gera, der zum Abdruck kommt, spricht sogar von einer glorreichen Leipziger Schlacht. Die Redaktion ist jedoch ganz aus dem Gleichgewicht geraten, sie weiß offenbar nicht aus noch ein und druckt in ihrer Ratlosigkeit auch, ohne ein Wort hinzuzufügen, das offizielle französische Bulletin ab, das — mit der Aufzählung der Pagen beginnt, die die Ehre gehabt haben, die Schleppe Ihrer Majestät der Kaiserin bei irgend einer Festlichkeit zu tragen, und dann erst mitteilt, daß bei Leipzig Kämpfe stattfanden. „Das ganze Schlachtfeld blieb in unserer Gewalt“, hieß es dann aber weiter, „und die französische Armee war auf den Feldern von Leipzig ebenso siegreich, wie sie es auf jenen von Wachau gewesen war.“ Der eingetretene Munitionmangel „machte eine schnelle Bewegung nach einem unserer Depote notwendig“, wofür Napoleon Erfurt wählte. Bei dem Marsche durch die Stadt Leipzig wurden Zufall und Ungeschicklichkeit die Ursache einiger bedauerlicher Zwischenfälle; „der durch die Schlachten vom 16. und 18. in Bestürzung geratene Feind faßte durch die Unglücksfälle vom 19. wieder Mut und gab sich die Miene des Siegers.“ Dann kommen wieder andere Korrespondenzen, aus denen die große, ungeheure Niederlage Napoleons unzweifelhaft hervorgeht. Eine bisher nie in diesen Blättern verspürte patriotische Begeisterung spricht aus diesen Berichten. Das Wort „Vaterland“, das bisher nie gebraucht worden war, taucht auf und erscheint wiederholt. Zunächst bezieht es sich nur auf Bayern, bald auf ganz Deutschland. Allein die Redaktion kann sich noch immer nicht in den Umschwung finden, nach wie vor druckt sie auch ferner noch die Korrespondenzen aus Paris ab, die die Vorgänge in französischem Lichte zeigen. Doch endlich ist es sonnenklar: die Sache Napoleons ist vollständig verloren, und die „Allgemeine Zeitung“ bezeichnet jetzt selbst die amtlichen

Meldungen aus Paris, von denen sie ehedem keinen Buchstaben zu ändern wagte, als eitel Lügen. Auch für sie ist nun die napoleonische Zeit vorüber, aber das Interesse für Frankreich hat darum doch nichts eingebüßt; noch Jahrzehnte hindurch sind es vor allem die französischen Zustände, die in der „Allgemeinen Zeitung“ die ausführlichste Erörterung erfahren.

---

3. Die württembergische Presse. Deutsche Haltung des „Schwäbischen Merkurs“. Der Druck Napoleons. Die französische Sprache im „Merkur“. Die Korruption 1812 und 1813. Die Schlacht bei Leipzig stürzt die Herrschaft der Lüge. Der „Merkur“ tritt wieder für die deutsche Sache ein.

In Württemberg hielt die deutsche Gesinnung in der Presse etwas länger Stand, als in Bayern. Der „Schwäbische Merkur“ in Stuttgart, auch während der Rheinbundszeit die bedeutendste Zeitung des Landes, konnte sich nur schwer zu einer franzosenfreundlichen Haltung verstehen. Der Leiter des „Merkur“, Professor Ch. G. Elben, hatte stets den deutschen Standpunkt vertreten und war dabei gewiß auch dem Wunsche seines Leserkreises entgegengekommen, denn er vergrößerte sich beständig bis gegen das Ende des Jahrhunderts hin. 1790 hatte das Blatt nur erst 1223 Abonnenten gehabt, 1800 aber bereits 3816. So lange es nur eben anging, trat Elben stets offen mit seinem deutschen Empfinden hervor. Er verhehlte nicht seinen Schmerz, Mainz und Köln unter die Überschrift „Frankreich“ stellen zu müssen, und scheute sich auch nicht, als sich Napoleon zum Kaiser ausrufen ließ, die Rede Carnots, die dieser im Tribunal gegen das Kaisertum gehalten hatte, ausführlich wiederzugeben. Als dann aber der allmächtige Kaiser selbst nach Stuttgart kam, und das Land durch den Rheinbund in vollständige Abhängigkeit zu Napoleon geriet, da durfte irgend welche Gegnerschaft nicht mehr in die Erscheinung treten; alles, was nur irgendwie Mißfallen bei der französischen Regierung erregen konnte, mußte man ängstlich vermeiden. So durfte z. B. die Erschießung Palms (26. Aug. 1806) mit keinem

Worte erwähnt werden. Bei Nachrichten, die aus England stammten, mußte das Blatt stets die Zeitung nennen, aus der der Artikel genommen worden war, und es durfte auch nie der Beisatz fehlen, daß die Mitteilung über Frankreich gekommen, d. h. dort bereits zensiert worden sei.

Nach und nach trat auch die Bevorzugung der französischen Sprache immer mehr hervor. Die reichlichen Anmerkungen zu den vielen Aktenstücken, die fortwährend in deutscher und französischer Sprache zum Abdruck kamen, wurden schließlich nur in französischer Sprache gegeben, und nach der neuen Einteilung des Landes mit Vorliebe die französischen Bezeichnungen „Departement du haut Necker“, „Departement de la forêt noire“ ꝛc. angewendet.

Eine besonders lästige Verordnung wurde 1810 erlassen. Sie lautete: „Für die Zukunft ist ein Zeitungsblatt einige Stunden vor der Ausgabe desselben jedesmal des Herrn Staats- und Kabinettsministers von Taube Exzellenz vorzulegen.“ Durch diese Maßregel wurde die Ausgabe der Zeitung oft sehr unliebsam verzögert.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Korruption der Presse in den Jahren 1812 und 1813. Bei dem Feldzuge nach Rußland leistete die Verlogenheit der napoleonischen Bulletins, die ja die einzige Nachrichtenquelle für die Zeitungen über den Krieg bildeten, das Möglichste. Der Brand von Moskau ist zunächst nur ein ungeheuerer Verlust der Russen. Unter dem 16. Dezember bringt der „Merkur“ eine Meldung aus Wilna vom 29. Novbr., in der es heißt: „Wir erhalten soeben die Nachricht, daß der französische Kaiser am 26. bei Wesilowo an der Bereczyna auf den Admiral Tschitschagow gestoßen ist und ihn total geschlagen hat“, worauf dann noch die Angabe von den üblichen 9—10000 Gefangenen und das unvermeidliche „der Kaiser war nie wohler“ folgt. Und noch am 17. Dezember, an welchem im „Moniteur“ das berüchtigte 29. Bulletin erschien, das den Parisern die ganze Wahrheit von dem entsetzlichen Mißerfolge des Feldzuges enthüllte, hieß es im „Merkur“: „Am 14. traf unerwartet der Kaiser in Dresden ein und reiste nach Paris; die sämtlichen

alliierten Armeen haben nach dem glorreichen Siege am 28. No vember (Beresina!) die Winterquartiere bezogen unter dem Kommand des Königs von Neapel.“ Der Abdruck des 29. Bulletins wurd dem „Merkur“ erst am 24. Dezember gestattet. Von der Übe einkunft von Tauroggen (30. Dez. 1812) erfuhren die Leser d „Merkur“ erst zufällig etwas am 20. Januar 1813, und zw durch eine Rede Marets im französischen Senat, in der es u. hieß: „General York hat seine Ehre gebrandmarkt, seinen Köni verraten!“ Von der Begeisterung, die nach und nach im Ost aufloderte, drang natürlich nichts bis zum „Merkur“, doch wurde unter dem 27. Februar 1813 aus Breslau gemeldet, „der König habe die Errichtung von Jägerdetachements aus Freiwilligen verordnet“, allein das klang so, als ob diese Rüstungen nicht gegen, sondern **für** Napoleon ins Werk gesetzt würden. Bald aber weht doch schon etwas von der Morgenluft der neuen Zeit herüber, der Ton der Mitteilungen wird etwas frischer, und Ende März wagt der „Merkur“ einmal wieder die lang entbehrte Überschrift „Deutschland“, was freilich noch voreilig war. Aber den Aufruf „An mein Volk“ kann er natürlich nicht bringen; eine solche Sprache läßt die napoleonische Zensur nicht zu. Von dem Bündnisse Preußens mit Rußland werden zwar die Aktenstücke veröffentlicht; aber sie werden durchweg mit französischen Anmerkungen durchsetzt. Im Sommer 1813 schwelgt dann die französische Regierung noch einmal in Siegesnachrichten; die Treffen bei Lützen, Bautzen und Dresden werden als großartige Errungenschaften gefeiert, und zuletzt schwingt sie sich noch zur kühnsten Leistung empor, die sie jemals gewagt hat; unter dem 19. Oktober meldet sie: der Kaiser Napoleon habe bei Leipzig den Feind neuerdings komplett geschlagen und befinde sich bei außerordentlich guter Gesundheit. Der „Merkur“ druckte diese Nachricht in seiner Nummer vom 25. Oktober ab. Damit war aber die Herrschaft der Lüge vorüber. Schon am 26. Oktober brachte der „Merkur“ eine im großen und ganzen richtige Darstellung des großen Weltgerichtes, das sich auf den Feldern von Leipzig vollzogen hatte. Jetzt hieß es: „Der Sieg der Verbündeten war der vollständigste, glänzendste“; „die Resultate der

Schlachten bei Leipzig sind unermeßlich und entscheidend“; „alles kündigt an, daß Deutschlands Sache entschieden worden ist“. Jetzt ist Frankreich „der Feind“, die ganze Stimmung eine andere, und ohne daß irgendwie der Umschlag motiviert wird, herrscht jetzt eine allgemeine Begeisterung für die deutsche Sache. Man fühlt es ordentlich, wie die Redaktion aufatmet, daß der napoleonische Druck geschwunden ist.*)

---

1. Die badische Presse. Buntscheckigkeit der badischen Zeitungslitteratur. Zensurverhältnisse. Das Eingreifen von Paris aus. Das „Journal politique de Mannheim“ und seine Schicksale. Die „Rheinische Bundeszeitung“. Die Vorsicht der badischen Blätter. Rückgang der Zeitungen. Napoleon nimmt die Unvorsichtigkeit der „Freiburger Zeitung“ zum Vorwande, sämtliche badische Zeitungen zu unterdrücken. Gründung der badischen „Staatszeitung“.

Ganz besonders schwer lastete die napoleonische Faust auf der Presse Badens. Mit einer Willkür ohnegleichen wurde hier von den Franzosen gegen die Zeitungen verfahren und schließlich das ganze Zeitungswesen vernichtet. Ursprünglich besaß Baden eine ziemlich umfangreiche, aber auch recht buntscheckige Zeitungslitteratur. Als aus der alten Markgrafschaft in den Jahren von 1803 bis 1806 durch Angliederung von allerlei Territorien das Großherzogtum geschaffen wurde, kam eine Anzahl von Städten und Städtchen zu dem neuen Staatengebilde, in denen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die verschiedenartigsten politischen Tages- und Wochenblätter entstanden waren. Es erschienen der „Konstanzer Volksfreund“, die „Freiburger Zeitung“, das „Lahrer Wochenblatt“, das „Pforzheimer Wochenblatt“, die deutsche „Mannheimer Zeitung“, das Mannheimer „Journal politique“, und späterhin kam noch die „Rheinische Bundeszeitung“ hinzu. In der Landeshauptstadt erschien die „Karls-

*) Otto Elben, Geschichte des Schwäbischen Merkurs. Stuttgart 1885. S. 32 u. f.

ruher Zeitung". Die Zensurverhältnisse für diese Blätter der verschiedensten Richtungen wurde durch eine „Bücherzensurordnung" vom 19. Dezember 1803, die auch für die Presse maßgebend war, geregelt. In Artikel IV, Ziffer 5, hieß es dort: In den Zeitungen darf nichts veröffentlicht werden, was geeignet ist, die Regierung in Zwist mit dem Auslande zu verwickeln, bei benachbarten oder befreundeten Staaten Ärgernis zu erregen, oder in Kriegszeiten das Interesse der Verbündeten zu schädigen, „kurz wovon leicht vorgesehen werden könnte, daß es Uns oder Unsern Landen Nachteil bringen möchte". Diese Bestimmungen wurden aber mit Milde gehandhabt, solange Baden noch dem alten Reichsverbande angehörte; die Verhältnisse änderten sich jedoch sofort bei seinem Eintritt in den Rheinbund.

Die napoleonische Regierung hielt es jetzt für notwendig, sich beständig in die innern Verhältnisse des Grenzlandes einzumischen und dort zu schalten und zu walten, als wenn es eine französische Provinz wäre. Die Zeitungen wurden von Paris aus ganz so wie die französischen überwacht und schließlich vollständig in Fesseln geschlagen, am heftigsten die Mannheimer Blätter verfolgt, weil sie die bedeutendsten waren. Am schlimmsten erging es dem „Journal politique de Mannheim". Diese Zeitung war im Februar 1801 von einem gewissen Solomé, der früher eine „Gazette des Deux-ponts" herausgegeben hatte, mit einem vom Kurfürsten Max Joseph verliehenen, auf 25 Jahre lautenden Privileg gegründet worden. Nach seinem bereits 1802 erfolgten Tode hatte dann seine Witwe das Unternehmen fortgesetzt und die Abonnentenzahl auf ungefähr 600 erhalten. Der Leserkreis des Blattes war also nur klein, doch erfreute es sich allgemeiner Achtung und eines gewissen Einflusses, Grund genug für die französische Behörde, ihm in seiner weiteren Entwickelung möglichst hinderlich zu sein. Die Belästigungen begannen bereits im März 1807. Das Journal hatte in seiner Nr. 78 dieses Jahres ein Schreiben eines gewissen Ascof an den Sekretär des Zaren, Cordier de Launay, die Schlacht bei Eylau betreffend, zum Abdruck gebracht — vermutlich nach dem Pariser „Publiciste" —, jedoch nur auszugsweise und, wie behauptet wurde, unter ge-

lissentlicher Auslassung der bezeichnendsten Stellen. Allein der ranzösische Geschäftsträger in Karlsruhe, Baron Massias, nahm in diesem Briefe Anstoß und führte bei dem badischen Minister on Edelsheim Klage, worauf dieser der Witwe Solomé sein Befremden über den Vorfall aussprechen und dem Redakteur ünftig mehr Vorsicht anempfehlen ließ. Der Großherzog wünsche ringend, daß kein Journalist der französischen Regierung, der er ufrichtig ergeben sei, Grund zur Klage gebe. Damit war der Konflikt beigelegt; auch ein zweiter wurde noch durch Edelsheims Beschick auf gütliche Weise erledigt; dann aber gestaltete sich die Situation für das Blatt rasch ernster, da der immerhin leicht zu eruhigende Massias versetzt wurde und der fanatische Aufpasser ind Angeber August Talleyrand an seine Stelle trat. Schon m Mai 1808 fand dieser Veranlassung, gegen das „Journal" orzugehen. Dies hatte nach bayrischen Zeitungen in seiner Nr. 128 ein Rundschreiben des Papstes gebracht, in welchem ieser gegen die Ausweisung der Kardinäle aus Rom Verwahrung inlegte und sie zum Widerstande aufforderte. Doch ergab sich us den Schlußbemerkungen deutlich, daß der Artikel keineswegs ür den Papst Partei ergriff. Trotzdem behauptete Talleyrand, s liege hier ein schweres Preßvergehen vor, weil der Kaiser jede Erörterung der Händel mit der Kurie vermieden wissen wolle, und verlangte die Suspendierung der Zeitung. Der Minister on Edelsheim zögerte zunächst, wegen einer solchen geringfügigen Sache einzuschreiten, suspendierte dann aber das Blatt auf acht Tage und ließ außerdem dem französischen Geschäftsträger mitteilen, dem Redakteur wie dem Zensor sei eröffnet worden, der Großherzog habe mit äußerstem Mißfallen die Veröffentlichung des Rundschreibens bemerkt. Wäre dasselbe nicht bayrischen Zeitungen entlehnt gewesen, so würde die Strafe härter ausgefallen sein.

Diese Bestrafung genügte aber Talleyrand nicht, und zwar um so weniger, als der französische Minister des Auswärtigen, Champagny, ihm unter dem 24. Mai 1808 mitteilte, der Kaiser sei damit einverstanden, daß er die Unterdrückung des Journals gefordert, und wünsche sogar, daß künftig überhaupt keine

Zeitung in französischer Sprache mehr in der Nähe der Grenze erscheine. Allein von Edelsheim entsprach den Forderungen Talleyrands nicht; er wies darauf hin, daß der Großherzog bei der Übernahme der Pfalz die Privilegien des „Journal politique“ garantiert habe, ein Verbot desselben würde ihn also verpflichten, dem Verleger den daraus erwachsenden beträchtlichen Schaden — etwa 60000 fl. — zu ersetzen. Auch habe man alle Ursache zu glauben, daß das Blatt der französischen Regierung selbst schon wiederholt gute Dienste geleistet habe. Es solle aber in Zukunft die strengste Zensur geübt und kein Artikel zugelassen werden, der nicht aus dem „Moniteur universel“, der „Gazette de Hollande“, dem „Moniteur westphalien“ und den offiziellen Zeitungen von Mailand und Neapel stamme. Im übrigen solle sich das „Journal“ auf litterarische Nachrichten beschränken; auf diese Weise werde künftig jeder Anlaß zu Klagen vermieden. Bestehe indes der Kaiser trotzdem auf der Unterdrückung des Blattes, so werde der Großherzog ihm als erneuten Beweis seiner Ergebenheit auch dieses Opfer bringen.

Mit dieser Erklärung gab man sich endlich in Paris zufrieden; aber schon beim Beginn des Jahres 1809 kam es zu neuen Differenzen. Die im Januar 1808 in Mannheim gegründete „Rheinische Bundeszeitung“ brachte einen Artikel über die Haltung Rußlands dem Könige von Preußen gegenüber; Rußland wurde darin der Treulosigkeit bezichtigt. Dieser Artikel mißfiel in Paris, weil jetzt Rußland der Bundesgenosse Frankreichs war und nicht verletzt werden sollte, und da man irrtümlich das „Journal“ für dasjenige Blatt hielt, das ihn gebracht hatte, so verlangte man die sofortige Unterdrückung dieser Zeitung. Hiergegen wurde der Minister von Edelsheim vorstellig und klärte den Irrtum auf; da man nun aber einmal in Paris mißgestimmt war, so erging schließlich nach mehrmaligem Hin- und Herschreiben von Napoleon der Befehl, beide Zeitungen haben aufzuhören zu erscheinen. Dieser alles Rechtsgefühl verhöhnenden Entscheidung wußte aber die badische Regierung dadurch zu begegnen, daß sie wenige Tage nach der Unterdrückung der „Rheinischen Bundeszeitung“ dieser gestattete, als „Rheinische Corre-

pondenz“ und dem „Journal“ als „Nouvelles littéraires et politiques“ wieder aufzuleben.

Der französischen Regierung entging aber der Schachzug nicht, und als sich bald darauf die „Mannheimer Zeitung“ eines kleinen Vergehens schuldig machte — sie hatte nach der Wiener Hofzeitung einen Bericht über die Kämpfe in Spanien gebracht, in dem der Mut der Spanier hervorgehoben wurde —, verordnete der Minister unter dem 25. März 1809 in scharfem Tone die Unterdrückung sämtlicher Zeitungen Mannheims und bemerkte dabei auch zugleich, daß keins der Blätter etwa unter anderer Marke wieder auftauchen dürfe. Allein der Minister von Edelsheim wandte sich noch einmal nach Paris und betonte besonders die finanziellen Verpflichtungen, die dem Großherzog durch die Unterdrückung der Zeitungen erwüchsen. Einer der Zeitungsverleger verlange eine Entschädigung von 12 000 fl., ein anderer sicherlich ebensoviel, sodaß der Großherzog vielleicht genötigt würde, 40 000 Francs zu opfern, obgleich er mit aller zulässigen Strenge gegen die Presse eingeschritten, und dies in einem Augenblicke, da er angestrengt bemüht sei, den beträchtlichen Anforderungen nachzukommen, welche der Krieg an seine Finanzen stelle. Der Hinweis auf diese pekuniäre Seite scheint in Paris zu einigem Nachdenken veranlaßt zu haben; zudem brach der Krieg gegen Österreich aus und lenkte die Aufmerksamkeit auf andere, wichtigere Konflikte — die Mannheimer Angelegenheit wurde nicht weiter verfolgt, und es trat eine gewisse Zeit der Ruhe für die badische Presse ein. Allerdings befleißigten sich auch alle Blätter der größten Vorsicht. Über die Schlacht bei Aspern begnügten sie sich, den Lesern lediglich das bekannte, den Thatbestand verdunkelnde 10. Bulletin vorzulegen, während ein Schreiben des Kaisers Franz, worin es hieß, daß außer den Generalen Durosnel und Fouler noch andere Generale und Stabsoffiziere in Gefangenschaft geraten seien, nur mit dem Bemerken abgedruckt wurde, daß dies nach den französischen Armeebulletins, „die allein als offiziell anzusehen sind“, bekanntlich nicht der Fall sei. Dagegen versäumte man ebensowenig, Schill als „Räuber“ zu bezeichnen, der eine „klägliche Rolle“ spiele, wie

man später von der „Charakterlosigkeit“ des Sandwirts sprach. Die „weltbeglückende“ Heirat Marie Luisens und ihr Einzug in Karlsruhe vollends konnte von keinem der kaiserlichen Eitelkeit schmeichelnden Pariser Hofjournalisten mit größerem Aufwande von Begeisterung gefeiert werden, als dies in der „Rheinischen Correspondenz“ vom 24. März 1810 geschah. Den Lesern scheint aber die Haltung dieser Blätter nicht besonders behagt zu haben, wenigstens ging die Abonnentenzahl der „Nouvelles littéraires et politiques“ (des früheren „Journals“) von 600 auf 400 zurück.

Leider sollte die friedliche Zeit für die badische Presse nur von kurzer Dauer sein. Bereits im Herbst 1810 begannen die französischen Verfolgungen abermals und sollten sich nun schlimmer denn je gestalten. Veranlassung zu dem neuen Angriffe gab diesmal ein Blatt, das zu den unbedeutendsten Badens zählte und in weiteren Kreisen ganz unbekannt war, die von Franz Xaver Schnetzler herausgegebene „Freiburger Zeitung“. Sie hatte in zwei Artikeln in Nr. 178 und 180 vom 5. bezw. 8. Septbr. englische Mitteilungen vom spanischen Kriegsschauplatze gebracht und in diesen von den Erfolgen der englischen und portugiesischen Truppen, sowie von der Gefangennahme französischer Truppenteile und der Desertion französischer Stabsoffiziere berichtet. Darauf sandte schon unter dem 17. September 1810 der französische Minister des Äußern, Champagny, an den französischen Gesandten in Karlsruhe — jetzt war es ein gewisser Bignon — einen Erlaß, in welchem er ihn auf die letzten Nummern der „Freiburger Zeitung“ aufmerksam machte und ihm dringend empfahl, die badischen Zeitungen stets genau zu kontrollieren. Ihre Zahl stehe überhaupt außer allem Verhältnis zu dem Umfange des Landes; den Nutzen hiervon sehe man nicht ein, wohl aber mache sich der Nachteil nur allzusehr fühlbar. Der Gesandte möge dies der großherzoglichen Regierung vorstellen und sich besonders über die „Freiburger Zeitung“ beschweren.

Mittlerweile hatte aber auch der Kaiser von den Artikeln der „Freiburger Zeitung“ erfahren und war aufs unangenehmste davon berührt worden. Die Mißerfolge in Spanien waren ihm

im höchsten Grade fatal und sollten in weiteren Kreisen nicht bekannt werden, da sonst das Ansehen seiner Waffen schwer geschädigt werden konnte. Ohne weiteres schrieb er daher am 28. September 1810 von Fontainebleau aus an den Minister Champagny: „Teilen Sie meinem Geschäftsträger in Karlsruhe mit, daß die Freiburger und die übrigen im Großherzogtum Baden erscheinenden Zeitungen mit Ausnahme einer, die in Karlsruhe unter den Augen der Regierung redigiert wird, unterdrückt werden sollen. Auf diese Weise hören alle die Schmähungen und böswilligen Ausstreuungen auf, denen die französische Regierung ausgesetzt ist. In Darmstadt und an der Grenze sollte man ebenso verfahren." *)

Darauf ging schon am folgenden Tage die entsprechende Weisung nach Karlsruhe; aber die großherzogliche Regierung konnte sich nicht entschließen, den französischen Forderungen so ohne weiteres zu entsprechen. Sie wies allerdings die Freiburger Polizei sofort an, die strengste Aufsicht über die dortige Presse zu führen, weiter zu gehen, zögerte sie aber; der Großherzog habe bei der Übernahme des Breisgaues die Privilegien der Zeitungen garantiert und könne nun nicht so ohne weiteres widerrufen. Jedenfalls, so erklärte der Minister von Edelsheim dem französischen Gesandten, müsse man sich über die Beschaffenheit dieser Entschädigungen genauer informieren.

Solche humanen Rücksichten waren aber der französischen Regierung nicht geläufig; auf den Bericht des Gesandten traf umgehend unter dem Datum vom 11. Oktober 1810 die Antwort des Ministers Champagny ein, aus der deutlich hervorging, daß man diese Einwendungen nur als Ausflüchte betrachtete. Der Kaiser habe, schrieb Champagny, nicht erwartet, daß er seine Forderung wiederholen müsse; die badische Regierung möge daher derselben *auf der Stelle in vollem Umfange* nachkommen: dies sei der sehr bestimmte Wille Seiner Majestät.

Jeder Widerspruch war nun vergeblich, und so wurde denn bereits am 27. Oktober im Regierungsblatte ein vom 18. Oktober

*) Lecestre, vol. I, pag. 73.

datiertes Dekret veröffentlicht, mit welchem dem Publikum mitgeteilt wurde, daß der Großherzog „den Verhältnissen der Zeitumstände angemessen gefunden“ habe, „die Verbreitung politischer Neuigkeiten in dem Wege der Zeitungen durch Herabsetzung der Menge derselben auf eine einzige unter einer besonders angeordneten Aufsicht herauszugebende zu zentralisieren“. Alle politischen Zeitungen des Landes sollten daher vom 31. Oktober ab aufhören zu erscheinen; die ihnen verliehenen Privilegien wurden mit keckem Federstrich als „unverträglich mit dem Staatswohl“ für erloschen erklärt. Die „Karlsruher Zeitung“ allein sollte bestehen bleiben und bis zum Jahresschluß noch in ihrer alten Form unter der bisherigen Zensur fortgeführt werden, vom 1. Januar 1811 ab jedoch unter dem Titel „Großherzoglich Badische Staatszeitung“ und „unter der ganz besonderen Aufsicht“ des Ministeriums des Auswärtigen zur Ausgabe gelangen. Den Bezirks- und Wochenblättern, die neben den privaten und amtlichen Inseraten bisher gelegentlich spärliche politische Nachrichten gebracht hatten, wurde eingeschärft, daß sie künftig „keine andere als das Inland betreffende, und zwar nur in wörtlichen Auszügen aus der Landeszeitung geschöpfte“ aufnehmen dürften. Von einer Barabfindung der geschädigten Verleger, welche die Regierung selbst früher für billig erklärt hatte, war nicht mehr die Rede; bei der herrschenden Finanznot konnte die Regierung solche außergewöhnlichen Ausgaben nicht machen, so lebhaft sie auch das Ungerechte dieses Vorgehens empfinden mochte.

Die neue „Staatszeitung“ bewegte sich natürlich durchaus in französischen Anschauungen und vermied ängstlich alles, was bei der französischen Oberaufsicht Mißfallen erregen konnte. Aber schon nach den ersten Tagen der Leipziger Völkerschlacht wagte sie es, einen freieren Ton anzuschlagen, und bald trat sie ganz und gar für die deutsche Sache ein. Das französische Heer, dem sie so manches Loblied hatte singen müssen, nannte sie jetzt rückhaltlos den „Feind“, von dem das Vaterland nun endlich gesäubert werden müsse. Leider sollte die neue Zeit, die das Blatt so jubelnd begrüßte, die Hoffnungen, die sie erweckt, noch nicht erfüllen; es dauerte noch viele Jahre, ehe die Wunden, die das

Franzosenregiment dem badischen Zeitungswesen geschlagen hatte, geheilt waren, und ehe überhaupt sich bessere Verhältnisse für die Presse herausgebildet hatten.*)

---

5. Die Presse im Großherzogtum Berg. Genießt etwas mehr Freiheit. Die Düsseldorfer Zeitungen. Das „Echo der Berge". Die beiden Elberfelder Zeitungen. Kleine Provinzblätter. Bei der Kläglichkeit des Inhalts schrumpft der Leserkreis immer mehr zusammen.

Ganz eigentümlich gestalteten sich die Verhältnisse der Presse im Großherzogtum Berg. Dieses heute vollständig von der Karte verschwundene Ländchen war seit 1806 nicht viel mehr als eine französische Provinz. Der frühere Landesherr, der Kurfürst von Bayern, hatte es, nachdem ihm Ansbach zugesprochen worden war, Ende 1805 an Napoleon überwiesen, und dieser übertrug es, nachdem es durch einige Stücke des ehemaligen Herzogtums Cleve und durch etwas kurkölnisches und nassau-oranisches Gebiet vergrößert worden war, laut kaiserlichen Dekrets vom 15. März 1806 an Joachim Murat, den Gemahl seiner jüngsten Schwester Caroline, und nannte es Herzogtum Cleve-Berg. Als dann aber das Land dem Rheinbunde beitrat, wurde es zum Großherzogtum Berg erhoben. Die Regierung Murats dauerte jedoch nur bis zum 15. Juli 1808, an welchem Tage Murat zum König von Neapel befördert wurde, und das Großherzogtum fiel wieder dem Kaiser Napoleon zu, der es zwar am 3. März 1809 an seinen Neffen Louis Napoleon, den Sohn des Königs von Holland, schenkte, aber bis zu dessen Großjährigkeit in Verwaltung zu behalten gedachte. Es war also schließlich im Grunde eine französische Provinz geworden, aber es hat merkwürdigerweise niemals die schwere Hand Napoleons in so harter Weise fühlen müssen, wie das Territorium des Kaiserreichs. Goecke**) meint, das

---

*) Karl Obser, Zur Geschichte der badischen Presse in der Rheinbundzeit (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. Folge, Bd. XIV, Heft 1).

**) R. Goecke, Das Großherzogtum Berg. Köln 1877.

Großherzogtum sei zunächst als eine Art Luginsland, als ein Stimmungsmesser des noch freien Teiles Germaniens benutzt worden, und da habe denn eine vollständige Knechtung der Presse nicht recht im Interesse der Sache gelegen; die Wahrung eines gewissen Scheines von Freiheit sei hier mehr als auf dem linken Rheinufer angezeigt gewesen. Späterhin habe dann die Regierung, um in dem bunt zusammengewürfelten Lande eine möglichst einheitliche Gestaltung des Verwaltungssystems herbeizuführen, eine fast erdrückende Fülle von Organisationsarbeiten bewältigen müssen, sodaß die Verhältnisse der Presse nur so nebenher be- berührt worden seien. Die Gründe mögen im allgemeinen richtig sein; immerhin ist es wohl geraten, sich von der gewährten Freiheit keine allzu hohe Meinung zu bilden, denn es ist auch in Betracht zu ziehen, daß die Franzosen 1813 die wichtigsten Archivalien, also gewiß auch die meisten Akten über die Behandlung der Presse, von Düsseldorf mit nach Paris nahmen, sodaß wir die Maßregeln gegen die Presse nicht mehr alle feststellen können. Daß trotz der beobachteten Milde auch oft genug sich der napoleonische Terrorismus bemerkbar machte, geht klar aus den mannigfachen Zurechtweisungen und Bestrafungen hervor, die noch nachzuweisen sind.

In der Hauptstadt Düsseldorf erschienen täglich die politischen Zeitungen „Das Echo der Berge", die „Düsseldorfer Zeitung" und die „Niederrheinischen Blätter oder Chronik des Niederrheins", wöchentlich dreimal das „Abendblatt" und wöchentlich einmal ein Intelligenzblatt, das von 1809 bis 1813 den Titel „Großherzoglich-Bergische Wöchentliche Nachrichten" trug, aber über Stadt und Mairie Düsseldorf nicht hinaus kam. Außerdem wurde von 1810 ab ein Regierungsblatt unter dem Titel „Präfekturakten des Rheindepartements" herausgegeben.

„Das Echo der Berge" scheint das bedeutendste dieser Blätter gewesen zu sein. Es erschien in dem üblichen Quartformat, wurde von dem Redakteur Cromer umsichtig geleitet und bei J. G. Bögeman gedruckt. Offenbar hielt es sich sorgfältig ganz in dem Rahmen und Charakter, der von der französischen Regierung vorgeschrieben war. Stets begann es mit dem Artikel

„Frankreich“, der immer von Paris datiert war; hierauf folgte der Artikel „Holland“, oder „Italien“, „Schweden“, „Großbritannien“ und selbst „Südamerika“, und dann erst kam der Artikel „Deutschland“, der meist sehr dürftig ausfiel. Doch verstand man unter Deutschland nur die Rheinbundstaaten; für Preußen bestand noch eine besondere Rubrik. Von dort (aus Cöslin, Rügenwalde ꝛc.) wird öfter gemeldet, daß englische Manufakturwaren, die auf Schiffen eingegangen und dann mit Beschlag belegt worden waren, öffentlich verbrannt worden seien. In Cöslin soll der Wert der verbrannten Waren 200000 Franken, in Rügenwalde gar 2 Millionen Franken betragen haben. Einen großen Raum nimmt in der Nr. 186 vom Jahre 1810 der „General-Pardon“ ein, „welchen Se. Maj. der Kaiser bei Gelegenheit Höchstihrer Vermählung zu bewilligen geruht haben“. Die Nr. 17 vom 17. Januar 1813 bringt aus dem „Moniteur“ die Bekanntmachung, daß 350000 Mann neue Truppen ausgehoben werden sollen. In derselben Nummer heißt es in einer Korrespondenz aus Leipzig vom 31. Dezember 1812: „Einige Offiziere, welche den Rückzug der großen Armee mitgemacht, sind durch Gera gegangen. Diese widerlegen sämtlich die allzu vergrößerten Gerüchte, welche in Folge des 29sten Bulletins verbreitet wurden. Sie sagen, der Rückmarsch sey sowohl in Hinsicht der Strapatzen, als in Hinsicht der dabey bewiesenen Tapferkeit einzig in der Geschichte; in Hinsicht der dabey erhaltenen Ordnung aber sey es nur einem so außerordentlichen Genie, wie Napoleon, möglich gewesen.“

Trotz dieser devoten Haltung kam das „Echo der Berge“ wiederholt mit der Regierung in Konflikt. Als es am 3. Mai 1812 gemeldet hatte, daß in Berlin für die französischen Lazarette Charpie geliefert worden sei, drohte der Minister Graf Nesselrode mit sofortiger Unterdrückung des Blattes. Ebenso heftig mißbilligte er die Meldung von dem Übergange der französischen Armee über die Weichsel (25. Mai 1812), und der Redakteur Cromer vermochte nur dadurch eine Bestrafung abzuwenden, daß er in der nächsten Nummer den Übergang als einen unerhörten Erfolg der französischen Waffen darstellte. Schließlich

stürzte aber doch das Damokles-Schwert auf ihn herab; er hatte die in Stuttgart ausgegebene amtliche Verlustliste (25. Februar 1813) abgedruckt und wurde deswegen in eine schwere Geldstrafe genommen. Aus dem Artikel spreche, schreibt der Präfekt, eine „ahndungswürdige Unbescheidenheit, um so mehr in einer Zeit, wo erdichtete Ausstreuungen, schiefe Ansichten, voreilige ungegründete Kalkulationen und feindselige Machinationen den unseligsten Einfluß gehabt haben." *) Bald nachher scheint das Blatt eingegangen zu sein, denn in einer Statistik über die 1815 in der „Provinz Berg" erscheinenden Zeitungen wird es nicht mit aufgeführt.**)

Als enragierte Napoleon-Verehrerin geberdete sich die „Düsseldorfer Zeitung". Als der Kaiser 1811 eine Reise den Rhein hinauf unternahm und sich dabei auch in Düsseldorf aufhielt, verbeugte sich das Blatt vor dem Gewaltigen mit den Worten: „Friedrich Barbarossa fuhr auf dem Rheine an unserer Stadt vorbei, als er nach Kaiserswerth zog, um den ersten Stein zu der dortigen Pfalz zu legen. Einem größeren Kaiser gefiel es, drei Tage bei uns zu weilen. Diese merkwürdigste Epoche in den Annalen Düsseldorfs wird den Bergern unvergeßlich sein."

Die beiden Elberfelder Blätter, die „Allgemeine Zeitung" des Buchhändlers Büschler und die „Provinzial-Zeitung" des Buchhändlers Mannes, hielten sich, so gut es ging, von der widerlichen Überschwenglichkeit frei und schwiegen lieber, wenn sie den Bombast der französischen Blätter nicht nachdrucken wollten. So kam es denn, daß die „Provinzial-Zeitung" am Neujahrstage

---

*) Akten des Königlichen Staatsarchives zu Düsseldorf.

**) Leider scheinen von dieser Zeitung nur ganz winzige Reste auf uns gekommen zu sein. Mir wurden bloß die Nummer 256 von 1809, die Nummern 184, 186 und 188 von 1810, die Nummern 104, 105 und 106 von 1811 und die Nummern 17, 171, 172 und 174 von 1813 bekannt, die sich im Königlichen Staatsarchiv zu Düsseldorf befinden und von diesem mit 60 M. bewertet werden. Diese Nummern sind z. Z. wahrscheinlich verschiedener Inserate wegen, die Verkäufe behandeln, besonders Pferdeverkäufe, bei Seite gelegt worden und so erhalten geblieben.

1811, in der politisch so bewegten Zeit, ihren Lesern nichts weiter zu bieten wußte, als jene Geschichte von dem Riesenkuchen, den August der Starke 1730 in seinem Lustlager bei Mühlberg an der Elbe backen und verzehren ließ, und ein Artikelchen über Kindererziehung, in dem der Verfasser zu dem Schlusse kam, daß es schwer sei, die Prügelstrafe abzuschaffen. Trotzdem blieben auch ihr Kollisionen mit der Regierung nicht erspart. Als sie meldete, es seien auf dem rechten Oberufer militärische Magazine angelegt worden, drohte der Minister Graf Nesselrode sofort mit Unterdrückung.

Von den Schicksalen der politischen Blätter in kleineren Städten ist nur das des „Dorstener Zuschauers“, der sein Erscheinen einige Zeit einstellen mußte, weil er am 28. Januar 1812 gemeldet hatte, daß der Leutnant Stoß auf einer Reise nach Petersburg durch Dorsten gekommen sei, und das des „Mülheimer Anzeigers“, der sich vermessen hatte, am 7. Mai 1812 die Abreise des russischen Botschafters Kurakin als wichtig zu bezeichnen, zu erwähnen. Der Redakteur wurde dafür auf mehrere Wochen in den Kerker gesteckt.

Im Sieg-Departement (dem ehemals nassau-oranischen Gebiete) hatte sich noch keine politische Zeitung entwickelt; es erschien dort (in Dillenburg) nur ein Intelligenzblatt (1773—1809 „Dillenburgische Intelligenz-Nachrichten“, von 1809—1814 „Neue Intelligenz-Nachrichten für das Sieg-Departement“ betitelt) und von 1810 bis Anfang 1814 in Herborn das Amtsblatt „Verhandlungen der Präfektur des Sieg-Departements“. Das Präfekturblatt brachte nur die Bekanntmachungen der Regierung, während das Intelligenzblatt gehalten war, auch die offiziellen Bulletins vom Kriegsschauplatze abzudrucken. Sonst war aber in dem Blatte von der erregten Zeit nichts zu spüren. Es wußte selbst in den erhebenden Momenten, in denen die schweren Fesseln der Fremdherrschaft endlich gesprengt wurden und mit den in das Land einziehenden Siegern der Tag der Freiheit anbrach, seine Leser mit nichts Näherliegendem zu unterhalten, als — mit einer Beschreibung der dem Obstbau schädlichen Raupen. Die Redaktion

war viel zu sehr eingeschüchtert, um ein freies Wort der Freude zu äußern.*)

Die natürliche Folge dieser Knebelung war, daß die Zeitungen schließlich ganz inhaltsleer und reizlos wurden, und daß der Leserkreis immer mehr zusammenschrumpfte. Nach einer statistischen Notiz aus dem Jahre 1811 gab es in Städten wie Mülheim am Rhein, Essen, Duisburg 2c. kaum noch ein Dutzend Menschen, die sich eine Zeitung hielten, und auf eine Umfrage über den Zeitungsbetrieb im April 1813 im Großherzogtum Berg, im Großherzogtum Frankfurt, im Roer-Departement 2c. antwortete der Maire von Burtscheid dem Präfekten der Rheinlande mit einer Offenheit, die man wohl bewundern kann: „Da im vorigen Jahre nicht einmal das Napoleonische Bulletin (Malodezno, 29. Okt.) in den Zeitungen habe stehen dürfen, so behülfen sich bei ihm die Zeitungsliebhaber jetzt lieber ohne solche, da sie kein unnützes Geld wegwerfen wollten."

---

6. Die Preßverhältnisse im Königreich Westfalen. Der „Moniteur westfalien". Sein Chef-Redakteur de Norvins, sein späterer Redakteur Friedrich Murhard. Der Charakter des „Moniteur", seine Festberichte; seine Nachrichten vom Kriegsschauplatze; seine letzten Seufzer und seine Verwandlung in die „Allgemeine Kasselsche Zeitung". Die Provinzpresse. Die „Magdeburgische Zeitung". Ihre schlimme Lage nach der Schlacht bei Jena. Wird unter die Militärgewalt gestellt. Der „Hallische Kurier" und der Magister Colbatzky. Die „Hannoverschen Anzeigen".

Die Verhältnisse im Königreich Westfalen haben sich nie so gefestigt, daß sich ein von allgemeinen Bestrebungen getragenes politisches Leben entwickeln konnte. Der Druck, den Napoleon fortwährend ausübte — er behandelte das Land immer nur als ein Departement seines Kaiserreichs —, die Unfähigkeit des Königs Jérôme, der ununterbrochene kriegerische Tumult, die

*) G. Zedler, Die Intelligenzblätter der nassauischen Fürstentümer (Annalen des Vereins f. nassauische Altertumskunde, 29. Bd., 1. Heft. Wiesbaden 1897.)

mannigfachen Aufstände und der stete Kampf mit entsetzlichen ökonomischen Schwierigkeiten verhinderten die Herausbildung von großen gemeinsamen Perspektiven; zudem waren die von Napoleon durchaus willkürlich zusammengeworfenen Länder auch von so verschiedenem Charakter, daß sich schon aus diesem Grunde ihr Zusammenschweißen zu einem Ganzen innerhalb weniger Jahre nicht ermöglichen ließ.

Das Königreich bildeten laut kaiserlichen Dekrets vom 1. September 1807 das Kurfürstentum Hessen nebst Rinteln und Schaumburg, aber ohne Hanau, das Herzogtum Braunschweig, die preußische Altmark und das Gebiet von Magdeburg, soweit beide links von der Elbe lagen, das Gebiet von Halle, Hildesheim, Goslar, Halberstadt, Quedlinburg, Mansfeld, die Grafschaft Stolberg-Wernigerode, das Eichsfeld, die Städte Mühlhausen, Nordhausen, das Bistum Paderborn, die Gebiete von Göttingen und Grubenhagen, die Harzdistrikte, das Bistum Osnabrück, das oranische Land Corvey ꝛc. Diese Landstrecken machten 659 Quadratmeilen mit 1958000 Seelen aus. Durch Traktat vom 14. Januar 1810 wurde das Königreich dann noch um Hannover, d. h. um 497 Quadratmeilen und 796000 Seelen vergrößert.*)

In diesem Trödel-Königreich ohne politisches Rückgrat konnte sich natürlich auch keine politische Zeitung von Bedeutung entwickeln. Das einzige Blatt, das sich hervorthat, war der „Moniteur westphalien“, die offizielle Zeitung, die mit dem 29. Dezember 1807 in der Hauptstadt Kassel zu erscheinen begann und das Möglichste in der Verherrlichung des Herrscherpaares und der Fälschung der Berichte über die Stimmung und die Zustände im Lande leistete. Den Verhältnissen entsprechend, wurde die Zeitung zweisprachig herausgegeben; links zeigte sich der französische, rechts der deutsche Text. Bis zum Schlusse des Septembers von 1810 erschien sie in Folio, aber nur dreimal in der Woche (Dienstags, Donnerstags und Sonnabends), vom 1. Oktbr. 1810 ab in verkleinertem Formate, in groß Oktav, dagegen sechs-

*) Arthur Kleinschmidt, Geschichte des Königreichs Westfalen. Gotha 1893.

mal wöchentlich. Der Abonnementspreis belief sich bei der Folio-Ausgabe auf 36 Franken (6 Laubthaler) jährlich; nach der Verkleinerung des Formats wurde der Preis auf 30 Franken ermäßigt.

Der erste Redakteur des „Moniteur“ war der Franzose Jacques de Norvins, der neuerdings bei Veröffentlichung seiner Memoiren wieder öfter genannt worden ist.*) Er war von Haus aus Soldat, kämpfte zu Anfang des Jahrhunderts auf San Domingo unter dem General Leclerc, dem Gatten der schönen Pauline Bonaparte, kehrte 1803 nach Frankreich zurück und beschäftigte sich längere Zeit, da er keine Anstellung erlangen konnte, mit Schriftstellerei. Dann trat er bei den Gendarmes d'ordonnance ein und wurde durch Fürsprache der Kaiserin Josephine alsbald Premierleutnant. Weiterhin bildete er sich vermöge seiner gesellschaftlichen Gewandtheit und besonders durch sein Talent, witzige Couplets zu verfassen, zu einem Liebling des Hofes der Kaiserin Josephine aus, mußte aber den Salon bald wieder mit dem Feldlager vertauschen und kämpfte bei Heilsberg und Friedland, worauf er im April 1807 das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Bald darauf löste jedoch Napoleon die Gendarmes d'ordonnance auf, und nun trat Norvins in den Dienst des Königs von Westfalen. Er wurde Generalsekretär des Ministers für Justiz und Inneres Joseph Jérôme Siméon und zugleich Chefredakteur des „Moniteur“, rückte dann zum Generalsekretär des Staatsrates auf, war vom März bis September 1809 westfälischer Geschäftsträger in Karlsruhe, kam hierauf wieder nach Kassel, wo er Kammerherr der Königin wurde, verließ dann aber, wie es heißt auf besonderes Verlangen des Kaisers Napoleon, im März 1810 den westfälischen Dienst und wurde nun, besonders nach dem Sturze Napoleons, noch viel vom Schicksale umhergeworfen. Trotzdem erreichte er ein Alter von mehr denn achtzig Jahren. Sein Lebenslauf und auch seine Lebensführung

*) Souvenirs d'un historien de Napoléon. Mémorial de J. de Norvins publié avec un avertissement et des notes par L. de Lanzac de Laborie. Tome III (1802—1810). Paris 1897.

streifen also sehr an das Abenteuerliche, und auch der Ton, den er dem „Moniteur“ gab, war mehr der eines prahlerischen und zu Zeiten auch frechen Abenteurers, als der eines ernsten, die Worte sorgfältig abwägenden Amtsblattes.*).

Norvins zur Seite stand Friedrich Murhard, ebenfalls ein Mann von eigentümlich ausgeprägtem Charakter und außergewöhnlicher Lebensführung. Geboren am 7. Dezember 1779 zu Kassel, studierte er Mathematik in Göttingen, ward bereits 1796 Magister und unternahm dann größere Reisen, als deren Frucht er u. a. ein „Gemälde von Constantinopel in drei Bänden“ 1804 herausgab. Bei der Errichtung des Königreichs kehrte er nach Kassel zurück, erwarb sich das Wohlwollen des 1807 zum westfälischen Staatssekretär ernannten Johannes von Müller und bildete sich unter dem Einflusse dieses glühenden Verehrers des napoleonischen Genies bald zu einem wahrhaft fanatischen Franzosenschwärmer aus, der jeden verfolgte, der sich der neuen Regierung nicht vollständig ergeben zeigte. Darauf wurde er 1808 Bibliothekar am Museum zu Kassel, Präfekturrat und Mitredakteur des „Moniteur“. Seit dem Weggange Norvins' hat er sodann den „Moniteur“ wohl ganz selbständig geleitet. Nach dem Zusammenbruche des Königreichs verließ er Kassel wieder und lebte teils in der Schweiz, teils in Süddeutschland, bis er aufs neue die Vaterstadt aufsuchte und dort am 29. Novbr. 1853 sein Leben beschloß.**)

Gleich in seinen ersten Nummern setzte der „Moniteur westphalien“ mit vollen Backen ein. Mit dem Ausrufe: „O große und neue Epoche, die sich mit einem durch die Zeiten geheiligten Herkommen verschwistert!“ begrüßte er das neue Jahr. Unmittelbar darauf brachte er einen Artikel über die angebliche Stimmung in Westfalen, in welchem alle Verhältnisse im rosigsten Lichte er-

*) Der damalige französische Gesandte am Kasseler Hofe, Baron von Reinhard, urteilte in einem Berichte vom 12. März 1810 (Du Casse, Les Rois Frères de Napoléon I., Paris 1883, Seite 344) über de Norvins: „C'est un homme d'esprit et de talent, mais d'une vanité et d'une prétention excessives.“

**) Strinders Hessisches Gelehrten-Lexikon, Bd. 18.

scheinen. „Wir empfinden hier und im ganzen Königreiche", hieß es dort, „bereits die erwärmenden und erquickenden Strahlen der neuen Sonne. Alle Handlungen und Verfügungen unseres geliebten Monarchen, welche bis jetzt zur allgemeinen Kenntnis gekommen sind, tragen das Gepräge seines erhabenen, huldvollen Charakters und zeugen von seiner Herzensgüte. Manche Thräne des Kummers ist schon getrocknet, und die Aussicht in eine bessere frohe Zukunft träufelt heilsamen Balsam selbst in die Gemüter derjenigen, welche, unvermögend, das große Werk der Weltregeneration zu begreifen, in banger Erwartung den künftigen Tagen entgegenseufzten." Dann begleitete er die Rundreise, die der König Jérôme alsbald unternahm, um sich allerwärts huldigen zu lassen, mit bombastischen Festberichten, von denen viele der Wahrheit direkt ins Gesicht schlugen. Von Helmstedt meldete er, daß dort am 6. März 1808 dem Könige mit dem lebhaftesten Enthusiasmus gehuldigt worden sei; doch wurde bald bekannt, daß die Studenten mit ihren Tintenfässern nach den westfälischen Farben geworfen hatten. Über den Empfang in Göttingen am 15. Mai berichtete er: „Das Volk drängt sich in Massen auf den Weg des Königs. Es bleibt kein Einwohner daheim. Wir haben zehn Wegstunden weit ein Fest durchlebt. Durch die Lüfte bebten die Rufe: ‚Hoch unser guter König!'" Dabei wußte man in ganz Göttingen, daß nur mit großer Mühe eine Ehrengarde aus „der interessanten Jugend aller Nationen" hatte zusammengebracht werden können. Ähnlich lauteten die Berichte aus Braunschweig, Magdeburg und Halle. Und als dann im nächsten Jahre der König den Harz besuchte, hieß es u. a. in einer Festbeschreibung aus Clausthal: „Die Schönheit des Abends, das Flimmern der Feuerkünste, die rauschende Kriegsmusik, die brennenden Fackeln der Hüttenleute und deren strenge Tracht und die tausend- und tausendfach wiederholten Ausrufungen: ‚Es lebe der König!', endlich der interessante Anblick einer ganzen Volksmenge, welche gekommen war, ihren Herrscher zu feiern nach Art ihrer Väter und dem treu bewahrten Beruf uralter Zeiten, alles dies bildete ein ebenso feierliches als merkwürdiges Schauspiel. Die Huldigungen der unbefangenen Liebe eines biederen und einfachen

Volkes, das von der Welt nichts kennt als seine Berge, seine Schachten und seinen Fürsten, schien denn auch Seine Majestät zu rühren."

Im hochtrabendsten Tone aber waren die Berichte über die Ereignisse und Feste an den Höfen zu Paris und Kassel gehalten, über die Heirat des Kaisers mit Marie Luise, die Geburt des Königs von Rom, die Bälle und Redouten auf Napoleonshöhe, der ehemaligen Wilhelmshöhe. Immer aufs neue wurde die Leutseligkeit und Herablassung des Königs bei solchen Festen hervorgehoben; doch bestand diese wohl hauptsächlich nur in leeren Worten; denn wenn er sich auch abends gern mit dem bekannten Gruße „Gut Nackt, morgen wieder luschtik!" von seiner Festgesellschaft verabschiedete, ist es ihm doch wohl manchesmal sehr wenig lustig zu Mute gewesen. Nicht selten war er mißgestimmt, bedrückt und unwirrsch, da der Kaiser ganz ungeheuere Anforderungen an das Königreich Westfalen stellte, wodurch alle Verhältnisse mehr und mehr zerrüttet wurden. Aller Wortschwall des „Moniteur" konnte darüber nicht täuschen, am wenigsten wohl den König, der ganz genau wußte, wie schlimm es um ihn stand, wiederholt daran dachte, auf seine Königswürde lieber ganz zu verzichten und sich gewiß oft genug nur in die rauschenden Vergnügungen stürzte, um alle die bangen Sorgen, die ihn bestürmten, wenigstens auf Stunden zu verscheuchen.*)

Noch schlimmere journalistische Kunststücke mußte aber der „Moniteur" machen, als sich die Katastrophe des Königreichs im Frühjahre 1813 vorbereitete und schließlich alles zu wanken begann. Die große Bewegung zur Abschüttelung der Fremdherr-

*) Daß die Stimmung des Königspaares oft an Verzweiflung grenzte, geht u. a. aus einer Stelle aus dem Tagebuche der Königin hervor, wo sie unter dem 5. Februar 1812 über die beständigen Durchzüge der französischen Truppen klagt und dann schreibt: „Dauert dieser Stand der Dinge noch einen Monat fort, so muß Westfalen zusammenbrechen. Allmonatlich fehlt eine Million zum Unterhalte der französischen Truppen, die wir außer den unsern im Lande haben. Obwohl uns der Kaiser schöne Versprechungen macht, erstattet er uns diese außerordentliche Million nicht zurück. Diese Sachlage macht einen schaudern. Was soll aus uns werden?"

schaft, die sich mehr und mehr von Ostpreußen her bemerkbar machte, wurde zunächst ignoriert, und als sie sich auch in Hessen zeigte, wurde den betreffenden Nachrichten widersprochen (Monit. Nr. 74). Aber schon unter dem 13. April (Nr. 103) brachte der „Moniteur“ die Proklamation Eugen Napoleons (Beauharnais), damals Oberbefehlshaber der französischen großen Armee in Deutschland, vom 4. April, in der mit aller Heftigkeit und Strenge die hehre Begeisterung, die jetzt alle Gemüter ergriffen hatte, niedergedrückt werden sollte. „Getreu euern Verbindungen und euern Gesetzen, werdet ihr auf immer den beschämenden Ruf, den die Preußen sich soeben in der Geschichte erworben, von euch entfernen“, heißt es dort, und dann wird jeder mit dem Tode bedroht, der „die Feinde Frankreichs und seiner Verbündeten begünstigt, oder ihnen Dienste leistet“. Trotzdem muß der „Moniteur“ alsbald allerlei junge Männer nennen, die „zum Feinde übergegangen“ sind, darunter Herren von Kielmannsegge, von Bennigsen, von Westphalen, von Beaulieu u. v. a. Weiterhin sucht er die Mißerfolge der französischen Waffen so lange wie möglich zu verschweigen. Erst am 26. September berichtet er, der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, sei am 24. August bei Großbeeren nicht glücklich gewesen; die Verbündeten Frankreichs aber beschuldigt er, sie seien unzuverlässig. So hätten die Sachsen in der Schlacht bei Dennewitz nicht ihre Schuldigkeit gethan; ein ganz unberechtigter Vorwurf. Und schließlich bringt er vollständig erfundene Berichte zu gunsten der französischen Waffen, um alle Hoffnungen der Deutschgesinnten so tief wie möglich herabzudrücken.

Als dann aber Tschernischew mit seinen Kosaken am 28. September unvermutet vor Kassel erschien, der König floh und die Russen die Hauptstadt besetzten, verging dem „Moniteur“ auf einmal der Atem; er schwieg vom 30. September ab über eine Woche und wagte sich erst wieder am 9. Oktober hervor, nachdem Tschernischew wieder abgezogen und die Franzosen aufs neue von der Stadt Besitz genommen hatten. Seine Tage waren jedoch nun gezählt und auch sein Mut geschwunden. Vom Kriegsschauplatz in Mitteldeutschland, wo es doch schon sehr lebendig

zuging, wagte er nichts zu melden, sondern füllte seine Spalten mit Berichten aus Paris, Spanien und der Türkei. Und als dann die Schlacht bei Leipzig die Macht Napoleons für immer gebrochen hatte und Jérôme am Morgen des 26. Oktober zum zweiten Male geflohen war, schleppte sich die Zeitung nur noch wenige Tage mühsam hin. Am Abend des 26. Oktober brachte sie die Bekanntmachung, daß der König sich „durch den Drang der Zeitumstände" veranlaßt gefunden habe, sich aus seinen Staaten zu entfernen; am 30. Oktober blieb sie aus und am 31. Oktober erschien sie zum letztenmale, und zwar nur in deutscher Sprache. Ihre Hauptmeldung war die Nachricht von dem Eintreffen des Kurprinzen von Hessen in Kassel. Am 1. Novbr. hatte sich das amtliche Organ in die „Allgemeine Kasselsche Zeitung" verwandelt, die dann vom 1. Januar 1814 ab „Kasselsche Allgemeine Zeitung" hieß.

Neben dem „Moniteur" wurde noch ein Intelligenzblatt ausgegeben, das bis Ende 1808 den alten Titel „Casselische Polizey- und Commerzien-Zeitung" führte, dann „Intelligenzblatt des Departements der Fulda", von 1810 ab „Kasselsche Allgemeine Zeitung oder Supplement des westphälischen Moniteurs" und von 1811 ab „Feuilleton oder Supplement des Westphälischen Moniteurs" hieß. Es war aber so dürftig, daß es nicht weiter in Betracht kommt.

Von der Provinzpresse des Königreichs vermochte sich bloß die „Magdeburgische Zeitung" eine gewisse Bedeutung zu erhalten und auch nur mit Aufbietung aller Kräfte. Das Blatt hatte sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter dem preußischen Adler und der Umsicht seiner Besitzer, der Faber, kräftig entwickelt und im Herbst 1806 mit vaterländischer Begeisterung von den Vorbereitungen zum Kriege gegen das anmaßende Frankreich berichtet. Aber mit dem Schlage von Jena und Auerstädt geriet plötzlich alles Leben ins Stocken. Nach einer kurzen Meldung unter dem 18. Oktober, daß der König „bey Auerstädt, ohnweit Naumburg, eine Schlacht verloren", mußte die Zeitung am 25. Oktober bekannt geben: „Das Ausbleiben aller Posten setzt uns jetzt und so lange außer Stand,

dem Publicum politische Nachrichten zu liefern, bis die Hemmung des Postenlaufs aufgehört hat." Und während nun alle Welt mit fieberhafter Erregung der Entwicklung der Dinge entgegensah, brachte die Zeitung Artikel über den ältesten Maulbeerbaum in Frankreich, über Straßenbeleuchtung und dergleichen! Doch am 8. November 1806 hörte die „Hemmung des Postenlaufes" auf; es erfolgte jene schmachvolle Kapitulation, bei der der General von Kleist den mit 800 Kanonen armierten und 22000 Mann besetzten festen Platz dem Marschall Ney überantwortete, der nur über 10000 Mann und einige leichte Feldgeschütze verfügte. Die französische Herrschaft begann, und der preußische Adler im Titel der „Magdeburgischen Zeitung" verschwand. Bald nachher zeigte sich unter dem Titel der Vermerk: „Mit Genehmigung des Herrn Gouverneur, General Colbert", und was von nun an berichtet wurde, durfte nur „mit Genehmigung des Herrn Gouverneurs" berichtet werden. Der Herausgeber war gehalten, alle Artikel und Korrespondenzen, selbst alle Bekanntmachungen, soweit sie nicht aus französischen oder unter französischer Kontrolle stehenden deutschen Zeitungen entnommen waren, vor der Veröffentlichung, nebst französischer Übersetzung, dem Präfekten einzusenden, und bei der Begutachtung wurde eine so lächerliche Strenge geübt, daß selbst „auf unglückliche Begebenheiten Bezug habende Neuigkeiten", Nachrichten über Erdbeben, Überschwemmungen &c., zurückgewiesen wurden, gleich unter Androhung der höchsten Strafe, der Unterdrückung der Zeitung.*)

Jede selbständige Regung der Zeitung war jetzt ausgeschlossen, das Blatt füllte sich in der Hauptsache mit Bulletins, Arrêtés und allen möglichen Verfügungen französischer Behörden und Gerichte und machte daher einen recht dürftigen Eindruck. Aber die Situation verschlimmerte sich noch. Der Gouverneur von Magdeburg, General Michaud, nahm im August 1810 Anstoß daran, daß eine Rede des Kaisers Napoleon an den Großherzog

*) Das betreffende Aktenstück, gezeichnet von dem derzeitigen Präfekten des Elb-Departements, einem Grafen von der Schulenburg-Emden, datiert vom 29. März 1808, ist abgedruckt bei Alexander Faber, Die Fabersche Buchdruckerei. Magdeburg 1897. S. 109.

von Berg nicht in der wörtlichen Übertragung wiedergegeben war, die er für die richtige hielt, und zwang daher den Herausgeber der Zeitung, Friedrich Faber, eine neue Übersetzung zum Abdruck zu bringen, und noch dazu mit dem Vermerk: „Auf Befehl des Herrn Generals Michaud.“ Dadurch maßte sich aber der General einen Eingriff in das Ressort der Civilbehörde an, und Faber wandte sich daher in einer langen Eingabe, in der er die Sachlage darlegte, an den Präfekten mit der Anfrage, wer ihm denn eigentlich zu befehlen habe, die Militärbehörde oder die Civilbehörde. Infolgedessen kam es zu langen Verhandlungen zwischen diesen beiden Verwaltungsbehörden, bis schließlich der General Michaud den Sieg zu erringen wußte, und das Zeitungswesen der Aufsicht der Civilbehörde entzogen und unter die der Militärgewalt gestellt wurde. In dem betreffenden Erlasse vom 22. Novbr. 1811 hieß es: „Der Redakteur der Zeitung ist gehalten, alle die Politik betreffenden Artikel, die er aufnehmen will, dem Herrn Gouverneur zur Durchsicht, und zwar nebst der französischen Übersetzung auf gebrochenem Bogen, zuzustellen.“ Es folgen dann genauere Anweisungen, worauf das Aktenstück mit dem Hinweise schließt, daß die Redakteure für alles, was in den öffentlichen Blättern erscheine, aufs strengste und persönlich verantwortlich seien.

Die Redakteure waren dadurch ganz der Willkür der Militärbehörde überantwortet und sahen sich in einer schier unerträglichen Lage. Dabei ging die Zahl der Abonnenten beständig zurück. Die Kümmerlichkeit des Inhalts nahm der Lektüre eben jeden Reiz. Schon Ende 1809 hatte sich die Auflage der „Magdeburgischen Zeitung“, wie Friedrich Faber in einem vertraulichen Briefe an den Verleger der „Spenerschen Zeitung“ in Berlin, Joh. Karl Spener, gestand, um die Hälfte gemindert und ist dann offenbar noch beständig weiter zurückgegangen. Zu diesem Verluste kam noch ein Zeitungsstempel, der für jedes Exemplar vierteljährlich 50 Cent. betrug.

Dieses Joch der Fremdherrschaft mußte zudem die „Magdeburgische Zeitung“ noch viel länger tragen, als alle die Blätter im Lande umher. Nachdem das Königreich Westfalen längst hinweg-

gefegt war, hielten sich die Franzosen noch immer in Magdeburg, bis zum Pariser Frieden, und erst am 26. Mai 1814 konnte die Zeitung wieder mit ihrem alten Wappen und Titel erscheinen.

Ebenfalls einen kläglichen Rückschritt machte nach der Einrichtung des Königreichs Westfalen das Zeitungswesen in Halle. Dort hatte 1793 ein Magister Colbatzky ein Zeitungsprivilegium der Franckeschen Stiftungen, mit dem diese nichts Rechtes anzufangen vermocht hatten, durch Kauf an sich gebracht und, gestützt auf dieses, sowie durch Hinzuziehung zweier kleinerer Blätter, die er bereits 1789 ins Leben gerufen hatte, die aber in letzter Zeit nicht mehr erschienen waren, im Jahre 1794 einen „Hallischen Kurier im Gespräche mit einem Bauern von den neuesten Zeitgeschichten und Welthändeln“ gegründet und durch geschickte, lebendige Schreibweise rasch beliebt gemacht. Die neue Zeitung wurde bald nicht nur in Halle, sondern auch im weiten Umkreise auf dem Lande gelesen, sodaß sich die preußische Regierung veranlaßt sah, dem Herausgeber für sein Blatt unter dem 5. April 1800 noch ein eigenes Privilegium zu bewilligen. Als nun aber Halle unter westfälisches Regiment kam, stellte ein Professor Tiefstrunk die Behauptung auf, daß durch die Regierungsveränderung auch Colbatzkys Privilegien erloschen seien, und beantragte, daß ihm das Privilegium der Franckeschen Stiftungen überlassen werde. Für den Fall der Bewilligung sagte er die Gewährung einer Abgabe an die Stiftungen zu. Und die westfälische Regierung besaß nicht das genügende Rechtsbewußtsein, um dieses Ansinnen zurückzuweisen. Der Unterpräfekt Frantz erklärte in Kassel, daß er für den Fall eines neuen Zeitungsprivilegs von der Personenfrage ganz absehe und nur dafür stimmen könne, den Stiftungen das zurückzugeben, was ihnen einst gehört hatte, und was seiner Zeit ohne Zustimmung irgend einer Schulbehörde aufgegeben worden sei. Daraufhin machte der Minister Siméon dem Direktor der Franckeschen Stiftungen, dem Kanzler Niemeyer, von der Angelegenheit Mitteilung und forderte eine genauere Darlegung des Falles. Diesem Verlangen entsprach Niemeyer; er bestätigte, daß das Privilegium, das damals ziemlich wertlos gewesen, in nicht ganz korrekter Weise verkauft worden sei, bat

aber, ihm eventuell zu gestatten, selbst den geeigneten Redakteur auszuwählen; auch erklärte er, daß es, wenn der bisherige Redakteur (der ja doch das Blatt erst ertragsfähig gemacht hatte) sich zu gleichen Anerbietungen wie der Professor Tieftrunk verstehe, nur gerecht sei, ihm (dem Colbatzky) die Redaktion wieder zu übertragen. Diese prinzipiellen Vorschläge Niemeyers wurden darauf auch genehmigt, dann aber wurde auf Antrag der Staatsbehörde mit Tieftrunk und Colbatzky über die zu machenden Anerbietungen näher verhandelt, worauf man sich (obwohl Niemeyer noch einmal betonte, daß es ihm doch hart erscheine, Colbatzky so geradezu aus seinem Besitze zu heben) endlich entschied, dem Professor Tieftrunk den Vorzug zu geben, und mit diesem, der für jedweden Verkauf von 625 Exemplaren der Zeitung 365 Franken und 25 Centimes an die Stiftungen zu zahlen hatte, ein Vertrag geschlossen, den der Minister im Oktober 1809 genehmigte. Der Professor Tieftrunk besaß jedoch keineswegs das Geschick, eine Zeitung zu redigieren, das Blatt ging infolgedessen rasch zurück und mußte bereits in der Mitte der zwanziger Jahre sein Erscheinen einstellen, worauf die Gebauer-Schwetschkesche Buchhandlung in das Verhältnis zu den Franckeschen Stiftungen eintrat und mit dem 1. Januar 1828 einen neuen „Hallischen Courier", die noch heute bestehende „Hallische Zeitung" herausgab.*)

Kaum erwähnenswert ist die Presse von Hannover. Neben den „Hannoverschen Anzeigen" (vergl. Bd. I, S. 159) und deren Beilage, dem „Hannoverschen Magazin", „worin kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen, so die Verbesserung des Nahrungsstandes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehme Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahrt sind", erschien während der westfälischen Zeit nur noch ein „Departementsblatt", in welchem die Verord-

*) H. Hirt, Zur Geschichte der königlich privilegierten Zeitungen in Halle (Neue Mitteilungen des Thür.-sächsischen Geschichts- und Altertumsvereins, Band XVI, S. 395—400, 1883) und Dryanders Berichtigungen dazu im selben Bande S. 407 ff.

nungen und Kriegs-Bulletins zum Abdruck kamen.*) Wer sich lebhafter für politische Neuigkeiten interessierte, hielt den „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten“, der damals in Hannover, wie es in einem zeitgenössischen Berichte heißt, „die einzige, aber in mehreren hundert Exemplaren gehaltene Zeitung“ war und „eine große Rolle“ spielte.

Im ganzen Königreich Westfalen gab es also nicht ein einziges politisches Blatt, das die Bevölkerung auch nur einigermaßen wahrheitsgetreu über die politischen Verhältnisse dieser bewegten Zeit unterrichten konnte, das die Zustände, Bedürfnisse und Wünsche der Bevölkerung zu erörtern vermochte. Es kam daher auch zu keiner Gemeinsamkeit der Bestrebungen; kein auch noch so dünnes Band schlang sich um die bunt zusammengewürfelten Provinzen, und das Königreich fiel, als der Wille Napoleons seine Kraft verloren hatte, vollständig lautlos auseinander.

---

7. Die sächsische Presse. Nur unbedeutende kleine Blätter bestehen neben der amtlichen „Leipziger Zeitung“, dem einzigen politischen Organ Sachsens. Die Abhängigkeit der „Leipziger Zeitung“. Ihre Situation nach der Schlacht bei Jena. Die Franzosen und die Zeitung. Haltung Napoleon gegenüber. Die bedrängte Lage der Redaktion. Der Wirbelsturm im Jahre 1809. August Mahlmann. Sein geschicktes Lavieren 1812 und 1813. Seine Verhaftung. Die Schlacht bei Leipzig und die Zeitung.

Durch ganz besondere Wirrnisse hatte sich die politische Presse in Sachsen, oder gleich bestimmter gesagt: die „Leipziger Zeitung“, die nach wie vor das einzige politische Blatt Sachsens war, während der Fremdherrschaft hindurchzuwinden.

Seit dem Ausbruche der französischen Revolution waren allerdings verschiedene kleine Blätter ins Leben getreten, die auch einige politische Mitteilungen brachten, die „Zittauischen Wöchentlichen Nachrichten“, der „Privilegirte Churfürstlich Sächsische

---

*) Otto Kuntzemüller, Das Hannoversche Zeitungswesen vor dem Jahre 1848. (Preuß. Jahrbücher, Band 94, Heft 3. Berlin 1898.)

Postillon" in Löbau (der allerdings bereits seit 1785 erschien, sich aber erst später etwas lebhafter mit den Weltbegebenheiten zu beschäftigen begann), das „Intelligenz-Blatt der Kreisstadt Plauen" (das jedoch, obgleich bereits 1789 gegründet, erst 1804 mit seinen politischen Nachrichten beginnt); aber alle diese kleinen Unternehmungen hielten sich doch in so bescheidenen Grenzen, daß sie kaum als politische Zeitungen zu betrachten sind. Sie durften sich auch gar nicht weiter hervorwagen; dafür sorgte schon die Zensur, deren Vorschriften mittelst königlichen Mandats vom 10. August 1812 aufs neue festgestellt wurden; sie besaßen aber auch nicht einmal ein wirkliches Recht, sich mit politischen Vorgängen zu befassen; das hatte für ganz Sachsen einzig und allein nur die „Leipziger Zeitung".*) Noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde in dem Pachtvertrage, den die sächsische Regierung, die Besitzerin der „Leipziger Zeitung", mit dem Pächter Boxberg abschloß, diesem ausdrücklich zugesichert, daß außer ihm niemand in Sachsen „einige historisch-politische Zeitungen oder wöchentliche Blätter, welche Zeitungsartikel enthalten", drucken und ausgeben dürfe, „er habe sich denn mit dem Zeitungspachter darüber vernommen und einverstanden. Zuwiderhandelnde haben sich einer Strafe von 10 Thalern für jedes Stück zu versehen." Und dieses Privilegiums erfreute sich auch der Nachfolger Boxbergs, Advokat Franz Wilhelm Scharf, der von 1797 bis 1809 die Zeitung in Pacht hatte, von 1797 bis 1802 gegen eine jährliche Zahlung von 7810 Thalern, von 1802 bis Ende 1809 gegen eine solche von 9050 Thalern, sowie der Schriftsteller August Mahlmann, der die Zeitung von 1810 bis 1818 leitete und im ersten Jahre noch die bisherige Pacht, dann aber jährlich 10000 Thaler zahlte.

Die „Leipziger Zeitung" besaß denn auch als einziges poli-

---

*) Je mehr die kriegerischen Ereignisse die Gemüter bewegten, desto schmerzlicher wurde es von den kleinen Blättern empfunden, daß sie ihre Leser so wenig befriedigen konnten. Einige, wie der „Dresdener Anzeiger für Jedermann", halfen sich schließlich in der Weise, daß sie neben ihren Geschäftsräumen ein Lesezimmer einrichteten, in welchem einige Zeitungen politischen Inhalts zu öffentlicher Benutzung auslagen.

tisches Blatt Sachsens eine große Bedeutung und wurde daher bei den politischen Katastrophen von den jeweiligen Machthabern stets eifrig und in umfassendem Maße benutzt. Sie bietet mithin auch ein grelles Bild von den Schicksalen, denen eine Zeitung preisgegeben war, deren Rechtsboden beständig schwankte.

In der Zeit bis zum Jahre 1806 konnte sich das Blatt noch in leidlich ruhigem Gleise bewegen, obgleich bei einer Revision der Pachtbedingungen für Borberg einige hemmende Punkte hinzugekommen waren. In § 3 hieß es jetzt nach den neuen Bestimmungen: Nachrichten, welche die inländischen Staats-, Hof- und Landes-Angelegenheiten betreffen, sind nur insofern in der „Leipziger Zeitung“ zu inserieren, als solche dem Zeitungspächter durch den ihm jedesmal angewiesenen Korrespondenten in Dresden, aus dem Geheimen Kabinett zugeschickt, oder als der Zeitungspächter auf seine deshalb durch gedachten Korrespondenten beschehene Anfrage beschieden worden, daß er die angezeigten Artikel einrücken könne. Die Zeitung war dadurch bisweilen gezwungen, mit der Veröffentlichung einer wichtigen Nachricht mehrere Tage zu warten, während mittlerweile durch Reisende und Briefe das Ereignis allgemein bekannt wurde. Ferner wurde in § 5 bestimmt, daß der jedesmalige Professor der Geschichte der Universität Leipzig das Amt des Zensors auszuüben habe, doch dabei noch bemerkt, daß auch schon dem Zeitungspächter die Pflicht obliege, Ankündigungen und Lobpreisungen aufrührerischer Schriften, Unschicklichkeiten, anonymische und andere anzügliche Rügen gegen einzelne Personen oder Gesellschaften gleich anfangs zurückzuweisen und gar nicht erst dem Zensor vorzulegen. Diese Art von Selbstzensur hatte ihr Mißliches und konnte unter Umständen sogar gefährlich werden; doch gelang es der Redaktion, größere Konflikte zu vermeiden. Nur einmal mußte sie im Jahre 1804 einen ernsten Verweis hinnehmen, weil sie in einer dem Pariser „Moniteur“ entlehnten Notiz den König von Schweden beleidigt hatte. Sie wurde von Dresden aus nachdrücklich angewiesen, durchaus nichts in die Zeitung einzurücken, was gekrönten Häuptern oder anderen regierenden Herren mißfällig sein könne.

Aus diesen immerhin behaglichen Verhältnissen wurde die

Zeitung durch die Katastrophen von Jena und Auerstädt mit einem Schlage herausgerissen. Als die Schreckenstage hereinbrachen, befielen die Redaktion offenbar die heftigsten Beklemmungen. Allerlei Gerüchte von einem unglücklichen Treffen bei Saalfeld und vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand durchschwirrten die Luft — aber die Zeitung schwieg. Weiterhin hieß es, daß die ganze preußisch-sächsische Armee den Thüringer Wald geräumt habe und im Rückzuge begriffen sei, und gleich darauf kamen die ungeheuerlichsten Nachrichten aus Naumburg und Weißenfels; die Erregung der Bevölkerung wuchs von Tag zu Tag — trotzdem brachte die Zeitung noch immer nichts vom Kriegsschauplatze. Aber in ihrer Not wandte sich die Redaktion mit der flehentlichen Bitte um zuverlässige Mitteilungen an den Dresdener Kabinettskorrespondenten, den Geheimen Registrator Wenzel, und dieser antwortete unter dem 17. Oktober (am 14. waren bereits die Schlachten bei Jena und Auerstädt geschlagen worden), „daß bis itzt zuverlässige, officielle Nachrichten über die gegenwärtigen Vorfallenheiten, die sich zur Bekanntmachung durch unsere Zeitungen qualificiret hätten, allhier nicht vorhanden gewesen, daß aber, wenn in der Folge dergleichen eingehen, dieselben Ihnen mitzutheilen hiesigen Orts Bedacht werde genommen werden“.

Aber noch ehe dieser Brief in Leipzig anlangte, ergoß sich die Flut des Krieges über die Stadt; sie wurde von den Franzosen besetzt, unter einen französischen Gouverneur gestellt, und dieser bemächtigte sich denn auch sofort der Zeitung. Bereits in der Nummer vom 19. Oktober zwang er die Redaktion, einen aus französischer Feder geflossenen sogenannten „unpartheiischen“ Bericht über die Schlacht bei Jena und die ihr vorangegangenen Ereignisse zu geben, und ging dabei in seiner Rücksichtslosigkeit soweit, das bisherige Verhalten der Redaktion in deren eigener Zeitung lächerlich zu machen. „Die Franzosen haben“, hieß es zu Beginn dieses Berichtes, „bei ihrer Ankunft in Leipzig über alle Märchen und Schlachten, welche die Zeitungsschreiber dieses Landes und besonders der Redakteur der „Leipziger Zeitung“ sie haben verlieren lassen, sich sehr belustigt. Sie hoffen wohl nie-

mals anders als auf dem Schlachtfelde alle ihre Feinde zu besiegen. Hier ist die wahre Lage der Sache, deren Wahrheit der Verfasser dieses Artikels auf seine Ehre verbürgt; er ist ein Franzose, und ein dergleichen Eid ist ihm unverletzlich." Weiterhin mußte die Zeitung auf direkten Befehl des die französische Armee begleitenden Fürsten Talleyrand in ihrer Nummer vom 1. November „die den Krieg zwischen Frankreich und Preußen betreffenden Aktenstücke", selbstverständlich aber nur diejenigen, deren Veröffentlichung Napoleon in seinem Interesse fand, zum Abdruck bringen.

Gegen Ende des Jahres 1806 gelang es Sachsen zwar, mit Frankreich Frieden zu schließen, aber der französische Einfluß auf die „Leipziger Zeitung" wurde kaum gemindert. In der üblichen Ansprache an den Landesherrn zu Neujahr 1807 mußte sich die Zeitung auch außerdem noch an den Kaiser Napoleon wenden; ferner sah sie sich gezwungen, alle überschwenglichen offiziellen französischen Siegesbulletins wörtlich abzudrucken, und als der Gewaltige im Juli 1807 durch Leipzig kam, war es ganz natürlich, daß sie überfloß in Ergebenheit und Bewunderung. „Schon seit dem 20. Juli", beginnt dieser Artikel über die Durchreise des Kaisers, „erwartete Se. Majestät den Kaiser von Frankreich, König von Italien auf Ihrer Rückreise von Dresden unsere Stadt mit heißem Verlangen. Der hiesige Magistrat hatte zu dem Empfange dieses erhabensten Monarchen und, um Allerhöchstdemselben die tiefste Ehrfurcht hiesiger Einwohner zu bezeigen, alle zweckmäßigen Anstalten getroffen. Eine hohe, im edelsten Styl, mit Laubwerk und Lampen versehene Ehrenpforte war errichtet" u. s. w., aber Napoleon passierte am 23. Juli früh um 5 Uhr in größter Eile die Stadt, sodaß eine „Bewillkommnung des glorreichsten großmüthigen Siegers und Friedensstifters" nicht stattfinden konnte. Darum schließt die Zeitung ihren Artikel mit den Worten: „Nur unsere feurigsten Wünsche für das dauerhafteste Wohlergehen des Allergnädigsten Kaisers und Königs Napoleons des Großen begleiten Ihn, den größten Regenten und Feldherrn der Weltgeschichte, den Freund unseres

angebeteten Königs, den, der unserem Vaterlande Selbständigkeit und dauerhaftes Glück zu verschaffen versprach."

Das dauerhafte Glück stellte sich aber nicht ein, und noch weniger die Selbständigkeit. Napoleon schaltete in Sachsen nach wie vor wie im eigenen Lande und versetzte dadurch die sächsische Regierung in die schwierigste Lage. Das trat auch bei der Zeitung in die Erscheinung. Im Laufe des Jahres 1808 erhielt die Redaktion wiederholt Instruktionen, die ihre Bewegung immer mehr einengten. Über Spanien und dessen Kriegsangelegenheiten durften, berichtet v. Witzleben*), keine anderen Nachrichten gebracht werden, als solche, die im „Moniteur" enthalten waren. Der „Moniteur" mußte überhaupt als untrügliche Quelle angesehen werden, wie augenfällig und notorisch auch die Thatsachen mit seinen Angaben im Widerspruche stehen mochten. Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit setzten die Redaktion den bedenklichsten Folgen aus, und es ergingen denn auch wiederholt von Dresden Weisungen an sie, den Inhalt des „Moniteurs" unter allen Umständen und ohne Randbemerkungen zu geben. Auch Aktenstücke durften, wenn sie in irgend einer Beziehung für Frankreich nachteilig waren, nicht veröffentlicht werden. Während des Erfurter Kongresses brachte die Zeitung eine Proklamation des spanischen Generals Castannos (vor welchem der französische General Dupont mit einem Armeekorps die Waffen hatte strecken müssen). Napoleon stellte deshalb sofort den in Erfurt anwesenden Kabinettsminister Grafen Bose zur Rede, und die Redaktion erhielt eine ernste Rüge. Man warf ihr vor, sie mißbrauche die Duldsamkeit, welche man seither gegen sie geübt.

Um nun aber der bedrängten Redaktion wenigstens einigermaßen eine Richtschnur zu geben, stellte die sächsische Regierung, wahrscheinlich (so meint auch Witzleben) im Einverständnis mit der französischen, eine Anzahl von Instruktionspunkten auf, von denen die wesentlichsten die folgenden waren:

„Nach den zwischen dem französischen Reiche und den Mit-

*) Geschichte der Leipziger Zeitung. Leipzig 1860. S. 71 ff.

gliedern des rheinischen Bundes obwaltenden Verhältnissen muß alles, was dem französischen Kaiserlichen Hofe anstößig seyn könnte, mit der äußersten Sorgfalt vermieden werden. Es sind daher namentlich alle und jede Nachrichten von den für Frankreich nachtheiligen oder unangenehmen Ereignissen keineswegs zuerst zu verbreiten, sondern nicht eher und nicht anders in die Leipziger Zeitung aufzunehmen, als wenn und wie sie in dem Moniteur universel bekannt gemacht werden.

Die aus dem Moniteur entlehnten Artikel müssen vollständig und nicht verstümmelt, noch mit Zusätzen übertragen werden.

Bei diesen sowohl als bei den aus anderen Blättern entnommenen Artikeln sind allemal die Zeitungen namentlich anzugeben.

Bei dem Gebrauche eigener Privatkorrespondenzen ist vorzügliche Vorsicht anzuwenden, damit, wenn über solche Artikel die namentliche Angabe des Verfassers oder Einsenders erfordert würde, derselbe nicht kompromittirt werde.

Sollte Allerhöchsten Orts für gut befunden werden, in der Leipziger Zeitung eigene politische Artikel einrücken zu lassen, so werden sie dem Zeitungspächter von Zeit zu Zeit eingeschickt werden und sind alsdann unverändert beizubehalten."

Mit Hülfe dieser Vorschriften scheint denn auch die Redaktion eine Zeitlang alle die vielen Klippen, die ihr beständig drohten, glücklich vermieden zu haben; aber da brach nun 1809 der österreichisch-französische Krieg aus, und ein österreichisches Korps rückte in Gemeinschaft mit einer Freischar des Herzogs von Braunschweig-Oels in Sachsen ein. Möglicherweise wurde auch Leipzig von den Österreichern besetzt — wie sollte sich dann die Zeitung verhalten! In seiner Not wandte sich der Pächter, Advokat Scharf, nach Dresden, allein der vorsichtige Kabinettskorrespondent erwiderte ihm, eine spezielle, auf jeden einzelnen Fall passende Instruktion könne nicht erteilt werden. Man müsse voraussetzen, daß der Unternehmer eines Zeitungsbüreaus den ganzen Umfang seiner Pflichten kenne und damit etwas Intelligenz und politisches Gefühl verbinde. Nur unter dieser Voraus-

setzung habe ihm die Leitung eines solchen Geschäftes anvertraut werden können, und auf solcher Kenntnis und kluger Erfüllung seiner Obliegenheiten beruhe seine Verantwortlichkeit, sowie — und in diesen würdigen Redensarten ging es noch einige Sätze weiter. Dann aber suchte der Herr Kabinettskorrespondent, der offenbar ein gutes Herz hatte, den schwer Bedrückten doch noch zu trösten. „Wegen der Klagen und Besorgnisse, die Ew. 2c. äußern", schloß er, „können Dieselben von meiner aufrichtigen Teilnahme versichert sein. Ihre Lage ist allerdings kritisch. Jedoch bin ich ganz überzeugt, daß Dieselben sich in solche mit Klugheit zu schicken und dadurch die daraus für Sie resultierenden Ungemächlichkeiten abzuwenden wissen. Für die Österreicher werden Sie Sich wohl nicht zu fürchten haben. Würden Ew. 2c. wegen gewisser Zeitungsartikel von denselben in Anspruch genommen, so könnten Dieselben sich allemal damit rechtfertigen, daß diese Artikel nicht aus Ihrer Feder gekommen wären. Fliehen würde ich dieserhalb keineswegs, jedoch salvo meliori."

Das war nun freilich nicht der bestimmte Bescheid, dessen der Pächter bedurfte, doch hatte er wenigstens einen guten Rat erhalten, den er befolgte. Er blieb ruhig in Leipzig, und als dann in der That das gefürchtete Ereignis eintrat, die Österreicher Leipzig besetzten, half er sich „mit Intelligenz und politischem Gefühl", so gut er konnte, wobei er durch die öffentliche Stimmung, die auf Seiten der Österreicher war, unterstützt wurde. Die Zeitung schrieb: „Der gestrige Tag (22. Juni 1809) war für die Bewohner Leipzigs sehr merkwürdig. Etwas über eine halbe Stunde vor der Stadt, bei dem Dorfe Stötteritz, entstand zwischen einer Abteilung österreichischer und braunschweigischer Truppen und den Sachsen ein Vorpostengefecht, das sich bis an das Spitalthor zog. Die sächsischen Truppen retirierten durch die Stadt und Vorstadt, erstere folgten ihnen nach, und zwischen der Stadt und dem Dorfe Lindenau kam es zu neuen Gefechten, welche bis gegen das Dorf Schönau hin dauerten. Die österreichischen Truppen unter den Befehlen des Herrn Generalen von Ende Excellenz und die braunschweigischen unter jenen Sr. Durchlaucht des Herzogs von Braunschweig-Öls sind

hier unter unzweideutigen Äußerungen der versammelten Einwohner*) eingezogen, haben aber in der vergangenen Nacht größtenteils in der Nähe von Stötteritz biwackiert. Sie halten, was der Ruf schon früher anher brachte, sehr gute Mannszucht und suchen die Einwohner so wenig als möglich zu belästigen."

Napoleon hatte unterdessen in Österreich mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß er sich um die Leipziger Presse nicht kümmern konnte; die Episode ging daher unbeanstandet vorüber, und als dann Friede geschlossen war, nahm die „Leipziger Zeitung" wieder vollständig die Sprache des „Moniteurs" an. „Seine Durchlaucht der Herzog von Braunschweig-Öls" war z. B. wieder der „Bandenführer" und „Räuberhauptmann", als welcher er im französischen Amtsblatte immer nur einzig und allein bezeichnet wurde.

Eine nicht unwesentliche Verbesserung erfuhr die „Leipziger Zeitung", als mit dem Jahre 1810 der Schriftsteller August Mahlmann das Blatt übernahm.

Mahlmann besaß eine gute geschäftliche und auch litterarische Bildung. Geboren am 13. März 1771 zu Leipzig, studierte er dort Jurisprudenz und Philosophie, unternahm sodann mit einem jungen Livländer ausgedehnte Reisen durch den Norden Europas, leitete hierauf in Leipzig eine Zeitlang eine Buchhandlung, führte nach dem Tode seines Schwagers Spazier (wie schon erwähnt wurde) von 1805 ab die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" und verfügte also bei seinem Eintritt in die Pachtung sowohl über einen weiten Blick wie über journalistische Routine.

Mit Sorgfalt und Geschick wußte er seine Mitteilungen zu erweitern, besonders über Handel und Verkehr, Rechtsverhältnisse, Schulwesen u. s. w. Aber von der Politik mußte er sich nach wie vor fernhalten. Glücklicherweise waren die Jahre 1810 und 1811 Friedensjahre, sodaß ihm der Anfang seiner Geschäftsführung nicht allzuschwer gemacht wurde; mit dem Anbruch des Jahres 1812 begannen aber sofort die größten Schwierigkeiten.

---

*) Die sächsischen Truppen bedauerte man, daß sie durch das Bündnis mit Frankreich gezwungen waren, sich den Österreichern gegenüber zu stellen.

Der Feldzug nach Rußland wurde in der großartigsten Weise vorbereitet, aber auch nicht die geringste Mitteilung davon sollte bekannt werden. Selbst die einfachsten Truppenverschiebungen sollten verschwiegen bleiben. Da mußte denn alle Kunst aufgeboten werden, um gewisse Vorfälle, die mit diesen umfassenden Vorbereitungen in Verbindung standen und doch nicht vollständig zu ignorieren waren, in irgend einer möglichst harmlosen Weise zu bringen. Und doch gelang das nicht immer. Noch schwieriger aber wurde die Lage, als der Krieg begonnen hatte, die offiziellen Siegesnachrichten von der großen Armee anlangten, daneben aber Privatberichte einliefen, die den furchtbaren Jammer des entsetzlichen Feldzuges enthüllten. Die Zeitung konnte nicht anders, sie mußte nach wie vor Sieg und abermals Sieg melden, auch immer noch, als man längst wußte, daß Napoleon in fluchtähnlicher Eile durch Dresden gekommen und nach Paris zurückgekehrt sei. Erst in der letzten Dezembernummer von 1812 konnte sie das berühmte 29. Bulletin bringen, das die ganze Wahrheit der schrecklichen Katastrophe in Rußland bekannte. Darauf folgten drei bange Monate; in Preußen erwachte ein ungestümer Geist, der nach Befreiung rief; in Schlesien flammte eine mächtige Begeisterung auf, die alle, auch die Bedenklichsten, fortriß; allein die Zeitung mußte sich alledem ängstlich verschließen. Plötzlich änderte sich jedoch die Situation. Preußen hatte offen mit Frankreich gebrochen, und die Verbündeten waren unerwartet schnell nach Westen vorgedrungen; bereits am Abend des 31. März 1813 rückten russische Truppen in Leipzig ein. Das bedeutete aber keineswegs zugleich auch eine Befreiung der Presse. Auch die Verbündeten kannten die Bedeutung der Zeitungen und suchten durch sie auf die allgemeine Stimmung einzuwirken. Sie übten daher dieselbe scharfe Zensur wie die Franzosen, nur traten sie eben für die nationale Sache ein. Unmittelbar nach der Besetzung der Stadt erhielt die „Leipziger Zeitung" einen „Auszug eines Briefes aus Dresden" zum Abdruck, der offenbar aus dem russisch-preußischen Lager stammte. Den Franzosen wurde hier gehörig die Wahrheit gesagt, Davout, der die Dresdener Brücke hatte sprengen lassen, ein „Mordbrenner aus Ruhmbegierde" ge-

nannt, und daneben erhielten die Russen ein vollgerüttelt Maß des Lobes. Denn es galt, eine gewisse Sympathie für diese fremdartigen Erscheinungen im deutschen Volke zu erwecken. „Die Russen verdienen", hieß es in dem Artikel, „noch mehr Ehrenbezeugungen, als sie (bei ihrem Eintreffen in Dresden) erhalten haben. Aufgenommen mit Enthusiasmus, werden sie von den Segenswünschen dankbarer Völker begleitet werden. Die strengste Mannszucht wird bei ihnen beobachtet. Eifersüchtig, alle Gattungen des Ruhmes zu verdienen, sollen ihre Lorbeeren nur von den Thränen der Dankbarkeit benetzt werden." *) Weiterhin wurde die „Leipziger Zeitung" veranlaßt, die falschen Kriegsnachrichten des „Journal de Paris" in das richtige Licht zu stellen und mit Bemerkungen zu versehen.

Unterdessen bereitete sich in der Umgebung von Leipzig ein großer Entscheidungskampf vor. Napoleon zog von Westen her gewaltige Heeresmassen in der Leipziger Ebene zusammen, während die verbündeten Preußen und Russen von Norden und Osten heranrückten. Eine schwere Beklemmung drückte mehr und mehr die Gemüter der Leipziger Bürgerschaft; aller Verkehr stockte, und am Sonnabend, dem 1. Mai, kam auch die „Leipziger Zeitung" nicht heraus. Tags darauf entlud sich dann das schwere Gewitter, es kam zur Schlacht bei Lützen (Groß-Görschen), durch die das Heer der Verbündeten zum Rückzuge gezwungen wurde und Napoleon wieder in den Besitz von Sachsen gelangte. Die allgemeine Lähmung alles Verkehrs wich aber nur zögernd; auch die „Leipziger Zeitung" brauchte noch mehrere Tage, um sich zu neuem Thun zu sammeln. Erst am Freitag, dem 7. Mai, erschien sie wieder, und nun war sie abermals durchaus französisch. An der Spitze dieser Nummer brachte sie das Folgende:

Am 2. Mai rückte ein französisches Armeekorps unter An-

*) Leider war dieses Lob zum großen Teil unbegründet. Von Mannszucht war bei den Russen wenig zu spüren. Sie wirtschafteten in den Städten und Dörfern Sachsens in wahrhaft barbarischer Weise. „Noch jetzt, nach Verlauf von 30 Jahren", schreibt Aster in seinem 1844 erschienenen Buche „Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig", „spricht man mit Schaudern davon."

führung des Generals Lauriston in Leipzig ein, worauf folgender Tagesbefehl bekannt gemacht wurde:

Lindenau, den 2. May.

Auf dem Schlachtfelde bey Lützen, den 2. May 1813. Abends 8 Uhr.

Herr General Lauriston, ich eile, Ihnen anzuzeigen, daß der Kaiser soeben den glänzendsten und entscheidendsten Sieg über die preußische und russische Armee, die von dem Könige von Preußen und dem Kaiser Alexander commandirt waren, erfochten hat. Der Kaiser verfolgt seinen Vortheil, wir haben an diesem schönen Tage keine Person von Auszeichnung verloren.*)

Der Fürst von Neufchâtel
Unterz. Alexander.

Hieran schloß sich ein im französischen Sinne gehaltener Schlachtbericht und folgende „Erklärung" der Redaktion:

„Seitdem unsere Stadt von russischen und preußischen Truppen besetzt war, sind in dieser Zeitung Aufsätze und Äußerungen erschienen, welche das Gepräge ihres Ursprungs deutlich an sich tragen, und über welche teils Erläuterungen, teils Bemerkungen in der Folge mitgeteilt werden sollen, um über manche Gegenstände Licht zu verbreiten. Der Redakteur und Herausgeber dieser Blätter hatte, durch die fremde Gewalt gezwungen, durchaus keine Wahl, sondern mußte dieser Gewalt unbedingt nachgeben, welche über alles verfügte, was gedruckt wurde; daher kann man auch in keiner Hinsicht annehmen, daß er das gebilligt habe, was die fremde Autorität durch diese Zeitung bekannt gemacht hat, vielmehr beweist der früher und bis zur Besetzung unserer Stadt durch obengenannte Truppen in derselben herrschende Geist, daß der Herausgeber dem System, welches Se. Maj. der König von Sachsen, sein allergnädigster Herr, angenommen, überall treu geblieben ist und die Pflichten eines treuen Unterthanen auch in dieser Hinsicht auf alle Weise erfüllt hat."

Mit dieser Erklärung hoffte Mahlmann die übeln Folgen, die etwa die Haltung seines Blattes während des März und

*) In Wahrheit fünf Generäle.

April noch nach sich ziehen könnte, zu parieren, und in der That geschah ihm zunächst auch nichts, nur wurde die Zeitung unmittelbar unter französische Zensur gestellt und zum ausschließlichen Sprachrohr Napoleons gegen die Verbündeten gemacht. Alle Nummern des Mai und Juni waren mit Schmähungen gegen Rußland und besonders Preußen angefüllt, und Mahlmann machte wohl nicht den geringsten Versuch einer Einwendung oder Vorstellung. Aber trotz aller seiner Fügsamkeit blieb ein schlimmer Konflikt nicht aus. Offenbar hatten ihm die Franzosen seine Haltung im März und April nicht vergeben, sondern warteten nur eine passende Gelegenheit ab, um sich an ihm um so nachdrücklicher zu rächen. Eine solche wollte sich jedoch bei der Vorsicht Mahlmanns nicht finden, und so mußte schließlich ein Inserat als Vorwand zum Einschreiten gegen ihn herangezogen werden. Diese Annonce war am 14. Juni in der „Leipziger Zeitung" erschienen, und in ihr stattete eine Familie S. einem „Rittmeister v. Colmb." innigen Dank ab, daß er sein der Familie gegebenes Wort „so schön gehalten", und forderte den Begleiter des Rittmeisters, den „edelmütigen E.", auf, recht bald die „schönen friedlichen Berge" der Familie S. zu besuchen.

Die französische Verwaltung behauptete, daß hier eine Verständigung mit dem preußischen Freischarenführer Rittmeister von Colomb vorliege, der den französischen Truppen schon so viel Schaden zugefügt hatte, und ließ Mahlmann verhaften. Dieser erklärte vor dem General Grafen Bertrand, daß ihm das Treiben eines Rittmeisters von Colomb ganz unbekannt sei, weil zur Zeit Berliner Zeitungen nach Leipzig gar nicht kommen dürften, und daß außerdem das Inserat dem Zensor vorgelegen und dessen Approbation erhalten habe. Trotzdem verfügte der General — ein Hohn auf die persönliche Freiheit der Unterthanen eines mit Frankreich verbündeten Landes — die Überführung des Beschuldigten nach einem Gefängnis in Erfurt, wo nun der mitten aus seiner Familie und seiner Thätigkeit Herausgerisse qualvolle Tage in strenger Haft verbrachte. Das Schicksal Palms und anderer schien ihm zu drohen.

Erst nach Verlauf einer Woche gelang es durch die Rekla-

mationen der sächsischen Regierung, Mahlmann aus dem Gefängnisse befreien und ihn seiner Thätigkeit zurückzugeben; es konnte ihm nicht die geringste Verbindung „mit den Feinden Frankreichs“ nachgewiesen werden.*)

Aber die Tage, denen er nun entgegen ging, waren nicht minder peinvoll für ihn; sie unterschieden sich von denen einer Gefängnishaft nur um ein Geringes. Der französische Druck steigerte sich, je mißlicher es mit der französischen Sache wurde. Infolge von Unruhen, die während des Pfingstfestes in Leipzig vorkamen, wurde über die Stadt der Belagerungszustand verhängt; zugleich nahm Napoleon vollständig von der „Leipziger Zeitung“ Besitz, um in ihr ganz ungehemmt seinem Unmute über den „treulosen Abfall“ Deutschlands von der Sache Frankreichs die Zügel schießen lassen zu können. Das Blatt wurde unter die Spezialleitung eines Kabinetts gestellt und außerdem kam noch ein besonderer Agent, ein Baron Bacher, nach Leipzig, der die Redaktion beaufsichtigte und die Verbindungen zwischen ihr und den französischen Behörden vermittelte. Alles, was der Zeitung von diesen Behörden zuging, mußte sie unweigerlich und schleunigst ohne die geringsten Veränderungen abdrucken und dabei für dieses Säbelregiment noch alle erdenklichen Schmeicheleien bereit halten. Als Napoleon am 13. Juli durch Leipzig kam, las man in der Zeitung: „Die erfreuliche Nachricht, daß Leipzig das Glück haben sollte, Se. Kaiserl. Königl. Majestät Napoleon den Großen in seinen Mauern zu sehen, verursachte vom frühen Morgen an die froheste Bewegung in der Stadt.“ Der „schöne Tag“ der Anwesenheit des „größten Monarchen“ werde allen Einwohnern von Leipzig unvergeßlich bleiben. Vom Kriegsschauplatze brachte

---

*) Möglicherweise erfolgte die Verhaftung Mahlmanns auch auf direkten Befehl des Kaisers hin, denn in einem Briefe Napoleons aus Dresden vom 18. Juni 1813 an den Prinzen von Neuchâtel heißt es: „Voici un article fort extraordinaire du Journal de Leipsick. Envoyez-le au commandant, pour qu'il en ait l'explication. Qu'il fasse sur-le-champ arrêter le gazetier qu'il le traduise devant une commission militaire, et le fasse fusiller, s'il y a la moindre malveillance.“ (Lecestre, vol. II, pag. 250.)

die Zeitung längere Zeit gar nichts, da die Niederlagen der Franzosen an der Katzbach, bei Dennewitz, Großbeeren, Rollendorf rc. zunächst vollständig verschwiegen wurden, und als dann doch endlich wieder einmal eine Meldung gebracht werden mußte, gab man die Niederlage bei Kulm als einen französischen Sieg aus. „Der Feind ist bei Kulm geworfen worden", hieß es in der Nummer vom 20. September in einer Korrespondenz vom 17. September aus Dresden (am 29. August war die Schlacht gewesen!), „die französische Kavallerie hat sehr schöne Angriffe gemacht." Die Gefangennahme des Generals Vandamme wurde zunächst noch nicht erwähnt, erst in der nächsten Nummer kam nebenher die Mitteilung: „Im Getümmel verschwand General Vandamme; man glaubt, er sei tödlich verwundet." Weiterhin gesteht man denn auch die Niederlage an der Katzbach ein — ein ganzer Monat ist seit der Katastrophe verflossen. Das Anschwellen des Bobers war an dem Mißerfolge schuld. Als Napoleon am 4. September erschien, ließ er „den Feind wieder angreifen und am 5. September den ganzen Tag über mit dem Säbel in der Faust bis Görlitz verfolgen".

Unterdessen kam der Oktober heran, der so Großes bringen sollte. Aber die Bevölkerung blieb ganz darüber im Ungewissen, was sich denn eigentlich vorbereitete. Wohl liefen allerlei Gerüchte um, daß große Heeresmassen sich gegen Leipzig zusammenzögen, niemand konnte jedoch Bestimmteres sagen, und die Zeitung schwieg. Endlich am 13. Oktober brachte sie, wohl von allen Seiten bestürmt, einen kurzen Artikel, den sie mit folgendem geschraubten Satze begann: „Unterdes, bis ein offizieller Bericht über die Vorfälle der letzten 8 Tage und der großen Ereignisse erscheint, welche eine notwendige Folge des Operationsplans der französischen Armee sein werden, glaubt man durch Mitteilung folgender Übersicht der Ungeduld des Publikums Genüge leisten zu müssen." Und nun folgte eine Darlegung der militärischen Lage, in der wohl nicht ein einziges wahres Wort gesagt wurde; die Franzosen hatten wieder überall, bei Düben, bei Mokrehna, bei Wartenburg, bei Dessau, gesiegt.

Doch schon am nächsten Tage klärte der Kanonendonner alle

über den furchtbaren Ernst der Situation auf; die gewaltige Völkerschlacht entwickelte sich, und während des tosenden Kampfes draußen auf den weiten Blachfeldern ruhte drinnen in der Stadt bei der angstvoll beklommenen Bevölkerung natürlich jedwede gewerbliche Thätigkeit. Auch die Zeitung erschien vom 18. bis 21. Oktober nicht. Am 22. Oktober aber brachte sie bereits einen ziemlich ausführlichen Schlachtbericht und leitete ihn mit den Worten ein:

„Ungeachtet die Zeit noch nicht vergönnt hat, offizielle Berichte über die, für die ganze Welt so merkwürdigen und entscheidenden Ereignisse, welche seit 5 Tagen bei und in unserer Stadt vorfielen, zu erhalten, so eilen wir doch, unsern Lesern eine kurze Übersicht von den ewig denkwürdigen Begebenheiten zu geben, deren Augenzeugen wir waren.“

Darauf folgte eine Schilderung der Kämpfe an den einzelnen Tagen, und beim 19. Oktober hieß es: „Nach 10 Uhr flüchtete der Kaiser Napoleon mit seinem Gefolge durch die Stadt. . . . Die siegreiche alliierte Armee nahm die Stadt mit Sturm. Der Rückzug der Franzosen ward völlige Deroute, der entscheidende Sieg war für die gute Sache erkämpft. Das siegreiche Heer zog ein, die erhabenen verbündeten Monarchen waren an der Spitze desselben, und alle Herzen, die vor kurzem noch bangten, ergossen sich in einstimmigen Jubelruf der seligsten Freude für Errettung aus großer Gefahr, für Befreiung aus einem Übermaß von Schmach und Leiden, die vorzüglich auf unserer Stadt lasteten.“

Wenige Tage später erschien ein „Publikandum“, aus dem hervorging, daß der russische Fürst Repnin Generalgouverneur von Sachsen und der russische Generalleutnant Kommandeur der sächsischen Armee geworden war — die französische Zeit hatte für immer ihre Endschaft erreicht.

---

8. Die Presse in den kleineren Ländern des Rheinbundes (Hessen-Darmstadt, Nassau, Würzburg, Oldenburg, Mecklenburg, den sächsischen Herzogtümern). Die „National-Zeitung der Deutschen" in Gotha. Ihre Haltung. Rudolf Zacharias Beckers verhängnisvoller Artikel einen deutschen Bund betreffend. Festnahme Beckers. Seine Gefangenschaft und Freilassung.

In den kleineren Ländern des Rheinbundes bestand nur eine äußerst dürftige Zeitungslitteratur. In Hessen-Darmstadt erschien bloß die jetzt noch bestehende, damals ganz unbedeutende amtliche „Darmstädter Zeitung" (vergl. Bd. I, S. 163). In Nassau kamen nur Intelligenzblätter heraus, die sich noch dazu kaum am Leben zu erhalten vermochten. Selbst in Wiesbaden wußten sich die 1770 gegründeten „Gnädigst privilegirten Wiesbadener Nachrichten zur Beförderung des Nahrungsstandes" kaum durchzuschleppen. Nachdem sie viele Jahre nur 120 bis 150 Abonnenten gehabt und es 1807 glücklich auf 312 gebracht hatten, gingen sie 1809 schließlich ein, worauf an ihre Stelle ein „Verordnungsblatt des Herzogthums Nassau" und ein „Herzoglich Nassauisches allgemeines Intelligenz-Blatt" trat.*) Etwas besser sah es zunächst in Würzburg aus. Dort bestand bekanntlich seit 1803 die „Fränkische Staats- und gelehrte Zeitung" (vergl. S. 29—31), die 1806, nachdem Napoleon das ehemalige Bistum wieder von Bayern getrennt und es erst in ein Kurfürstentum und dann in ein Großherzogtum umgeschaffen und den ehemaligen Großherzog von Toskana, Ferdinand, zum Landesherrn ernannt hatte, in den Besitz des Buchhändlers Stahel überging und den Titel „Die Würzburger Zeitung — La gazette du Wurzbourg" erhielt. Die neue Regierung stellte die Zeitung unter die Zensur der Landesdirektion; da sich aber der Zensor, Landesdirektionsrat Ernst August Haus, zu nachsichtig zeigte und die Zeitung mehrere Artikel brachte, die „den Gesinnungen des Hofkommissariats keineswegs angemessen waren", so erhielt sie strengen Befehl, künftig nur noch solche Nachrichten vom Groß-

*) G. Zedler, Die Intelligenzblätter der nassauischen Fürstentümer (Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde. Band 29, Heft 1.) Wiesbaden 1897.

Herzogtum aufzunehmen, die die unmittelbare Approbation der Hofkommission erhalten habe. Das Blatt war also unter doppelte Zensur geraten, was sich aber doch als zu reichlich erwies, sodaß es einige Zeit später der Kontrolle des Staatsministeriums überantwortet wurde. Damit kam es aber unter die unmittelbare französische Aufsicht, denn das Staatsministerium stand ganz und gar unter dem direkten Einflusse des bevollmächtigten Ministers Napoleons, der in Würzburg die erste und tonangebende Stimme besaß. Das zeigte sich auch sehr bald und trat ganz besonders kraß im Frühjahre 1813 hervor, als dem Redakteur eines Tages eröffnet wurde, daß die Zensur des Blattes aufgehoben und daher dasselbe von jetzt ab nicht mehr an das Ministerium einzusenden sei. Von nun ab solle die Zeitung lediglich unter der Verantwortlichkeit der Redaktion erscheinen, welcher aber bei dieser Verantwortlichkeit und bei Vermeidung der strengsten Ahndung aufgetragen wird, in die Zeitung durchaus keine anderen Artikel aufzunehmen, als entweder solche, die der Redaktion unmittelbar von kaiserlich französischen Autoritäten zum Einrücken gegeben werden, oder solche, die im „Moniteur" und in anderen in Frankreich herauskommenden Zeitungen enthalten sind. Damit war die Zeitung einfach zum Organ der französischen Regierung herabgedrückt worden und mußte die Fesseln tragen, bis endlich die Völkerschlacht bei Leipzig sie sprengte.*) Einfacher lagen die Verhältnisse im Herzogtum Oldenburg. Dort behalf man sich mit den „Oldenburgischen wöchentlichen Anzeigen", die 1746 gegründet worden waren, aber auch jetzt noch, nach mehr denn einem halben Jahrhundert, nur einmal in der Woche im Umfange von einem Bogen in Quart erschienen und bloß die wichtigsten Vorgänge in kurzen Notizen verzeichneten. Nicht ganz so mager waren die Zeitungen in Mecklenburg (vergl. Bd. I, S. 160), der „Auszug der neuesten Zeitungen" in Rostock, gegründet 1711 (heute „Rostocker Zeitung"), die „Neue Schwerinsche Politische Zeitung", gegründet 1757 (heute „Mecklenburgische Zeitung") und

---

*) S. Göbl, Zur Geschichte der Presse in Würzburg bis zum Jahre 1815. Würzburg 1896.

die „Wismarsche Zeitung“, gegründet 1795 (heute „Mecklenburger Tageblatt“). Sie nährten sich von den Hamburger und Berliner Blättern, gingen aber dabei über ein bescheidenes Maß von politischen Nachrichten nicht hinaus. Trotzdem erregten sie das Mißfallen des Imperators. In einem Briefe vom 18. Novbr. 1811 an Marct, seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, äußert er einmal seinen lebhaften Unwillen über den „schlechten Geist“ der Mecklenburgischen Zeitung (es ist wohl das Schweriner Blatt gemeint), und dann heißt es weiter: „Schreiben Sie Herrn Desaugiers (dem französischen Geschäftsträger in Mecklenburg), daß ich seine Schwäche tadle, und daß er beim ersten Rückfall dem Prinzen von Eckmühl schreiben soll, damit dieser den Journalisten verhafte und streng bestrafen lasse. Er soll sich in diesem Sinne mit dem Herzog von Mecklenburg darüber verständigen.“ *)

In den sächsischen Herzogtümern stand es, abgesehen von der Beckerschen „National-Zeitung der Deutschen“, ganz ähnlich. Die „Jenaische Zeitung“ (vergl. Bd. I, S. 81) hatte sich noch nicht über den Rahmen eines Lokalblattes erhoben, wohl aber in den sturmvollen Tagen vor und nach der Schlacht bei Jena tapfer behauptet. Die amtliche „Gothaische Zeitung“ (gegr. 1691) brachte nur kurze Mitteilungen im trockensten Stil.

Aber auch die „National-Zeitung der Deutschen“ stand nicht mehr auf der früheren Höhe. Von Gotha aus, wo die Zeitung erschien (vergl. S. 34), konnten für die neuen Verhältnisse nicht die entsprechenden politischen Verbindungen angeknüpft werden; es kam daher vor, daß die „National-Zeitung“ bedeutendere Nachrichten erst sehr spät bringen konnte; zudem verhinderte der schwere Druck der französischen Regierung, der sich alsbald auch hier geltend machte, die weitere Entwickelung. Jede freiere Bewegung mußte unterbleiben und der Eroberer mit größter Rücksicht behandelt werden. Schon in der Neujahrsbetrachtung von 1807 wünscht denn auch der Herausgeber dem Kaiser Napoleon viel Heil und Segen zu seinem Vorhaben, Europa einen dauernden Frieden zu erkämpfen, und ihm und

*) Lecestre, vol. II, pag. 177.

seinen tapferen Heeren eine baldige und frohe Wiederkehr ins Vaterland. Für die unglückliche Borussia weiß er aber nichts Besseres, als „einen Trunk aus Lethes Quelle zum Vergessen der erlittenen Schmach und des erkünstelten Phantoms von Macht und Größe, wozu ihr die Natur die Kräfte nicht verliehen, dann ein Jahrhundert Frieden, um die Wunden zu vernarben“.

Unter diesen Umständen wollte es Rudolf Zacharias Becker wenig ersprießlich erscheinen, seine Kräfte auch ferner vorwiegend der Zeitung zu widmen; er wandte sich andern Geschäften zu und übertrug die Redaktionsarbeiten einem Gymnasialprofessor Christ. Ferd. Schulze. Doch lieferte er noch hie und da einen Artikel, den er unmittelbar aus seinem Herzen quellen ließ, und das sollte ihm verhängnisvoll werden. Denn in einem dieser Aufsätze, betitelt „Der Deutsche Bund, eine geheime Gesellschaft“, den er unter dem 11. Febr. 1811 veröffentlichte, beobachtete er nicht die nötige Vorsicht. Er entwickelte in diesem seine Ansichten über die derzeitigen Aufgaben des vaterländischen Gemeingeistes, über Pflege deutscher Sprache und Gesinnung, über Abwehr entbehrlicher Einfuhrartikel u. a. und gab dabei seinen Darlegungen (wie er später sagte: „weil das, was geschieht, eher Nachahmung findet, als das, was man predigt“) die Form einer Satzung, die angeblich ein im Geheimen existierender patriotischer Verein seiner Thätigkeit zu Grunde gelegt hat. Sofort nahm die französische Polizei an, daß hier unvorsichtigerweise die Fäden einer weitverzweigten Verschwörung aufgedeckt worden seien, und sie wurde in dieser Annahme wohl noch durch die Art und Weise bestärkt, wie die Wirkung des Artikels in der Berliner Presse zu Tage trat. Auch die „Vossische Zeitung“ war der Ansicht, daß es sich in der That um einen Geheimbund handle, brachte unter dem 7. März 1811 einen Auszug von dem Artikel und fügte hinzu: „Wie oft hat der Redakteur der „Vossischen Zeitung“ diesen Wunsch (daß man einen solchen Bund gründe) teils insgeheim gehegt, teils laut werden lassen, wie oft sind seine Vorschriften belächelt, wie oft sind sie belacht worden! Wie gern würde er mit ganzer Seele in diesen einzigseligmachenden Bund treten!“ Unmittelbar darauf aber erschien an der Spitze der „Spenerschen

Zeitung" eine Bekanntmachung, in der es hieß, man habe mit großem Befremden in der „Berlinischen Zeitung" die Ankündigung einer neuen Verbindung gelesen, es sei daher dem Zensor, welcher solche habe passieren lassen, sein Geschäft abgenommen, der Redakteur auf eine Zeitlang suspendiert und der Expedition eine nachdrückliche Rüge erteilt worden.

So angelegentlich aber auch die französische Polizei dieser angeblichen „ligue germanique" nachspürte, alle Nachforschungen waren vergeblich, und da ging sie denn schließlich ganz rücksichtslos direkt vor und ließ Becker am Morgen des 30. November 1811 durch eine Abteilung französischer Kürassiere verhaften und seine gesamte private und geschäftliche Korrespondenz mit Beschlag belegen.

Der Festgenommene wurde in einen Wagen gesetzt, der unter starker Bedeckung eiligst dahinfuhr und alsbald im grauen Morgennebel verschwand. Monatelang blieb die Familie ohne die geringste Kunde von dem Verhafteten, wußte weder, wo er in Gefangenschaft gehalten wurde, noch welches Verbrechens man ihn beschuldigte, ja sie hatte nicht einmal die Gewißheit, daß er überhaupt noch am Leben sei.

Die Wegführung des allgemein bekannten und geachtete Mannes mitten im Frieden aus der Residenz eines souveräne Fürsten, gleichsam unter dessen Augen, machte in ganz Deutsch land großes Aufsehen.*) Nach einiger Zeit wurde bekannt, da Marschall Davout, der in Hamburg residierte, den Befehl zu Verhaftung gegeben hatte. Als man darauf dem Marscha wegen dieses gewaltthätigen Eingreifens Vorstellungen machte, e widerte er: „Ein souveräner Fürst des Rheinbundes, der i seinem Lande eine „National-Zeitung der Deutschen" herau geben läßt, hat sich über nichts zu beschweren. Der Kaiser, we

*) Der Geheime Rat von Voigt in Weimar schrieb unter dem 8. De zember 1811 an Böttiger in Dresden: „Des wackern Beckers Schicksal wi gewiß auch E. W. tief getroffen haben. Ihre Gothaischen Freunde wer Sie ohne Zweifel von dem Hergang unterrichtet haben, daher ich darü schweigen kann. Und wer wagt es, noch viel über solcherlei Dinge der Fe anzuvertrauen?" (Geiger, Aus Alt-Weimar. Berlin 1897. S. 189.)

Herr, erkennt Sachsen, Bayern, Württemberger an, aber keine Deutschen!" *)

Unterdessen saß Becker auf der Citadelle von Magdeburg in einer der engen und dunkeln Kasematten eingekerkert, und zwar als Staatsgefangener, der „au grand secret" behandelt werden mußte. Der Schlüssel zu seinem Kerker durfte sich nur in den Händen des Kommandanten befinden, und auch nur in dessen Gegenwart konnte der Gefangene sein Frühstück, Mittag- und Abendbrot erhalten. Hatte der Kommandant einmal eine Abhaltung, eine Parade oder dergleichen, so fiel die Mahlzeit, die währenddessen fällig gewesen wäre, einfach aus. Die Benutzung von Büchern, Schreibmaterialien, Licht war dem Gefangenen streng untersagt, und so verbrachte er bei schrecklicher Langerweile in peinigender Ungewißheit über sein Schicksal viele Monate. Mittlerweile wurde seine ganze Korrespondenz durchgesehen, und dann stellte ein Gerichtshof Verhöre mit ihm an. Doch konnte ihm nichts Gravierendes nachgewiesen werden, worauf eine etwas mildere Haft eintrat. Auf sein inständiges Bitten erhielt er auch Lektüre. Das erste Buch war „Anleitung zum Rechnen für Gebildete", das er nun mehreremale durcharbeitete.

Eine Freilassung erfolgte jedoch nicht, weil die Thatsache an sich, daß Becker durch seine Zeitung auf die Belebung des deutschen Nationalgefühls einzuwirken gesucht, hinreichend erschien, ihn fortwährend als staatsgefährlich zu betrachten. Das geht deutlich aus einem von Davout an den Kaiser erstatteten Bericht hervor, dessen Konzept im Jahre 1815 bei der Durchsicht der französischen Archive von der preußischen Militärverwaltung gefunden wurde. Darin wird Becker als ein Mann bezeichnet, der durch alle möglichen Mittel bei den verschiedenen deutschredenden Völkern das Verlangen, eine einzige Nation zu bilden, erweckt und dadurch die Gemüter namentlich der Jugend gegen die Franzosen aufgehetzt habe.

Immerhin ward die Haft Beckers wesentlich erleichtert; er durfte sogar im Hause des Festungskommandanten Wohnung

*) Fr. Perthes, Etwas zur Geschichte der deutschen Litteratur. Hamburg 1815.

nehmen; dabei blieb es aber; Monat auf Monat verging. Schon glaubte sich schließlich der Ärmste stillschweigend zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt und ging bereits damit um, sich seinen Beschäftigungsplan danach einzurichten. Allein die Familie des Gefangenen bemühte sich unablässig, auf irgend eine Weise die Befreiung herbeizuführen. Unter anderem wurde eine Bittschrift verfaßt, und die Gattin Beckers setzte nun alles daran, diese dem Kaiser Napoleon selbst zu überreichen. Die Gelegenheit dazu wollte sich aber lange nicht finden; einmal reiste die arme Frau dem Kaiser von Gotha bis nach Dresden nach, ohne ihren Zweck zu erreichen. Da passierte am 25. April 1813 Napoleon Gotha, stieg jedoch nicht aus, sondern wechselte vor der Stadt die Pferde und nahm dort auch eine Begrüßung des Herzogs entgegen. Diesen Moment ließ sich die tapfere Frau nicht entgehen; sie durchbrach die Reihe der Gendarmen, die das gaffende Volk vom Wagen fernhielt, stürzte an den Wagenschlag, überreichte ihre Bittschrift, sank dann aber ohnmächtig zu Boden. Der Kaiser entfaltete das Papier, wußte auch nach einem flüchtigen Blick auf das Schreiben sofort, um was es sich handelte, und versprach die Freilassung Beckers, die denn auch am 29. April 1813 erfolgte.*)

Damit war die Angelegenheit für die französische Regierung abgethan; um die großen geschäftlichen Einbußen, die Becker durch ihr Eingreifen erlitten hatte, kümmerte sie sich nicht weiter, auch blieb es bei der Unterdrückung der „National-Zeitung“, die nach der Festnahme Beckers sofort ihr Erscheinen hatte einstellen müssen. Erst als die Fesseln der Fremdherrschaft gesprengt worden waren, kam das Blatt vom Januar 1814 an wieder heraus, und Becker bewährte sich aufs neue als Vertreter und Verfechter edler vaterländischer Gesinnung.

---

*) Rudolph Zacharias Beckers Leiden und Freuden in siebzehnmonatlicher französischer Gefangenschaft, von ihm selbst geschrieben. Gotha 1814.

Viertes Kapitel.

Die Presse in Preußen.

1. Die Berliner Zeitungen beim Beginn des 19. Jahrhunderts. Hatzfelds Devise. Die Spenersche und die Vossische Zeitung. Ihr Verhalten vor Ausbruch des Krieges 1806; ihre Meldungen nach dem Zusammenbruch. Allgemeine politische Unmündigkeit. Ungerechte Angriffe der Vossischen Zeitung auf das preußische Offizierkorps. K. J. Langes franzosenfreundlicher „Telegraph“. Der Druck der französischen Regierung. Langsames Erwachen vaterländischen Geistes. Versuch der Gründung eines Regierungsblattes durch Adam Müller. Heinrich von Kleists „Berliner Abendblätter“. Sollen ein Oppositionsblatt sein. Werden von Adam Müller zu egoistischen Zwecken benutzt. Gehen schon nach einem halben Jahre ein. Bei der Schweigsamkeit der Spenerschen und Vossischen Zeitung tauchen geschriebene Zeitungen auf. Die Zeitungen beim Doppelspiel Hardenbergs. Der Sturm bricht los, und der Bann wird gebrochen. Die Rubrik „Vaterlandsliebe“. Ein buntes Gewimmel von Bekanntmachungen. Die ersten Kriegsberichte. Bernadotte fälscht den Bericht über die Schlacht von Großbeeren. Bülows Zorn darüber. Dürftigkeit der weiteren Kriegsberichte. Man sucht sich durch Kriegspoesie zu entschädigen.

Die hervorragende politische Stellung, welche Preußen beim Beginn des neunzehnten Jahrhunderts noch immer einnahm, und das rege geistige Leben, das hauptsächlich in Berlin pulsierte, könnte zu der Vermutung führen, daß sich besonders in der Hauptstadt nach und nach eine etwas reichere Zeitungslitteratur als im übrigen Deutschland entwickelt habe. Dem war aber keineswegs so. Zwar hatte Friedrich Wilhelm III. den besten Willen, seinem Lande vorwärts zu helfen und dabei auch die „anständige Publizität“ zu fördern, wie sein Brief an Mallinckrodt beweist (vergl. S. 32), aber er vermochte

nicht durchzugreifen. In allen oberen Beamtenkreisen wurde zähe an dem Bestreben festgehalten, sich auch fürderhin in dem Rahmen zu bewegen, den Friedrich der Große für sich geschaffen hatte. Es blieb also bei dem allgemeinen Grundsatze, daß der Bürger sich um staatliche Verhältnisse nicht zu kümmern habe, auch bei den drückenden Zensurvorschriften. Jede Aufklärung über die politischen Zustände sei eben vom Übel. Selbst als der preußische Staat bereits in der kläglichsten Weise zusammengebrochen war, hielten die obersten Beamten noch an dem alten System fest. Der Gouverneur von Berlin, Graf von Schulenburg, appellierte nicht an die Vaterlandsliebe, als er die Nachricht von der Niederlage bei Jena und Auerstädt bekannt gab, sondern erteilte die berüchtigte Mahnung: „Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht!“ Und sein Nachfolger Fürst Hatzfeld (Schulenburg floh sofort beim Anrücken der Franzosen) ging noch weiter. Er suchte jedwede patriotische Anteilnahme zu unterdrücken — nie waren für ihn die Schillerschen Worte erklungen: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!“ In schmachvoller Verkennung jeden Nationalgefühls gab er für Berlin die Parole aus: „Unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsern Mauern vorgeht!“

Bei diesen Anschauungen und Grundsätzen konnte sich das Zeitungswesen auch in Preußen nur wenig entwickeln.

In Berlin erschienen nach wie vor, und zwar nur dreimal in der Woche, bloß zwei politische Blätter von Bedeutung, die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten- Sachen“ (die Spenersche Zeitung) und die „Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ (die Vossische Zeitung). Eine Zeitung „Der Telegraph“, die im Oktober 1805 von K. J. Lange gegründet wurde und täglich erschien, brachte es nur auf sieben Nummern und wurde dann in den „Deutschen Herold“ umgewandelt, ein Mittelding zwischen Zeitung und politisch-litterarischem Journal. Doch kehrte Mitte Oktober 1806 Lange zu seinem alten Projekte zurück und gab nun den „Neuen Telegraphen“ heraus, aber ganz im französischen Sinne.

Entsprechend dem Drucke, der auf den Zeitungen lastete, war

deren Inhalt von wahrhaft erschreckender Armseligkeit. Vom eigenen Vaterlande war fast gar nichts in ihnen zu finden, denn die Zensur hielt jede offene Meinungsäußerung zurück. Aus Frankreich wurden die Vorgänge im gesetzgebenden Körper zu Paris und dessen widerlich servile Adressen an Napoleon getreulich wiedergegeben, aus England die Nachrichten aus dem Parlamente. Einen großen Raum widmete man dem See- und Kolonialkriege zwischen Frankreich-Spanien und England. Dazwischen suchte man die Leser noch durch einige humoristische Notizen bei angenehmer Laune zu erhalten. So brachte die „Spenersche Zeitung" im Sommer 1806 die Mitteilung, daß der Erzbischof von Palermo gegen die Anwesenheit der Bergschotten protestiert habe, weil „dem Sizilianischen Frauenzimmer" ihre Tracht so sonderlich gefiele.

Von dem drohenden politischen Ungewitter ist zunächst noch nicht das Geringste zu spüren. Erst am 4. September 1806 bringt die „Spenersche Zeitung" die erste Nachricht, welche die Möglichkeit eines politischen Konfliktes wenigstens ahnen läßt. Aus Cannstatt war nämlich dem Blatte unter dem 24. August geschrieben worden, daß die Pferde „Seiner Durchlaucht des Fürsten Alexander Berthier", die kürzlich, von München kommend, jene Stadt passierten, Kontreordre erhalten hätten, und hieran knüpft nun die Redaktion die Bemerkung: „Das verbreitete Gerücht von einer unbestimmten Verlängerung des Aufenthalts der französischen Armee in Deutschland scheint hierdurch einiges Gewicht zu bekommen."

Unterdessen wuchs aber die kriegerische Stimmung in Berlin zu einem gewaltigen Sturme an und fand nun auch in den Zeitungen ihren Widerhall in Kriegs- und Barden-Gesängen, die sich sogar bis zu Siegesliedern steigerten. Aber eine Darlegung der politischen Verhältnisse, die die breiten Schichten der Bevölkerung über die Lage aufklären sollte, erfolgte in keiner Zeitung. So setzte sich allgemein die Überzeugung fest, daß das preußische Heer den Franzosen gehörig heimleuchten werde, und die preußischen Offiziere thaten noch mit maßlosen Prahlereien das Ihre dazu, diese Zuversicht zu verstärken.

Um so entsetzlicher wirkte die Nachricht von dem Zusammenbruche des preußischen Heeres. Doch traf die bestimmte Meldung erst vier Tage nach den Schlachten ein. Die beiden Zeitungen brachten sie in folgendem Wortlaute:

„Berlin am 18. Oktober. Laut vorläufig eingegangenen Nachrichten hat die Armee des Königs am 14. dieses bei Auerstädt eine Schlacht verloren; die näheren Umstände sind noch nicht bekannt, doch weiß man, daß Se. Majestät der König und dessen Brüder, Königl. Hoheiten am Leben und nicht verwundet sind."

In der nächsten Nummer, am 21. Oktober, wurde dann der bei Saalfeld „in einem unglücklichen Treffen" erfolgte Tod des Prinzen Louis Ferdinand kurz gemeldet und zugleich eine vom 19. Oktober datierte Verordnung des Fürsten Hatzfeld bekanntgegeben, in der es heißt: .... „es würde unzeitige Schonung sein, den Einwohnern Berlins zu verhehlen, daß die Möglichkeit eintreten kann, daß französische Truppen binnen kurzem Berlin besetzen." Außerdem erschien eine Reihe von Bekanntmachungen der städtischen Behörden, die den Zweck hatten, die Bürger Berlins zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen und über verschiedene Vorkehrungen zu berichten. Wieder erst nach vier Tagen, am 25. Oktober, empfingen sodann die beiden Zeitungen eine neue Bekanntmachung des Fürsten Hatzfeld, daß die aus Potsdam dem anrückenden französischen Armeekorps entgegengesandte Deputation von dem französischen Generale die beruhigendsten Zusicherungen über das Verhalten der französischen Truppen bei Besetzung Berlins erhalten habe. Gleichzeitig heißt es in dieser Publikation: „Den bestimmten Tag des Einmarsches kann ich noch nicht bekannt machen; dieses wird aber geschehen, sobald ich ihn zuverlässig weiß." Als aber die Blätter mit dieser Bekanntmachung zur Ausgabe gelangten — war das französische Armeekorps schon vor drei Tagen, am 22. Oktober, in Berlin eingezogen, und zwar, wie es in den beiden Zeitungen heißt, „in vollkommenster Ruhe".

Im Umsehen, ohne Schwertstreich, war also Berlin in den Besitz der Franzosen gelangt, und es geschah außerdem noch das

Schmachvolle, daß sich die Behörden in ihrer Zuvorkommenheit gegen die Sieger förmlich überstürzten. Der Gouverneur Fürst Hatzfeld empfing die französischen Offiziere im Sitzungszimmer des Magistrats und bewillkommnete sie mit außerordentlicher Höflichkeit; auch der Magistrat zeigte die größte Dienstwilligkeit und ließ, als der zum Kommandanten ernannte französische General Hullin ihn angewiesen hatte, den Bürgern alle Waffen abzuverlangen, sogleich in den Zeitungen bekannt machen, daß jeder Bürger seine Gewehre, bei Strafe, erschossen zu werden, auf dem Rathause abliefere. Dieser Übereifer ging selbst dem französischen General über das zulässige Maß hinaus; er bedeutete den Magistrat, er sei erstaunt, eine so strenge Verordnung in den öffentlichen Blättern zu finden; der Magistrat möge in Zukunft warten, bis ihm eine solche vorgeschrieben werde, und nichts mehr proklamieren, ehe es dem Kommandanten mitgeteilt worden sei. Die Zeitungen aber wies er an, diesen dem Magistrat erteilten Bescheid durch Abdruck zur Kenntnis zu bringen.

Bei dieser allgemeinen politischen Unmündigkeit, die so kraß in allen Kreisen der Bevölkerung in die Erscheinung trat, kann es nicht wunder nehmen, daß auch der Ton, die ganze Haltung der Zeitungen durchaus unwürdig war. Da zeigte sich nichts von edler männlicher Trauer über das zertrümmerte Vaterland, über das tiefe Unglück des Fürstenhauses; nur die naive Verwunderung über das Neue, Prächtige und Imponierende kam zum Ausdruck, besonders nachdem nun auch der Kaiser Napoleon am 27. Oktober unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Geschütze und den Klängen der Marseillaise, begleitet von dem glänzenden Gefolge seiner Marschälle und Generale, durch das Brandenburger Thor seinen feierlichen Einzug in die Stadt gehalten hatte.

Die „Vossische Zeitung“ berichtete über den Einzug: „Es erscholl vom Thore bis zum Schlosse ein unaufhörliches: „Vive l'empereur!“, so wie der Kaiser zwischen der in zwei Reihen aufgestellten Garnison langsam vorbeiritt. Die Pracht des Einzuges, die Schönheit der Kaiserlichen Leibgarde, die Mannig-

faltigkeit ihrer verschiedenen Abteilungen gewährte einen imposanten Anblick. Eine unermeßliche Menge Volks empfing Seine Kaiserliche Königliche Majestät mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen.“

Die französische Armee flößte ihr überhaupt einen solchen Respekt ein, daß dagegen die preußische immer tiefer in ihrer Achtung sank. Besonders waren es die jüngeren Berliner Offiziere, die sie der Verachtung preisgab. Bei dem Berichte über die Verwundung des preußischen Generals von Hinrichs, den sie am 23. Dezember brachte, schrieb sie: „Ließe sich wohl etwas Ähnliches von einem einzigen jungen Offizier der Berliner Garnison sagen? Hat wohl Einer persönlichen Mut gezeigt, und hatte es denn so ganz an Gelegenheit dazu gefehlt? Haben unsere Helden auf der Parade, unsere Helden im Schauspiel, unsere Helden gegen wehrlose Bürger nicht insgesamt ihre heile Haut und ihre glatten Gesichter aus der Campagne gebracht? Vor dem Kriege ist Bescheidenheit das sicherste Kennzeichen des Braven, im Kriege sind es Wunden und nach dem Kriege Narben.“ *)

Mit ganz offenbaren Sympathieen für die Franzosen trat aber alsbald K. J. Lange hervor. Schon in seinem politisch-litterarischen Journal „Der deutsche Herold“, das von Mitte Oktober 1805 bis zum Sommer 1806 erschienen und dann verboten worden war, hatte Lange Frankreich beständig das Wort geredet; in seinem „Neuen Telegraphen“, den er jetzt seit Mitte Oktober 1806 herausgab, und zwar täglich mit vier Seiten Text,

*) Das ist jedoch eine ungerechte Anklage. Erst neuerdings wieder hat Generalmajor von Schmidt in einer Abhandlung „Statistische Nachrichten über das Offizierkorps von 1806 und seine Opfer für die Befreiung Deutschlands“ (10. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1901) nachgewiesen, daß die Schuld an den Niederlagen bei Jena und Auerstädt einzig und allein den oberen Führern zuzuschreiben ist. Die jüngeren Offiziere hielten sich durchaus tapfer. Auf 696 ist der Gesamtverlust an toten und verwundeten preußischen Offizieren in den Schlachten bei Jena und Auerstädt zu veranschlagen, während er — teilweise bei größerer Streiterzahl — bei Königgrätz 350, Sedan 463, Wörth 489, Mars la Tour 706, St. Privat 899 betrug.

stellte er sich nun in der schamlosesten Weise vollständig auf die Seite Napoleons. Er erfrechte sich sogar, in Nr. 28 Friedrich dem Großen in einem „Gespräche im Reiche der Toten" eine Huldigung für Napoleon in den Mund zu legen. Der König nennt dort den französischen Kaiser den „größten Feldherrn der Welt, den unermüdeten Mann, dessen Pläne und Genie unermeßlich sind", und bemerkt dann in Bezug auf sich selbst: „Wie groß man auch immer sein mag, man darf nie erröten, einen Größeren anzubeten." Weiterhin verhöhnte Lange die preußischen Heerführer und Staatsmänner, denunzierte Patrioten und wagte sich sogar mit seinen Schmähungen bis zur Königin Luise hinan. Alles Französische dagegen stellte er ins günstigste Licht, und die Sieges-Bulletins der französischen Armee brachte er in ihrer ganzen Ausführlichkeit. Dadurch machte er den „Telegraphen" geradezu zum offiziellen Organe der Franzosen. Leider war die Bevölkerung von Berlin zunächst noch politisch so wenig erzogen, daß sie diese Verunglimpfungen des eigenen Vaterlandes ruhig hinnahm; ja, das Schandblatt gewann sogar in der ersten Zeit einen so großen Leserkreis, daß Lange von vielen Nummern eine zweite Auflage herstellen mußte.*) Erst als die Nation sich wieder mehr und mehr auf sich selbst besann und sich nun ein eigenes Urteil über die schmachvolle Lage bildete, in die sie geraten war, lehnte sich auch die Bevölkerung Berlins gegen das schändliche Treiben Langes auf. Wie Rellstab in seinen Jugenderinnerungen erzählt, traf schließlich den Herausgeber des „Telegraphen" der allgemeine Haß, die lebhafteste Verachtung von ganz Berlin. „Jeder Schulknabe kannte seinen Namen und bezeichnete mit ihm das äußerste Maß des Nichtswürdigen. Er durfte sich, wie sehr ihn die französische Gendarmerie in Schutz nahm, kaum auf der Gasse sehen lassen, ohne insultiert zu werden. Ich erinnere mich, daß ich ihn in der Friedrichstraße mit einem dreieckigen Hute bedeckt (ich glaube, er trug eine Art von französischer Civiluniform) gehen sah, während ein Schwarm von Knaben ihn höhnend verfolgte. Lange Zeit hindurch hing

*) Geiger, Berlin, 2. Band, S. 219.

eine, trotz der strengsten Überwachung durch die französischen Behörden, erschienene Karikatur auf ihn in meinem Zimmer. Sie stellte ihn dar mit einem Strick um den Hals, den der Teufel mit einer Zange gefaßt hatte, um sich nicht an ihm selbst zu besudeln; als Unterschrift las man die Worte: ‚Pah; der wird mir den Höllenpfuhl verstänkern!‘“ *) Darauf stellte das Blatt im Dezember 1808 sein Erscheinen ein.

Die beiden anderen Zeitungen suchten mittlerweile wieder den festen Boden der vaterländischen Gesinnung zu gewinnen und sich von der Verblendung, in die sie geraten waren, frei zu machen. Solange aber die Franzosen Berlin besetzt hielten, war an eine stärkere Betonung des preußischen Geistes gar nicht zu denken. Jede Äußerung, die nicht durchweg die neuen Verhältnisse billigte, mußte unterdrückt werden; dagegen hatten die Zeitungen unweigerlich alles das zu bringen, was die französische Verwaltung einsandte. Sie druckten also auch jenen verhängnisvollen Brief des Freiherrn von Stein ab, den dieser unter dem 15. August 1808 an den Fürsten Wittgenstein geschrieben hatte, und der den Franzosen in die Hände gefallen war.

In diesem Briefe hieß es u. a.: „Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist ratsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken.“ Dem gegenüber hielten sich die Berliner Zeitungen verpflichtet zu bemerken: „Der Brief enthält die Denkweise des preußischen Ministerii, und er lehrt besonders Herrn von Stein kennen, welcher während langer Zeit das Ministerium verwaltet hat, und der jetzt fast ausschließlich mit der Leitung der Geschäfte beauftragt ist. Man wird den König von Preußen beklagen, ebenso ungeschickte, als verkehrte Minister zu haben.“

Bekanntlich mußte Stein, nachdem der Brief zur Kenntnis der Franzosen gekommen war, von seinem Amte zurücktreten, und Napoleon erließ außerdem noch eine Achtserklärung gegen ihn.

Der langsam erwachende vaterländische Geist ließ sich aber jetzt durch keine Maßregel mehr zurückdrängen. In der verschie-

*) Ludwig Rellstab, Aus meinem Leben. Berlin 1861.

densten Weise zeigte er sich. Mit einer heldenhaften Kühnheit trat er bei dem Major von Schill hervor, der am 28. April 1809 mit seinem Husaren-Regiment Berlin verließ und auf eigene Faust den Kampf gegen die Fremdherrschaft aufnahm. Friedrich Wilhelm III. konnte sich freilich mit einem solchen Vorgehen nicht einverstanden erklären und erließ in der „Vossischen Zeitung“ am 16. Mai einen vom 9. Mai datierten Armeebefehl, in welchem es hieß: „Höchstdieselben finden nicht Worte genug, um darüber Ihre Mißbilligung in dem Grade auszudrücken, als Sie dies empfinden.“

Ganz Berlin jedoch hegte die wärmsten Sympathieen für den Major von Schill und verfolgte mit großer Aufmerksamkeit und tiefer Erregung den Zug des Schillschen Korps. Allein die Zeitungen durften über die Gefechte Schills nur ganz unbedeutende Notizen bringen und dabei auch den Namen des kühnen Führers nicht nennen. Ja selbst in der Nachricht über die Katastrophe in Stralsund, bei der Schill seinen Heldentod gefunden hatte, war es der „Vossischen Zeitung“, die einen etwas ausführlicheren Bericht veröffentlichen konnte, nicht gestattet, auch nur ein einziges Mal den Namen Schills anzugeben.

In dieser Zeit der Erstarkung des Nationalgefühls wurde natürlich auch die Kümmerlichkeit der Zeitungslitteratur recht schmerzlich empfunden, und es tauchten verschiedene Projekte zur Gründung neuer Zeitungen auf. Alle Anstrengungen und Versuche blieben aber weit hinter dem zurück, was man erreichen wollte. Hervorzuheben sind nur die Bemühungen Adam Müllers, ein preußisches Regierungsblatt ins Leben zu rufen, und die Episode der „Berliner Abendblätter“.

Adam Müller galt, als er 1809 seinen journalistischen Plan zu verwirklichen trachtete, bereits als ein Mann von litterarischem Rufe, wurde aber wohl von den meisten wegen einer gewissen Vornehmheit im Auftreten und wegen seines blendenden Witzes überschätzt. Geboren 1779 zu Berlin, hatte er in Göttingen die Rechte studiert, dann durch größere Reisen seinen geistigen Blick erweitert und darauf zwei Werke, „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur“ (1807) und „Die Elemente der

Staatskunst" (1808), herausgegeben, die viel besprochen wurden. In dem ersteren bekannte er sich als ein begeisterter Parteigänger der Romantiker, der sich mit einer Art wollüstigem Entzücken dem unklaren Taumel der Romantik hingab, während er im letzteren den Wert des nationalen Charakters, der harmonischen Fortbildung der nationalen Bedürfnisse und der nationalen Konzentration darzulegen suchte; doch verirrte er sich in große Unklarheiten und proklamierte sogar den Satz: „Freiheit ist ein tierisches Vermögen, wenn sie nicht durch Dienstbarkeit vermenschlicht und geadelt wird."

Aus diesen Anschauungen heraus hatte er sich wohl berufen gefühlt, für die Stein-Hardenbergschen Ideen einzutreten und sich die Stelle eines offiziösen Dirigenten der öffentlichen Meinung in Preußen zu schaffen. Wie aus den von Franz Rühl veröffentlichten „Briefen und Aktenstücken, vorzugsweise aus dem Nachlasse von F. A. von Stägemann",*) hervorgeht, wandte er sich im August 1809 an Stägemann, den damaligen Chef der preußischen Bank, und suchte diesen für sein Projekt zu erwärmen. Er legte ihm dar, wie wichtig es sei, daß der Staat sich über die neuen Organisationen, die er jetzt durchführe, dem Publikum gegenüber ausspreche, und wie notwendig es sei, die Opposition, die sich alsbald regen werde, nicht etwa einfach niederzuschlagen, sondern zu leiten, oder noch besser vorwegzunehmen. Zu diesem Zwecke sei er bereit, öffentlich, jedochunter der Autorität des Staatsrates, ein Regierungsblatt und zugleich anonym und unter der bloßen Zustimmung des Staatsrates ein Volksblatt, also eine Ministerial- und zugleich auch noch eine Oppositionszeitung zu schreiben. Die Meinung der letzteren wolle er dann „durch eine überlegene Opposition" niederkämpfen und auf diese Weise der Wiedererzeugung einer wahren und ernsthaften preußischen öffentlichen Meinung thätig zu Hülfe kommen. Zu diesem Behufe müsse er aber vom Staate autorisiert und mit Instruktionen versehen sein. Bezüglich der auswärtigen Politik werde er freilich zunächst sehr lavieren müssen, schon um gegen die kindischen Spielereien der

*) 2 Bände. Leipzig 1899—1900

einheimischen „Enragés" ein Gegengewicht zu schaffen. Die Kosten für das Unternehmen würden nicht bedeutend sein, da „ein Translateur, ein Kanzlist und ein Bote das ganze Büreau des dafür zu ernennenden Staatsrats (sehr geschickt ließ er also hier einfließen, daß er dann die Stelle eines solchen beanspruche) formieren würden". Auch die Mittel könnten leicht beschafft werden, und zwar aus der Summe, mit der bisher die alte Sinekure eines preußischen Historiographen dotiert gewesen sei.

Diese Vorschläge Adam Müllers scheinen auch den Beifall Stägemanns gefunden zu haben, denn in einem Schreiben vom 22. September 1809, in welchem Müller die Abschrift eines dem Könige Friedrich Wilhelm III. zu überreichenden Memorials betreffend die Redaktion eines preußischen Regierungsblattes unter dem Titel: „Preußische Chronik oder Preußische Hof- und National-Zeitung" seinem Gönner zuschickt, dankt er für das ihm und dem Gedanken eines für die Erhebung und Zusammenfassung der öffentlichen Meinung arbeitenden Regierungsblattes bewiesene Wohlwollen. Zugleich betont er noch einmal seine Befähigung dafür mit dem Hinweis auf die Gelenkigkeit seines Geistes und „vor allen Dingen auf den unbegrenzten guten Willen und die Liebe zum Vaterlande". Außerdem komme ihm ein beinahe zehnjähriges ununterbrochenes Studium des Verfahrens der französischen Regierung bei Unterjochung der öffentlichen Meinung zu gute, „durch welches ihm immer ein Ideal von sanfter Beherrschung derselben zur Seite stehen werde".

In den Darlegungen für den König erkennt er zwar an, daß dieser seine Beschlüsse nicht zu motivieren brauche; dennoch verlange der Zeitgeist „und eine immer weiter sich verbreitende politische Geschwätzigkeit der Nation, die Motive der Regierung zu wissen". Jeder möchte jetzt befragt werden und glaube, der Regierung mit seinen Ansichten und Erfahrungen dienen zu können. Noch weit schwieriger aber sei es, mit der geheimen Opposition fertig zu werden, die am Leben des Staates nage. Diesem „beschränkten Vorwitz der Unterthanen" müsse die Regierung mit einer Zeitung die wahren und populär vorgetragenen Gesichtspunkte ihres Verfahrens entgegenstellen. In England werde dies

durch die Redner des Parlaments und durch die Preßfreiheit bewirkt. Beides, Parlament und Preßfreiheit, könnte, selbst wenn das erstere nur eine beratende Stimme habe, ohne die äußerste Gefahr des Staates in Preußen nicht eingeführt werden. Das Vorbild müsse Frankreich sein, wo die Redner der Regierung ihre Maßregeln verteidigen. „Wie der Souverän, nach altpreußischen Ansichten, bei Eigentums- oder privatrechtlichen Verhältnissen zu seinen Unterthanen, ohne seiner Souveränetät etwas zu vergeben, vermittelst eines Wortredners vor seinem eigenen Gerichtshofe in die Schranken trat, so kann er in derselben Weise seine Maßregeln wie sein Eigentum vertreten lassen.“ Ein solcher Wortredner aber sollte der Leiter der neuen Zeitung sein, und indem sich dieser so an die ganze Nation wende, solle er wohl die „conseils“ des Königs, nicht aber diesen selbst, der unverantwortlich sei, verteidigen. Dabei habe man eine populäre und den Sinn der Nation ansprechende Form zu wählen und zu bedenken, daß man sowohl mit „hitzigen, couragirten Köpfen“, wie mit Nüchternen, welche die Notwendigkeit des Neuen nicht begreifen wollen, und mit Beteiligten zu thun habe. Jeden lasse man zu Worte kommen. Ja, man könne sogar künstlich eine Opposition, die man befürchte, hervorrufen, um damit „jeder Kritik auf eine gründliche und ostensible Weise im voraus zu begegnen“. Auf diese Weise könne auch auf zukünftige Institutionen vorbereitet werden. Die öffentliche Meinung habe zwar zur Zeit keine große Bedeutung, könne aber in den Händen konsequenter Feinde sich zwischen „den Vorwitz der Unterthanen und die allzu stille, zu wenig ruhmredige Weisheit der Regierung“ schieben und der ganzen Staatsverwaltung gefährlich werden.

In einem weiteren Briefe an Stägemann hebt dann Adam Müller noch einmal hervor, daß er keinen Anti-Moniteur wolle, wie ihn Merkel einmal geplant habe, sondern ein Blatt in viel größerer, vaterländischerer Richtung, welches das Volk mit der Regierung, ihrem Willen wie ihren Mitteln, einen Patrioten mit dem andern vertraut mache und ein wahres Bild von dem geben solle, was Preußen noch immer sei. Augenblicklich komme alle

Belehrung von Westen her; dem müsse ein Damm entgegengesetzt werden.

Die Regierung ging aber, trotz der großen „Gelenkigkeit“ Adam Müllers, auf dessen Projekt nicht ein. Zunächst mochte sie wohl bei ihrer großen Finanznot vor den Ausgaben zurückschrecken, die doch nicht so gering sein konnten, wie sie Müller hinstellte, dann aber fürchtete sie wohl auch, daß sie die Geister, die sie hier rief, im gegebenen Falle auch einmal nicht wieder los werden könne.

Es blieb also bei den beiden politischen Zeitungen, der „Spenerschen“ und „Vossischen“, und das Bild der Berliner Zeitungslitteratur erfuhr auch keine wesentliche Veränderung, als später, im Winter von 1810 auf 1811, vorübergehend doch noch eine dritte Zeitung erschien, die kein Geringerer herausgab, als Heinrich von Kleist. Es waren dies die schon erwähnten „Berliner Abendblätter“, eine Art Oppositionsblatt für eine gewisse Partei, die sich allmählich gebildet hatte, und die man etwa die der Altpreußen nennen könnte. Die „Abendblätter“ kamen täglich, mit Ausnahme des Sonntags, in Klein-Oktav im Umfange von einem Viertelbogen zum Preise von achtzehn Groschen für das Vierteljahr im Verlage des Buchhändlers J. E. Hitzig heraus, waren aber so kläglich ausgefallen, daß sie hier wohl gar nicht genannt werden würden, wenn nicht der Name eines berühmten Dichters mit ihnen verknüpft wäre.*)

Als Heinrich von Kleist im März 1810 sich dauernd in Berlin niederließ, machte sich die von Stein, Hardenberg, Scharn-

*) Die „Abendblätter“ gehören heute zu den größten bibliophilen Seltenheiten, weil sie wegen ihres ärmlichen Äußeren — sie waren mit alten, verbrauchten Lettern auf graues Löschpapier gedruckt — von den Zeitgenossen wohl nicht des Aufhebens für wert erachtet wurden. Wie es scheint, giebt es nur ein einziges vollständiges Exemplar, das s. Z. von den Gebrüdern Grimm in Kassel, die das Blatt auf Empfehlung von Arnim hin hielten, gesammelt wurde. Von diesen ging es durch Erbschaft an Hermann Grimm über, der es dem Professor Dr. Reinhold Steig in Friedenau bei Berlin überließ. Ein zweites, aber unvollständiges, befindet sich in der gräflich Yorkschen Fidei-

horst und Wilhelm von Humboldt eingeleitete Neugestaltung Preußens schon sehr bemerkbar. Die Befreiung des platten Landes, die Städteordnung, die Herbeiführung einer gewissen Gewerbefreiheit, die Finanzreform, die Schaffung des Volksheeres, die Gründung der Berliner Universität: das alles wurde in allen Schichten des Volkes empfunden, **hier** als eine Hebung des persönlichen Selbstgefühls, als eine Förderung des ganzen Landes, in **anderen** Kreisen aber, beim pommerschen und märkischen Adel, bei vielen Offizieren und Beamten, auch als eine Beeinträchtigung, eine Schmälerung alter Vorrechte, als eine Vernichtung patriarchalischer Sitten und Gewohnheiten. Es bildete sich daher in diesen Kreisen eine Opposition, besonders gegen Hardenberg, heraus, die auch eine gewisse Fühlung mit der litterarischen Strömung der Romantiker gewann, derem Traum ja ebenfalls die Erhaltung des Altehrwürdigen und sogar — freilich in ganz unklarer Darstellung — die Rückkehr zur deutschen Herrlichkeit längst entschwundener Jahrhunderte war.

Für diese Opposition, die das Unglück des Staates durch zähes Festhalten am Alten mildern und durch energisches Stützen der von den Voreltern geschaffenen Einrichtungen den vollständigen Zusammenbruch zu verhindern suchte, sollten die „Berliner Abendblätter“ das nötige Organ sein. Doch wirkten auch noch andere und zwar unlautere Motive bei der Gründung des Blattes mit. Adam Müller wollte, nachdem er mit seinem Projekte eines preußischen Regierungsblattes abgewiesen worden war, es jetzt einmal mit den Gegnern Hardenbergs versuchen, um sich zu einer einflußreichen Persönlichkeit im öffentlichen Leben emporzuheben, und sprach nun Kleist eifrig zu, die Gelegenheit, sich eine Existenz zu verschaffen, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Unterstützt wurde Müller noch durch die Romantiker Achim von Arnim, Clemens Brentano und Fouqué, die ebenfalls ein Sprachrohr zu

---

kommiß-Bibliothek, und ein drittes, ebenfalls unvollständiges Exemplar besitzt die Königliche Bibliothek in Berlin aus der Maltzahnschen Hinterlassenschaft. Einzelne Nummern, vierzehn an der Zahl, liegen in dem in der Berliner Königlichen Bibliothek aufbewahrten handschriftlichen Nachlasse Varnhagens.

haben wünschten und dem Freunde versicherten, seine Zeitung durch Beiträge mit fördern zu helfen.

Darauf unternahm Kleist das Wagnis, aber er trat nicht gleich offen mit seinen Absichten hervor, denn sonst würde die preußische Regierung dem Blatte sofort unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet haben. Die Zeitung wurde nur als Unterhaltungsblatt eingeführt und das politische Programm mit äußerster Vorsicht in ein fingiertes Gebet des Zoroaster, angeblich die Übersetzung einer indischen Handschrift, „von einem Reisenden in den Ruinen von Palmyra gefunden", gekleidet. Auch seinen Namen verschwieg der Herausgeber zunächst; erst am 22. Oktober stellte er sich mit folgender Erklärung vor:

„Mancherlei Rücksichten bestimmen mich, mit diesem Blatte, welches sich nunmehr etabliert hat, aus der Masse anonymer Institute herauszutreten. Demnach bleibt der Zweck desselben zwar, in der ersten Instanz, Unterhaltung des Volkes aller Stände; in der zweiten aber ist er, nach allen erdenklichen Richtungen, Beförderung der Nationalsache überhaupt: und mit meinem verbindlichsten Danke an den unbekannten Herrn Mitarbeiter, der, in dem nächstfolgenden Aufsatze, zuerst ein gründliches Gespräch darüber einging, unterschreibe ich mich, der Herausgeber der Abendblätter, Heinrich von Kleist."

Damit bekannte er auch, daß die „Abendblätter" einen politischen Charakter tragen würden, aber er hütete sich wohl, mit vollen Segeln in das politische Gebiet hineinzusteuern. Über die Kriege Napoleons, besonders den unglücklichen Feldzug in Spanien, brachte er nur das Allernotdürftigste, und das in einem fast franzosenfreundlichen Tone. Napoleon wird stets Se. kaiserl. Majestät genannt, und von den „siegreichen französischen Waffen" immer das Angenehmste gemeldet. Einmal heißt es: „Die französischen Armeen von Andalusien, Granada und Murcia befinden sich, Gott Lob! in dem besten Gesundheitszustande." Dieses „Gott Lob!" mußte der glühende Patriot über sich gewinnen.

Weniger bedenklich zeigte sich Adam Müller; er wollte ja auf alle Fälle Effekt machen, und darum brachte er gleich in den ersten Nummern über den vor einiger Zeit verstorbenen Königs-

berger Professor Christian Jakob Kraus einen Artikel, der durchaus das Mißfallen der Regierung hervorrufen mußte; weiterhin griff er Friedrich Raumer an und wendete sich gegen die fortschrittlichen Tendenzen Hardenbergs. Darauf kam es zu Differenzen mit dem Zensor Himly, und schon nach Verlauf des ersten Quartals erfolgte das bestimmte Verbot, weiterhin politische Artikel in den „Abendblättern" zu bringen, sowie die Verfügung, nur Mitteilungen, die schon in den beiden privilegierten Zeitungen gestanden hatten, nachdrucken zu dürfen. In Folge dessen trat Hitzig vom Verlage zurück, und A. Kuhn, der Eigentümer des Kunst- und Industrie-Kontors, übernahm das Blatt. Aber es war nicht mehr zu retten. Auch hatte Kleist — wenn er es auch eben des lieben täglichen Brotes wegen noch redigierte — offenbar bereits alles Interesse dafür verloren; er füllte es mit flüchtig hingeworfenen Erzählungen, in denen sich nur selten die Klaue des Löwen zeigte, mit Anekdoten von zum Teil ziemlich pikantem Inhalt, Excerpten aus französischen und deutschen Büchern und sonstigen unbedeutenden Schnitzeln. Auch die Beiträge der litterarischen Freunde Arnim, Brentano und Fouqué waren äußerst minderwertig; kein Wunder also, daß die Zeitung mit raschen Schritten ihrem Ende entgegeneilte. Am 30. März 1811 erschien die letzte Nummer. Kleist erklärte darin: „Gründe, die hier nicht angegeben werden können, bestimmen mich, das „Abendblatt" mit dieser Nummer zu schließen. Dem Publiko wird eine vergleichende Übersicht dessen, was diese Erscheinung leistete, mit dem, was sie sich befugt glaubte, zu versprechen, samt einer historischen Konstruktion der etwaigen Differenz, an einem anderen Orte vorgelegt werden. H. v. K." Diese „vergleichende Übersicht" hat aber Kleist nie gegeben; bekanntlich ging er alsbald (21. Nov. 1811) freiwillig in den Tod.*)

*) Rudolf Köpke, Heinrich von Kleists politische Schriften und andere Nachrichten zu seinen Werken. Berlin 1862. — Heinrich von Kleists Sämtliche Werke, erste hist.-krit. Ausg., besorgt von Theophil Zolling. Stuttgart 1885, Band 4. — Reinhold Steig, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin und Stuttgart 1901. Köpke benutzte das Maltzahnsche Exemplar, Zolling dieses und das Yorksche und Steig das Grimmsche der „Abendblätter".

Die „Spenersche“ und die „Vossische Zeitung“ waren nun abermals die beiden einzigen Blätter der Hauptstadt; einen besonderen Nutzen hatten sie aber davon keineswegs, denn ihre Bewegungsfreiheit war mittlerweile durch den französischen Terrorismus, dem erst die grauenvolle Niederlage in Rußland Einhalt gebieten sollte, noch weiter eingeschränkt worden. Beide Blätter hatten sich beständig in den engsten Grenzen zu halten. Um aber wenigstens einigermaßen ihren Patriotismus zu bezeugen, gestattete die „Spenersche Zeitung“ einem Anonymus, das Volk dazu aufzufordern, das „weiche D“ in dem Worte deutsch mit dem „harten T“ zu vertauschen, denn es sei an der Zeit, jede Weichlichkeit abzuwerfen.

Weiter ging das Blatt aber ebensowenig, wie die „Vossische Zeitung“; ja, beide Zeitungen wagten nicht einmal, in dem Winter von 1812 und 1813, als alle Welt mit klopfendem Herzen nach Rußland schaute, irgend eine Nachricht über die entsetzlichen Katastrophen zu bringen, die über das französische Heer auf den Schneefeldern in Rußland hereingebrochen waren, sondern druckten nur die lügnerischen Bulletins der französischen Regierung ab.

Die Kunde von dem Brande von Moskau, dem Rückzuge der Franzosen und der Zertrümmerung des ganzen Heeres war aber trotzdem nach Berlin gelangt, und da tauchten dann wieder geschriebene Zeitungen auf, die, ähnlich wie im achtzehnten Jahrhundert, nun jene verhängnisvollen Nachrichten verbreiteten, die nicht gedruckt werden durften. Patrioten, die den Haß gegen die Fremdherrschaft schüren wollten, stellten sie her, und jeder, der sich um das Vaterland verdient machen wollte, half mit, sie in aller Stille zu verbreiten. Besonders wurden diese Blätter in Wirtshäusern niedergelegt, wo viel Volk verkehrte, doch auch in den Straßen verstreut, wo sie dann die Vorübergehenden zu sich steckten.

Doch auch nachdem das 29. Bulletin nun endlich die ganze gräßliche Niederlage in Rußland zugegeben hatte, konnten die „Spenersche“ und die „Vossische Zeitung“ noch immer kein Bild von der allgemeinen Lage geben, denn jetzt begann jenes verwegene Doppelspiel des Staatskanzlers von Hardenberg, bei dem das Vertragsverhältnis Preußens mit Frankreich so lange aufrecht er-

halten werden sollte, bis eine Verständigung wegen eines russisch-preußischen Bündnisses mit dem Kaiser Alexander zu Stande gekommen sei. Um jedes Mißtrauen bei der französischen Regierung möglichst fern zu halten, wurde dem Kaiser Napoleon sogar die Vermählung des preußischen Kronprinzen mit einer Prinzessin aus dem Hause Bonaparte vorgeschlagen, und als der mißtrauische Kaiser sich trotz alledem über die ihm höchst verdächtige Vereinigung Yorks mit den Russen nicht beruhigen wollte, brachte die „Spenersche Zeitung“ in ihrer Nr. 8 vom 19. Januar 1813 eine öffentliche Erklärung Friedrich Wilhelms III., in welcher der König sein allerhöchstes Mißfallen über Yorks Verhalten kundgab.*) In der Nacht darauf überbrachte der Major von Natzmer die Zusage des Kaisers von Rußland zu einem festen Bündnis mit Preußen. Damit steigerte sich aber zunächst die Gefährlichkeit der Situation des Königs noch weiter. Irgend ein unbedachtes Wort eines Mitwissenden — und der König wurde von Augereau, der bekanntlich Berlin besetzt hielt, festgenommen. Hardenberg wußte daher den König zu bewegen, seine Residenz auf einige Zeit nach Breslau zu verlegen. Schon in der Frühe des 22. Januar brach der König dahin auf, und am 23. Januar erließ der Staatskanzler in der „Spenerschen Zeitung“ eine Bekanntmachung, in welcher mitgeteilt wurde, daß für die Zeit der Abwesenheit des Königs eine Ober-Regierungs-Kommission ernannt worden sei, die in Fällen, in denen eine schnelle Entschließung erforderlich sei, Verfügungen treffen könne. Weiterhin aber solle diese Kommission auch die Aufgabe haben,

*) Die Presse wurde also hier zu einer hochwichtigen Dienstleistung herangezogen. Es kann jetzt nicht mehr bezweifelt werden, daß York durchaus im Einverständnis mit dem Könige, ja nach dessen ganz bestimmten Instruktionen handelte, und daß der König mit seiner Erklärung in der „Spenerschen Zeitung“ den direkten Zweck verfolgte, den Kaiser Napoleon noch weiter irre zu führen (vergl. Friedr. Thimme, Die Vorgeschichte der Konvention von Tauroggen. Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte, XIII. Band, 1. Hälfte, S. 246—264). Die Behauptung Droysens, des Biographen Yorks, „daß York ohne Autorisation, eigenmächtig, und wenn nicht gegen die ausdrückliche, so doch gegen die wahrscheinliche Willensmeinung des Königs handelte“, ist somit hinfällig geworden.

die freundschaftlichen Verhältnisse mit den kaiserlich französischen Militärbehörden sorgfältig zu erhalten, die bisher zur höchsten Zufriedenheit Sr. Majestät durch das gerechte und zuvorkommende Benehmen des Herrn Reichsmarschalls Herzogs von Castiglione (Augereau) und die von demselben gehandhabte gute Mannszucht bestanden haben.....

„Seine Königliche Majestät ermahnen“, heißt es dann weiter, „Ihre sämtlichen getreuen Unterthanen und insbesondere die guten Bürger der Residenzstadt Berlin: sich in allen Stücken gegen das kaiserlich französische Militär so zu betragen, als es den Verhältnissen gegen Alliierte und dem bestehenden freundschaftlichen Vernehmen mit Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon, dessen Abgesandter Se. Majestät den König nach Breslau begleitet, gemäß ist.“

Irgend welche Bemerkungen wurden natürlich von der Zeitung an diese Bekanntmachung nicht geknüpft; aber alle tiefer Blickenden gewannen sofort die Überzeugung, daß sich jetzt nicht nur York, sondern ganz Preußen an Rußland angeschlossen habe. Bloß der französische Gesandte, Graf St. Marsan, übersah die Lage noch immer nicht. Fortgesetzt ließ er sich durch die ausgesuchteste Liebenswürdigkeit Hardenbergs täuschen.

Unterdessen wurden die Vorbereitungen zum Befreiungskampfe immer eifriger betrieben, und schließlich wagte der Staatskanzler den ersten Schritt in die Öffentlichkeit. Unter dem 3. Februar erließ er jenen berühmten Aufruf an das preußische Volk zum freiwilligen Eintritt in das Heer, worauf die allgemeine Begeisterung für den Kampf gegen den verhaßten Feind allerwärts fessellos hervorbrach.

Damit war auch der Bann, der bisher auf den Zeitungen gelastet hatte, hinweggenommen worden. Sie richteten eine besondere Rubrik „Vaterlandsliebe“ ein, in der die Gaben verzeichnet wurden, die arm und reich zur Ausrüstung freiwilliger Jäger beisteuerten, und suchten durch allerlei Mitteilungen und Zuschriften der vaterländischen Sache zu dienen. Ein direktes Eintreten für den Kampf war allerdings noch nicht möglich, da die Franzosen ja noch Berlin besetzt hielten.

Von den vielen Mitteilungen aus dem Publikum, die die „Spenersche Zeitung“ brachte, seien die folgenden besonders charakteristischen hervorgehoben.

Die Königliche Aufforderung an die gebildeten Jünglinge unseres Vaterlandes tönt in die Herzen wie eine Stimme Gottes. Ich erbiete mich, drei unvermögenden jungen Männern, die sich den edeln Freischützen anschließen wollen, zur vorschriftsmäßigen Bekleidung und zum Ersatz der Zehrkosten bis Breslau behülflich zu sein.

Der Buchbinder Friedrich Braunes,
Stechbahn 3.

Ein junger Mann, der seinen Lieblingswunsch, dem Vaterlande seine Kräfte darzubieten, nicht anders realisieren kann, als wenn er einige von seinen Sachen in Geld umzusetzen sucht, ist entschlossen, in der Mohrenstraße 64 parterre eine Kupferstich- und Landcharten-Sammlung in Rähmen und in Mappen, sowie eine Harfe von vorzüglich gutem Ton nebst Kasten sogleich aus freier Hand zu verkaufen.

Unbemittelten Lehrern, an hiesigen Anstalten, die dem Aufrufe, fürs Vaterland zu streiten, folgen, will ich recht gern, soweit es meine Zeit irgend gestattet, durch eigene Übernahme ihres Unterrichts in der deutschen und lateinischen Sprache, in der Logik, Rhetorik, Geographie, Geschichte, im Brief- und Geschäftsstyl, im Schönschreiben und Rechnen, ihren Verdienst sichern und unverkürzt monatlich nachsenden.

Franz Lami,
Neue Roßstraße 1.

Ferner druckte die „Spenersche Zeitung“ eine Aufforderung von Rudolf Werkmeister, dem Inhaber einer vielbesuchten Zeitungshalle, ab, die goldenen Trau- und Verlobungsringe gegen solche von Eisen einzutauschen, auf denen die Inschrift angebracht war: „Gold gab ich für Eisen 1813“. „So wird“, hieß es in der Aufforderung, „was ein Familienschatz war, ein solcher bleiben, und noch ein höherer, ein Vaterlandsschatz, gleichsam ein Amulet

werden, das mit dem ganzen Inbegriff häuslicher Tugenden auch jene höhere, die jetzt die außerordentliche Zeit entfaltet, auf Kind und Kindeskinder forterbt."

Nicht weniger denn 160000 goldene Ringe konnte Werkmeister gegen eiserne vertauschen.

Diese allgemeine Begeisterung mußte denn aber die Franzosen doch stutzig machen. Augereau verbot den Zeitungen, die Rubrik „Vaterlandsliebe" fürderhin zu führen, zugleich forderte der französische Gesandte St. Marsan von Hardenberg eine Erklärung über die Rüstungen. Und noch einmal gelang es dem Staatskanzler, den Gesandten zu täuschen. Er beschwor ihn, dem Kaiser Napoleon mitzuteilen, daß alles, was in Breslau vorgehe, nur eine Folge der dringendsten Umstände sei. Der König müsse diesen Schritt thun, um die öffentliche Aufregung zu beschwichtigen, worauf St. Marsan denn auch nach Paris meldete, man solle nicht weiter besorgt sein; die von Preußen aufgebotenen Kräfte würden sicher zu gunsten des Bündnisses mit Frankreich verwendet werden.

Unterdessen wurde zu Kalisch zwischen Kutusoff und Scharnhorst der ganz bestimmt formulierte russisch-preußische Bundesvertrag unterzeichnet, und nun endlich ließ Hardenberg die Maske fallen. Der französische Gesandte erhielt seine Pässe, und der König veröffentlichte am 17. März den berühmten Aufruf „An mein Volk!". Mittlerweile hatten die Franzosen bereits, aus Besorgnis, von den vordringenden Russen überrumpelt zu werden, in der Nacht vom 3. zum 4. März Berlin verlassen.

Der langersehnte Krieg war also nunmehr erklärt worden und die Hauptstadt sogar bereits vom Feinde befreit. Die Bevölkerung jubelte, und auch die Zeitungen durften nun endlich in die allgemeine Begeisterung mit einstimmen. Die Rubrik „Vaterlandsliebe" wurde wieder eingeführt, und neben dieser erschienen alsbald die verschiedensten Verordnungen, Bekanntmachungen und Aufrufe, die den Zeitungen nun ein sehr buntes Ansehen verliehen. Genannt sei nur der „Aufruf an die Frauen im Preußischen Staate", den die preußischen Prinzessinnen am 1. April in

der „Spenerschen Zeitung“ erließen, die Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes und die Verordnungen, betreffend die Schaffung der Landwehr und des Landsturms.

Bald tauchten dann auch die ersten Kriegsberichte auf. Am 25. April konnte die „Spenersche Zeitung“ melden:

„Spandau hat kapituliert. Die Besatzung darf bis zu einem festgesetzten Termin nicht gegen Preußen und dessen Alliierte dienen, alles Eigentum, was dem französischen Gouvernement gehört, bleibt zurück, und es ist der Besatzung nur erlaubt, ihr Privateigentum mitzunehmen. Die Bagage wird deshalb sorgfältig untersucht. Die Kapitulationspunkte können dem Publikum erst durch den Herrn General en chef bekannt werden. Man hat bei der Kapitulation auf alles, was die Ehre der preußischen Waffen und das allgemeine Wohl des Staates fordert, aber auch besonders auf die Ruhe und Sicherheit der Residenz und der freien Wasser-Kommunikation, Rücksicht genommen.“

Aber noch hielt sich der Bericht ganz im Tone einer amtlichen Meldung. Jede Gemütswallung ist unterdrückt. Vielleicht bangte man noch, es könnte wieder ein Rückschlag kommen. Und fast schien diese Sorge auch begründet zu sein, denn plötzlich durchschwirrte die Nachricht die Stadt, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen worden sei und man nun befürchten müsse, es werde diesem ein fauler Friede folgen. Zähneknirschend stellten die Freiwilligen die Gewehre in die Ecke, und lauter Unwille äußerte sich auf allen Straßen. Bis in die Zeitungen drang aber von dieser tiefen Verstimmung nichts; man war offenbar noch zu sehr an die französischen Ketten gewöhnt, sodaß man sich noch nicht freier zu bewegen wußte. Nur eine Proklamation des Königs, die den allgemeinen Mißmut zu mildern suchte, und die auch in den Berliner Blättern zum Abdruck gelangte, zeugt von der allgemeinen Erregung jener Wochen.

Leider vermochten sich die Berliner Zeitungen auch dann noch nicht aus ihrer Dürftigkeit zu erheben, als der Waffenstillstand abgelaufen war (17. Aug.) und der Kampf aufs neue begonnen hatte, in welchem es nun rasch zu großen Katastrophen kam; denn auf die französische Zensur, unter der die Blätter

bisher gestanden, war jetzt die schwedische gefolgt, d. h. die Bernadottes, des Kronprinzen von Schweden, der von den Verbündeten zum Befehlshaber der Nordarmee ernannt worden war, die Berlin und die Mark Brandenburg gegen die Franzosen zu schützen hatte. Bernadotte gab den strengen Befehl, daß ohne seine Erlaubnis nicht das Geringste über den Krieg in den Berliner Blättern erscheinen dürfe. Er wollte offenbar noch eine Zeitlang eine gewisse abwartende Stellung einnehmen, nicht mit aller Schärfe gegen Napoleon, seinen früheren Gönner, auftreten, sich aber auch nicht das Vertrauen der Verbündeten und wohl gar den Thron von Schweden verscherzen. Diese schwankende Haltung durfte jedoch nicht bekannt werden, und darum erschien es ihm besonders wichtig, der Presse den Mund zu verschließen.

Am bedenklichsten trat sein zögerndes Verhalten zu Tage, als der erste entscheidende Schlag, die Zurückwerfung der Franzosen von Berlin, ausgeführt werden sollte. Fast hatte es den Anschein, als wolle er vor dem anrückenden Feinde bis hinter Berlin zurückgehen und somit die Hauptstadt der Wut der Feinde überliefern. Hierzu konnte sich aber Bülow, dem der eine Flügel der Nordarmee unterstellt war, nicht verstehen, und gegen den Willen des Oberbefehlshabers griff er mit seinen 40000 Mann am 23. August bei Großbeeren die Franzosen an. Der Erfolg war glänzend und Berlin gerettet. Die Bevölkerung jubelte — aber die Zeitungen schwiegen. Bernadotte wünschte nicht, daß die Heldenthat Bülows bekannt würde, und gab den Berliner Zensoren Befehl, dem Bülowschen Schlachtenberichte die Druckerlaubnis zu versagen. Zugleich ließ er selbst eine Mitteilung aufsetzen, in der das Verdienst Bülows herabgedrückt und die denkwürdige Schlacht als ein nicht eben bedeutendes, wenn auch tapfer geführtes Gefecht charakterisiert wurde. Zudem erschien dieser Artikel auch erst drei Tage nach der Schlacht, die sich doch so zu sagen vor den Thoren Berlins abgespielt hatte.

Bülow bekam dieses Bulletin Bernadottes erst am 27. August in Trebbin zu Gesichte und war des Höchsten empört. „In diesem Augenblicke lese ich in den Zeitungen eine Übersetzung des elenden Machwerks, das der Kronprinz von Schweden hat drucken lassen“,

schrieb er an seine Frau. „Es ist nicht wahr, daß er mir befohlen, den Feind komplett anzugreifen; seine Idee war, ich sollte nur den Vorposten bei Großbeeren wieder nehmen. Ich forderte ihn mehrere Male auf, mit den Schweden vorzugehen, da er dann dem Feinde den Rückzug abschneiden konnte; er that nichts; es freut mich, daß wir alles allein gethan haben." Doch konnte es Bülow nicht gleichgültig sein, daß der hochwichtige und auch in seinen Folgen so bedeutsame kriegerische Vorgang der Welt, besonders aber den Verbündeten, in einem ganz falschen Lichte dargestellt worden war; er schickte daher nochmals einen genauen Bericht über die Schlacht an die Berliner Zeitungen. Aber auch dieser Artikel wurde nicht gedruckt. Der Polizei-Präsident von Berlin, Le Coq, strich ihn mit dem Bedeuten, es liege der ausdrückliche Befehl des Kronprinzen von Schweden vor, daß nichts über die Kriegsereignisse veröffentlicht werden dürfe, was nicht von ihm selber komme.

„Nun wohl!" rief Bülow bitter aus, als ihm dieses Verfahren mitgeteilt wurde, „ich verliere hierbei nichts, denn ich habe 40000 Zeugen für mich, wohl aber das Volk, dem eine genaue Kenntnis von dem, was die vaterländischen Truppen gethan haben, zur Aufrechterhaltung der allgemeinen guten Stimmung notwendig ist. Nur dies habe ich bezwecken wollen, nicht meinen Ruhm, nicht den meiner Truppen, denn der steht fest bei den 50000 Schweden und Russen, die sie kämpfen sahen."

Leider waren auch weiterhin die Berichte über den Verlauf des Krieges sehr dürftig. Die Kriegsleitung gab sich wenig Mühe, dem Volke, das doch in seiner Begeisterung so viel für den Befreiungskampf geopfert hatte, genauere Nachrichten zukommen zu lassen, dagegen wachte die Zensurbehörde aufmerksam, daß ja kein tadelndes Wort über die Führer und die Differenzen im Hauptquartier gedruckt wurde. Selbst über die Schlacht bei Leipzig konnten die Zeitungen nur Unzulängliches melden.

Die offizielle Nachricht von dem großen Siege wurde übrigens in der althergebrachten Weise durch 32 blasende Postillione, denen 4 Postsekretäre voraufritten, der Hauptstadt verkündet. Die Kavalkade ritt dem vom Hauptquartiere abgesandten Kuriere,

einem Rittmeister von Auer, als dieser am 21. Oktober vor Berlin erschien, bis zum Potsdamer Thor entgegen, geleitete ihn dann zum Schlosse und ließ ihn dort vom Balkon aus die Siegesnachricht verlesen. Darauf ging der Zug noch durch verschiedene Hauptstraßen, wo der Sieg noch wiederholt ausgerufen wurde.*)

Bei dieser Ärmlichkeit der Nachrichten vom Kriegsschauplatze suchte die Berliner Bevölkerung ihrem lebhaften Verlangen, auch ferner in Wechselwirkung mit der großen patriotischen Bewegung zu bleiben, wenigstens einigermaßen dadurch zu entsprechen, daß sie ihre Empfindungen und Stimmungen in Liedern und sonstigen Versen zum Ausdruck brachte. Jeder, der nur einigermaßen reimen konnte, strömte seine Gefühle in Gesängen aus, und die Zeitungen füllten sich mit poetischen Ergüssen der mannigfachsten Art. Der Hauptdichter jener Tage war Karl Müchler. Er sang meist in erhabenem Tone, während bei anderen auch der Humor wieder zum Durchbruch kam. So wurde eine Siegesnachricht, die ein Extrablatt der „Spenerschen Zeitung" verkündete, von folgendem Jubelliede begleitet:

Den braven Bürgern dieser Stadt
Gab manches frohe Extrablatt
Zum Guten Kraft und Leben.
Da's lange keins gegeben hat,
Wird heut ein Extra-extrablatt
Ganz gratis ausgegeben.
Ein Wütherich der Höll' entstieg,
Sein Leben war ein grauser Krieg,
Den hat nun Gott entschieden.
Erfochten ward ein Extrasieg,
Vollendet ist ein Extrakrieg,
Dem folgt ein Extrafrieden;
Dem Extravolk der Extrastadt
Verkündet ihn das Extrablatt,
Drob freu' es sich nicht wenig.
Und wer das Blatt gelesen hat,
Geh seinen Weg und schrei sich satt:
Heil unserm Extrakönig!

*) Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte. S. 713.

Von irgend einem höheren Gesichtspunkte war hier allerdings nichts zu spüren. Der große Aufschwung, den der patriotische Geist der Berliner Bevölkerung beim Beginn des Befreiungskampfes genommen hatte, war bei der nur kümmerlichen Pflege, die ihm gewidmet worden war, rasch wieder dahingeschwunden, und es machte sich aufs neue bei der großen Menge jene geringe politische Bildung geltend, deren Blick über den Horizont des Pfahlbürgers nicht hinausgeht.

---

2. Die preußischen Provinzblätter. Die „Schlesische Zeitung". Die „Zeitumstände" machen es ihr unmöglich, über politische Ereignisse zu berichten. Die Zeitung unter französischer Zensur. Der Umschlag der Stimmung im Januar 1813. Der Frühlingssturm von 1813 und die großen Tage der Zeitung. Die „Königsberger Hartungsche Zeitung". General Rüchel bemächtigt sich der Zeitung. Schlimme Lage der Brüder Hartung. Das Blatt versinkt in Lethargie, richtet sich aber unter York wieder auf. Wird von Kotzebue redigiert. Die „Stettinische Zeitung". Beschränkt sich bei den politischen Nachrichten auf das Notdürftigste. Ruft nach einem Odysseus, der dem Polyphem das Auge ausstoße. Wandert 1809 nach Stargard aus. Kehrt 1814 nach Stettin zurück.

Die preußischen Provinzblätter befanden sich in einer etwas günstigeren Lage, als die Zeitungen der Hauptstadt, da ihnen die französischen Aufpasser nicht immer gleich so direkt auf der Ferse waren und wohl überhaupt die französischen Behörden den Zeitungsstimmen jener Städte, die dort so weit hinten lagen, keinen besonderen Einfluß beimaßen.

Die bedeutendste preußische Provinzzeitung in der Periode der Fremdherrschaft war ohne Zweifel die „Schlesische Zeitung" in Breslau, der es auch vergönnt war, beim Beginn des Befreiungskampfes den berühmten Aufruf des Königs zuerst hinaus in das Land zu tragen. Die Zeitung hatte sich seit ihrer Gründung im Jahre 1742 (s. Band I, S. 130) beständig günstig entwickelt. Die Verlagsbuchhandlung von W. G. Korn stattete sie stets mit reichen Mitteln aus und sorgte auch immer für

tüchtige Redakteure. Während der Franzosenzeit leitete der Regierungsrat Wilhelm Gottlieb Korn (er fiel als Hauptmann in der Landwehr mit dem eisernen Kreuze erster Klasse auf der Brust am 16. Oktober 1813 bei Leipzig) die Zeitung mit großem Takte und verlieh dem Tone eine echt patriotische Wärme.

Zu Beginn des Jahrhunderts belief sich die Auflage auf 1200 bis 1300 Exemplare, und da auch die Inserate nicht unbedeutend waren, so machte die Verlagsbuchhandlung mit dem Unternehmen bereits ein recht gutes Geschäft und erbot sich freiwillig, zur Sicherung des Privilegiums den jährlichen Kanon von 200 auf 600 Thaler zu erhöhen.

Zu Beginn der in Rede stehenden Epoche zeigte die Zeitung natürlich ganz dieselbe Physiognomie wie alle übrigen Blätter Preußens. Von den Rüstungen zum Kriege gegen Napoleon verlautete auch nicht das Geringste. In ihrer Verlegenheit suchte sich die Zeitung einigermaßen dadurch interessant zu machen, daß sie zahlreiche litterarische Artikel und ausführliche Kritiken über das Theater brachte. Endlich aber, im Oktober 1806, veröffentlichte sie das Kriegsmanifest des Königs aus dem Hauptquartiere zu Erfurt, und unmittelbar darauf folgten Korrespondenzen, die von einem günstigen Verlaufe des Feldzuges sprachen. Erst am 25. Oktober konnte die Nachricht von der vollständigen Niederlage bei Jena und Auerstädt mitgeteilt werden. Dann aber hörten wieder alle Nachrichten auf; kein Wort fiel über die weiteren Schicksalsschläge, die jetzt Preußen trafen, die Flucht des Königspaares, die schmachvollen Kapitulationen der Festungen, den Einzug Napoleons in Berlin; nur eine Art von Entschuldigung wurde schließlich in der Nummer vom 22. November vorgebracht: daß die Zeitumstände Nachrichten über politische Ereignisse gegenwärtig unmöglich machen und bis auf Weiteres andere interessante Notizen die Stelle der politischen Neuigkeiten vertreten würden. Und nun druckt die Redaktion bogenlange Artikel über den russischen Hofstaat, über die Einwohner Persiens, das Leben in Sibirien, den nordamerikanischen Handel u. s. w. ab, die sich ausnahmen wie ein Hohn auf die Angst und Sorge, die die Be-

völkerung durchzitterte, wie eine Satire auf die Regierung, die in ihrer Ratlosigkeit und Jämmerlichkeit sich auch noch jeder werkthätigen Mithülfe des Volkes begiebt.

Während diese schönen Artikel in der „Schlesichen Zeitung“ erschienen, rückte ein französisches Heer auch gegen Breslau vor, und am 6. Dezember 1806 verkündete der Donner der Geschütze, daß die Stadt beschossen wurde; aber diese Thatsache der Belagerung erwähnte die Zeitung mit keinem Worte; nur aus dem Inseratenteile, wo die Todesanzeigen gebliebener Offiziere erschienen, kann man etwas von dem entnehmen, was vorging.

Schon nach vierwöchentlicher Verteidigung kapitulierte der Kommandant der Stadt, General von Thiele (5. Januar 1807), die Franzosen besetzten Breslau, und damit kam die „Schlesische Zeitung“ unter französische Zensur. Der Charakter des Blattes wurde naturgemäß von diesem Momente an ein vollständig anderer. Die obrigkeitlichen Verordnungen erschienen fortan nicht nur in deutscher, sondern auch in französischer Sprache, und die Person Napoleons erfuhr eine gewisse Glorifikation. Seine Reise zur Nordarmee, seine begeisterte Aufnahme in Polen wurde besonders hervorgehoben. Im Übrigen wurde jedoch auch weiterhin über den Verlauf des Krieges nichts gebracht, als die amtlichen französischen Siegesberichte.

Aber eine patriotische That wagte die Zeitung doch, trotz allen Drucks und aller Einschnürung. Als Beschuldigungen laut wurden, das preußische Offizierkorps habe sich in dem unglücklichen Kriege feige benommen, brachte sie in einem längeren Artikel eine scharfe Zurückweisung, die mit den Worten schloß: „Wir haben alles verloren, nur unsere Ehre nicht!“

Weiter durfte sie freilich nicht gehen, wollte sie ihre Existenz nicht aufs Spiel setzen, und handelte dabei offenbar auch ganz mit Zustimmung der preußischen Regierung, die auf keinen Fall die Zeitung, deren Wichtigkeit sie zu würdigen wußte, verlieren wollte und größte Vorsicht anempfahl. Unter dem 6. November 1807 ließ die preußische Regierung sogar dem Buchhändler Korn durch die Kriegs- und Domänenkammer ausdrücklich eröffnen, nichts, nicht einmal amtliche Publikationen, selbst wenn sie in den

Berliner Zeitungen gestanden hätten, ohne ausdrücklichen Befehl zu drucken.*) Die Zeitung beschränkte sich denn auch auf das Notwendigste, suchte aber doch für alles einzutreten, was die Wiedererstarkung Preußens fördern konnte, befürwortete die Reformen, besonders die neue Städteordnung vom 19. November 1808, die von der Bevölkerung mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen wurde, die neue Wehrordnung, die neuen Steuern auf Luxusgegenstände, Gold und Silber und empfahl immer wieder, bei den hohen Preisen der Kolonialwaren sich dieser zu enthalten und z. B. anstatt Kaffees lieber Biersuppe zu genießen, bei der Friedrich der Große aufgewachsen und unsere Vorfahren „ohne Nervenschwäche mindestens ebenso geistreich wie wir" geworden seien.

Doch weiterhin zeigt es sich dann mehr und mehr, daß das Vertrauen auf eine bessere Zukunft wieder erstarkt, daß die Hoffnung, aufs neue emporzukommen, in weiten Kreisen wächst, und die Zeitung wagt sich immer offener mit ihrer vaterländischen Gesinnung hervor. Zur Weckung der innigeren Liebe zum Vaterlande weist sie auch auf die Dramen Schillers und Lessings hin und bezeichnet die Aufgabe des Theaters als „Nationalsache", damit „das Herz zu gerechtem Patriotismus erwärmt werde, der die Brust jedes Preußen höher klopfen läßt".

Doch hielten sich diese Äußerungen immerhin in sehr engen Grenzen, und als dann das verhängnisvolle Jahr 1812 erschien, nahm sehr bald die große Armee und deren Zug nach Rußland das allgemeine Interesse in so hohem Maße in Anspruch, daß alles andere dagegen zurücktrat. Sicherlich befürchteten auch die Patrioten, daß nach der Niederwerfung Rußlands die Macht Napoleons noch drückender werden und die erhofften besseren Zustände wieder in weitere Ferne rücken würden.

Was von dem gewaltigen Feldzuge zunächst in die Öffentlichkeit drang, war allerdings nur sehr wenig. Die Zeitungen durften von den ungeheueren Rüstungen nichts veröffentlichen und mußten den Zug dieser 600000 Soldaten nach dem Osten noch

*) Carl Weigelt, 150 Jahre Schlesische Zeitung. Breslau 1892. S. 139.

immer als ein ganz harmloses Unternehmen hinstellen, als diese kolossale Streitmacht bereits an der russischen Grenze stand. Erst von Tilsit aus teilte Napoleon der Welt ohne weitere Begründung in einem kurzen Tagesbefehle mit: „Rußland will den Krieg; er hat begonnen“, und darauf nahm die übliche amtliche Berichterstattung über die Kriegsereignisse ihren Anfang.

Auch die „Schlesische Zeitung“ druckte diese Bulletins getreulich ab, die das höchste an frecher Lüge darstellen, was jemals in der Kriegsberichterstattung geleistet worden ist; aber mit dem Beginn des Jahres 1813 zeigte es sich sehr bald, daß der Bann, der auf den Geistern lag, rasch zu schwinden begann. Bereits in ihrer Nr. 9 von 1813 wagte die „Schlesische Zeitung“ mitzuteilen, daß die Russen am 5. Januar Königsberg besetzt haben, und in der Nr. 32 gab sie sich gar keine Mühe mehr, ihre helle Freude über den Einzug des Generals Tschernitschef in Berlin zu unterdrücken. „Der Jubel der Einwohner übersteigt“, berichtete sie, „jeden Ausdruck; ein unaufhörliches Hurra begleitete die einziehenden Truppen; aus allen Fenstern wehten weiße Tücher, und auf allen Gesichtern sah man die Freude der Rettung.“

Und nun brach jener Frühlingssturm los, der die gesamte Nation mit sich fortriß und endlich die Abschüttelung der Fremdherrschaft herbeiführte. Die „Schlesische Zeitung“ stand im Mittelpunkte dieser denkwürdigen Bewegung und zeigte sich auch der Aufgabe gewachsen, die ihr zufiel. Ihre gewöhnlichen Nummern gewährten ihr nicht genug Raum für alles das, was sie zu sagen wünschte; sie gab daher noch eine Beilage unter dem Titel „Deutsches Volksblatt“ heraus, in welchem sie besonders die Begeisterung für den bevorstehenden Kampf weiter anzufachen suchte. Die Artikel „Aufforderung eines Vaterlandsfreundes an alle wohlgesinnten Mitbürger“ und „Ein Wort an die deutschen Frauen von einem deutschen Manne“, die das Blatt u. a. alsbald brachte, waren von Ernst Moritz Arndt eingesandt worden.

In den Nummern der Zeitung selbst drängten sich mittlerweile die Nachrichten über die Vorbereitungen zu dem gewaltigen Kampfe, und in der Nr. 34 vom Sonnabend, dem 20. März,

wurde dann endlich der vollständige Bruch mit Napoleon öffentlich bekannt gegeben. An der Spitze des Blattes erschienen die zwei inhaltsreichen Zeilen:

„Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen."

Dann folgte der Aufruf „An Mein Volk", die Ansprache „An Mein Kriegsheer" und die „Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes".

Diese denkwürdige Nummer bezeichnet, so schreibt Carl Weigelt in seiner Monographie des Blattes, mit Recht den höchsten Ehrentag in der Geschichte der „Schlesischen Zeitung".

Doch blieb die Zeitung auch weiterhin in der ersten Reihe der deutschen Blätter. Stets wußte sie sich über die weitere Entwicklung des Krieges zuverlässige Privatkorrespondenzen zu verschaffen, die meist aus der Feder sachkundiger Offiziere stammten, und auch in ihrer politischen Haltung trat sie stets mit allem Nachdruck für die deutsche Sache ein. Als die französischen Zeitungen die Erhebung Preußens heftig verurteilten und die Politik des Königs als unbillig und ungesund hinstellten, rief ihnen die „Schlesische Zeitung" zu: „Was heißt gesunde Politik? — Nicht schreien, wenn man getreten wird, den französischen Kaiser und seine Militärhierarchie für die größte Wohlthat Europas halten, sich hochherzig hinwegsetzen über Recht und Pflicht, mit Freuden durch Ströme vergossenen Menschenbluts waten, weil der Waffenruhm der Franzosen dadurch vermehrt wird!"

Die Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig brachte die Zeitung in ihrer Nummer vom 25. Oktober, und dann besaß sie auch noch Humor genug, die offizielle (bereits S. 125 mitgeteilte) französische Meldung über den Verlauf der Schlacht abzudrucken, in der Napoleon die große Niederlage als möglichst unbedeutend hinzustellen suchte.

Nach der Zurückwerfung der Franzosen über den Rhein gab die Zeitung sehr bald dem allgemeinen Verlangen nach Frieden Ausdruck und entsprach damit dem Wunsche weiter Kreise.

Neben die „Schlesische Zeitung", als das Blatt des Südens

der preußischen Monarchie, stellte sich als das wichtigste Blatt des Ostens die „Königsberger Hartungsche Zeitung“, oder, wie sie damals hieß, die „Königlich Preußische Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung“.

Das Blatt, zwischen 1630 und 1640 entstanden, gehörte anfangs der Buchdruckerfamilie Reußner, gelangte aber am 23. Juli 1751, nachdem es nach dem 1742 erfolgten Tode des letzten Reußner vorübergehend in verschiedenen Händen gewesen war, durch Kauf mitsamt der Reußnerschen Buchdruckerei in den Besitz der Familie Hartung. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts besaß das Geschäft die Witwe des 1797 verstorbenen Gottlieb Lebrecht Hartung, die aber bereits 1801 dem jüngeren ihrer beiden Söhne, Georg Friedrich (geb. 1782, gest. 1849), die Stelle eines Disponenten einräumte, und dieser war es denn auch, der in den schweren Kriegsjahren die Zeitung leitete.*)

Bis zum Ausbruch des napoleonischen Krieges hatte das Blatt wohl nur eine geringe Verbreitung besessen, denn die Bevölkerung des platten Landes war bisher von der Politik kaum berührt worden; die Bauern hatten nie eine Zeitung gelesen. Sie kannten daher, als Napoleon in Ostpreußen erschien, auch noch nicht einmal dessen Namen, hatten überhaupt keine Ahnung von einem fremden Volke des Westens, das bis zu ihnen vordringen könnte.**)

Nach der Schlacht bei Jena änderte sich das bald. Schon wenige Wochen später erschienen die französischen Heere im Osten, und gleichzeitig wurde Königsberg der Zentralplatz des Rüchelschen Korps. Ohne daß sie eine Ahnung davon gehabt hatte, sah sich die Bevölkerung nun plötzlich mitten im Strudel des Krieges, und jeder trachtete jetzt, sich über die Lage zu informieren. Dabei griff er natürlich zunächst zur Königsberger Zeitung, sodaß diese rasch einen weiten Leserkreis gewann. Das

*) Dr. Meckelburg, Geschichte der Buchdruckereien in Königsberg, Königsberg 1840, und gütige Mitteilungen des Herrn Dr. Ludwig Goldstein aus dem Archive der „Königsberger Hartungschen Zeitung“.

**) Friedrich von Cölln, Vertraute Briefe. Amsterdam und Köln (in Wahrheit Leipzig) 1807—1808. Bd. III, S. 315.

entging aber auch dem General Rüchel nicht, und er beeilte sich daher, die Zeitung in umfassender Weise zu benutzen, um darin sowohl die Kriegsereignisse nach seiner Art zu schildern, wie auch in Angriffen auf Napoleon und die Franzosen überhaupt seinem Zorne die Zügel schießen zu lassen. Die meisten dieser Artikel schrieb er selbst in jenem hochtrabenden Tone, durch den er schon vor Beginn des Krieges die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. War er es doch gewesen, der im August 1806 auf einer Parade in Potsdam offen behauptet hatte, die Franzosen sollten nur kommen; solcher Feldherren, wie der Herr von Bonaparte einer sei, fänden sich in der Armee Sr. Majestät des Königs von Preußen eine ganze Anzahl. In derselben schier unglaublichen Verblendung verharrte er auch noch weiterhin, und dementsprechend waren seine Auslassungen in der Königsberger Zeitung. Die Schlacht bei Friedland, in der Napoleon seine Gegner in entscheidender Weise schlug, stellte Rüchel als einen Sieg der Preußen und Russen dar, und den Kaiser Napoleon nannte er einen Dieb und Räuber, von dem sich jeder ehrliche Soldat abwenden müsse. Als der Buchdrucker Hartung Bedenken trug, diese Auslassungen zu drucken, schrieb ihm der General mit eigner Hand, er werde ihn sofort füsilieren lassen, wenn er seine Artikel nicht zum Abdruck bringe.

Dieser Ton der Zeitung blieb den Franzosen natürlich nicht unbekannt, und als sie bald nach der Schlacht bei Friedland Königsberg besetzten, gab auch schon der General Soult Befehl, den Besitzer des Blattes zu verhaften. Dabei spielte sich eine dramatische Szene ab. Als ein französischer Offizier mit einer Abteilung Soldaten in das Hartungsche Haus eindrang, um den Herausgeber der Zeitung festzunehmen, trat ihm dessen älterer Bruder, der Assessor Johann Gottlieb Hartung, entgegen und erklärte, um seinen Bruder zu decken, er sei der Verleger, habe aber nur gedruckt, was ihm der preußische General befohlen habe. Zugleich zog er die von Rüchels Hand geschriebene Drohung hervor. Der französische Offizier schob jedoch das Papier zur Seite mit dem Bemerken, daß er nichts Deutsches lesen könne, und führte Hartung in das Gefängnis ab. Dort saß dieser nun

mehrere Monate, da die geängstigte Mutter den anderen Sohn beschwor, sich still zu verhalten, da sie sonst beide Söhne verlieren könne. Schließlich wurde aber die Verwechselung doch bekannt, worauf der General Soult den Gefangenen frei ließ, dafür jedoch den wirklichen Schuldigen festnahm. Allein die Haft dauerte nicht lange; der Friede von Tilsit kam zu stande, und kaum hatten die Franzosen Königsberg verlassen, als auch Georg Friedrich Hartung seine Freiheit wieder erhielt.*)

Dieser Zwischenfall sowohl, wie auch die große Abhängigkeit, in die jetzt Preußen zu Frankreich geriet, machten nun aber Hartung doch sehr vorsichtig; die Zeitung vermied alles, was bei Napoleon Anstoß erregen konnte, war aber auch im höchsten Grade behutsam bei der Behandlung der inneren Angelegenheiten. Dadurch verfiel sie natürlich demselben Geschick, wie alle anderen deutschen Zeitungen; sie wurde inhaltsleer und öde. Es war daher gewiß nur Galgenhumor und Selbstironie, als sie sich bewogen fühlte, in ihrer Nummer vom 11. April 1811 die chinesische Presse zu verspotten. „In China erscheint nur eine einzige Zeiturg", schrieb sie. „Sie enthält nicht die Ereignisse des Tages, noch viel weniger politische Neuigkeiten; sie erwähnt sogar die fremden Länder nicht, sondern beschränkt sich darauf, die Handlungen des Souveräns zu erzählen, die Dekrete der Regierung und in Kriegszeiten die Siege über den Feind bekannt zu machen. Sie meldet regelmäßig, wenn ein Mandarin das gelbe Unterkleid erhalten hat oder mit der Pfauenfeder verziert worden" u. s. w.

Aus dieser Lethargie erwachte sie aber sofort, als der Vertrag Yorks mit den Russen mit einem Schlage die Situation änderte, der General wieder Gouverneur der östlichen Provinzen wurde, Stein und Arndt nach Königsberg kamen und der Land-

---

*) Wir folgten hier einem Berichte, den die „Königsb. Hart. Ztg." 1897, wohl nach einer Familien-Tradition, brachte. Eine ähnliche Schilderung des Vorgangs, die nur in wenigen unbedeutenden Punkten abweicht, findet sich in einem nicht unterzeichneten Artikel in den „Neuen Preuß. Prov.-Blättern", Königsberg 1849, S. 396—99.

tag zusammentrat, um über „die Mittel zur allgemeinen Verteidigung des Vaterlandes" zu beraten. Eine hehre Begeisterung fing an, die Zeitung zu erfüllen, und mit Flammenworten rief sie alle waffenfähigen Männer und Jünglinge zum Kampfe auf. Mit Stolz erfüllte es sie, daß es ihr vergönnt war, die Beklemmung hinwegzunehmen, in die die Berliner Zeitungen vom 19. Januar 1813 bei ihrem Eintreffen in Königsberg am 24. Januar die Bevölkerung versetzt hatten. Die Berliner Blätter enthielten die Aktenstücke, welche Yorks Absetzung und den Abmarsch seines Korps zu den Franzosen befahlen. Aber gleich darauf wurde auch schon York von Berlin aus darüber verständigt, daß diese „Absetzung" nur publiziert worden sei, um die bereits sehr mißtrauisch gewordenen Franzosen zunächst noch zu beschwichtigen. Infolgedessen brachte die Königsberger Zeitung am 27. Januar die Erklärung Yorks, es sei ihm von den in den Berliner Blättern enthaltenen Befehlen amtlich noch nichts zugekommen; er werde daher fortfahren, das ihm übertragene Gouvernement in den östlichen Provinzen zu führen. Damit wußten die Patrioten genug und nahmen ihre Arbeiten zur Vorbereitung des großen allgemeinen Befreiungskampfes wieder auf.

Zufällig hatte das Blatt in dieser Zeit hochgespanntesten politischen Lebens auch das Glück, daß ein außergewöhnlich begabter Schriftsteller die Redaktion übernahm. Es war Kotzebue, der in den letzten Jahren in Rußland gelebt hatte und jetzt als Kaiserlich Russischer Generalkonsul nach Königsberg gekommen war. In der aufgeregten Zeit hatte man wenig Sinn für das Theater; der Theaterdichter machte daher gern einmal eine Pause und übernahm vorübergehend die Rolle eines Journalisten, und zwar um so lieber, als er sich dabei seinen ganzen Haß gegen Napoleon vom Herzen schreiben konnte. Natürlich that er das in der ihm eigenen witzigen Form, mit den scharf zugespitzten Pointen, die ihm so leicht aus der Feder flossen, und fachte damit die Begeisterung zum Kampfe gegen die Unterdrücker in den breiten Massen der Bevölkerung vielfach weit wirksamer an, als das der ernste Zorn des schlichten Patrioten vermochte. Man darf ihm denn auch — mag man über seine Lustspiele mit [illegible]

Moral und über seine spätere politische Rolle urteilen, wie man will — sein lebhaftes und wirksames Eintreten für die deutsche Sache in jenem großen Kampfe nicht vergessen. Die Zeitung selbst hatte aber noch ganz besonderen Grund, ihm dankbar zu sein, denn sie war durch ihn zu einem großen, einflußreichen politischen Organe emporgewachsen. Erst 1816 legte Kotzebue die Redaktion nieder, um eine Stelle als Staatsrat beim Departement des Auswärtigen in St. Petersburg anzutreten.

Die dritte preußische Provinzzeitung von Bedeutung war die „Königlich privilegirte Stettinische Zeitung“, zu deren Herausgabe der Buchdrucker H. G. Effenbart das Privilegium im Jahre 1755 erhalten hatte.*) Das Blatt erschien anfangs in Oktav, später (etwa seit 1759; Genaueres läßt sich nicht nachweisen, da die betreffenden Jahrgänge nicht mehr vorhanden sind) in Quart, wurde nur zweimal in der Woche (von 1806 ab Dienstags und Freitags) herausgegeben und kostete vierteljährlich bis 1806 acht Groschen, von da ab zwölf. Der Redakteur war nicht genannt, doch weiß man, daß der Prediger Triest beim Beginn des 19. Jahrhunderts die Zeitung leitete.**)

Trotz seines geringen Umfanges wußte das Blatt seine Leser leidlich zu informieren, und der Redakteur zeigte dabei eine echt deutsche Gesinnung. Als aber die politische Luft immer schwüler wurde, und man mit Bangen der Dinge harrte, die nun kommen würden, hielt man ängstlich mehr und mehr mit der Berichterstattung zurück. Man mochte Sorge tragen, daß irgend eine

---

*) G. Reinke, Festschrift zur 500jährigen Geburtstagsfeier Johannes Gutenbergs. Stettin 1900. S. 29.

**) M. Wehrmann, Aus Pommerns Vergangenheit. Stettin 1891. S. 50—71. — Hierbei bemerken wir zugleich, unsere Angabe in Bd. I, S. 81 berichtigend, daß (wie Dr. Otto Heinemann in den Baltischen Studien, N. F., Band V mitteilt) in einem Aktenstücke des Königlichen Staatsarchives zu Stettin kürzlich mehrere Nummern einer „Europaeischen Zeitung“ aufgefunden wurden, die 1656 im Verlage des Druckers Johann Valentin Rhete zu Stettin herauskam. Die Entstehung einer eigenen Zeitungspresse in Stettin ist also mindestens in das Jahr 1656 zu setzen, doch hat sie sich wahrscheinlich schon zu Anfang des dreißigjährigen Krieges vollzogen.

unrichtige oder unzeitige Meldung dem Verleger Unannehmlichkeiten bereiten könne. Doch suchte der Herausgeber sein Verhalten in einer allerdings etwas seltsamen Weise zu entschuldigen und zu rechtfertigen, indem er am 7. April 1806 folgende Anzeige und Bitte an die Leser richtete:

„Es ist unser ernstlicher Wunsch und unsere Pflicht, ein so vielgelesenes Blatt wie diese Zeitung (für Preuß. Pommern das einzige Volksblatt seiner Art) so nützlich und unterhaltend wie möglich zu machen, damit es von vielen Lesern nicht bloß um der Avertissements willen in die Hand genommen werde. Die politischen Neuigkeiten allein bewirken das nicht; denn teils verlieren sie ihr Interesse, sobald der Krieg oder die Drohungen des Krieges aufhören, teils sind sie — da es wegen des Postenlaufs, wie der bestimmten Zeitungstage nicht zu ändern ist — sehr vielen Lesern schon früher durch andere Zeitungen bekannt. Wir liefern daher die politischen Artikel so kurz, als es die Ereignisse des Tages und die Bedürfnisse der Leser verstatten, denen andere Zeitungen nicht zu Gesichte kommen. Dagegen werden wir unter den ‚vermischten Nachrichten‘ oder — besondere Rubriken von Zeit zu Zeit ‚Bemerkungen‘ — ökonomische, technische u. a. Gegenstände, Vorschläge, Anfragen und deren Beantwortung, Anekdoten, — deren Pointe witzig, oder doch charakteristisch ist — und endlich bescheidene Rügen öffentlicher Mißbräuche und Unordnungen mitteilen.“

Und nun befleißigt sich die Redaktion in der That bei der Mitteilung politischer Nachrichten einer wahrhaft frappierenden Kürze. Selbst die wichtigsten Ereignisse werden nur mit wenigen Zeilen abgethan. Die Auflösung des alten deutschen Reiches wird in einer Korrespondenz aus Regensburg vom 22. August 1806 mit den Worten gemeldet: „Der seit 1654 hier versammelte Reichstag hört nun auf.“ Dann folgte in der nächsten Nummer noch eine kurze Übersicht über die Geschichte des römisch-deutschen Reiches — und das war alles, was über den Zusammenbruch der alten deutschen Herrlichkeit gesagt wurde. Einmal aber wallte dem Redakteur doch das Blut auf, als die napoleonische Gefahr aufs höchste gestiegen war. Am 6. Oktober brachte er folgende

„Bemerkungen zur Tagesgeschichte“: „Die alte Behauptung, es geschehe nichts Neues unter der Sonne, bestätigt sich auch jetzt. Immer findet man in der Vorwelt etwas dem Ähnliches, worüber die Mitwelt zum Teil erstaunt, wäre es auch nur in einer fabelhaften Sage des Altertums, die zum prophetischen Sinnbilde der Gegenwart dient. So unter anderem mit Polyphem. Deutschland! Du kennst den einen Polyphem, den auch eine italienische Insel hervorbrachte, und erfährst die Wirkung seines Appetits! — Noch vor einem Jahre nannte ihn Europa mit gerechter Bewunderung; jetzt nennt ihn — wer nicht ein feiger Sklave oder einer seiner aufgeblasenen Mietlinge ist — ein jeder mit ebenso gerechtem Abscheu. — Heil dem Odysseus, der ihm das Unterdrücker-Auge ausgräbt!“

Dieser Odysseus fand sich aber bekanntlich zunächst noch nicht; die Franzosen besetzten alsbald auch Stettin, worauf die „Königlich privilegirte Stettinische Zeitung“ am 5. Novbr. 1806 das preußische Wappen, das sie bisher in ihrem Titel geführt hatte, entfernen mußte und sich nur noch schlechtweg „Stettiner Zeitung“ nennen durfte. Nach dem Frieden von Tilsit konnte sie zwar am 21. Juli 1807 ihren alten Titel wieder annehmen, ihre Verhältnisse blieben aber doch äußerst drückend, da die Franzosen auch weiterhin die Stadt besetzt hielten. Infolgedessen entschloß sich der Drucker 1809, das Blatt nach Stargard zu verlegen, wo es sodann vom 28. August ab bis Anfang Februar 1814 unter dem Titel „Königl. Preuß. Pommersche Zeitung (ehedem Stettiner Zeitung genannt)“ herauskam. Seine geistige Verbindung mit Stettin behielt es aber ununterbrochen, und auch seine vaterländische Gesinnung bewahrte es sich. Als die französische Besatzung schließlich am 7. Dezember 1813 abgezogen war, begann die Zeitung ihren Bericht darüber mit den Worten: „Endlich sind wir von dem französischen Joche befreit, welches uns seit 7 schrecklichen Jahren so unglücklich machte“, und schloß dann: „Wir betrachten diesen unvergeßlichen Tag als den glücklichen Anfang unserer Versöhnung mit dem härtesten Schicksal, und ewig denkwürdig wird er uns und unsern Nachkommen

sein!“ Mit dem 11. Februar 1814 erschien das Blatt darauf wieder in Stettin unter dem Titel „Kgl. Preuß. Stettiner Zeitung“ und bestand dann noch bis 1860.

Neben der Zeitung erschien natürlich auch noch ein Intelligenzblatt (gegr. 1727), das 1809 ebenfalls mit nach Stargard übersiedelte und zu Anfang 1814 auch wieder nach Stettin zurückkehrte, wo es sich dann noch bis 1849 erhalten hat.



Fünftes Kapitel.

Die Presse in Österreich.

1. Wien und sein geistiges Leben zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Geringes politisches Verständnis in weiten Kreisen. Minister von Thugut und Frau von Staël über die Wiener. Die Wiener Frauen. Vaterländische Erregtheit nach den Niederlagen. Metternich will sich die Stimmung mit Hülfe der Presse dienstbar machen. Seine Ansichten über die Zeitungen. Zieht Gentz zur Schaffung einer großen Zeitung heran. Charakter und litterarische Vergangenheit des Gentz. Die Vorschläge von Gentz. Einrichtung des „Oesterreichischen Beobachters". Vorschriften für die Redaktion. Metternichs Eingriffe. Gentz' Mitarbeit. Tritt erst für Napoleon und dann für die Bourbonen ein. Läßt sich von Ludwig XVIII. bestechen.

Die österreichischen Zeitungen blieben am weitesten hinter der Aufgabe zurück, die das Zeitalter an die Presse stellte.

Die Wogen der französischen Revolution hatten nicht bis nach Österreich hineingeschlagen. Durch eine feste Verschanzung, eine enge Kette von Grenzwächtern, die kein Buch, keine Zeitung von freiheitlicher Gesinnung durchließ, sowie durch eine strenge Zensurvorschrift, die jedes offene Wort unterdrückte, war jede tiefere politische Erregung im Volke ferngehalten worden. Aber dabei war auch alles geistige Leben im Rückstand geblieben, und als dann Katastrophe auf Katastrophe über das Land hereinbrach, Tage wie die von Ulm und Austerlitz kamen, ließ das Volk das Unglück über sich ergehen „wie ein Hagelwetter", dem der Mensch nicht wehren kann. Es fehlte eben jedes politische Verständnis, und es erschien auch kein einziges Blatt, das das Volk über seine Lage aufklären, auf die vielen noch vorhandenen

nationalen Kräfte aufmerksam machen und ihm Mut zusprechen konnte.

Nicht einmal in der Landeshauptstadt, nicht einmal in Wien kam eine vaterländische Gesinnung öffentlich zum Ausdruck. Allerdings hatte sich hier wohl der sorglose Schlendrian, ein leichtsinniges Genußleben, noch mehr herausgebildet, als in jeder anderen Stadt Österreichs. Noch 1807, als dem Lande schon so tiefe Wunden geschlagen worden waren, konnte ein Schriftsteller schreiben: „Das genießende Publikum ist nirgends in der Welt so groß wie in Wien“, und der alte Minister von Thugut meinte grollend, daß die Wiener am zufriedensten seien, wenn sie nur auf die Redoute laufen und in aller Ruhe Backhendel verspeisen könnten. Aber auch das gesellschaftliche Leben bewegte sich nur auf einem sehr niedrigen Niveau. Irgend eine Unterhaltung, bei der man dem Thema etwas tiefer auf den Grund ging, beliebte man nicht. Die kleinen Tagesbegenheiten, das Theater und die Musik lieferten einzig und allein den Stoff des Gespräches; politischen Erörterungen ging man aus dem Wege — man vermochte sich ja auch in den meisten Fällen gar nicht zu unterrichten.

So war denn Madame de Staël bei ihrem Besuche von Wien ganz entsetzt über die geisttötende Öde und Langeweile in den österreichischen Salons. „Es ist unmöglich, in diesen zahlreichen Gesellschaften etwas zu hören“, schrieb sie, „was über den Kreis der hergebrachten Phrase hinausreicht. Eine solche Unterhaltung gestattet nicht die Entwicklung einer Idee und verwandelt die Sprache in ein Gezwitscher, das man ebenso den Menschen wie den Vögeln beibringen kann.“

Dazu kam noch, daß die Wiener Frauen zwar durch Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit glänzten, aber doch nur eine sehr geringe Bildung besaßen und vollständig abseits von jeder politischen Strömung standen. Die Kunst der politischen Intrigue, die die Frauen in Frankreich so ausgezeichnet verstanden, mangelte den Wienerinnen vollständig. Auch am kaiserlichen Hofe gab es keine Frau, die sich mit der Politik beschäftigt hätte. Die geistvolle Kaiserin Maria Ludovica wäre vielleicht etwas

mehr hervorgetreten, wenn sie nicht durch ihren ungünstigen Gesundheitszustand daran gehindert worden wäre.

Unter diesen Verhältnissen wurde das Fehlen eines orientierenden politischen Blattes kaum empfunden. Die amtliche „Wiener Zeitung“, die bis 1812 nur zweimal in der Woche und dann dreimal erschien, genügte den meisten vollständig; ja die Gleichgiltigkeit den politischen Nachrichten gegenüber ging sogar so weit, daß Castelli ohne Besorgnis, sich zu kompromittieren, gestehen konnte, kaum jemals eine politische Zeitung gelesen zu haben.

Einigermaßen änderten sich aber doch die Verhältnisse, als sich im Volke mehr und mehr eine große Erbitterung gegen die Franzosen zeigte, in Tirol ein Aufstand emporloderte und eine gewisse nationale Stimmung nach und nach alle Kreise ergriff. Auch in der Hofburg erkannte man jetzt, „welch ein köstlicher noch unverbrauchter Stoff in den österreichischen Völkern verborgen war“, und als dann noch die schwere Niederlage bei Wagram kam, da suchte man zur Wiederaufrichtung des Staates auch die Volksstimmung sich dienstbar zu machen und hierzu die Presse heranzuziehen.

Es war niemand anders als Metternich, der diesem Gedanken zuerst näher trat, derselbe Metternich, der später die Presse mit den schwersten Fesseln belegen sollte. Im Herbst 1809 war er an Stadions Stelle an die Spitze der österreichischen Politik getreten, und unmittelbar darauf ging er mit allem Eifer daran, die öffentliche Meinung für die Wiedererstarkung des Staates zu verwerten. Bei seiner bisherigen politischen Thätigkeit als Gesandter in Berlin und Paris hatte er den großen Einfluß der Presse genügend kennen gelernt, besonders aber bei Napoleon sorgfältig beobachtet, wie dieser die allgemeine Stimmung nach seinem Wunsche dirigierte. „Die Franzosen haben ein leichtes Spiel“, klagte er einmal; „sie hatten einen unverteidigten Platz einzunehmen, indem sie sich der Redaktionen bemächtigten; sie haben die Waffen aufgehoben, welche uns gerade des Wegwerfens wert erschienen, und führen sie nun gegen uns.“*) Und bald

*) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Wien 1880. Bd. 2, S. 191.

nachher — im Juli 1811 — erklärte er: „Ein gut geschriebenes Zeitungsblatt ist unstreitig das einfachste Organ, durch welches die öffentliche Verwaltung die Nationalbildung zu heben, eingewurzelte Vorurteile zu vernichten, irrige Volksbegriffe zu berichtigen und unvermerkt, selbst ohne den geringsten Anschein von Planmäßigkeit, auf die Gemüter des Volkes zu wirken und selbes im Wege der Vorbereitung für seine erhabenen Zwecke empfänglich zu machen vermag."

Auch die Art und Weise, wie die Zeitungslitteratur auf ein höheres Niveau gehoben werden könne, erörterte er eingehend. „Das wirksamste Mittel, zu einer Verbesserung der inländischen Zeitungen zu gelangen", setzte er im April 1813 in einem Aufsatze auseinander, „wäre allerdings, fähige und verständige Männer zur Redaktion derselben aufzufinden; allein um solche Männer zu diesem Geschäfte anzulocken, ist Aussicht auf Gewinn und Ehre erforderlich; ersterer ergiebt sich aus der Möglichkeit eines verbreiteteren Absatzes, letztere wird nur erlangt, wenn in der Redaktion ein größerer Spielraum gegeben wird, um sie zu etwas mehr als zur Kompilation erheben und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu können." Daneben verkannte er auch die Wichtigkeit guter Korrespondenzen nicht, hob die Notwendigkeit einer schnellen Beförderung der Blätter hervor und sprach sich ganz entschieden gegen das Ausplündern der ausländischen Zeitungen aus, was für das Ansehen des Staates nur kompromittierend sein könne.

Trotz alledem erkannte er doch das eigentliche Wesen der Zeitungen nicht; er wollte sie nicht zu Trägern der öffentlichen Meinung machen, sondern zu Hülfsmitarbeitern der Regierung. Und so entwickelte er denn auch unter dem 21. Mai 1812 die Ansicht, daß der Redakteur immer nur eine ausführende Hilfskraft sein dürfe. „Niemals", sagte er, „darf es der Beurteilung des Redakteurs überlassen werden, welche bei dem Leser zu erzeugenden Schlußfolgerungen heilsam oder nachteilig sind; die Regierung allein ist dies im stande, und dem Redakteur einer Zeitung können daher dergleichen neue Darstellungen, Erläuterungen und Zusammenstellungen nur dann gestattet werden,

wenn er von dem Gouvernement den Fingerzeig und die Richtung erhält.“ *)

Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Umständen der Inhalt der Zeitungen nur dann der Ausdruck der öffentlichen Meinung sein konnte, wenn die Bestrebungen des Volkes sich mit denen der Regierung deckten. Als dies nach 1815 nicht mehr der Fall war, weil sich das Volk in seinen Rechten und Freiheiten beeinträchtigt sah, war natürlich Metternich der erste, der eine „Beschränkung des Unfugs der Presse“ für eine große Notwendigkeit hielt.

Zur Schaffung einer solchen Presse in Österreich, durch die in dieser Zeit der großen Bedrängnis an die geistige Kraft des Volkes appelliert und die schwer geschädigte Energie wieder neu belebt werden konnte, ersah sich Metternich einen Mann, der dazu in hohem Grade geeignet war, Friedrich von Gentz. Wenn dann aber trotz alledem das Ergebnis nur kläglich ausfiel, so lag das eben an der Grundansicht, die man von der Mission der Presse hatte.

Gentz war ein Mann von außerordentlicher Elastizität des Geistes und großer Gewandtheit im persönlichen Umgange. In dem Bestreben, eine Rolle in der Welt zu spielen und das elegante Leben in vollen Zügen zu genießen, trat er früh aus seinen schlichten Verhältnissen heraus. 1764 als der Sohn eines preußischen Münzbeamten in Breslau geboren, studierte er in Königsberg und wurde dann Beamter in Berlin. Hier schwamm er zunächst, wie alle bedeutenden Männer, in dem Freiheitsenthusiasmus, den die französische Revolution hervorgerufen hatte, wurde aber bei seinem „ängstlich weichen, fast weiblichen Sinn“, wie Karl Mendelssohn-Bartholdy sagt**), sehr bald ein Anhänger des Bestehenden, der seine Feder der Überlieferung widmete. Er wurde der Vertreter der alten Zeit und führte in der „Berliner Monatsschrift“ aus, daß das Übermaß der Aufklärung und der

*) Eduard Wertheimer, Metternich und die Presse. Mit Benutzung ungedruckter Schriftstücke. Neue Fr. Presse 1899 vom 13. Juli.

**) Karl Mendelssohn-Bartholdy, Friedrich von Gentz. Leipzig 1867. Seite 9.

Mangel an entsprechender sittlicher Bildung die Gesellschaft in die gegenwärtige Anarchie gestürzt habe. Er zog sogar gegen seinen Lehrer Kant zu Felde und lehnte die Folgerungen ab, welche Kant aus den drei Prinzipien der Freiheit, der Gleichheit, der Selbständigkeit der einzelnen Glieder der menschlichen Gesellschaft gezogen hatte, und unterschied zwischen den Kantschen Menschenrechten und denjenigen, „wovon die großsprecherischen Gesetzgeber Frankreichs, welche die leidende Menschheit mit einem Traum von Gesundheit äfften, um sie gleich darauf verdoppeltem Elend zu überantworten, so manche hochtönende und nichtssagende Deklaration aufgestellt hätten.“ So gelangte er denn sehr bald zu der Ansicht, daß nicht das Volk, sondern die Regierung als der Hauptfaktor im Staatsleben anzusehen sei. Die Mitwirkung des Volkes zum Zustandekommen der Gesetze stellte er als bloße Form, als ein zufälliges und wohl entbehrliches Mittel zum Zweck hin, und die Freiheit schrumpfte bei ihm lediglich zu einem frischen, freudigen Gehorsam, zu einer gloria obsequii zusammen.*)

Um seine Anschauungen ausführlicher darlegen zu können und auch einen größeren Einfluß zu erlangen, gründete er zunächst 1795 ein ästhetisch-politisches Journal, die „Neue deutsche Monatsschrift“, die aber schon nach Jahresfrist wieder einging, obgleich er Herder, Wilhelm von Humboldt, Garve, Manso, Gleim u. a. zu Mitarbeitern gewonnen hatte, und dann 1799 das „Historische Journal“, das es allerdings auch nur auf zwei Jahrgänge brachte, aber seinem Herausgeber doch bedeutend vorwärts half. Das „Historische Journal“ hielt sich von allen schönwissenschaftlichen Erörterungen fern und verfolgte nur, und zwar mit aller Energie, den Zweck, den Enthusiasmus für die französische Revolution zu vernichten und dafür in der großen Masse eine gewisse Sympathie für England zu erzeugen. „Frankreich wird“, schreibt er einmal, „wie ein kühner Spieler, je nachdem das Glück ihn begünstigt oder verläßt, zwischen unnatürlicher Opulenz und verzweifelter Armut, schwindelnder Größe und trostloser Erschlaffung, zwischen der Herrschaft über die Welt und seinem

*) Mendelssohn-Bartholdy, S. 13.

eigenen Untergange schwanken. England aber wird stets der Mittelpunkt der Industrie, der Gewerbe, aller großen Verbindungen unter den Menschen und dadurch stets ein wichtiger Bundesgenosse für das wohlverstandene Interesse aller Nationen sein." Durch diese Haltung in seinem „Historischen Journale" bekam Gentz einesteils Verbindungen mit den Regierungskreisen Englands und erhielt infolgedessen bald bedeutende Rimessen (im Juni 1800 bereits 500 Pfd. Sterl., gegen Ende des Jahres abermals 100 Pfd. Sterl., sodaß er mehr und mehr zum bezahlten Lobredner der englischen Politik wurde)*), anderenteils gewann er Anknüpfungen mit Österreich, mit Hülfe deren er, nachdem sich noch einige mächtige Gönner für ihn verwendet hatten, im Herbst 1802 die Stelle eines kaiserlich-österreichischen Rates zu erlangen wußte. Eine bestimmte amtliche Thätigkeit wurde ihm aber nicht zugewiesen; es hieß in seinem Bestallungsschreiben nur: „Fahren Sie fort, durch Ihre dem Wohle unseres deutschen Vaterlandes gewidmeten Schriften den Dank der Zeitgenossen und der Nachwelt zu verdienen."

Gentz warf sich daher mit dem Leichtsinn, der ihn stets gekennzeichnet hat, zunächst voll Behagen in die Flut der Wiener gesellschaftlichen Vergnügungen und suchte das Leben so reichlich wie möglich zu genießen; daneben entwickelte er eine große Korrespondenz, besonders mit englischen Politikern, und schrieb einige politische Broschüren und Denkschriften, in denen er eine Koalition Österreichs mit Preußen empfahl. Seinen Haß gegen die französische Revolution hatte er mittlerweile auf den „Sohn der Revolution", den Kaiser Napoleon, übertragen. Eine sonderliche Wirkung erzielte er aber nicht. Erst als Metternich ihn zu sich heranzog, begann seine Glanzzeit. Doch haben die Zeitgenossen seine Mitarbeit an den Aufgaben der Diplomatie bedeutend überschätzt. Er war ein glänzender Stilist, der sich bei Manifesten und Sitzungs-Protokollen vorzüglich bewährte; einen wirklichen Impuls hat er aber dem politischen Leben nie gegeben. Fast immer blieb er bloß Werkzeug, und darum darf er schließlich nur

---

*) Mendelssohn-Bartholdy, S. 22.

das Verdienst in Anspruch nehmen, „den Ereignissen seinen Stil gegeben zu haben".*)

Immerhin war es gewiß zunächst ein ganz glücklicher Griff, daß Metternich bei der Gründung einer neuen Zeitung den stil- und geschäftsgewandten Gentz zu sich heranzog. Als er Gentz fragte, ob man die gewünschte große Zeitung nicht am einfachsten dadurch schaffen könne, daß man die amtliche „Wiener Zeitung" in entsprechender Weise umgestalte, riet ihm dieser ab und schlug ihm in einem Exposé vor, an Stelle der bisherigen „Wiener Zeitung" zwei in Stoff und Form ganz von einander verschiedene Blätter treten zu lassen:

„1. Eine Hof-Zeitung, im eigentlichen Sinne des Wortes, welche alle die Artikel, die in der jetzigen „Wiener Zeitung" über der Linie stehen, außerdem alle offiziellen Bekanntmachungen der verschiedenen Staats-Behörden und was die Regierung sonst unter ihrer unmittelbaren Leitung und Verantwortlichkeit dem Publikum zu wissen thun will, enthielte, von welcher aber politische Neuigkeiten, Auszüge aus anderen Blättern u. s. f. vollständig ausgeschlossen sein müßten. Mit dieser Zeitung würden dann auch die bisherigen Intelligenz-Blätter verbunden. Für die Bewohner der Monarchie bliebe sie so ein unentbehrliches Bedürfnis, und ihr Absatz würde ungefähr derselbe bleiben, wie der der jetzigen „Wiener Zeitung"; sie müßte übrigens ihre eigene Direktion, Redaktion und Ökonomie behalten.

2. Ein politisches Blatt, nach dem Modell der besten politischen Zeitung geordnet, unter einem einfachen, anspruchslosen Titel, von der Regierung befördert, kontrolliert und geleitet, ohne daß sie sich öffentlich dazu bekennen dürfte. Von diesem Blatte müßte weiter alles, was die Hof-Zeitung und die ihr zugehörenden Intelligenz-Blätter liefern, ausgeschlossen sein. Es müßte ebenfalls seine eigene, sehr sorgfältig gewählte Direktion, Redaktion und Ökonomie haben."**)

*) Eugen Guglia, Friedrich von Gentz. Wien 1901. S. 287—294.

**) Klinkowström, Aus der alten Registratur der Staatskanzlei. Wien 1870. S. 40.

Von diesem Vorschlage acceptierte Metternich den Punkt 2, aber er machte sich die Mühe mit der Gründung eines politischen Blattes etwas leichter; er erwarb einfach den „Oesterreichischen Beobachter“, der schon seit dem 1. März 1810 erschien, und gestaltete ihn mit Hülfe von Gentz entsprechend um. An die Spitze des Blattes stellte er den Romantiker Friedrich Schlegel, der als rein litterarische Persönlichkeit dem Blatte einen möglichst harmlosen Charakter aufdrücken sollte. In Wahrheit besorgte aber Schlegel nur den litterarischen Teil der Zeitung, während die Redaktion des politischen Teiles von der k. k. geheimen Hof-, Haus- und Staatskanzlei ausging. Nach einem Jahre trat Schlegel auch schon wieder von der Zeitung zurück, worauf Josef Anton Edler von Pilat, bisher Privatsekretär Metternichs, die gesamte Redaktion übernahm. Die Instruktionen Pilats gingen dahin, den „Beobachter“ vor allem so zu redigieren, daß er nicht dem Verdachte eines einfachen Regierungsblattes verfalle. Der Redakteur dürfe sich daher eine gewisse Freimütigkeit des Urteils herausnehmen, eine „offene, jedoch bescheidene“ Sprache führen, sich „Raisonnements über politische Angelegenheiten“ und, um der Streitlust des Publikums Rechnung zu tragen, selbst „Ausfälle gegen auswärtige Zeitungen“, dafern selbe nur „die Grenzen der Anständigkeit nicht überschreiten“, erlauben.*) Mit der Zeit aber wurde von diesem ursprünglichen Programm gar manches abgeschwächt. Die beabsichtigte „Freimütigkeit“ und „Offenheit der Sprache“ ging mehr und mehr verloren, nur die „Bescheidenheit“ und „Anständigkeit“ blieb. Die Selbständigkeit Pilats wurde besonders durch Metternichs beständiges gewaltsames Eingreifen sehr geschmälert; jedes Blatt mußte, wie sich Wurzbach „von einer Seite“ versichern ließ, dem Staatskanzler vorgelegt werden, worauf dieser wegstrich, hinzusetzte und änderte, wie es ihm beliebte, auch wohl am Rande des Bürstenabzuges seine Bemerkungen machte.**)

*) Frhr. v. Helfert, Die Wiener Journalistik im Jahre 1848. Wien 1877, S. 11.

**) Biogr. Lex. XXII, S. 283. Dabei sei noch bemerkt, daß die unter dem 10. September 1810 veröffentlichten, scheinbar sehr liberalen „Vorschriften für die Leitung des Zensurwesens und für das Benehmen der Zensoren“ sich

Während man so vor den Augen des großen Publikums das eigentliche Wesen des „Beobachters" verschleierte, hielt man es doch für angebracht, die österreichischen Gesandten und politischen Agenten im Auslande über den wahren Charakter des Blattes aufzuklären. An diese wurde ein Zirkular versandt, in welchem ganz offen gesagt wurde: „Der Zweck dieses Blattes ist, als halb offizielles Journal zu dienen und uns einen ausgedehnteren Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewähren, als uns dies die engen Grenzen der Hofzeitung erlauben. Das neue Blatt, welches scheinbar bloß unter den gewöhnlichen Gesetzen der Zensur steht, ist in der That nur von dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten abhängig." *)

Die meisten Artikel von Bedeutung lieferte Gentz; besonders als 1813 der Sturz Napoleons erfolgte. Wahrscheinlich verfaßte er sie immer erst nach Rücksprache mit Metternich, denn sie atmen ganz dessen Geist. Wie der Staatskanzler, so wollte auch Gentz, trotz seines Hasses gegen Napoleon, diesen zunächst noch auf dem Throne erhalten wissen. Er führte im „Beobachter" aus, die Wiederherstellung der Bourbonen hieße die leidige Theorie von der Volkssouveränität anerkennen. Die Bourbonen würden eine Allianz mit Rußland suchen müssen; eine solche Allianz zu verhindern, sei aber „der Kardinalpunkt im ganzen System der europäischen Politik." Ganz dieser Überzeugung gemäß hemmte er denn auch als Zensor in Wien so viel wie möglich die Flut von Satiren, Spottgedichten, Flugschriften und Zeitungsartikeln, die jetzt überall hervorquoll, derselbe Gentz, der noch vor kurzem nicht genug Worte zu Schmähungen Napoleons hatte finden können.**)

Als dann aber Napoleon nicht mehr zu halten war, voltigierte er im Umsehen zu den Bourbonen hinüber und vertrat nun vom

---

nur auf Bücher und Brochüren, aber nicht auf die Tagespresse bezogen und im übrigen auch nur Blendwerk waren. Für die Zensoren der Zeitungen waren gleichzeitig Instruktionen ausgearbeitet worden, die mit den „Vorschriften" im direkten Widerspruch standen. Vergl. Winckler, Die periodische Presse Österreichs. Wien. 1875, S. 59.

*) v. Helfert, S. 11.

**) Guglia, S. 247.

Ende Dezember 1813 ab mit allem Eifer deren Interessen im „Beobachter“. Mit seiner ganzen Beredsamkeit wandte er sich u. a. gegen die Zurücknahme von Elsaß und Lothringen. Eine solche Schmälerung des französischen Territoriums hieße die Bourbonen von vornherein unmöglich in Frankreich machen und einen Ausgangspunkt für neue Revolutionen und neue Kriege schaffen. Zugleich notierte er in seinem Tagebuche:

Vendredi 30 Decembre: Diné chez Talleyrand. Il me remet un cadeau magnifique (24,000 florins) de la part du roi de France.

„So erfassen wir“, bemerkt hierzu Karl Mendelssohn-Bartholdy, „den unerquicklichen Grund der Gentzschen Politik seit 1813 in flagranti“; wir erkennen aber auch zugleich im grellsten Lichte die ganze Nichtswürdigkeit der Grundsätze, mit denen die einzige große österreichische Zeitung der in Rede stehenden Epoche geleitet wurde.

---

2. Die österreichischen Provinzblätter. Die amtlichen Landeszeitungen. Sie dürfen nur aus der „Wiener Zeitung“ schöpfen. Ihr kläglicher Inhalt. Der Zeitungsstempel. Der doppelte Druck hemmt jede Entwicklung der Provinzpresse.

Sah es schon mit den beiden Zeitungen in der Reichshauptstadt traurig aus, so stand es um die Presse in den deutschen Erbländern noch viel schlimmer. Dort durften nur amtlich berufene Landeszeitungen in den Landeshauptstädten erscheinen. In anderen Orten wurde die Erlaubnis zur Herausgabe einer Zeitung, mochte das Bedürfnis auch noch so dringend sein, nicht erteilt, und zwar zunächst aus dem einfachen Grunde, weil sich dort keine Regierungsbehörde zur obersten Aufsicht befand.

Von diesen Landeszeitungen — es waren sechzehn an der Zahl — seien nur genannt: die „Prager Zeitung“ (erschien seit 1744 und führte anfangs den Titel „K. k. priv. Prager Ober-Postamts-Zeitung“), die „Brünner Zeitung“ (seit 1751), die „Linzer Zeitung, Organ des Interessantesten der Gegenwart“ (seit 1752), die „Klagenfurter Zeitung“ (seit 1777), die „Laibacher

Zeitung" (seit 1778), die „Grätzer Zeitung" (seit 1785), die „Lemberger Zeitung" (seit 1786), die „Troppauer Zeitung" (seit 1788) und der „Feldkircher Anzeiger" (seit 1808).

Alle diese Landeszeitungen durften nur aus einer Quelle schöpfen, der amtlichen „Wiener Zeitung". Da die Zensurvorschriften vom 10. September 1810 nicht auch für die Tageszeitungen galten, so bestand für sie nach wie vor die Verordnung vom 16. April 1803, „daß man den Zeitungsschreibern in den österreichischen Staaten nicht gestatten solle, von inländischen Staatseinrichtungen und überhaupt von Regierungsgeschäften eher eine Erwähnung in Zeitungsblättern zu machen, als es ihnen entweder von Landesstellen aufgetragen wird, oder etwas davon in der „Wiener Zeitung" enthalten ist". Daher sahen sich denn diese österreichischen Provinzzeitungen zum Verwechseln ähnlich, „wie uniformierte Waisenkinder, die von fremden Gaben notdürftig ihr Leben fristen". Von dem so mannigfachen Kulturleben in den verschiedenen Teilen der Monarchie fand sich in diesen Blättern kaum eine Spur: „der Walache denkt und fühlt hier ebenso wie der Lombarde, der Deutsche wie der Magyar, dieser wie der Slave, alle zeigen denselben Kulturstand, dieselbe Gesinnungslosigkeit."*) Die Zeitungen wurden dadurch, wie Winckler sagt, zu einem Zerrbild ihrer selbst. Zu Konflikten mit den französischen Gewalthabern gab dieser ärmliche Inhalt natürlich keine Veranlassung.

Doch auch noch ein anderer Druck lastete auf diesen armen Zeitungen, der des Zeitungsstempels. Am 7. September 1791 war diese lästige Abgabe einmal abgeschafft worden, aber vom 1. Januar 1803 ab wurde sie infolge eines Patentes vom 5. Oktober 1802 aufs neue erhoben und sollte nun bis zum 1. Januar 1900 bestehen bleiben. Das Patent setzte für alle inländischen Zeitungen, die nicht einen ganzen Bogen im Umfange hatten, einen halben Kreuzer, für alle übrigen inländischen, sowie für alle ausländischen Blätter, die in weniger als einem ganzen

*) Adolf Wiesner, Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur. Stuttgart 1847, S. 337.

Bogen erschienen, einen Kreuzer, und für alle ausländischen Blätter, die in einem ganzen Bogen oder darüber erschienen, zwei Kreuzer für jedes Exemplar einer jeden Nummer als Zeitungsstempel fest. Erschien also eine Zeitung täglich in einer Auflage von 6000 Exemplaren, so hatte der Verlag täglich an den Staat 6000 Kreuzer = 100 Mark zu entrichten, bei 300 Arbeitstagen also 30000 Mark jährlich. Unter diesen Umständen vermochte sich denn auch in Österreich, besonders aber in den Provinzen, ein reicher ausgestattetes Preßwesen nicht zu entwickeln; es blieb zwerghaft und kümmerlich. Große politische Provinzblätter, wie sie in Deutschland in der „Kölnischen Zeitung", der „Frankfurter Zeitung", der „Weser-Zeitung" ꝛc. entstanden, konnten in Österreich nicht emporkommen, und während am Ende des neunzehnten Jahrhunderts Preußen über 600 und das deutsche Reich rund 1220 Tagesblätter besaß, hatte Österreich nur 84 und Österreich-Ungarn nur 138 aufzuweisen, also noch nicht einmal so viel wie Sachsen und Württemberg.

Dieser Mangel hat natürlich viele schlimme Folgen nach sich gezogen. Das öffentliche Leben in Österreich entwickelte sich viel langsamer als in Mittel- und Norddeutschland, und die Klärung der politischen Ansichten vermochte sich nicht so allgemein zu vollziehen, wie es im modernen Staate wünschenswert, ja notwendig ist. Es braucht nur auf die verworrenen parlamentarischen Verhältnisse hingewiesen zu werden, die genügend darthun, wie gering die politische Bildung im allgemeinen noch heute in Österreich ist. Die vielen Kalamitäten, mit denen die österreichischen Staatsmänner fortwährend im Parlamente ringen müssen, sind zum großen Teil die Folgen von jenen gewissenlosen Unterdrückungen, die das österreichische Zeitungswesen in früheren Zeiten erfuhr.

Sechstes Kapitel.

Die Zeitschriften in der napoleonischen Epoche.

1. Die Zeitschriften für die universelle Bildung. Das antiromantische Cottasche „Morgenblatt“. Die schwäbischen Dichter wenden sich gegen die Zeitschrift. Die Fehde mit den Heidelberger Professoren. Goethe und das „Morgenblatt“. Voigt über die Zeitschrift. Der „Phöbus“ von H. v. Kleist und Adam Müller. Wird mangelhaft redigiert. Greift Goethe an. Stirbt kläglich dahin. Die „Zeitung für Einsiedler“, herausgegeben von Arnim. Eichendorff über sie. Von Görres charakterisiert. Die großen Versprechungen werden nicht eingelöst. Wird vom „Morgenblatt“ verspottet. Fouqués „Musen“. Das „Pantheon“. Bäuerles „Wiener Theaterzeitung“.

In dem Kriegstumulte, von dem die Zeit von 1806 bis 1814 fast ununterbrochen erfüllt war, herrschte im großen Publikum natürlich nur wenig Neigung, sich zum Lesen längerer Abhandlungen zu sammeln. Bei der Gedrücktheit des Gemütes besaß die große Mehrzahl des Volkes auch gar nicht mehr die nötige Elastizität, um schwierigeren Gedankengängen zu folgen. Zudem fand sie ja auch nicht das in den Journalen, wessen das Herz voll war; eine tyrannische Zensur strich alles, was nur irgendwie die Not der Zeit berührte. Und endlich verbot die allgemeine Verarmung, die von Jahr zu Jahr zunahm, größere Ausgaben für Zeitschriften, sodaß die Journallitteratur in dem zu betrachtenden Zeitabschnitte beständig zurückging. Die älteren Zeitschriften, Wielands „Mercur“, das „Archiv der Zeit“, „London und Paris“, der „Freimüthige“, hatten entweder, wie wir gesehen haben, ihr Erscheinen bereits eingestellt, oder sie siechten einem sicheren Tode entgegen, und die

neuen Erscheinungen waren nicht besser daran; nur ein einziges Journal von Bedeutung rang sich zu einem längeren Leben durch, das „Morgenblatt“, weil hinter ihm der energische Johann Friedrich Cotta stand, der es mit fester Hand an allen Klippen vorbeiführte.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“, das mit Ausnahme des Sonntags täglich in Quart erschien, zunächst in Tübingen, von 1810 ab in Stuttgart, entwickelte sich aus einem Plane, der in seiner Großartigkeit durchaus eines Cotta würdig war, aber bei der Ungunst der Zeiten über die ersten Anfänge nicht hinaus kam. Cotta wollte eine Art Revue der gelehrten, litterarischen, artistischen und merkantilischen Bestrebungen und Fortschritte der ganzen Welt schaffen, doch sollte der besseren Handlichkeit wegen für jedes Kulturland ein eigenes Heft allmonatlich erscheinen, und so kamen denn seit dem Jahre 1800 „Englische Miscellen“, sodann von 1803 ab „Miscellen aus Frankreich“ und nach 1804 „Italienische Miscellen“ im Cottaschen Verlage heraus. Der Erfolg war aber so gering, daß Cotta seine Idee nicht weiter verfolgte und die drei Unternehmungen 1807 in eins verschmolz, diesem einen allgemeineren Charakter gab und es „Morgenblatt für gebildete Stände“ nannte.

Die Zeitschrift war also Cottas eigenste Schöpfung; der Redakteur, den er dafür engagiert hatte, Friedrich Christoph Weißer, arbeitete nur nach seinen Informationen. Immerhin war Weißer ein Schriftsteller von gewisser Bedeutung, der auch in der Gesellschaft einen nicht unbedeutenden Rang einnahm. Geboren 1761 zu Stuttgart, wurde er 1807 Obersteuerrat bei dem ersten Departement der königlichen Oberfinanzkammer daselbst und später Oberfinanzrat. Im Jahre 1822 trat er mit dem Titel eines Staatsrates in den Ruhestand und starb 1836 in Stuttgart. Seine poetischen Schriften bestehen hauptsächlich aus Sinngedichten, Satiren, Fabeln, epigrammatischen Tändeleien und kleinen Lustspielen. Alles ist aber recht nüchtern und noch ganz in dem alten, nicht selten gezierten Stile des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Mann der alten Schule und des alten Geschmacks war aber Cotta ganz recht; die Romantiker, die sich jetzt mit

aller Gewalt den deutschen Parnaß erobern wollten und so viel Lärm machten, hatten seinen Beifall nicht, und er war darum auch bestrebt, dem „Morgenblatte" eine gewisse antiromantische Färbung zu geben. Damit zog er sich aber nicht nur das Mißfallen der Romantiker, sondern auch — wenigstens zunächst — das der schwäbischen Dichter Uhland, Kerner, Karl Mayer u. a. zu, die damals noch ganz im Banne der Romantiker standen, und mußte es leiden, daß sie ihren Spott am „Morgenblatte" ausließen. Allerdings nur handschriftlich gaben sie ein „Sonntagsblatt für ungebildete Leser" heraus, zu dem Uhland einen einleitenden Artikel „Über das Romantische" im Tone Weißers schrieb, und in welchem es hieß: „Nun so lasset uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!" Später wurde dann das „Morgenblatt" unter Hauffs und Schwabs Leitung das Hauptorgan der schwäbischen Dichter.

Um möglichst vielseitig zu sein, brachte das Blatt neben Novellen und Abhandlungen mannigfachster Art, auch touristische Plaudereien; bereits im Jahre 1807 begann es damit und veröffentlichte „Bruchstücke aus einer Reise durch Deutschland", die sich jedoch nur mit Heidelberg, besonders mit den litterarischen Interessen der Universitätsstadt, beschäftigten. Der Name des Verfassers war nicht genannt.

Es wurden in diesen „Briefen", deren acht erschienen, die Zustände und Verhältnisse Heidelbergs nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet, und dabei ergab sich kein besonders vorteilhaftes Bild. Man neige in der schönen Neckarstadt zu sehr dem behaglichen Lebensgenusse statt der strengen Arbeit zu, meinte der Briefschreiber; dann tadelte er die schlechten Zustände der Bibliothek, die geschäftsmäßige Übersetzerbetriebsamkeit und dergleichen handwerksmäßige Buchmacherei, belächelte die Erziehungstheorieen des Kirchenrats Schwarz und bemängelte noch manches andere. Aber das alles doch in einem anständigen Tone. Um eine Probe zu geben, sei folgende Stelle zum Abdruck gebracht:

„Allerdings rühmt sich Heidelberg mehrerer berühmter Namen bey seiner Universität, und unverkennbar ist das Streben, diesen

Ruhm zu behaupten. Die Professoren sind fleißig in ihrem eigentlichen Berufe und auch als Gelehrte, und mit wenigen Ausnahmen hat das, was von hier ausgeht, Wert. Auch die mit der Universität verbundenen Anstalten, das philologische und pädagogische Seminar, das Forst- und Landbau-Institut, das Klinikum u. s. w. sind in dem besten Zustande, sowie denn auch gegenwärtig an einer neuen Organisation des Gymnasiums sehr thätig gearbeitet wird. (Vorher hatte der Verfasser Heidelberg allerdings als ein Capua geschildert.) — Mit Hülfsmitteln ist es ziemlich schlecht bestellt. Die Bibliothek ist unbedeutend, außer im Fache der Staatswirtschaft, welches durch die Bibliothek der ehemaligen Kameralschule einen bedeutenden Zuwachs erhalten hat. Das philologische Fach ist noch mit am besten, nur von neuerer Litteratur muß man hier durchaus nichts suchen. Dabey ist die Bibliothek noch nicht geordnet, sondern wird in einem nicht unansehnlichen Lokale in dem Universitäts-Gebäude nur erst provisorisch aufgestellt, um dann einen Catalogus fertigen zu können. Alle Bibliotheken im Großherzogthume haben jetzt den Auftrag, ihre Doubletten gegen einander auszutauschen und aus ihrem Überflusse dem gegenseitigen Mangel abzuhelfen. Für Heidelberg fehlt es an Fonds. — So ist auch der technologische Apparat unter aller Kritik; der physikalische soll vorzüglicher seyn. — Die Buchladen sind gleichfalls nur mittelmäßig versehen. — Ein lobenswürdiges Institut ist die Lesegesellschaft der Buchhändler Mohr und Zimmer, wo man für ein mäßiges Abonnement nicht nur die vorzüglichsten Zeitungen, Tageblätter und Journale — deutsche und französische — vorfindet, sondern diese auch nachher heftweise ins Haus geschickt erhält. — Jedoch ist dies nur der Fall für die Jahresabonnenten; der Fremde, welcher monatlich einen Gulden bezahlt, hat nur den Zutritt in die Gesellschaft selbst. Leider ist auch hier die Unart ziemlich eingerissen, die ausliegenden Journale und Schriften einzustecken und Tage, ja Wochen lang bey sich zu behalten.“

Diese Kritik rief in Heidelberg eine Entrüstung sondergleichen hervor, die für uns heute schwer zu verstehen ist und sich nur

dadurch erklärt, daß vor hundert Jahren noch eine weit größere Empfindlichkeit gegenüber dem gedruckten Worte herrschte, und daß die Journale damals noch einen erheblich stärker tönenden Resonanzboden besaßen. Fast die ganze gelehrte Welt von Heidelberg erhob sich und erließ in der Nr. 98 des „Rheinischen Bundesblattes“ *) folgende Erklärung:

„Die Unterzeichneten, ergriffen von dem Gefühle der höchsten Indignation über die immer mehr zunehmende Klatscherei in den deutschen Journalen, glauben endlich einmal zur Sprache bringen zu müssen, was schon so lange alle rechtlichen Menschen empört, und wollen, indem sie den öffentlichen Ankläger einer neuesten Versündigung dieser Art machen, wenigstens versuchen, ob dem fressenden Übel nicht noch einigermaßen Einhalt gethan werden könne. Nachdem sie daher die Briefe über Heidelberg, die in Nr. 277, 279, 296 und 298 des Morgenblattes abgedruckt sind, gelesen haben, erklären sie nach Pflicht und Gewissen, und auf ihre Ehre, ohne sich jedoch, weder jetzt noch irgend je, auf weitere öffentliche Erklärungen darüber einzulassen, alle jene feindseligen, hämischen Insinuationen, die darin gegen mehrere hiesigen Institute enthalten sind, für entweder boshafte oder sinnlose, auf jeden Fall völlig grundlose Verläumdungen, und was sonst über Personen und Örtlichkeiten vorkommt, für alberne, abgeschmackte Klatschereien; sie erklären ferner den Verleger und die Redaktion dieses Blattes als Hehler und Pfleger der Verläumdung, auch für Theilnehmer an dem Schimpfe, mit welchem die öffentliche Meinung solche Sündhaftigkeit brandmarkt, wenn sie sich nicht durch Auslieferung des Verläumders an die allgemeine Verachtung lösen werden. Sie haben übrigens zu allen Ehrenmännern unter den deutschen Schriftstellern das Vertrauen, daß sie nicht länger durch ihre Teilnahme Institute unterstützen werden, die allein berechnet auf den schlechtesten

*) Ein Lokalblatt, das seit dem 1. Juli 1807 in Heidelberg erschien.

Grundzug im Charakter der Nation, jeglicher Gemeinheit fröhnend, auch allein die Herbergen des litterarischen Pöbels sein und bleiben sollten.

Heidelberg, den 13. December 1807.

C. Daub, Kirchenr. u. Professor. De Wette, Prof. d. Theologie. F. Wilken, Prof. d. Geschichte. J. Fries, Prof. d. Philosophie. Fr. Creuzer, Hofr. u. Prof. d. Philologie. A. Boeckh, Prof. d. Philologie. Wolf, Kirchenrath, Special-Superint. u. erster evang.-luth. Stadtpfarrer. Marheinecke, Prof. d. Theol. Ackermann, geh. Hofrath und Prof. d. Medicin. Kastner, Prof. d. Chemie. A. Schreiber, Prof. d. Aesthetik. C. Zimmermann, Doktor. Schelver, Prof. d. Medicin. J. J. Loos, Prof. d. Medicin. Arndt, russ. kais. Hofrath. Görres, Prof. Baehr, Inspektor u. evang.-reformirter Pfarrer zum Heil. Geist. Kayser, Doctor der Philosophie.“ *)

Darauf erfolgte natürlich sehr bald eine Antwort, und sie fiel ebenso kräftig aus, wie die Erklärung. Alle Beklagten, der Verfasser, der Redakteur und der Verleger, traten hervor. Der Verfasser, der sich als der Schriftsteller G. Reinbeck in Mannheim bekannte, bezeichnete die Anklage als eine unverschämte Verleumdung und forderte die Unterzeichner zum Gegenbeweise auf. Die Akten lägen vor den Augen des Publikums, das die tiefste Indignation über ein so unerhörtes Verfahren rechtlich sein wollender Männer, welche ohne Gründe, bloß durch ihre Autorität einen ihrer Meinung nach Wehrlosen moralisch morden wollen, gewiß mit dem Verfasser teilten. Wenn der Gegenbeweis nicht erfolge, werde die Unterzeichner der Erklärung als falsche,

---

*) Verfasser der Erklärung war Görres, wie aus einem Briefe von Heinrich Voß an Schillers Witwe vom 23. Dezbr. 1807 hervorgeht. Görres sei besonders durch zwei beißende Epigramme im „Morgenblatte“ zu diesem Ausfalle gereizt worden. Vergl. Charlotte von Schiller und ihre Freunde, Bd. 3, S. 235.

boshafte Ankläger die gerechte öffentliche Verachtung treffen. Der Redakteur sprach sich in ähnlicher Weise aus und forderte ebenfalls Beweise. Dann aber trat Cotta hervor, umgürtet mit dem stolzen Selbstbewußtsein, der erste Verleger Deutschlands zu sein.

„Wer die obige Erklärung der ehrenvollen achtzehn Männer unpartheyisch liest", begann er, „und jene Briefe im ‚Morgenblatte' damit vergleicht, wird finden, daß sie, der finstersten Zeiten würdig, eigentlich nur mit einem verachtenden Stillschweigen hätten beantwortet werden sollen, und daß ich als Verleger des ‚Morgenblattes' mich mit der Gegen-Erklärung des Herrn G. Reinbeck begnügen könnte. Allein wenn man bedenkt, daß Männer von sonst achtbarem Namen sich nicht scheuen, auf solche Art aufzutreten und sich gegen die öffentliche Prüfung öffentlicher, dem Publikum angehörender Anstalten zu erheben: so wird man erkennen, daß ein solches Benehmen gegen das Heiligste der Menschheit nicht ungeahndet gelassen werden kann."

Er betont dann ebenfalls, daß die Angaben in den „Briefen" auf Wahrheit beruhen, und kommt schließlich zu der Stelle der Erklärung, die ihn persönlich ja am meisten verletzen mußte, zu der Aufforderung an „alle Ehrenmänner unter den deutschen Schriftstellern", künftig nicht mehr solche Institute zu unterstützen, die, jeglicher Gemeinheit fröhnend, auf den schlechtesten Grundzug im Charakter der Nation berechnet seien und auch allein die Herbergen des litterarischen Pöbels sein und bleiben sollten.

Dies dem Verleger Goethes und Schillers! Man empfindet ordentlich, wie hier der stolze Mann, seine Erregung bemeisternd, noch einmal tief Atem holt. Dann beginnt er:

„Ich gestehe gern, daß keine der vielen Erfahrungen meines Lebens mich so tief schmerzt, wie diese. Nicht als fürchte ich irgend eine Folge von dieser Aufforderung an die Ehrenmänner unter den deutschen Schriftstellern — mögen diejenigen, die sich ihr schmiegen, nur immer ferne bleiben —, sondern weil ich bei dem Bewußtsein, in allen meinen Unternehmungen auf etwas Schönes und Edles hinzustreben, mit Freude und frohem Muth einem jeden wahrhaften Ehrenmanne, der mich und meine Hand-

lungsweise kennt, ein Zeugniß meines Bemühens in meinem Wirkungskreise abfordern und erwarten darf, daß jene Erklärung in einem empörenden Contrast mit diesem Zeugnisse stehen werde;

weil unter den Unterschriebenen sich Personen befinden, denen ich persönlich bekannt bin, und die schlechterdings anders von mir denken müssen, als jener Schluß ausdrückt;

weil" (er führt noch an, daß er persönliche Kränkungen stets vermieden und Widerrufe jederzeit aufgenommen habe) — worauf er schließt:

„Mögen Neider und Gegner jeder Art meine Institute .... auf's ungerechteste tadeln, ich werde dem ungeachtet meinen Weg nach wie vor gehen. Die Beruhigung ließen sie mir wenigstens, daß sie noch so viel Achtung für die Wahrheit hatten, mir nie Beweggründe unterzuschieben, deren nur die gemeinste Natur fähig sein kann. Die meinigen sind von der Art, daß ich ruhig auf sie zurücksehen und mich damit trösten darf, daß es edle Männer (auch in Heidelberg) gibt, welche dieselben nach der Wahrheit zu würdigen wissen. Mögen andere anders davon denken; das Gute behält ewig seine Rechte.

Cotta."

Eine Antwort erfolgte auf diese Zurechtweisung nicht; die Herren in Heidelberg mochten wohl einsehen, daß es nicht angebracht war, sich mit dem energischen Cotta weiter in eine Fehde einzulassen. Und Cotta selbst zeigte auch sehr bald, daß er sich durch die „Heidelberger Achtzehner", wie Heinrich Voß sie nannte, nicht im geringsten hatte beirren lassen; er nahm sogar G. Reinbeck zusammen mit dem Epigrammatiker J. Ch. F. Haug 1808 in die Redaktion des „Morgenblattes". Gleichfalls wirkungslos blieb die Aufforderung der Heidelberger, dem „Morgenblatte" nichts mehr einzusenden. Das Gegenteil trat ein; alle Schriftsteller von Namen suchten nach und nach eine Verbindung mit ihm, sodaß es bald im Mittelpunkte des litterarischen Lebens stand.

Für Goethe wurde das „Morgenblatt" sofort dadurch wichtig, daß Cotta in nachdrücklicher Weise hier die neue zwölfbändige Ausgabe der Werke des Dichters wiederholt anzeigen ließ. Bereits unter dem 27. Februar 1807 erfolgte die Mit-

teilung von dem Erscheinen der ersten Lieferung; am 29. April konnte gemeldet werden, daß schon die ersten vier Bände fertiggestellt seien; dabei wurde bemerkt, daß „der berühmte Verleger daran gehandelt und gearbeitet habe wie ein edler Mann“. Vom 12. bis 25. Mai 1808 wurde sodann die ganze Ausgabe in einem ausführlichen Artikel, der durch sechs Nummern lief, gewürdigt. Später wurde auch in gleicher Weise das Erscheinen der „Wahlverwandtschaften“ (4. Sept., 2., 25. u. 26. Dez. 1809) und der Selbstbiographie des Dichters „Aus meinem Leben“ (28. u. 29. Febr. 1812) angezeigt.

Doch erhielten auch alle anderen litterarischen Erscheinungen ihre Berücksichtigung, sodaß das Blatt immer ein treuer Spiegel der litterarischen Ereignisse war, und der Geheimrat Voigt in Weimar gewiß nur das allgemeine Urteil aussprach, als er unter dem 2. Dezember 1809 an Böttiger in Dresden schrieb: „Das Morgenblatt ist eins der seltenen Ephemeren, das mehr hält, als es versprach; ich kenne keins, das so zu einer Frühstücks- und Toilettenunterhaltung für einen litterarischen Mann geeignet wäre. Einige schlechte Verse müssen dabei sein. Einer Menge Leser gefallen diese am besten. Aber auch sehr viel Gutes dieser Art ist aufgestellt worden.“

Unmittelbar, nachdem das „Morgenblatt“ ins Leben getreten war, begann in Dresden noch ein zweites Journal von ähnlichen Tendenzen zu erscheinen, aber in eleganterem Gewande und mit Kupfern geziert. Zudem waren die Herausgeber zwei begabte junge Leute, die bereits von sich hatten reden machen. Das Blatt nannte sich „Phöbus. Ein Journal für die Kunst“ (im weitesten Sinne), und die Herausgeber waren Heinrich von Kleist und Adam Müller. Kleist wollte den der Poesie gewidmeten Teil und Adam Müller den für die Philosophie und Kritik bestimmten redigieren; außerdem war der Maler Hartmann für die bildende Kunst und die beizugebenden Kupfer gewonnen. Die erste Anregung zur Gründung des Journals hatte Kleist von dem alten Körner, dem bekannten Freunde Schillers, erhalten, die materiellen Mittel waren durch Kleists immer hülfsbereite Schwester Ulrike und die Freunde Rühle und Pfuel herbeigeschafft

worden. Litterarische Beihülfe sagte sogar Goethe zu, „sobald es Zeit und Gesundheit erlauben“, ferner versprachen sie Tieck, die Schlegel, Wieland, Johannes von Müller, Gentz und viele andere. So durfte denn die neue Zeitschrift mit vielen Hoffnungen ihren Lauf mit dem Jahre 1808 antreten; allein es fehlte die richtige leitende Hand. Schon nach dem ersten Hefte schrieb Dora Stock, die Schwägerin Körners, an einen Verwandten, sie fürchte, der „Phöbus“ werde nicht länger als ein Jahr leben. „Jetzt schon wird er weder mit Vergnügen erwartet, noch mit Interesse gelesen. Und doch wollen diese Herren an der Spitze der Litteratur stehen und alles um sich und neben sich vernichten.“

Dieses strenge Urteil war nur zu sehr begründet und sollte auch für die weiteren Hefte zu Recht bestehen bleiben. Zunächst war es Kleist, der sich nicht als geeignet erwies, ein solches Blatt, das doch für einen großen Leserkreis mit sehr verschiedenem Geschmacke bestimmt war, zu leiten. Er füllte die Spalten mit Fragmenten seiner Stücke und Novellen, die er zwar „organisch“ nannte, aber die doch immer nur abgerissene Teile waren, welche kein tieferes Interesse bieten konnten. Andere Beiträge wie „Die Marquise von O....“ verletzten den empfindsameren Leserkreis; Scherze, wie sie K. F. G. Wetzel bot, waren des Blattes unwürdig. Das alles schadete aber der Zeitschrift noch nicht so sehr, wie die Stellung, die Kleist alsbald Goethe gegenüber einnahm. Dieser hatte sich abfällig über Kleists Trauerspiel „Penthesilea“ geäußert und durch Dreiteilung des „Zerbrochenen Kruges“ einen Mißerfolg des Lustspiels auf der Bühne zu Weimar verschuldet. Darauf rächte sich der leidenschaftliche Kleist, indem er im „Phöbus“ giftige Stachelverse, sogar auf Goethes Privatleben, veröffentlichte, was ihm selbst und auch seinem Blatte nur nachteilig sein mußte. Es blieben jetzt nicht nur die Beiträge von Goethe aus, auch Wieland, die Schlegel, Tieck, Gentz und Johannes von Müller sandten nichts. Aber auch Adam Müller war nicht der geeignete Mann, wie er zur Leitung des „Phöbus“ sein mußte. Er langweilte die Leser mit einer weitschichtigen Abhandlung über das Schöne und mit Vorlesungen über dramatische Poesie, in denen er zu ganz unklaren Schlüssen kam. Zu alledem blieben

die Kupfer, die jedem Hefte beigegeben werden sollten, oft monatelang aus, sodaß die Abonnenten mehr und mehr unwillig wurden und sich von dem Blatte abwandten. Schon nach dem ersten Quartale suchten die beiden Redakteure das Blatt bei einem Verleger unterzubringen, der es geschickter vertreiben könne; Kleist wandte sich zunächst an Cotta und dann an Goeschen, aber beide Male vergeblich; schließlich ließ sich die Walthersche Hofbuchhandlung in Dresden bereit finden, mit dem Juliheft das Blatt fortzuführen. Darauf wurde angekündigt, daß alle Hindernisse für die Zukunft durch die Teilnahme der Frau von Staël und der Herren Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck beseitigt seien. Aber die beiden letzteren blieben auch ferner aus, und der einzige poetische Beitrag der Französin war auch kein Treffer. So starb das Blatt kläglich dahin. Nur mit Mühe und Not gelang es, das elfte und zwölfte Stück (für November und Dezember 1808) noch im Februar 1809 herauszubringen. Den Hauptinhalt hatte Adam Müller geliefert.

Die romantische Poesie war im „Phöbus" nur so im allgemeinen zum Ausdruck gekommen; ein wirklicher Hort mit fest umzäumtem Gehege sollte ihr in einem anderen Journale bereitet werden, das die enragierten Romantiker Achim von Arnim, Brentano und Görres in Heidelberg gründeten: in der „Zeitung für Einsiedler".

Josef von Eichendorff, der seit 1807 in Heidelberg die Rechte studierte und daher das Hervortreten des Journals aus nächster Nähe beobachten konnte, charakterisiert es (in seinem litterarischen Nachlasse S. 309) in folgender Weise: „Das Blatt war eigentlich ein Programm der Romantik; einerseits die Kriegserklärung an das philisterhafte Publikum, dem es feierlich gewidmet und mit dessen wohlgetroffenem Porträt es verziert war; andererseits eine Probe- und Musterkarte der neuen Bestrebungen: Beleuchtung des vergessenen Mittelalters und seiner poetischen Meisterwerke, sowie die ersten Lieder von Uhland, Justinus Kerner u. a. Die merkwürdige Zeitung hat nicht lange gelebt, aber ihren Zweck als Leuchtkugel und Feuersignal vollkommen erfüllt."

Etwas breitspuriger und in dem satirisch-bitteren Tone, den

er liebte, schildert Görres die Entstehung des Blattes in dem Nachrufe, den er 1831 in Menzels Litteratur-Blatt dem geschiedenen Freunde widmete. „Die Zeit“, sagt er dort, „in der wir uns damals in Heidelberg begegnet, war .... jene, die zunächst auf die Jenaer Schlacht gefolgt; der Ehrentempel deutscher Nation war weit aufgethan, das damals blühende Geschlecht hielt seinen feierlichen Einzug durch die offenen Pforten, und es war ein ungemein erquicklicher Anblick, dem Zuge, der auch ein Leichenzug gewesen, zuzusehen, wo Deutschland sein altes Kaisertum nicht zur Krönung, sondern zu Grabe geleitete.“ Durch diesen Zug, den die Herolde des Eroberers anführten, der gebildet war aus Vasallen und Diplomaten, den Heeren „unter fremden Fahnen dem Pfade ihrer Ehre folgend“, Poeten und Rhetoren, „die sangen und sagten die Rede von dem Weltüberwinder“, endlich den Massen des Volks — „einige tanzend und jubilierend, die meisten niedergeschlagen, schweigend und verzagt und wie betäubt“ — ging ein Raffen und Reißen um eigenen Besitz, mitten auch ein Drängen nach abfallenden Brocken, ein Biegen und Schmiegen, ein behagliches Sich-eingewöhnen in die Unterwürfigkeit, „unten endlich Stumpfheit und Gleichgültigkeit, kaum mehr eine dunkle Erinnerung in den Massen, daß es je so etwas, wie ein Vaterland, gegeben, dabei Not und Verderben überall ... Nur verhältnißmäßig wenige, durch die Menge zerstreut, schienen die Schmach zu fühlen, und wo man sie entdeckte, wurden sie als überspannte Phantasten verschrieen und angefeindet. Die Journale und Zeitungen, flach, trivial und geistlos über die Möglichkeit hinaus, wetteiferten der Mehrzahl nach in der Niedertracht .... Die Gelehrten hatten die Hände voll zu thun, die täglichen Veränderungen in Statistik, Geographie, Gesetzgebung, Politik in ihren Kompendien einzutragen, und freuten sich der gangbaren Meßartikel. Andere, die dort keine Beschäftigung gefunden, hetzten sich ab um romantische und klassische Poesie und ähnliche unschuldige Gegenstände. Wir, die wir uns an den Ufern des Neckars zusammengefunden und unseres Zeichens jenen überspannten Phantasten angehörten, hatten nicht Lust, in das fröhliche Tiriliri jener patriotischen Sangvögel einzufallen, und sahen,

daß auch manche andere gleicher Stimmung waren. In Zeiten einer allgemein herrschenden Seuche vermag der Einzelne nur wenig gegen das Verderben .... Aber wie wenig auch immer auszurichten, und wie ungleich der Kampf seyn möge, es ziemt sich nicht, ihm aus dem Wege zu gehen .... Das bedachten wir und trugen am Fuße des Jettenbüchels (d. h. in Heidelberg) ein wenig Reisig und Holz zusammen, um ein kleines Feuer dort zu zünden, an dem wir uns in der kalten, neblichten Zeit einigermaßen erwärmen könnten, und an dem der übelriechende Heerrauch, der die Sonne trübte, sich lichten und zerstreuen möchte. Das Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht Arnim am trüglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder einigermaßen zu erwärmen und zu beleben, und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch ihren Dienst versagt, schien auch hier willfährig sich zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen."

Die erste Anregung zur Gründung der „Zeitung für Einsiedler" ging wahrscheinlich von Arnim aus, der sodann auch der Leiter des Ganzen wurde und schließlich die gesamten Beiträge noch einmal unter dem Titel „Tröst Einsamkeit" herausgab. So ist denn auch der Redakteur, der hie und da eine Notiz oder Anmerkung beifügt, niemand anders als Arnim, während in der „Gesellschaft Herausgeber", die die Ankündigung der Zeitung unterzeichnete, nur Arnim, Brentano und Görres zu erblicken sind. Wenn bisweilen noch andere, z. B. Jakob Grimm (bei Sepp, Görres und in Brentanos ges. Schriften, Frankfurt 1855, Bd. 8, S. 43), als Herausgeber mit genannt werden, so beruht dies auf einem Irrtum.*)

Die Ankündigung, welche die Herausgeber ihrem Blatte vorausschickten, hat ganz den kecken, burschikosen Ton, den die Romantiker so liebten. Sie begann: „Auf Befehl der großen Langeweile vieler sonst unnütz beschäftigter Leute, welche die Veränderungen der letzten Jahre aus ihrem Amte, Familien-Kreise, Überflusse herausgerissen, erscheint wöchentlich diese wunder-

*) Friedrich Pfaff, Arnims Tröst Einsamkeit. Freiburg i. B. 1883.

liche Zeitung. Die Lese-Kabinette als wahre Sammelplätze dieser neuen Einsiedler, welche die strenge Buße des Müßiggangs treiben, müssen sie schon kaufen, aber auch andre Leute werden wohl daran thun, welche an die Begebenheiten der wirklichen Welt gar zu persönlichen Anteil nehmen; sie werden hier Begebenheiten finden, noch viel größer und bedeutender als die uns umgebenden, Stadtgeschichten und neue Moden, die viel interessanter als die miterlebten, Theaterneuigkeiten, Akademieen, Kunst und Wissenschaften und gelehrte Familiengeschichten, wie wir das noch sobald nicht unter uns aufzuweisen haben, Erfindungen neu fabricirter Thiere, Physiologie gemachter Blumen, Entdeckungsreisen in sehr unsichere Gegenden u. s. w. Für andere Leute werden Gedichte aller Art darin stehen, und auf astronomische Beobachtungen und Gelegenheits-Gedichte ist es besonders abgesehen; sollte es durchaus verlangt werden, auch Kritiken, Idealismus und Epigramme, auch technologisch-ökonomische Erfindungen, um in sehr kurzer Zeit reich zu werden .... Kauft, ihr lieben Einsiedler, ihr Gelehrten, ferner ihr Hohe und Niedre auf Pension, insofern diese ausgezahlt wird, ihr Landprediger und Förster, Nachtwächter und Krankenwärter; wir versprechen auch im voraus Eulenspiegels Nachtblatt, euch Liebhaber rede ich aber besonders an, weil hier mehrere der ausgemachtesten Liebhaber ihr Glück und Unglück bekannt zu machen gedenken. Und wer ist einsamer als Liebende! Ihr seyd die wahren Einsiedler, für die wir schreiben; nehmt alles ernsthafter, als wir es euch sagen, und ihr werdet den wahren Sinn fassen. Wendet euch nur an die nächste gute Buchhandlung, sie wird euch sagen, daß es mit dieser Zeitung wirklich ernst sey; sie kostet jährlich 4 Rthlr. 12 gr. (8 fl. 6 kr.), sie beginnt mit dem ersten April und ist doch kein Aprilspaß. Was hättet ihr davon, wenn wir sie anpriesen als ein großes Mittel zur Beförderung der Humanität, Aufklärung, Übersetzung, Religion, Begeisterung; wollt ihr es aber, so zeigt es uns in einem gelesenen Blatte an, und wir versprechen prompte Bedienung, denn das Dramatische ist besonders unser Augenmerk. Diese Anzeige sollte eigentlich nur dienen, die ganz ernsthaften Leute stutzig zu machen, die Argwöhnischen wegen geheimer Ver-

bindungen in Verlegenheit zu setzen, die Ästhetiker aber zweifelhaft zu lassen, zu welcher Schule wir uns bekennen.“

In diesem Tone geht es noch weiter fort. Der Mund wurde dabei, wie man sieht, recht voll genommen, allein das, was nachher geboten wurde, blieb weit hinter dem zurück, was versprochen worden war. Doch wollte Arnim den humoristisch-satirischen Ton nur als geistreichen Ausputz angesehen wissen. An Tieck schrieb er: „So leicht meine Zeitung aussieht und beginnt, ich wünsche viel Ernsthaftes damit und fühle mich rein von leerer Sonderbarkeit und parteyischer Begrenztheit .... Kritik allein gestatte ich nur als Scherz oder über Zeiten, die vor unseren Augen durch veränderte Sprache und Seltenheit der Überbleibsel fast verschlossen. Neuigkeiten erscheinen ebenso nur als Scherz und mit sympathischer Tinte geschrieben, die nicht jedem erscheint.“

Hauptsächlich wollte er wohl, hebt Friedrich Pfaff hervor, durch die Darstellung der Herrlichkeit früherer deutscher Litteraturperioden den vaterländischen Sinn wieder wecken, und dabei leiteten ihn auch die reinsten und edelsten Absichten; aber um ein solches Ziel zu erreichen, mußte man doch eine weit größere Bildung besitzen, als die war, über die die drei Romantiker verfügten, es mußte auch eine viel härtere Arbeit geleistet werden, als die, zu der sich die schwärmenden Dichter bereit fanden; die Begeisterung allein thut es hier nicht.

Der Inhalt entsprach also keineswegs den Erwartungen. Die ersten Nummern brachten Gedichte von Arnim, „Denksprüche aus einer Friedenspredigt an Deutschland“ von Jean Paul, „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen“, eine ganz unzulängliche Arbeit von Görres. Weiterhin boten Brentano, Uhland, Kerner, Wilhelm und Jakob Grimm, Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Christian Schlosser, Zacharias Werner, Fouqué u. a. Beiträge dar, aber nichts war wirklich bedeutend, und nirgends war ein gewisses System zu spüren. Die Zeitschrift machte denn auch keinen tieferen Eindruck; zudem verstimmte sie noch die Abnehmer durch ihre Unzahl von Druckfehlern und ihr unregelmäßiges Erscheinen. In ziemlich rascher Folge erschien sie vom 1. April bis 30. Juli 1808, dann trat eine längere Pause ein, worauf

Ende August nur noch zwei Nummern herausgegeben wurden. Damit hörte das Unternehmen, für das man beim Beginn so laut in die Posaune gestoßen, ganz klanglos, ohne irgend ein Abschiedswort auf. „Es lag in der Art der Romantiker, nichts zu Ende zu führen", meint Friedrich Pfaff. „Immer kamen sie zu früh ohne gehörige Voruntersuchung, ohne genügende Erprobung ins Theoretisieren, dann verrannten sie sich; wußten sie endlich keinen Ausweg mehr aus ihrem Irrgarten, so sprangen sie über die Mauer und waren aller Sorgen los. Dieses Abspringen ward ihnen zur andern Natur und läßt sich allenthalben bei ihnen spüren."

Das antiromantische Cottasche „Morgenblatt", das sich natürlich von Anfang an nichts weniger als freundschaftlich zur „Einsiedler-Zeitung" gestellt hatte, brachte nach dem Hinscheiden des Journals folgende satirische „Todesanzeige":

Ach, unser Schmerz stöhnt in gewohnten Weisen,
Die Siedlerzeitung hat der Tod entnommen!
Schon zwanzig Freyer waren angekommen*)
Umsonst, sie mußte in den Rasen beißen.

Zwar wollte uns der Arzt noch Trost verheißen,
Als der Sonette neunzig ihr entschwommen;
Doch mocht' sie nicht mehr zu sich selber kommen;
Des Käses Maden werden sie nun speisen.

Sonett und Schwesterchen sind nicht zu trösten,**)
Es tönt ihr Schmerz wie Schellen an dem Schlitten,
Weil Mütterchen so früh schon mußte sterben;

Am Trübsalfeuer wird der Gram sie rösten.
Das Beyleid müssen wir frankirt erbitten,
Der Heimgegangnen tiefbetrübte Erben.

*) Die Einsiedler-Zeitung hatte bereits 20 Abonnenten.

**) Die letzten Blätter enthalten in 90 Sonetten die Liebesgedichte Sonetts und des Fräuleins Sonette.

In kurzer Zeit war das Journal schon völlig vergessen, und so gering schätzte man alsbald seinen Inhalt, daß Jakob Grimm, wie er in einem Briefe vom 10. Juli 1809 seinem Bruder mitteilte, in einer Göttinger Auktion „die ganze arme ‚Einsiedler-Zeitung'" für 7 Groschen kaufen konnte.

Als eine Art Fortsetzung der „Zeitung für Einsiedler" kann man „Die Musen, eine norddeutsche Zeitschrift", herausgegeben von den Romantikern Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann, betrachten, die vom 1. Januar 1812 ab bis Ende 1814 in Berlin in Oktav erschien, jedoch 1813 von Juli bis Ende Dezember aussetzte. Es finden sich hier wieder die alten Mitarbeiter des Heidelberger Journals, Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Uhland, Kerner, zusammen; außerdem treten noch Salice-Contessa, Louise Brachmann, Fichte, Varnhagen von Ense u. a. hinzu; Arnim und Brentano bleiben jedoch fern. Die bunten Farben der Romantik schillerten hier natürlich noch viel lebhafter, als bei Arnim. Fouqué, in seiner selbstgefälligen Manier, seiner mittelalterlichen Ritterlichkeit und gezierten Frömmigkeit, suchte seiner Geschmacksrichtung das breiteste Feld zu erobern; einen litterarischen Wert erhielt dadurch seine Zeitschrift allerdings nicht.

Wesentlich nüchterner war das „Pantheon, eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst", das 1810 in zwei Bänden von Johann Gustav Büsching und Karl Ludwig Kannegießer in Leipzig herausgegeben wurde. Es zählte hauptsächlich Gelehrte, wie Friedrich von Raumer, Solger, Rudolf Abeken, aber auch Goethe zu seinen Mitarbeitern. Einen durchaus wissenschaftlichen Habitus, jedoch mit einer gewissen Hinneigung zur Romantik, trugen die „Heidelbergischen Jahrbücher", die seit 1808 in Heidelberg erschienen.

Ganz abgesondert von den geistigen Strömungen der Zeit stand das einzige litterarische Organ des österreichischen Kaiserstaats, Adolf Bäuerles „Wiener allgemeine Theaterzeitung, zensurfreies Organ für alle Erscheinungen des Tages, Originalblatt für Kunst, Litteratur, Musik und geselliges Leben". Es erschien sechsmal wöchentlich und gewann dadurch, daß es vollständig davon absah, irgend welchen Standpunkt, irgend welche Grundanschauung zu vertreten, sondern einzig und allein nur dem Geschmacke des Publikums zu entsprechen suchte, nach und nach eine große Verbreitung. Sehr viele Familien-Zirkel in Österreich lasen bis in die vierziger Jahre des Jahrhunderts

hinein nur diese Zeitschrift.*) Der Gründer des Blattes, Adolf Bäuerle, geboren 1786 zu Wien, gestorben 1859 zu Basel, war ein gewandter und fruchtbarer Schriftsteller, der sich besonders durch seine Theaterstücke für die Wiener Volksbühne und seine humoristischen Romane bei einem großen Publikum sehr beliebt machte. Mit seinem „Staberl“ schuf er die Figur des drolligen Urwieners, der dann in Dutzenden von Volksstücken sein Wesen trieb. In seiner „Theaterzeitung“ wehte ebenfalls die Wiener Luft, aber diese Atmosphäre war doch entsetzlich weichlich. Es herrschte in dem Blatte einzig und allein der immer nur witzelnde, schäkernde und oft auch recht leichtfertige Plauderton des Salons. Wohl wurde alles berührt, aber nichts ernsthafter erörtert. „Bäuerle ist ein Redakteur comme il faut“, schreibt Seidlitz mit beißendem Spott. „Es gleicht ihm keiner in Deutschland, und sie könnten und sollten samt und sonders zu ihm in die Schule gehen. Besser wie Bäuerle versteht niemand die Launen des lesenden Publikums, niemand die schwachen Seiten der Abonnenten und Mitarbeiter. Bäuerle verspricht diesen das größte Honorar und jenen die interessantesten Erzählungen, die schönsten Kupfer, die pikantesten Notizen 2c., und das verspricht er jedes halbe Jahr mit ellenlangen Annoncen in sämtlichen deutschen Zeitschriften. Bäuerle ist der Wetterhahn auf dem Porzellanturme der deutschen Journalistik; kaum bläst der Wind, so dreht er sich flink um und kräht, zwar das alte Lied, aber auf einer neuen Stelle. Und neu ist seine Hauptsache ... Er will Nachrichten geben, und das geschieht in reichlichem Maße. Auf großem Quartformat mit kleinem Druck bringt die Theaterzeitung aus dem reichhaltigen Leben und Treiben der Residenzstadt, aus allen Provinzen, aus jedem nur irgend renommierten Orte der großen Monarchie schnell leichthingeworfene Notizen aus dem Reiche der Kunst, Nachrichten aus ganz Deutschland, Paris, London, Petersburg, und zwar eher, als jedes andere gleichartige Institut ... Über die Mitarbeiter läßt sich nicht viel sagen. Die Bericht-

*) Julius Seidlitz, Die Poesie und die Poeten in Österreich. Grimma 1837. Bd. II, S. 113.

erstatter verdienen kaum einer Erwähnung, da sie bloß facta melden." Doch liegt die Schuld an dieser Oberflächlichkeit keineswegs nur an Bäuerle. Er würde gewiß gern Gehaltvolleres gebracht und auch sich selbst vertieft haben, wenn nicht der furchtbare Zensurdruck auf ihm gelastet hätte. So, wie die Verhältnisse in Österreich lagen, war es ihm schlechterdings nicht möglich, einen anderen Ton anzuschlagen.

---

2. Die Zeitschriften mit politischer Grundstimmung. Die den vaterländischen Geist fördernden Journale. „Der preußische Hausfreund" von Heinsius, „Das Vaterland" von Gubitz. Cöllns „Neue Feuerbrände" und „Friedenspräliminarien". Die „Löscheimer". Perthes' „Vaterländisches Museum". Kotzebues „Biene" und „Grille". Die „Deutschen Blätter" und die „Landwehrblätter". — Die napoleonisch gesinnten Journale. Winkopps „Rheinischer Bund" und Bentzel-Sternaus „Jason". Hebel als Mitarbeiter des „Jason".

Blieben schon die der universellen Bildung gewidmeten Journale hinter den berechtigten Anforderungen zurück, so gelang es den deutschen Zeitschriften mit politischer Grundstimmung noch weit weniger, sich zu irgend einer Bedeutung, geschweige denn zu einem Einflusse, zu erheben.

Sie sind in zwei Gruppen zu sondern: in solche, die den vaterländischen Geist fördern wollten, und solche, die im Dienste der napoleonischen Ideen standen.

Die patriotischen Zeitschriften leiden samt und sonders an großer Kümmerlichkeit. Sie erschienen auch nur in Norddeutschland. In Süddeutschland erstickte die napoleonische Macht jeden Versuch, ein solches Blatt herauszugeben, schon im Keime. Die Herausgeber dieser Zeitschriften waren auch nur Schriftsteller zweiten und dritten Ranges, denen das zündende Wort nur in bescheidenem Maße zur Verfügung stand.

Die Reihe eröffnet der Sprachforscher Th. Heinsius, ein Mann von edelster Gesinnung, aber ohne jede publizistische Befähigung. Er begann bereits im Frühjahr 1806 mit der Heraus-

gabe seines Blattes, das er „Berlin oder der preußische Hausfreund" nannte. In der ersten Nummer sprach er den Wunsch aus, das Blatt möchte „der großen Familie seines Vaterlandes" ein wahrer Hausfreund werden, und war denn auch angelegentlich bemüht, vor dem Kriege die erregten Gemüter zur Ruhe und Besonnenheit zu mahnen und nach den Niederlagen in den schweren Monaten der Besatzung den Trost- und Hoffnungslosen Mut und Standhaftigkeit einzuflößen. Diese Bestrebungen waren auch nicht vergebens; das Blatt fand Eingang in den Familien und gewann eine gewisse Verbreitung, sodaß Friedrich von Cölln, der damals einen „Preußischen Staatsanzeiger" (der aber offenbar kein amtliches Blatt war) in Berlin herausgab, diesen am 1. Januar 1807 mit dem „Hausfreund" verschmolz. Darauf sollte der „Hausfreund", der zur Zeit nur zweimal wöchentlich erschien, künftig dreimal zur Ausgabe gelangen. Doch kam es nicht dazu. Der Staatsrat de Bignon, der mit Daru die okkupierten preußischen Länder zu verwalten hatte, erteilte zu Anfang Februar nicht mehr das Imprimatur, da ihm wohl die verschiedenen Aufsätze über preußische Helden der Vergangenheit, allerlei Beispiele von Patriotismus, der zum Ausdruck gebrachte Wunsch, der König möge wieder nach Berlin zurückkehren, und andere derartige Äußerungen vaterländischer Gesinnung unbequem waren. Später, nach der Okkupation, ist dann der „Hausfreund" noch einmal hervorgetreten, hat aber auch unter den neuen Verhältnissen keine größere Bedeutung erlangt.

Ähnlich verhielt es sich mit der Zeitschrift „Das Vaterland", die F. W. Gubitz von 1807 bis 1809 in Berlin in zwanglosen Heften erscheinen ließ. Auch bei Gubitz war es mehr die Vaterlandsliebe, als die schriftstellerische Begabung, die ihm die Feder in die Hand drückte. Im ersten Hefte, das im Oktober 1807 zur Ausgabe gelangte, beantwortete er auf hundertundachtundzwanzig Druckseiten die Frage: „Sind die Vorwürfe gegründet, welche dem preußischen Staate von auswärtigen Kabinetten und in mehreren Schriften gemacht wurden?" und schilderte dann in der Beantwortung den preußischen Staat nach innen und außen von Friedrich dem Großen an bis zu den Schlachttagen von Jena

und Auerstädt. Natürlich gestalteten sich die Ausführungen zu einer Rechtfertigung und Verteidigung für König Friedrich Wilhelm III. Weiterhin besprach er die Tagesereignisse, brachte Mitteilungen über den königlichen Hof in Königsberg, das Freikorps des Leutnants von Hirschfeld, des Rittmeisters von Krockow u. dergl. Solche Nachrichten erregten aber bald das Mißfallen der französischen Verwaltungsbehörde, und Gubitz wurde im Mai 1808 verhaftet, kam aber, ebenso wie Heinsius, der ungefähr zur selben Zeit das gleiche Schicksal hatte, mit einigen Wochen gelinden Arrestes in der Hausvogtei davon.*)

Eine schärfere Tonart schlugen die „Neuen Feuerbrände“ an, die der mit reichen Lebenserfahrungen und umfassender Geschäfts- und Weltkenntnis ausgestattete Kriegsrat Friedrich von Cölln (doch ohne sich zu nennen) in achtzehn zwanglosen Heften von 1807 bis 1808 herausgab, laut Angabe auf dem Titel bei Peter Hammer in Amsterdam und Köln, in Wahrheit bei Heinrich Gräff in Leipzig. Sie bildeten eine Art Fortsetzung der „Vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.“ von demselben Verfasser.

Friedrich von Cölln, geboren 1766 zu Örlinghausen im Lippeschen, betrat früh die preußische Beamtenlaufbahn, wurde 1800 Kriegs- und Steuerrat in Glogau, 1805 Assessor der Oberrechnungskammer in Berlin, geriet aber durch seine „Vertrauten Briefe“, in denen er viele Mängel der preußischen Staatsverwaltung darlegte, in mannigfache Verwickelungen und kam 1808 auf die Festung Glatz. Von dort entfloh er aber 1810 nach Österreich und setzte von dort aus die Niederschlagung seines Prozesses durch. Darauf erhielt er wieder eine Anstellung im Büreau des Fürsten Hardenberg in Berlin und war nun dort bis zu seinem 1820 erfolgten Tode amtlich thätig.

Seine „Vertrauten Briefe“ erregten großes Aufsehen, aber auch seine „Feuerbrände“, die in feuerroten Umschlägen erschienen, wußten die Leser lebhaft zu fesseln. Zunächst zittert in ihnen noch die tiefe Erregung über die Katastrophen von 1806 nach.

*) Gubitz, Erlebnisse. Berlin 1868. Bd. I, S. 123 ff.

Rückhaltlos legte er die Mängel des preußischen Militärs dar, und scharf verurteilte er dessen Oberleitung, vor allem den Herzog von Braunschweig. Er scheute sich nicht, über die Schlacht bei Jena zu schreiben: „Es lief alles, was laufen konnte; besonders war die Kavallerie am schnellsten auf der Flucht, und es schien gerade so, als wenn der König sie bloß deshalb beritten gemacht hätte, um recht schnell davon zu kommen und alles in Unordnung zu bringen, denn dies war ganz der Fall" (I, 6). Diese offene Sprache rief natürlich sofort auf vielen Seiten Entrüstung hervor, sodaß sich Cölln in einem besonderen Artikel (III, 123) verteidigte. „Es muß jetzt niedergerissen und niedergebrannt werden", sagt er, „was an Mißbräuchen jetzt entblößt dasteht; es müssen die Staatsverräter öffentlich gebrandmarkt und bestraft werden; der König muß sich mit den Edelsten (nicht etwa Adel) umgeben, um aus dem alten Wust etwas Gehaltvolles aufzubauen. Darum die „Neuen Feuerbrände"! Ich werde übrigens es nicht dulden, daß jemand Unrecht geschähe, und wenn es ohne meine Schuld geschehen ist, so soll es berichtigt werden. Jetzt höre ich noch manche Stimme, welche mir zuruft: Welchen Verfolgungen setzest du dich aus? Wie wird man dich verleumden, wenn der König zurückkommt! Man wird dir den Prozeß machen, dich einkerkern, richten und beschimpfen. Daran kehre ich mich sehr wenig. Nennen werde ich mich dem Könige; Er, der Gerechte, mag über mich richten. Geduldig werde ich meinen Nacken jeder Strafe hinhalten; mein Trost wird dann sein: daß der Buchstabe nicht erlöscht. Kann man Anhänger des wahren, echten preußischen Staatssystems richten und bestrafen, so ist dies der größte Beweis, daß er nicht mehr existiert."

Und auch gegen die wendet er sich, die die alten Fahnen verlassen haben und zu dem Eroberer übergegangen sind. Besonders gießt er die Schale seines Spottes über Lange, den Herausgeber des franzosenfreundlichen „Telegraphen", aus. Er druckt (V, 141) das in Ergebenheit ersterbende Gesuch an Friedrich Wilhelm III. um Gestattung der Herausgabe des „Telegraphen" ab, in welchem die dort zur Schau getragene Gesinnung im grellsten Gegensatze zu der nunmehrigen Haltung des „Tele-

graphen“ steht, und bemerkt dann mit grimmigem Hohn: „Die Tendenz ist von den Umständen ein wenig verändert worden.“

Aber er ist doch auch nicht blind gegen die Größe Napoleons und spricht sich in einem Artikel „Was hat Napoleon für Deutschland gethan?“ offen darüber aus (XIII, 137).

Angesichts der immer mehr zunehmenden Knebelung der Presse wagt er es, ein Wort zu gunsten der Zeitungen zu sagen (XVIII, 23). Er nennt sie die Dolmetscher der Gesetze, die Verkündiger nützlicher Einrichtungen und Erfindungen, die Erzähler des Rühmlichen wie des Unrühmlichen und erklärt, sie würden immer ein herrliches Hilfsmittel in den Händen der Regierungen für Beförderung ihrer heilsamen Zwecke und ein fruchtbringendes Depot für alle physischen und moralischen Bedürfnisse des Volkes, für die Nachwelt aber eine Musterprobe vom Geiste der Vorzeit sein. Und dann schließt er: „Wo ein solcher Dolmetscher fehlt, da wird weniger Vertrauen sein, aus Mangel an Kenntnis davon, was jeder Teil (der Anordnenden und der Befolgenden nämlich) eigentlich will; da wird mehr Mißbrauch einwurzeln, weil kein Licht zu fürchten ist, das die Gesetzlosigkeit beleuchten würde; da wird mehr Verwirrung, Eifersucht, Zwietracht, Monopolismus herrschen können, weil man sich in der Entfernung nicht verständigen, die Knoten nicht erkennen kann, die zu lösen sind. Publizität ist die Ägide der Wahrheit, die Rächerin des verletzten Gesetzes, der gekränkten Rechte, die Befreierin der gefesselten Freiheit.“

Mit dem achtzehnten Hefte kamen die „Feuerbrände“ zum Abschluß, an ihre Stelle trat die Zeitschrift „Friedenspräliminarien“, zu deren Herausgabe sich Cölln mit P. A. Winkopp verband. Das Unternehmen hatte jedoch keinen Erfolg.

Als ein Gegenstück zu den „Feuerbränden“ gab ein H. v. L. in Kiel von 1807 bis 1808 „Löscheimer“ heraus, die die Angriffe Cöllns entkräften sollten und besonders das preußische Heer in Schutz nahmen. Doch wurden auch hier Reformen verlangt, so Geschworenengerichte, Ministerverantwortlichkeit, Preßfreiheit rc. Hie und da verirrt sich dabei der Herausgeber aber etwas in die Idee des Weltbürgertums des achtzehnten Jahrhunderts. Im

Hinblick auf die Greuel der französischen Revolution ruft er einmal aus: „Um solchen Preis entsagt der Deutsche der Größe, Macht und Einheit seines Staatskörpers, bleibt ihm und seinen Mitbrüdern nur die Größe, Macht und Einheit seines Herzens, bleibt ihm nur das kosmopolitische Gefühl des edleren Menschen." Solche Grundanschauungen mußten den Menschen der napoleonischen Zeit aber nur zum stummen Dulder machen.

Mit der ganzen warmen Hingabe des edeln Patrioten suchte Friedrich Perthes in Hamburg durch die Zeitschrift „Vaterländisches Museum" den deutschen Geist zu kräftigen und zu heben. Als Deutschland zusammenbrach, nannte er den Untergang des Reiches eine gerechte Strafe, weil weder die deutschen Fürsten noch das deutsche Volk für das Ganze hätten leben und etwas opfern wollen. Zugleich aber war es ihm eine Herzenssorge, daß der nationale Geist nicht erstickte. Verlassen von unseren Fürsten, dahingegeben, ohne Verfassung, schrieb er nach dem Frieden von Tilsit, muß man sich nur in dem Hasse gegen den Unterdrücker vereinigen. Ein deutsches Bündnis müsse geschaffen werden, durch welches das Verständnis über das, was not thue, um wach und würdig zu sein, in weiten Kreisen gefördert werde. Um ein solches Bündnis anzubahnen, beschloß er, ein deutsches Journal zu gründen. „Es kommt jetzt", schrieb er an Johann Georg Jacobi, „da es nötig ist, zur rechten Zeit augenblicklich zu sprechen, viel darauf an, daß deutsche Männer wissen, wo sie für den Augenblick etwas zu Tage fördern können. Eine in kurzen Zeiträumen erscheinende Zeitschrift, welche lebendige Verbindungen aller deutschgesinnten Männer erhält, ist dringendstes Bedürfnis. Meinen guten Willen zu solch einem Unternehmen kennen Sie, meine Stellung ist günstig; ich kenne die Edelsten der Nation teils persönlich, teils durch diese oder jene Berührungspunkte und kann mir deren Beihülfe versprechen; mein Buchladen reicht in der gedrückten Zeit Hilfsmittel für die Redaktion dar, wie kein anderer es vermag. Aber, werden Sie vielleicht sagen, was hilft Euch Euer guter Wille. Dürft Ihr auch? Darauf antworte ich mit Jean Paul: Mit keinem Zwange entschuldigt die Furcht ihr Schweigen. Wir können auch unter

Napoleons Herrschaft vieles sagen, wenn wir nur die rechte Weise lernen, es zu sagen, und überdies wollen wir das Gute nicht verschmähen, was zugleich mit dem fremden Übel uns zuteil wird. Wahrlich, es sind gar viele heilsame Dinge, die wir von den Franzosen erlernen und erwerben können, und es ist echt deutsche Sinnesart, das Gute allenthalben zu erkennen. ‚Vaterländisches Museum' soll sich die neue Zeitschrift nennen. Sie soll nicht verboten werden, darum muß ihre Absicht und Richtung erkennbar für die Deutschen sein. Ich werde meinen Gang ruhig vorwärts gehen, in der festen Überzeugung, daß ich mein Ziel erreiche, und wahrlich ungestört."

Des weiteren wandte sich Perthes an alle bedeutenden Männer Deutschlands, von denen er hoffen durfte, daß sie die Verwirklichung seines Planes fördern würden. Jean Paul öffnete er sein ganzes Herz. Ein unverdächtiger Bund der deutschen Männer, welche von Gott zu geistigen Leitern ihres Volkes berufen seien, werde, so hoffte er, den Augen der Dränger verborgen ins Leben treten; jedes einzelne Mitglied könne nach Maß seiner Stellung und Bedeutung, ohne Aufsehen zu erregen, gleichgesinnte Männer an sich ziehen; ein Mittelpunkt, der einzige, welcher jetzt möglich sei, sei gegeben, und schnell könne sich, wenn die rechte Stunde komme, der wissenschaftliche Verein in einen Bund umsetzen, welcher zu kräftigen Thaten Kraft und Zusammenhang besitze. Damit der Verein eine so breite Unterlage wie möglich im Volksleben erhalte, solle keine Seite des deutschen wissenschaftlichen Lebens unvertreten bleiben.

Darauf liefen zahllose Antwortschreiben ein, von Schleiermacher, Friedrich Schlegel, Karl Friedrich Eichhorn, Thibaut, Savigny, Marheinecke, Planck, Sailer, Arnim, Fouqué, Brentano, Karl Ludwig von Haller, Franz Baader, Görres, Rumohr, den Gebrüdern Grimm, Heeren, Raumer und vielen anderen. Haller schrieb: „Ihr Unternehmen, hochverehrter Herr, sehe ich wie eine Fügung Gottes an. Nie darf man verzweifeln. Das einzige Mittel gegen das Unglück der Zeiten ist, bessere Grundsätze und bessere Gesinnungen in Kopf und Herz der Menschen zu bringen." In ähnlicher Weise äußerten sich die anderen; nur Gentz ant-

wortete ausweichend, und Goethe lehnte rund ab. Der erstere schrieb: „Wenn ich selbst mich nicht gleich bestimmt und unbedingt unter die Zahl Ihrer Mitarbeiter einschreibe, so hat das seinen Grund in meinen persönlichen Verhältnissen. An authentischen Aufschlüssen über die neueste Zeitgeschichte kann kein Schriftsteller so reich sein als ich. Aber gerade das Anziehendste, das Wichtigste von dem, was ich weiß, kann ich nur selten dem Publikum mitteilen, weil es mir unmöglich ist, Personen zu kompromittieren, die große Rollen auf dem Schauplatze der Welt spielen oder spielten, deren Vertrauen ich um keinen Preis mißbrauchen wollte, und an deren Freundschaft mir oft mehr gelegen ist, als an dem flüchtigen Beifall oder kalten Dank des Publikums. Auch ergreife ich diese Veranlassung, um Ihnen etwas zu sagen, was Ihnen vielleicht in mancher Beziehung nicht uninteressant ist. Es hat sich nämlich seit den letzten österreichischen Friedensverhandlungen, ohne daß in meinen Grundsätzen oder in meinen Gesinnungen, oder in meiner übrigen Lage das geringste alteriert oder verändert worden wäre, in meinem Verhältnis zur französischen Regierung eine wesentliche Veränderung zugetragen, indem die Idee, welche der Kaiser Napoleon von mir gefaßt hatte, eine andere Gestalt gewonnen hat, und wenn Sie gleich nie von mir hören werden, daß ich meinen bisherigen Wandel und Charakter verleugne, so habe ich doch Gründe, zu glauben, daß es in französischen Blättern forthin keine Ausfälle gegen mich mehr geben wird. Den eigentlichen Zusammenhang der Sache kann ich einem Briefe nicht anvertrauen." Und Goethe erwiderte: „Ich muß, obgleich ungerne, ablehnen, an einem so wohlgemeinten Institute teilzunehmen. Ich habe persönlich alle Ursache, mich zu konzentrieren, um demjenigen, was mir obliegt, nur einigermaßen gewachsen zu sein, und dann ist die Zeit von der Art, daß ich sie immer erst gerne eine Weile vorüberlasse, um zu ihr oder von ihr zu sprechen."

Durch diese beiden Absagen wurde natürlich das Unternehmen keineswegs gefährdet; im Frühjahr 1810 trat das „Vaterländische Museum" ins Leben und brachte Beiträge von Jean Paul, Graf Friedrich Leopold Stolberg, Claudius, Fouqué, Heeren, Sar-

torius, K. v. Hüllmann, Friedrich Schlegel, Görres, Arndt u. a. Neben der Kräftigung des Nationalsinnes war auch die Besserung der ökonomischen Lage ins Auge gefaßt, und es wurde dabei oft eine sehr energische Sprache geredet. In einem Aufsatze „Über das Verderbnis im deutschen Charakter, nachgewiesen am Verfall des nationalen Gewerbefleißes" ruft der Verfasser seinen Landsleuten zu: „Ihr Deutschen arbeitet, um wohlfeil, der Engländer, um gut zu arbeiten; diese erfinden dadurch, gut und wohlfeil zugleich zu sein. Ihr verlernt beides. Ihr arbeitet auf Schlechtigkeit los in dem, was Ihr macht, und auf Verdorbenheit in denen, die es machen." „Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker" schrieb Heeren, „Über unsere Sprache" Leopold von Stolberg. Eine kühne Rede, „Preußen werde Groß-Deutschland", gehalten in der deutschen Gesellschaft in Königsberg, läßt K. von Hüllmann veröffentlichen. Dieser bringt weiterhin auch eine Abhandlung „Volk und Sprache müssen Deutschland verewigen", in der er ausführt, daß das deutsche Volk, wenn auch bürgerlich unter sich entfremdet, doch eng durch ein starkes, ehrwürdiges Band, durch gemeinschaftliche Sprache verbunden sei, und sich schließlich zu dem Ausruf erhebt: „Die Sprache werde gepflegt mit Sorgfalt und Liebe, daß die großen in ihr niedergelegten Schätze, das Gesamteigentum des Deutschen, in jedem Gedränge als Familienmitglieder uns vereint halten und viele davon auch das Volk an die Zeiten der Blüte und der Früchte erinnern, es mit Hoffnung und Mut beleben!"

Diese Haltung des „Vaterländischen Museums" erwarb ihm rasch viele Freunde; der Absatz übertraf alle Erwartungen; aber schon am Schlusse des Jahres 1810 langte das Journal am Ende seiner Laufbahn an. Kurz vor Weihnachten wurde in Hamburg der Beschluß des französischen Senates bekannt gemacht, nach welchem die drei Hansestädte zugleich mit dem ganzen nordwestlichen Deutschland zu einem Bestandteile des französischen Reiches erklärt wurden, und da war es denn Perthes unmöglich, sein Ziel in der bisherigen Form zu verfolgen; er gab die Zeitschrift auf; nur sieben Hefte waren erschienen.

„Wer jetzt, so viele Jahre später, den Inhalt des ‚Vater-

ländischen Museums‘ überblickt“, schreibt Clemens Theodor Perthes in der Biographie seines Vaters, „wird wohl den Eindruck deutscher Tüchtigkeit und Redlichkeit empfangen; aber nur wenige, die sich den Druck jener Zeit in seiner ganzen Furchtbarkeit lebendig vor die Seele zu bringen vermögen, werden es erklärlich finden, daß das Aufhören jener Zeitschrift inmitten der ungeheuren Ereignisse als ein nationales Unglück von allen Seiten betrachtet werden konnte.“ *)

Mit ganz anderen Mitteln, mit satirischen Geißelhieben, bekämpfte August von Kotzebue die französische Invasion und besonders den ihm so verhaßten Usurpator. Von einem russischen Versteck aus gab er zunächst die Quartalsschrift „Die Biene“ 1808 (3 Bde.) und 1809 (4 Bde.) ohne Angabe des Druckortes und dann „Die Grille“ von 1811 bis 1812 heraus. Um nachdrücklicher auf die Massen zu wirken, brachte er ein buntes Allerlei, Novellen, Skizzen, Anekdoten, historische Aufsätze, touristische Plaudereien, und dabei war er bald rührselig, bald prickelnd witzig und wohl auch lasciv und frivol, wie in seinen Schwänken und Lustspielen. Doch alles, was er heranzog, mußte ihm Gelegenheit geben, hier eine Anspielung, dort eine satirische Bemerkung anbringen zu können und auch zuweilen mit der ganzen Heftigkeit seines Zorns hervorzubrechen. So knüpfte er an eine Plauderei über Bauchredner die Bemerkung, daß auch im politischen Leben viel Bauchrednerei getrieben werde. „Hier kommt es aber nicht darauf an“, fuhr er sodann fort, „Esel reden zu lassen, sondern vernünftige Menschen zum Schweigen zu bringen; hier kommt es nicht darauf an, die Köpfe zu erhalten, und wären es Heiligenköpfe, sondern sie womöglich abzuschlagen, wenn sie sich zu denken unterfangen. Es gab zu allen Zeiten große politische Bauchredner, und es giebt deren auch noch. Bald scheint die Stimme aus einer Zeitung zu kommen, bald aus einem Briefe, der nie geschrieben worden, bald aus einer Senats- oder gar aus einer Volksversammlung; aber der Zeitungs-

*) Clemens Theodor Perthes, Friedrich Perthes Leben. 4. Aufl. Gotha 1857. Bd. I, S. 174.

schreiber weiß nicht ein Wort davon, der Senat hat weder gedacht noch gesprochen, das Volk hat stumm und betäubt zugesehen, es waren immer nur die Stimmen des Bauchredners, die sich so geschickt zu vervielfältigen, ja sogar bisweilen die Stimmen von 50000 auf dem Schlachtfelde Gebliebener nachzuahmen wußten, um dadurch zu überreden, sie lebten noch." Alle Stimmen, so schloß er, könnten diese Bauchredner täuschend hervorbringen, nur eine nicht, die Stimme der Nachwelt. Ein andermal giebt ihm der sprichwörtliche Ausdruck „er lügt wie ein Fleischverkäufer" Gelegenheit zu der Glosse: „Vielleicht meinte er eine andere Art von Fleischverkäufern, welche Herden von Hunderttausenden auf die Schlachtbank liefern, und die auch noch jetzt mit der Wahrheit so wenig zu schaffen haben mögen, daß man in der Regel stets die Hälfte davon, was sie sagen, für eine Lüge halten darf."

Diese Stiche und Geißelhiebe verfehlten denn auch ihre Wirkung nicht, und daher beschwerte sich alsbald der französische Gesandte in Berlin, St. Marsan, bei dem preußischen Minister des Auswärtigen, dem Grafen von der Goltz, über diese beständigen Angriffe, worauf der Minister versprach, dagegen einzuschreiten. Es ergab sich aber bei der Untersuchung, daß die Zeitschrift nicht in den preußischen Staaten gedruckt wurde; es konnte also nur ihre Einführung verboten werden, und das hatte wenig Erfolg. Die Hefte kamen nach wie vor nach Preußen, besonders nach Berlin, und trugen nicht unwesentlich dazu bei, den Mut zur Abschüttelung der Fremdherrschaft zu wecken. Und darum ist es auch nur eine wohlverdiente Anerkennung, wenn Ludwig Geiger in seiner Darstellung der Franzosenzeit in Berlin sagt: „Es soll Kotzebue unvergessen bleiben, daß er zu einer Zeit, da andere wohlbedächtig schwiegen, sehr kühn zu reden wagte."*)

Als dann schließlich die Fremdherrschaft zu Ende ging, traten noch zwei Zeitschriften hervor, die bereits in der Hauptsache dem Befreiungskriege gewidmet waren, die „Deutschen Blätter", die F. A. Brockhaus auf Befehl des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg in Leipzig und Altenburg vom

*) Berlin. Bd. II, S. 284.

14. Oktober 1813 bis 13. April 1815 herausgab, und Böttigers „Landwehrblätter", von denen aber nur 15 Nummern im Herbst 1813 erschienen. Eine gewisse Bedeutung hat nur das erstgenannte Journal. Es sollte nach der Anweisung Schwarzenbergs „alle von seiten der hohen Alliierten teils schon erschienenen, teils in der Zukunft noch zu erscheinenden Nachrichten und offiziellen Schriften durch den Druck bekannt machen". Es sind daher in den „Deutschen Blättern" viele offizielle Berichte, besonders von Schwarzenberg und dem Kronprinzen von Schweden, zu finden; später wendet sich das Blatt auch der Weckung des Gemeinsinns zu und erklärt, es werde alles thun, was dazu führen könne, „über Deutschlands künftige politische Verfassung im allgemeinen und im besonderen gemeinnützige und aufgeklärte Ideen zu verbreiten". Die Verhältnisse auf dem Wiener Kongreß gestalteten sich aber bekanntlich sehr bald so unerquicklich und trostlos, daß jeder Vorschlag für eine Verfassung verstummen mußte, und auf die „Deutschen Blätter" fiel der Mehltau der Enttäuschung.

Von den Zeitschriften napoleonischer Observanz sind nur zwei zu nennen, „Der Rheinische Bund" und „Jason, eine Monatsschrift".

„Der Rheinische Bund, eine Zeitschrift historisch-politisch-statistisch-geographischen Inhalts", wurde von Peter Adolf Winkopp herausgegeben, einem Manne, der schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich hatte, als er zur Herausgabe des „Rheinischen Bundes" schritt. 1759 in Sachsen geboren, wurde er zunächst Mönch, verließ dann aber das Kloster und schrieb zunächst eine lange Reihe von Romanen im Stile der damals beliebten Ritter- und Räubergeschichten. Dabei kam er nach der Schweiz, wo er in Zürich von 1785 bis 1789 die politisch-religiöse Zeitschrift „Der deutsche Zuschauer" herausgab, mit dem er aber an vielen deutschen Höfen, besonders am Pfälzer und Mainzer, Anstoß erregte. Weiterhin rief er das „Magazin für Geschichte, Statistik, Litteratur und Topographie der sämmtlichen deutschen geistlichen Staaten" ins Leben, das ebenfalls in Zürich, und zwar von 1790 bis 1791 erschien. Darauf kam er nach Deutsch-

land zurück, wo es ihm 1796 gelang, die Stelle eines kurmainzischen Hofkammerrates in Erfurt zu erlangen. Doch folgte er auch hier seiner Vorliebe für journalistische Unternehmungen und gab von 1802 bis 1803 in Offenbach, einen früheren Titel wieder aufgreifend, die Zeitschrift „Der deutsche Zuschauer, oder Archiv aller merkwürdigen Vorfälle, welche auf die Vollziehung des Luneviller Friedens Bezug haben“, heraus. Diese drei Journale waren jedoch alle sehr unbedeutend, erst mit der Herausgabe des „Rheinischen Bundes“, mit welchem er ein für die Geschichte und das Bundesrecht des Rheinbundes unentbehrliches Archiv geschaffen hat, erwarb er sich einen Platz in der Geschichte des deutschen Journalismus. Die Zeitschrift erschien in Frankfurt a. M. von 1806 bis 1814 in 20 Bänden, und als Ergänzung hierzu kam noch die „Allgemeine Staatscorrespondenz mit besonderer und beständiger Hinweisung auf die Staaten des rheinischen Bundes“ zu Offenbach von 1812 bis 1814 in drei Bänden heraus. Noch bevor der Rheinbund vollständig zusammengebrochen war, starb Winkopp am 26. Oktober 1813 zu Aschaffenburg.

Den Inhalt der Zeitschrift bilden besonders Artikel über den Ausbau des Rheinbundes, die Einführung des Code Napoleon &c. Vielen Artikeln sieht man an, daß sie von Paris beeinflußt, ja womöglich direkt von dort eingesandt worden sind. Im großen und ganzen haben sie einen nüchternen, geschäftsmäßigen Ton, sodaß sie also nur durch das Sachliche anziehen, was sie bringen.

Anders verhält es sich mit der Zeitschrift „Jason“. Hier tritt uns in dem Herausgeber ein begeisterter Verehrer Napoleons entgegen, der ganz und gar im Banne des Genies des großen Eroberers steht und ihm sicherlich in durchaus ehrlicher Weise huldigt. Es ist der Graf Christian Ernst von Bentzel-Sternau, geboren 1767, gestorben 1849. Schon früh widmete sich Bentzel-Sternau dem Staatsdienste, doch fand er daneben auch noch Muße für litterarische Produktion. Am bekanntesten wurden seine Romane „Das goldene Kalb“, „Lebensgeister aus dem Klarfeldschen Archiv“, „Pygmäenbriefe“ und „Der steinerne Gast“, die er von 1802 bis 1808 herausgab, und in denen er

in Jean Paulscher Manier mit einer starken Dosis von Schwärmerei und Empfindsamkeit die Thorheiten und Verirrungen des gesellschaftlichen Lebens schilderte. Seine Monatsschrift „Jason“ ließ er von 1808 bis 1811 merkwürdigerweise in Gotha bei Zacharias Becker erscheinen, der bekanntlich nichts weniger als ein Verehrer Napoleons war.

Bentzel-Sternau war von der Ansicht erfüllt, daß Preußen sich nicht wieder erheben könne, und meinte in einem Artikel „Scheideblicke auf Preußens Monarchie“, daß es zum Wohle von ganz Europa und insbesondere von Deutschland gefallen sei. Dagegen erblickte er im Rheinbunde den festen Kern für das neue Deutschland. „Der echte Patriot“, rief er im Julihefte von 1808 aus, „kann in dem neugeschaffenen Rheinbunde nur den in Jugendkraft wieder auflebenden Phönix seines Vaterlandes sehen“. Sein Vertrauen in die göttliche Mission Napoleons hatte keine Schranken. „Gott gab ihm die Kraft und den Willen“, sagte er im Februarheft von 1809, „alles Hindernis zu übersteigen, welches die Bösen dem Guten in den Weg legen“. Bei dem Kampfe der Tiroler vertrat er die Anschauung, daß sich dort ein Kampf der alten Ideen gegen die neuen abspiele, ein Streit des Fanatismus und der Verblendung gegen die Aufklärung und den Fortschritt.

Einer seiner eifrigsten Mitarbeiter war der alemannische Dichter Johann Peter Hebel, der viele Geschichtchen lieferte, in denen der „große Held“ Napoleon gefeiert wurde, und allerlei Anekdoten und Szenen aus dem Kriegsleben schrieb, in denen aber, wenn Franzosen mit Preußen zusammentrafen, der Verrat und die Gemeinheit immer auf seiten der letzteren, dagegen Großmut und Edelsinn stets bei den Galliern zu finden war. Doch mag immerhin nicht unerwähnt bleiben, daß Hebel nur eine sehr geringe politische Bildung, einen äußerst kleinen politischen Horizont besaß. Konnte er doch in dem politisch so bewegten Jahre 1805 schreiben: „Ich bin in diesem Kriege so neutral, wie mein zahmes heimliches Hausmäuslein, das auch, wie ich, keine Zeitung liest“ und im Jahre 1807 konnte er ausrufen

wie ein echter Kirchturmpolitiker: „Ich wünsche dem Napoleon Sieg, damit es doch wieder einmal Ruhe wird!“ *)

---

3. Die Unterhaltungsjournale. Der neue „Freimüthige“. Zschokkes „Erheiterungen“. Die „Salina“, der „Erzähler“, die „Erinnerungsblätter“, das „Kurpfalzbaierische Wochenblatt“ und Wests Wiener „Sonntagsblatt“. — Schlußbetrachtung.

Am kümmerlichsten sah es mit den Unterhaltungsjournalen aus. Hier zeigte sich die allgemeine Niedergeschlagenheit, Trostlosigkeit und Erschöpfung der Nation am grellsten. Nirgends Geist und Witz, nirgends auch nur ein frischer Hauch. Trivialität und Banalität allerwärts.

In Berlin ließ der Schriftsteller August Kuhn von 1808 ab wieder einen „Freimüthigen“ mit dem Untertitel „Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser“ erscheinen; das Blatt hatte indessen nichts mit dem ehemaligen Kotzebue-Merkelschen Journale zu thun, ist aber immerhin zu beachten, weil es sich in den späteren Jahrzehnten noch günstig entwickelte und weiterhin unter der Redaktion von Willibald Alexis eine nicht unbedeutende Rolle im geistigen Leben Berlins spielte. Eine gewisse Ähnlichkeit hatte der neue „Freimüthige“ mit dem alten jedoch immerhin: er war ebenfalls ein Gegner der Romantiker. Der Herausgeber August Kuhn (geb. 1784 zu Eckartsberga, gest. 1829 zu Berlin) war nur ein Schriftsteller von geringem Talent, der außer verschiedenen Übersetzungen eine Anzahl Romane und Novellen geliefert hat, die sich über die Mittelmäßigkeit nicht erheben. Auch der Inhalt seines „Freimüthigen“ war unbedeutend und diente nur dem oberflächlichsten Geschmacke.

Etwas mannigfaltiger und auch etwas gehaltvoller waren die von Heinrich Zschokke (geb. 1771 zu Magdeburg, gest. 1848 zu Aarau) im Verein mit Karl Graß, J. von Ittner,

*) Hebels Werke, herausgegeben von O. Behaghel. Stuttgart o. J. Bd. I, S. V und XXXI.

August von Kotzebue u. a. herausgegebenen „Erheiterungen“*). Sie erschienen von 1811 ab bis 1827 in Aarau und brachten viele von Zschokkes Novellen, die damals sehr beliebt waren, so z. B. „Tantchen Rosmarin“, „Das Loch im Ärmel“, „Der Blondin von Namur“ u. a. Von den sonstigen Mitarbeitern, deren Namen man heute noch kennt, sind nur Karoline Pichler, Karoline von Beulwitz (Schillers Schwägerin) und J. G. Seidl zu nennen. Allmonatlich erschien ein Heft in Oktav.

Ähnliche Ziele, aber mit weniger Glück, verfolgte die Zeitschrift „Salina, oder Unterhaltungsblatt für die leselustige Welt“, die A. G. Eberhard (der sich später durch sein Idyll „Hannchen und die Küchlein“ so viel Beifall erwarb) mit dem schreibseligen Romanschriftsteller August Lafontaine im Jahre 1812 und dann noch einmal 1816 in Halle herausgab. In Oschatz hatte man von 1808 bis 1810 einen „Erzähler für den Bürger und Landmann“, und in Zwickau erschienen „Erinnerungsblätter für gebildete Leser aus allen Ständen“, herausgegeben von den Gebrüdern Schumann, deren einer der Ahne des Komponisten Robert Schumann war. Diese Blätter führten bisweilen eine etwas burschikose Sprache. So schrieben sie u. a. im März 1813: „Der Wiener Theaterdichter Körner ist mit einigen seiner jungen Freunde zu dem neuen Freikorps nach Breslau abgegangen. Welche Wohlthat für unsere Litteratur, wenn noch einige Tausend schlechter und mittelmäßiger Schriftsteller diesem Beispiele folgten!“ München besaß von 1800 bis 1815 eine Zeitschrift, die erst „Kurpfalzbaierisches Wochenblatt“, dann (von 1806 ab) „Königlich baierisches Wochenblatt“ hieß, von 1809 bis 1810 „Münchner Miszellen zu Nutz und Vergnügen für alle Stände“ und endlich von 1811 bis 1815 „Gesellschaftsblatt für gebildete Stände“ genannt wurde. Von 1800 bis 1810 brachte das Blatt, das in dieser Zeit einmal wöchentlich erschien, neben seinem litte-

*) Die Zeitschrift erschien zwar in der Schweiz, wurde jedoch von einem in Deutschland geborenen Schriftsteller redigiert, erhielt ihre meisten Beiträge von Schriftstellern, die in Deutschland lebten, und war auch hauptsächlich für die Lesewelt Deutschlands bestimmt; sie durfte also mit Recht hier unter den deutschen Journalen aufgeführt werden.

rarischen Inhalte auch einige politische Nachrichten, besonders während der Redaktionsführung von Lorenz Hübner (1800 bis 1807); seit 1811, in welchen Jahren es zweimal wöchentlich herauskam, war es eine rein litterarische Zeitschrift. Wien erhielt 1807 durch Thomas West (Pseudonym für Josef Schreyvogel, 1768—1832) ein „Sonntagsblatt“ im Stile des englischen Spectators, dem nur der Geist Addisons fehlte. West redigierte das Blatt bis 1818.

* * *

Als eine trostlose Öde zeigte sich also schließlich in der napoleonischen Epoche das weite Gebiet der deutschen Zeitungslitteratur. Unter dem brutalen Fuße des Eroberers war nach und nach alles niedergetreten worden, was in dem regen achtzehnten Jahrhundert sich entwickelt, und was beim Beginn der Fremdherrschaft sich da und dort noch hervorgewagt hatte.

Kein einziges Blatt konnte mehr — auch in der bescheidensten Weise nicht — seine eigene Meinung äußern. Der Kerker war jedem Redakteur gewiß, der es wagte, auch nur das Geringste von dem zu sagen, was dem Imperator nicht gefiel. Und darum geben denn auch die Zeitungen der Epoche nichts weniger als das Abbild ihrer Zeit wieder; im günstigsten Falle sind es Zerrbilder, was sie bieten, oft genug aber Trugbilder, die das Gegenteil von dem zeigen, was auf dem Welttheater sich abspielt, was die Herzen der Menschen bewegt. Aber gerade darum sind sie doppelt wichtige Dokumente jener unendlich traurigen Zeit. Sie zeigen uns klarer als jede historische Abhandlung, in welche Verwirrung die politisch unerzogene Nation beim Eindringen der Franzosen geriet, wie sie mitten im Drange der Ereignisse und unter dem unmittelbaren furchtbaren Drucke Napoleons sich mit den Thatsachen abzufinden suchte und doch trotz alledem im tiefsten Innern die Hoffnung nicht aufgab, sich aus der Knechtschaft wieder emporzuringen. Das tritt glänzend sofort nach den Tagen von Leipzig hervor. Unmittelbar nach dem Eintreffen der Siegesnachricht werfen alle Zeitungen die verhaßte Maske ab, und laut offenbart sich in ihnen die jubelnde Volksseele.

Leider verstanden es die Berufenen zunächst nicht, das heilige

Feuer der Begeisterung weiter zu nähren; eine Zeit der Enttäuschung kam, in der die nationalen Bestrebungen zu neuen Bedrängnissen führten, bis endlich durch die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches sich der Traum der Väter erfüllte. Der deutschen Presse fiel in dieser Zeit des langen und harten Ringens von 1814 bis 1870 eine besonders schwere Aufgabe zu. Wie sie dieser gerecht wurde, und wie sie sich nach und nach zu einer hervorragenden Förderin des nationalen Gedankens emporschwang, das wird der dritte Band zu schildern versuchen.



Verzeichnis der Zeitungen.

Namenregister.





